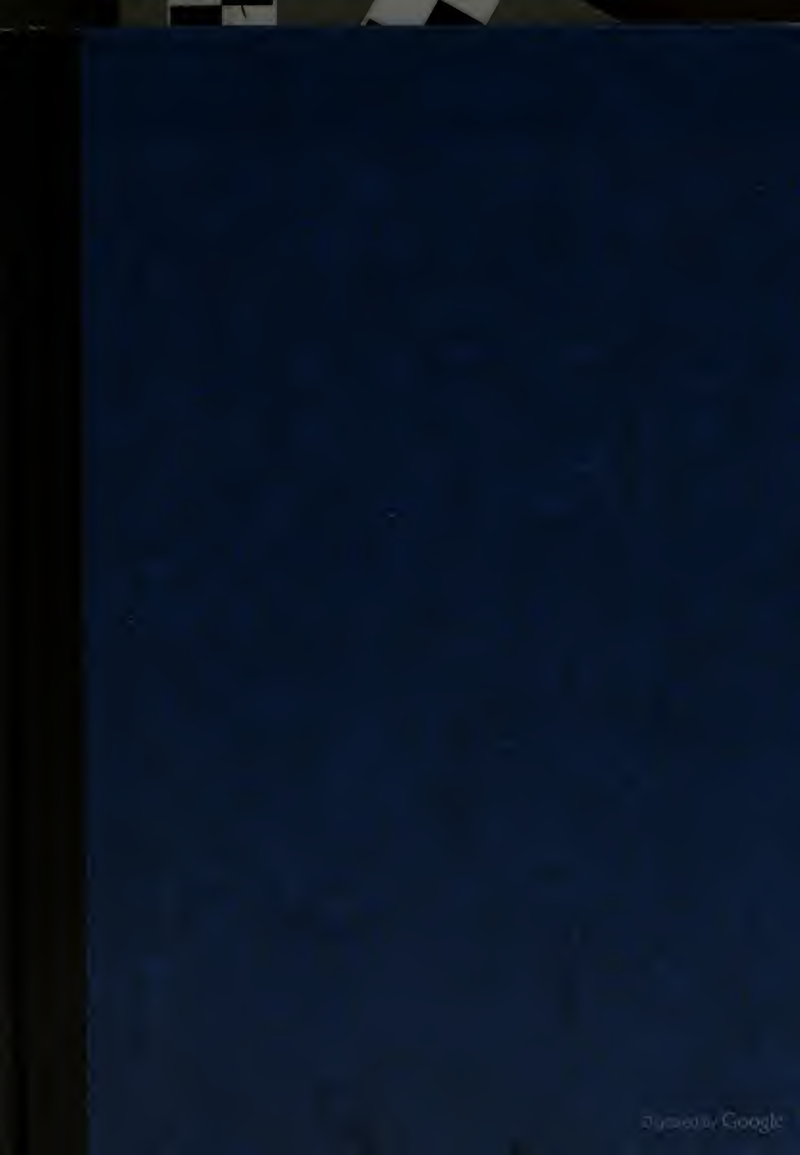
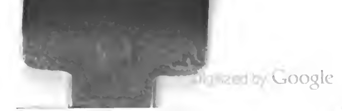

Digitized by Google


Digitized by Google

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(VII. Jahrgang 1861.)

Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 1. **VII. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. Januar 1861.

Die Feldblume.

Novelle.

Die Baronin von Birkhofen hatte heute eine ziemlich große Gesellschaft auf ihrem Landgute um sich versammelt. Es waren meistens Männer, Gutsbesitzer aus der Umgegend oder Herren aus der Stadt, die zum Besuche heraus gekommen waren. Frau von Birkhofen machte, wie immer, auf die liebenswürdigste Weise die Honneurs ihres Hauses. Sie war eine schöne Frau im Anfange der Dreißig. Eine außerordentlich schlanke Gestalt, ein schmales, feines Gesicht und prachtvolle blonde Haare, dabei eine ganz exclusiv aristokratische Haltung waren die Vorzüge ihrer äußeren Erscheinung für die große Welt.

Für ihre näheren Bekannten besaß sie noch den großen Reiz einer höchst sorgfältigen Erziehung und Bildung und mehrerer sehr hervorragender Talente. Sie war an einen Mann verheirathet, der sie, wie die Welt sagte, durchaus nicht zu schätzen wußte. Er war ein Landjunker im ganzen Sinne des Wortes, gutmüthig, freundschaftlich, brav und ehrlich, dabei voll natürlichen Verstande, aber behaftet mit einer Scheu vor allen Dingen, die mit Aesthetik, oder Schöngeisterei, oder Bildung, oder Kunstliebe zusammenhingen; dennoch störte er nicht seine Frau, die hauptsächlich in diesen Regionen lebte und webte. Den Sommer ging sie mit ihm auf das Land, den Winter er mit ihr in die Stadt, wo dann Pferde und Jagden und auch wohl noch das Lustspiel ihn für seine geopferten Landfreuden entschädigten. Es herrschte zwischen beiden Gatten ein durchaus guter Ton, aber im Grunde waren sie sich wildfremd. Keines liebte das Andere, aber sie fühlten auch nicht die leiseste Antipathie gegen einander, und das ist schon viel in einer Ehe, die nur die Convenienz und der entschiedene Wille der Verwandten geschlossen. Die Ehe war kinderlos; die Gatten sahen sich äußerst selten, da jedes allein frühstückte und nur der späte Mittagstisch sie vereinte, wo dann gewöhnlich Gäste jedes tête à tête ferne hielten.

Das Leben Adelinens, so hieß die Baronin, war übrigens nicht ohne Roman — es hatte ein Mann sie glühend geliebt, und zwar ein höchst interessanter und bedeutender Mann, ein Mann, der in seinem Wesen die Eigenschaften der alten Troubadoure mit denen der modernen

Poeten vereinigte, ein ächter Cavalier und ein ächter Dichter (obgleich nie eine Zeile von ihm gedruckt worden), und dennoch wußte Niemand, ob Adeline ihn wieder geliebt, nicht einmal er selbst!

Seit zehn Jahren war er nun ihr Freund, ihr Anbeter, ihr Begleiter, aber ihr Benehmen war so musterhaft ihre Haltung ihm gegenüber so gemessen, daß Niemand ihr einen Vorwurf aus diesem Verhältnisse machte, sondern die Welt höchstens über Baron Kempten's antediluvianische und höchst langweilige Treue spottete.

Es wäre lächerlich, zu behaupten, daß er nach zehnjähriger Entsagung noch immer sterblich in Adeline verliebt gewesen sei; aber gewiß ist, daß er sie noch immer liebte. Wo sie war, schien es ihm unmöglich, einen anderen Platz als den neben ihr einzunehmen, dann aber war er freilich fähig, auch die übrigen Frauen zu beachten und zu würdigen. Doch nie hatte er, seitdem er öffentlich und ohne Scheu die Farben Adelinens trug, einer anderen Dame den Hof gemacht — seine Treue war makellos.

Adeline, obgleich sie immer seine stürmischen Liebesausbrüche zurückgewiesen und unerschütterliche Tugend und Ruhe ihnen entgegengesetzt, hatte sich dennoch an seine Liebe und Verehrung so sehr gewöhnt, daß ihr nie der Gedanke kam, das könne anders sein, und dennoch, wäre er kein Dichter gewesen, sie hätte ihn schon von ihr sich entfernen sehen; aber — sie war seine Muse, mit seinem Schaffen, seiner Kunst auf das innigste verwebt! Jedes neue Gedicht las er ihr vor, jeden poetischen Gedanken brachte er ihr zuerst, und da war sie auch die liebende, theilnehmende Genossin, die hingebende, aufmerksame Freundin — das fesselte ihn an sie.

Heute, als er zu ihr herausgeritten kam, wie er allwöchentlich mehrmals zu thun pflegte, seitdem er ihre Farben trug, empfing sie ihn mit einem besonders heiteren Gesichte.

Was werden Sie sagen, Kempten, rief sie ihm lachend entgegen, wenn Sie erfahren, daß ich eine ihrer Cardinal-Regeln verletzt?

Das würde mich nur den alten, von Ihnen so oft belachten Satz wieder anführen lassen, daß nur schlechte Menschen Grundsätze zu haben brauchen, gute hingegen immer ihrem Instinkte folgen können — Sie wissen, setzte er etwas ironisch hinzu, das ich Ihnen Carte blanche zuerkenne, alles zu thun, was Ihnen eben einfällt?

Ja, sagte sie mit einem allerliebsten Zuge des Trotzes, ich weiß es: Leute, die so vernünftig sind und so edles Blut haben, wie ich, können sich immer ruhig gehen lassen. Heißt nicht so Ihre uralte Beschuldigung?

Beschuldigung, gnädige Frau?

Ja, Beschuldigung! denn Sie wollen doch weiter nichts damit sagen, als daß ich eine herzlose, berechnende Frau bin!

Gnädige Frau!

Lassen wir den alten unfruchtbaren Streit! Und nun mein Geständniß! Denken Sie, ich habe eine Gesellschafterin engagirt!

Heiliger Himmel! Soll man also auch bei Ihnen ewig auf die Folter gespannt werden, Jemanden anzutreffen, den man nicht zu behandeln weiß! wo einem immer das gute Herz zuflüstert: Rede mit der armen Person, während der Egoismus ruft: Lasse das langweilige Geschöpf bei Seite liegen! Eine Gesellschafterin — diese unglückseligste aller Erfindungen der Kultur, dieses Zwischending von Dame und Zofe, von Prätention und Unterwürfigkeit — wie mö-

gen Sie die Verantwortung auf sich laden, daran Schuld zu sein, daß so ein Wesen mehr auf Erden herumwandelt.

Mäßigen Sie Ihren komischen Eifer. Das Exemplar, das Sie bei mir finden werden, wird Sie durchaus nicht incommodiren. Es ist noch ein halbes Kind, siebzehn oder achtzehn Jahre alt, die Tochter eines Landpfarrers, die nicht einmal französisch spricht!

Wie kommen Sie denn dazu?

Schon lange wünsche ich mir Jemanden, der mir bei den häufigen Besuchen auf dem Lande — denn in die Stadt will ich das Mädchen gar nicht mitnehmen — etwas die Honneurs des Salons machen hilft, Jemanden, der den Thee einschenkt und denjenigen Besuchern als Unterhaltung dienen kann, die mir selbst zu langweilig sind. Dann auch, da hier oft zwanzig, dreißig Herren wie heute, versammelt sind, wäre es mir angenehm, noch Jemanden meines Geschlechts um mich zu sehen, es ist schicklicher.

Kempten lachte. Zu beneiden ist Ihre Gesellschafterin auf keinen Fall, so impertinent das lautet, aber Ihre Gesellschaft soll derselben ja eigentlich nie zu Theil werden!

Doch an den Tagen, wo Niemand da ist, ist es mir auch angenehmer, wenn Jemand Birkhofen und mir Gesellschaft leistet.

Kempten verstand wohl, daß das heißen sollte: Wenn Jemand die tête à tête zwischen mir und meinem Manne verhindert.

Ich frage nun noch einmal, wie kommen Sie zu dem Mädchen?

Meine Haushälterin hat mir es empfohlen. Es ist das älteste von zehn Pfarrerskindern, wobei sechs Töchter sind.

Du gütiger Gott!

Die Mutter ist todt, die älteste, mein Kleinod, hat bisher die Wirthschaft und Alles besorgt, nun aber ist die zweite auch herangewachsen, und der Vater will ihr nun Alles übertragen, um der Aeltesten Gelegenheit zu geben, sich etwas zu civilisiren, wozu sie im einsamen Gebirgsdorfe keine Gelegenheit hatte.

Und hier sehr viel!

Spotten Sie nur! Meine Haushälterin kennt die Familie seit lange, da sie auch aus der Gegend ist, und bürgt mir für das Mädchen.

Wann wird sie kommen?

Heute Abend noch.

Es kamen nun andere Gäste und nahmen die Unterhaltung der Dame in Anspruch.

Nach diesem Gespräche mochte ungefähr eine Stunde verflossen sein, als ein Diener erschien und die Hausfrau abrief. Im Hinausgehen flüsterte sie Kempten, an dem sie vorübergehen mußte, zu: die Gesellschafterin ist da.

Als sie wieder herauf kam, ging ihr Freund ihr neugierig entgegen. Wie sieht sie aus, wie gefällt sie Ihnen?

Sie gefällt mir sehr gut, aber das ist gerade das Unglück, das Mädchen ist für ihre Stellung viel zu hübsch! Alle die Herren hier werden ihr die Cour machen und heirathen wird sie von meinen Freunden doch wohl kein einziger!

Soll ich es thun, um den Moralitätsruf Ihres Salons zu retten?

Kempten! Kempten! Spielen sie nicht mit dem Feuer! Das Mädchen ist bildhübsch, und auf Eure Männerstandhaftigkeit, sobald eine Frau will, gebe ich nicht so viel!

Und sie eilte weg, indem sie ihre feinen Finger in der Luft schnellte — Kempten aber sah ihr etwas triumphirend nach; er wußte, daß sie nicht leiden konnte, wenn er von seiner Heirath sprach, und konnte sich das doch nicht versagen; welcher Gefangene rüttelt nicht gern, wenn auch nur zum Scherz, an der Kette, und wäre sie auch von Rosen?

Louise Harold, die neue Gesellschafterin, frühstückte am andern Morgen mit der Baronin; das arme Kind war so verlegen, daß ihr der Bissen im Munde quoll; Adeline beobachtete sie scharf und sprach sehr wenig mit ihr.

Als der Bediente das Kaffee-Service hinausgetragen, sagte sie: Vor allen Dingen, Fräulein Louise, müssen wir Ihre Toilette reformiren. Dieses bunte Wollkleid mit dem schwarzen Sammtkragen ist für den Sommer keine passende Tracht.

O, gnädige Frau, ich habe auch Sommerkleider.

So bringen Sie sie herauf, wir werden dann sehen, was davon zu brauchen ist. Was Sie dann noch außerdem nach meiner Ansicht bedürfen sollten, können Sie sich morgen aus der Stadt mitbringen; ich werde der Haushälterin, die mit Ihnen fährt, Vorschuß auf Ihren Gehalt mitgeben. Sie können sich äußerst einfach kleiden, aber in einem Hause, wo so viel Besuch kommt, wie in dem meinigen, muß ein junges Mädchen immer modern gekleidet sein; weiter verlange ich nichts, als modern und der Jahreszeit angemessen — es genügt vollkommen, wenn Sie drei bis vier Kleider haben.

Mit Thränen in den Augen, mit zitternden Händen brachte das arme Kind seine Fähnchen zur Ansicht — und nicht ein einziges wurde angenommen.

Davon können Sie gar nichts brauchen, sagte bestimmt aber doch freundlich die Baronin. Diese kurzen und engen Röcke machen eine lächerliche Figur aus Ihnen — und wie kurz sind die Taillen, Sie würden sich ja förmlich entstellen!

Ich bin so rasch gewachsen . . .

Schon gut, ich begreife das. Diese Kleider packen Sie alle ein und schicken Sie Ihren Schwestern. Wir besorgen Ihnen neue, die Ihnen besser stehen sollen.

Louise sagte nichts, aber Frau von Birkhofen sah, daß das junge Mädchen Trauer und und keine Freude über diesen Wechsel ihrer Garderobe empfand, und schätzte sie deshalb höher, als sie Anfangs zu thun geneigt gewesen.

Drei Tage später kam Kempten wieder heraus. Er trat mit den Worten bei seiner Freundin ein: Hat Ihnen die Kleine unsere Begegnung erzählt?

Welche Kleine?

Nun, Ihre neue Gesellschafterin.

Wo sind Sie mit Ihr zusammengetroffen?

Ich habe sie zufällig getroffen.

Davon weiß ich keine Sylbe, auch Marianne hat mir nichts davon gesagt.

Ja, der hatte ich's verboten, weil ich es Ihnen selbst erzählen wollte.

Das ist sonderbar! Nun, so erzählen Sie mir.

Ich ging in einen Quincaillerie-Laden, um mir ein Paar Sporen zu kaufen, als ich ein junges Mädchen eintreten sah. Sie fiel mir auf durch ihre Schönheit. Diese große, volle Gestalt, diese dunkeln, üppigen Haare, der frische Mund, die leuchtenden, jungen Augen, es war eine Centifolie in ihrer vollen Pracht!

War aber nicht die Centifolie gekleidet, als wäre sie eine Feldblume?

Das fiel mir nicht auf, sie hatte einen einfachen Strohhut auf und einen bescheidenen schwarzen Ueberwurf . . .

Da war sie schon halb metamorphosirt, sagte lächelnd Adeline; sie kam schon von der Putzmacherin!

Das kann sein, aber sie sah sehr hübsch aus. Sie verlangte mit klangreicher Stimme eine einfache Gürtelschnalle. Aber eine ganz einfache, sagte sie eindringlich, nur von Stahl.

Und das rührte Sie! sagte ironisch Adeline; o leicht gerührtes Männerherz!

Lassen Sie mich nur weiter erzählen. Ich erblickte nämlich hinter der jungen Centifolie Ihre alte Haushälterin und errieth so, wer die Unbekannte sei. Ich stellte mich ihr nun vor als einen Freund Ihres Hauses.

Wirklich! sagte Adeline überrascht; ich kannte Sie gar nicht als so zuvorkommend gegen wildfremde Mädchen . . .

Das bin ich auch außerdem nicht — aber erstens war mir das Mädchen nicht wildfremd, denn sie gehörte zu Ihrem Hause, und zweitens hatte ich einen Einfall, den ich befriedigen mußte.

Offenes Geständniß!

Warum denn nicht? Ich war nämlich im Begriff, auf die Ausstellung zu gehen, um das schöne Bild Steinle's zu sehen, und es fiel mir ein, das junge Mädchen, das nach Ihrer Schilderung noch wohl nie ein großes modernes Bild gesehen, dorthin mitzunehmen. Ich schlug es ihr vor, sie sah ängstlich zu der Haushälterin hinüber, als ich dieser aber versicherte, ich wolle Alles bei Ihnen verantworten, hatte die Centifolie auch nichts mehr dagegen einzuwenden.

Die Centifolie heißt Louise Harald, bemerkte Adeline trocken.

Ich nahm also einen Fiaker, und wir fuhren auf die Ausstellung. Im großen weißen Saale stand nichts als das schöne, einfache Bild. Im dunklen Walde die blasse, junge Mutter mit dem Kinde! Das junge Mädchen war ganz Auge, ich erzählte ihr Genofeva's Geschichte, von der sie noch nichts wußte, und da vergoß sie Thränen.

Die Geschichte ist einem so jungen, unschuldigen Mädchen schwer zu erzählen, und ich bewundere Sie, das zu Stande gebracht . . .

Schwer? einem so reinen Geschöpf kann man Alles leicht erzählen. Aber je raffinirter und routinirter die Zuhörerin ist, desto schwieriger ist es, ihr etwas zu erzählen — die unschuldigste Geschichte kann bei einer solchen eine schlimme Auslegung finden; aber den Reinen ist alles rein!

Sie haben Recht, Kempten, oder Sie könnten wenigstens Recht haben; aber erzählen Sie nur weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß.

Den süßen Klang von Lieb' und Lust
Hab' träumend ich gehört;
Er drang so tief mir in die Brust
Und hat mich ganz bethört.

Und was ich nie zuvor gewußt
Und ahnend nie geträumt,
Das brennt mir feurig in der Brust
Und wogt und strömt und schäumt.

Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll,
Was mich erfreut, beglückt,
Was meine Seele wundervoll
Mit Schmerz und Lust entzückt.

Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll,
Was mich zum Kinde macht,
Und aus den Augen thränenvoll
Zum heitern Gruße lacht.

Es ist der Liebe klares Bild,
Das sehnend ich erschaut,
Das Trost und Wonne ewig mild
Mir in die Seele thaut.

Dein Auge ist's, mein trautes Lieb,
Das mir so lieblich lacht,
Das meine Nächte lang und trüb
Zum schönsten Tag gemacht.

Mit der neuesten australischen Post ist die Kunde eingetroffen, daß das wiederholt versuchte Problem, den australischen Continent von Süden gen Norden zu durchwandern, endlich gelöst ist. Hr. Stuart, der im vorigen März mit zwei Gefährten, zahlreichen Dienern und Pferden, von Adelaide aus die Wanderung gegen Norden angetreten hatte, ist wohlbehalten zurückgekehrt, nachdem er 1600 Meilen gegen Norden vorgedrungen war. Dort mußte er vor feindlichen Stämmen umkehren, aber da er noch um 100 Meilen weiter gegen Norden vorgedrungen war, als von Gregory im Jahr 1856 in der Richtung gen Süden aufbrach, so darf man füglich sagen, daß der ganze Continent seiner Breite nach endlich durchwandert worden ist. Die Resultate der Stuart'schen Forschungen werden vor der Hand noch nicht veröffentlicht werden, da die süd-australische Regierung eine zweite Expedition unter Stuart's Leitung vorbereitet, und die Resultate allein benützen möchte. Doch verlautet so viel, daß das Innere bei weitem nicht so trostlos aussieht, wie bisher behauptet worden war. Stuart fand nur auf einer Strecke von 60 Meilen kein Trinkwasser, hatte auch sonst stellenweise viel von Futtermangel und Skorbut zu leiden, dafür fand er auf großen Strecken herrliches Grasland, schöne Gummibäume und vier verschiedene Palmen-Arten. Auch zu einem großen Salzsee kamen sie in der Mitte des Landes, der seiner blauen Farbe nach zu schließen, eine beträchtliche Tiefe haben mochte. Ob das Land zu Ansiedlungen geeignet ist, muß sich erst zeigen. Jedenfalls hofft man auf diesem Wege die Telegraphenverbindung mit Europa und den Pferdetransport nach Indien erleichtern zu können. Die neueingeleitete, in größerem Maßstab organisirte Expedition Stuart's wird hoffentlich auch wissenschaftlich interessante Resultate liefern.

Ein angenehmer Redaktionsposten ist soeben in Vixburg in Nordamerika frei geworden. Der erste Redakteur der „Sentinel", ein Dr. Hagan, wurde 1842 nach einer Reihe von Zweikämpfen mit Widersachern des Blattes von seinem Mitarbeiter Dr Adams getödtet. Dr. Fall, sein Nachfolger, wurde in Konflikten so übel zugerichtet, daß er sich als ein halber Krüppel zurückzog. J. Ryan widerfuhr darauf die Unannehmlichkeit, von dem Redakteur des „Whig" erschossen zu werden. Dem nächsten Redakteur W. Hickney gelang es, seinen Widersacher, Dr. Macklin, im Duell zu tödten, er selbst kam aber bald darauf in Texas ums Leben. Am Glücklichsten war Lavins, der wenigstens das Leben behielt, indem er wegen seiner heftigen Schreibweise eingesperrt wurde. Der folgende, Jenkings, erschoß seinen Kollegen Crabbe auf offner Straße und wurde seinerseits in Sonora umgebracht. Der letzte Redakteur endlich, ein Hr. E. Jones, welcher nicht rasch genug aus dem Wege geschafft wurde, zog es vor, sich selbst zu beseitigen, und stürzte sich ins Wasser. In Folge dieses Zwischenfalles ist die Redaktion nun erledigt, und Liebhaber sind eingeladen, sich zu melden.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 2. **VII. Jahrg.**

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. Januar 1861.

Die Feldblume.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht mehr viel zu erzählen. Das junge Geschöpf war unbeschreiblich rührend in ihrer Bewunderung des ersten Bildes, das sie in ihrem Leben sah. Ueber die großen Häuser und die schönen Läden sei sie nicht viel verwundert gewesen, sagte sie mir, das habe sie sich nach den Erzählungen alles eher noch schöner gedacht; aber daß man so malen könne, habe sie nie geglaubt. Ich weiß nicht, rief sie aus, was ich lieber habe, die Mutter oder das Kind! Sehen Sie nur seine süßen, kleinen Füße, das blonde Köpfchen! Ach, welch ein reizendes Kinn! Und die arme unschuldige Mutter, die auch noch aussieht, als wäre sie ein junges Mädchen — der muß ja der liebe Gott helfen, solch ein lieblich Geschöpf kann er ja nicht im Elende vergehen, nicht ihr Kind verhungern sehen lassen, für die müssen ja die Engel im Himmel Fürbitte leisten! Und dabei rollten ihr die Thränen über die Wangen.

Ich kenne das Mädchen gar nicht so gesprächig, sagte Adeline, Sie müssen sie besonders begeistert haben.

Ich nicht, das Bild hat sie begeistert. Aber Sie glauben nicht, wie wohl mir diese frische, uncultivirte Bewunderung gethan hat. Unsere jungen Damen sind alle so grenzenlos wohl erzogen!

Ich wollte, das wäre wahr! sagte lachend Adeline.

Das heißt, was Sie wohl erzogen nennen.

Ich danke für das Compliment.

Sie verstehen recht gut, was ich sagen will. Unsere Damen sind alle, ohne Ausnahme, des Glaubens, der Ansicht, daß man einem Kunstwerke gegenüber seine Bildung durch Tadel an den Tag lege.

Sind unsere Herren das nicht auch?

Sie dürfen es sein. Ein Mann soll tüchtig, ein Mann im ganzen Sinne sein, ohne zu bewundern, ohne sich zu begeistern und ohne zu loben. Er braucht nur gerecht zu sein in der Anerkennung — aber eine Frau, ein Weib ist eine Mißgeburt, wenn sie nicht ein Uebermaß von blindem Enthusiasmus besitzt.

Daß den Männern die Frauen so mehr conveniren, begreife ich, sagte lachend Adeline, es ist so unendlich viel bequemer.

Nein, nein, gnädige Frau, lachen Sie nicht. Ich bin im vollen Ernst. Ohne Begeisterung und ohne Liebe kann eine Frau im ganzen Sinne des Wortes nicht liebenswürdig sein, und das ist ihre erste Haupteigenschaft, ohne das ist sie nichts — aber ein Mann braucht nicht liebenswürdig zu sein!

Von dieser Theorie sind alle Herren unseres Cirkels ganz und gar durchdrungen, und ich mache Ihnen mein Compliment, wenn Sie diese gelehrigen Schüler gebildet haben!

Ich sammle glühende Kohlen auf Ihr Haupt, indem ich Ihnen sage, daß Sie liebenswürdig sind!

Wie kann man einer Frau so etwas ins Gesicht sagen! Pfui, Baron Kempten!

Weil es doppelt merkwürdig ist, daß Sie so liebenswürdig sind, da Sie nur die Hälfte der dazu nöthigen Eigenschaften besitzen — nämlich den blinden Enthusiasmus für Dinge — aber der Liebe für Menschen ganz unzugänglich sind.

Glauben Sie das im Ernste, Kempten? fragte Adeline, indem sie ihre schönen blauen Augen voll und klar auf ihn richtete.

Er litt unter diesem Blick, aber er sagte doch mit dem Ton der festen Ueberzeugung: Seit zehn Jahren beweisen Sie mir es.

Kempten, wer gab mir sein Wort, dieses Thema nicht mehr aufzubringen?

Ich brachte es nicht auf, Sie selbst haben davon angefangen!

Schon gut! Nun erzählen Sie weiter von Louisen.

Von ihr habe ich nichts weiter zu sagen, als daß ich sie an Ihren Wagen gebracht habe und mir von ihr habe versprechen lassen, ihr Begleiter sein zu dürfen, wenn Sie zum ersten Male ein Theater besucht. Diese rückhaltlose, volle, erste Hingabe an einen Kunstgenuß ist nur ein Balsam für mein, vom ewigen Tadeln und Nergeln und Kritteln gepeinigtes Ohr!

Das Theezeug wurde gebracht, und mit ihm erschien Louise Harold, um ihres Amtes zu warten. Sie wurde verlegen, als sie Kempten erblickte, er aber ging sehr freundlich auf sie zu und fragte sie, ob sie nicht das Bild vergessen, dessen Anblick ihr so viele Freude gemacht.

Tag und Nacht denke ich daran, sagte sie ganz offenherzig.

Auch Birkhofen kam jetzt herein. Ihm ging es wie Kempten — die junge Gesellschafterin gefiel ihm außerordentlich, und seine Frau machte die Bemerkung, daß er jetzt viel regelmäßiger bei Tische erschien.

Man konnte keine vollkommeneren Gegensätze sehen als Adeline und Louise, aber eine diente der anderen zur Folie. Adeline zart, blond, schlank und fein; Louise üppig, dunkel, voll und blühend — wie im Aeußeren, so waren die beiden Frauen auch im Inneren: Adeline eine Treibhausblume von seltenem Werth, Louise, eine unkultivirte vollblühende Feldblume.

Kempten fragte: Blieb Ihnen bei Ihrer häuslichen Beschäftigung Zeit zum Lesen übrig?

Hoffentlich nicht! brummte lachend Herr von Birkhofen.

Zeit wohl, sagte Louise schüchtern, aber ich hatte keine Bücher! Das einzige Unterhaltungsbuch, das mein Vater besaß, war der Schiller, und den kann ich fast auswendig.

Auch die Räuber? fragte Birkhofen, und Kabale und Liebe?

Ja, sagte unbefangen Louise.

So kennen Sie nicht Göthe?

Nur dem Namen nach.

Nicht Shakespeare, nicht Byron? fragte hastig die Baronin.

Louise schüttelte anmuthig den Kopf.

Herr von Birkhofen aber rief: Das Mädchen sollte man in Gold fassen!

Mit welcher Inschrift? fragte die Baronin ihren Freund; der sagte so leise, daß es nur das Ehepaar verstehen konnte: Der ungeschliffene Diamant.

Das wäre ja eine Beleidigung! rief der Hausherr; als ob der Schliff nöthig oder besser wäre, oder noch verschönern könnte! Gerade daß kein Schliff da ist, macht sie zum Edelstein.

Die Baronin sah ihren Mann an und legte den Finger auf den Mund; denn sie fand es für so ein junges Mädchen peinlich, der Gegenstand der Erörterung dieser Herren zu sein. Glücklicher Weise hatte Louise nicht verstanden, was man sprach.

Habe ich recht vernommen, so geht sogar Ihre Vortrefflichkeit so weit, daß Sie nicht einmal Französisch verstehen? fragte wieder Birkhofen.

Leider, sagte tief erröthend die arme Kleine, die diese Bemerkung für Spott hielt, leider kann ich nicht einmal Französisch; es fehlte bei uns an aller Gelegenheit.

Sie müssen wissen, liebes Kind, bemerkte mit gutmüthiger Ironie die Baronin, daß Sie dadurch bei meinem Manne einen Stein im Brette gewinnen: er haßt nichts mehr als die Kenntnisse.

Sie verschütten das Kind mit dem Bade, Frau Gemahlin! Es gibt Kenntnisse, die ich an einer Dame außerordentlich schätze.

Nennen Sie uns die! sagte mit heiterem Lächeln Kempten.

Birkhofen aber versetzte rasch: Gott behüte, daß ich bei Euch beiden gelehrten Herrschaften meine Ansichten auskramte; würde ich doch nichts als Spott ernten. Nein, das werde ich einmal Fräulein Harold in einem à parte mittheilen, wenn Ihr beide in irgend einem Kunstgenusse verhimmelt!

Ach, Herr Baron! sagte etwas vorlaut das junge Mädchen, ich verhimmle auch gern in einem Kunstgenusse, wenn er mir nur geboten wird. Fragen Sie nur den Herrn da.

Lieber Kempten, ich bitte Sie, lassen Sie dieses Kind uncivilisirt! Sie können es nicht vor Gott verantworten, wenn Sie diese Blume, die ein seltener Zufall vor der Verkrüppelung der Cultur verschonte und die nach urwüchsiger Pracht ihren Wachsthum entfaltet, zustutzen und miniren wollten.

Der Baron sagte das mit einer gewissen Heftigkeit. Adeline aber, die das ganze Gespräch in Gegenwart des jungen Mädchens unpassend fand, flüsterte ihrem Manne zu; Das thust du, mit deinen Complimenten und Redensarten. Du machst ja das Kind eitel und nimmst ihr alle Unbefangenheit.

Das sah der Baron ein und schwieg. Louise wurde nun an diesem Abende wenig mehr in's Gespräch gezogen und empfahl sich dann auf einen Wink der Baronin. Ein gewisser Takt ließ auch beide Herren nach ihrer Entfernung nicht mehr von ihr reden.

Wir haben die Unterhaltung dieser vier Personen so ausführlich mitgetheilt, weil noch sehr oft ähnliche auf Birkhofen gepflogen wurden, da Kempten nicht der Versuchung widerstehen konnte, das empfängliche und reine Gemüth des jungen Mädchens wenigstens in die Vorhallen der Kunst und Wissenschaft einzuführen, während Birkhofen das mit beiden Händen abwehrte und die Feldblume, wie er Louisen nannte, um jeden Preis davor schützen wollte, ein Unkraut,

wie er sich sehr ungalant gegen gebildete Frauen ausdrückte, zu werden. Louise wurde immer mehr und mehr der Mittelpunkt der Unterhaltung der beiden Herren; die Baronin sah dies ohne Neid, das müssen wir ihr zugestehen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühle, da sie früher unbestritten diese Stelle eingenommen. Louise blieb in der Unterhaltung eigentlich dieselbe, wie in den ersten Tagen, entweder scheu und verlegen, oder lebhaft aufgeregt und in ihrer Bewunderung und in ihrem Redeeifer dann das richtige Maß überschreitend. Auch war sie der Baronin gegenüber nicht das, was diese sich von ihr versprochen. Das Mädchen war bei Weitem nicht so biegsam und empfänglich, als sie geglaubt — es war ein edler, aber ein spröder Stoff, woraus die Natur sie geformt. So zum Beispiel hatte Adeline schon mit der Toilette viel Noth mit ihr. Louise hatte durchaus kein Interesse an den Vervollkommnungen, welche die Baronin mit ihr vornahm. Dem ausgesprochenen Rathe oder Wunsche, oder Befehle der Dame folgte sie natürlich immer, aber ihr selbst war es durchaus gleichgiltig, welche Farbe und welchen Schnitt das Kleid besaß, das sie trug. Selbst ihr schönes castanienbraunes Haar pflegte sie durchaus nicht mit der Sorgfalt, die Damen gewöhnlich daran verwenden.

Adeline sagte eines Tages lächelnd zu Kempten: Ich muß für dieses Kind ein eigenes Kostüme, eine eigene Haartracht erfinden — denn für die Pariser Moden hat sie gar nicht genug Sorge und Aufmerksamkeit. Sie muß etwas tragen, wozu Schönheit und Jugend hinreicht. Ich werde sie nicht mehr als zwei Flechten um den Kopf gewunden und dunkle, glatte, hohe Kleider mit einer kleinen Halskrause tragen lassen. Chemisetten und Spitzenärmel, Locken und Gürtel, Schleifen und Brochen, Kämme und Armbänder sind nichts für dieses primitive Geschöpf, sie verdirbt sie nur.

Das ist dann umgekehrt, wie bei anderen Frauen, sagte lachend Kempten, die werden von ihnen verdorben — ganz gewiß. Wenn unsere Damen wüßten, wie sehr sie die schöne Einheit ihrer Erscheinung durch die verschiedenen Kleinigkeiten, womit sie sich behängen, stören, sie würden wahrhaftig einfacher sein.

Glauben Sie das nicht, Kempten! Die Kunst der Toilette wirkt so unermeßlich verschönernd, wie Sie das gar nicht ahnen, weil Männer wie Sie keine Gelegenheit haben, Frauen, die allgemein für schön gelten, ungeschmückt zu sehen.

Ich gebe das nur zu, was den Schnitt und die Farbe des Kleides und die Art, das Haar zu tragen, betrifft, dabei kann die Dame genug Kunst entwickeln, nämlich die Kunst zu wissen, was ihr meidet — aber wenn ich heute den Thron bestiege, würde ich alle die Dinge, deren Sie vorhin Louisen als unwürdig erklärten, verbieten. Wenn ich mit einer unserer eleganten Damen spreche, muß ich fortwährend die Fassung ihrer Armbänder, die Spitzenzeichnung ihrer Chemisette, die Form ihrer Gürtelschnalle, die Virtuosität der unnatürlichen spitzen Verlängerung ihres Oberleibes verfolgen und bewundern und höre darüber gar nicht, was sie sagt.

Das ist vielleicht den meisten unserer eleganten Damen recht vortheilhaft, sagte lächelnd Adeline.

Und wenn ich nun bedenke, wie viel Kopfzerbrechen, wie viel Mühe und wie viel Geld diese Lappalien gekostet, — diese Dinge, die nur dazu da sind, die Bewunderung von ihren schönen Augen, ihrem feinen Munde und ihren weißen Händen abzulenken . . .

Es tauget nicht für Alle! Aber wenigstens soll Ihnen in Zukunft die schöne Gestalt unserer Louise nicht verkümmert werden. Doch kann ich Ihnen nicht verbergen, daß selbst diejenige Sorgfalt, die Sie uns erlauben, für uns selbst zu haben, Louise nicht einmal hat —

sie ist nur reinlich und ordnungsliebend — und das ist zu wenig; ein wenig Sorgfalt gehört dazu.

Eben wollte Kempten etwas entgegnen, als der Baron eintrat und das Gespräch abgebrochen wurde. Er kam, um zu melden, daß er eine transportable Orgel für Louisen bestellt habe, es sei das einzige Instrument, das sie spiele! und auch das einzige, das er liebe.

Ich wußte nicht, daß Du so wählerisch seiest, sagte Adeline lächelnd. Bisher erstreckte sich Deine Musikliebe ziemlich weit und großmüthig bis auf die Straßenorgeln herab.

Birkhofen entgegnete nichts auf diese ungewöhnlich bittere Bemerkung seiner Frau.

Die kleine Orgel kam an, und nun war das für Adelinen selbst ein Genuß. Das schöne Mädchen saß am Abend daran und entlockte dem klangvollen, wehmüthigen Instrumente heilige Melodien. „Eine feste Burg ist unser Gott" und „Befiehl du deine Wege" spielte sie außerordentlich schön. Mit Thränen in den Augen horchte ihr die Baronin zu. Birkhofen schlief zuweilen dabei ein, aber wenn er erwachte, was regelmäßig beim Verstummen der Musik geschah, war er immer des Lobes voll. Kempten saß still, fern von den beiden Frauen, in einer Ecke, und eine tiefe Wehmuth lag auf seinen edlen männlichen Zügen. Ueberhaupt war er seit einiger Zeit still und verschlossen geworden, wie ihn Adeline nicht kannte.

Adeline war in der That die Einzige von den Dreien, die sich seit Louisens Eintritt in das Haus nicht veränderte.

Ihre ruhige, harmonische Natur war am schwersten zu erschüttern, und die Veränderung der beiden Männer wirkte im Ganzen nicht verstimmend auf sie. Kempten's Schweigsamkeit, da er außerdem in seinem Benehmen gegen sie unverändert derselbe aufmerksame Freund blieb, schrieb sie einem dichterischen Versenken in irgend eine neue Arbeit zu. Bei ihrem Manne sah sie wohl, daß seine Veränderung, die hauptsächlich in einer größeren Theilnahme an der allgemeinen Unterhaltung sich äußerte, von einem sehr weit getriebenen Wohlgefallen an Louisen herstammte; aber Louisens durchaus gesunde Moral bürgte ihr für die Erfolglosigkeit seines Interesses — und da sie ihn nicht liebte, so kümmerte sie das Gefühl an sich selbst nicht.

Louise hatte sich an sie mit einer begeisterten Verehrung angeschlossen, und das that ihr wohl. Frauen finden doch am Ende immer nur in der Liebe und dem Mitgefühle einer aus ihrem Geschlechte den Trost und die Ermuthigung, deren sie manchmal so sehr bedürfen.

Als eines Morgens sehr früh, Birkhofen schlief noch, die beiden Frauen im Garten auf und ab wandelten, sagte Louise: Diese Linde da erscheint mir als ihr Bild! So kühl, so schattig, so weit ausreichend, so erquickend und so süß und harmonisch abgerundet sind Sie — so werde ich in meinem Leben nicht!

Weil Sie nun einmal eine junge Eiche sind, liebes Kind!

Ja, so knorrig und biegsam, nicht wahr?

Aber auch so fest, hoffe ich, sagte mütterlich freundlich Adeline.

Sie halten mich für besser, als ich bin, gnädige Frau! Ich habe einen entsetzlichen Fehler! Und dieser Fehler ist mir selbst erst bekannt geworden, seitdem ich in ihrem Hause bin!

Und er heißt?

Ungemessener Stolz — oder, um ganz wahr zu sein, Hochmuth; ich bilde mir ein, die Welt könne mir gehören! Ich bilde mir ein, Ansprüche an Glück und . . . .

Und was?

Und — Liebe zu haben! Ach, das ist mir früher nie eingefallen! Wenn mein Vater zu mir sagte: sobald du einmal 20 Jahre alt bist und etwas gelernt hast, will dich der Onkel Wilhelm heirathen, erschien mir das als eine große Ehre! Und jetzt . . .

Wer ist Onkel Wilhelm?

Ein alter Buchhändler in München! Und jetzt — würde ich eher sterben, als zu dem alten Manne in seinen düstern Laden ziehen — und ich bin doch um nichts besser geworden. Ich trage freilich die schönen Kleider, die Sie mir geschenkt — aber im Innern war ich früher besser. Ich dachte damals nur daran, wie ich meinem guten Vater und meinen kleinen Geschwistern das Leben verschönern wollte, und jetzt . . .

Nun, und jetzt? sagte Adelinde, freundlich des Mädchens Hand ergreifend.

Das kann ich Ihnen gar nicht sagen, Sie würden mich verachten.

Sie denken wohl, wie derjenige beschaffen sein muß, dem Sie einst diese schlanke Hand gewähren wollen?

Louise antwortete nicht, sie sah dunkelroth zur Erde; nach einer langen Pause flüsterte sie mit Thränen in den Augen: Zu Hause habe ich, bei Gott, an so etwas nie gedacht — aber das kommt daher, weil hier die vielen Herren, die Sie besuchen, mir so viele Schmeicheleien sagen; das muß mir doch diese Gedanken in den Kopf gesetzt haben!

Gleicht keiner meiner Bekannten Ihrem Ideale?

Louise lachte hell auf. Nein! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber die sind mir alle zu fade! Doch! Einen könnte ich heirathen. Aber auch nur den Einzigen. Wenn er nämlich jünger wäre und besser im Alter zu mir paßte.

Adeline war roth geworden, doch ihre Stimme klang anscheinend ruhig, als sie fragte: Baron Kempten, nicht wahr?

Ja wohl! Aber welche Anmaßung von mir einfältigen, ungebildeten, armen und niedern Mädchen, an diesen Fürsten zu denken! Denn wie ein Fürst kommt er mir immer vor, wenn er eintritt. Im Schiller heißt es: Unter Larven die einzig fühlende Brust — so kommt er mir immer vor, wenn er unter Ihren übrigen Freunden steht.

Die Andern sind nicht meine Freunde, er ist es allein, sagte Adeline mit einer gewissen Kälte.

Wie kommt es, daß er nicht verheirathet ist?

Die er geliebt hat, konnte ihm nicht angehören, und da hat er den Gedanken aufgegeben.

Das dachte ich mir! Er sieht aus wie ein Mann, der unglücklich liebt!

Seit Louisens offener Mittheilung, die noch nichts enthielt, was die kluge, scharf und richtig beurtheilende Adeline beunruhigen konnte, war das Verhältniß zwischen den beiden Frauen inniger geworden, ohne daß die beiden Herren es bemerkten, die in der festen Meinung waren, Louise fürchte Adelinen, weil sie von ihr zu hart und streng behandelt werde. Selbst die besten Männer können sich nicht des Urtheils gegen Frauen reiferen Alters enthalten, sie setzen immer voraus, daß solche Frauen, wenn sie auch noch so wohlwollend sich zeigen, einen gewissen Neid gegen aufblühende Schönheit nicht bemeistern könnten, und vergessen ganz, daß viele ältere Frauen Jugend und frische Schönheit schon deshalb lieben, weil sie ihnen ein Bild ihrer selbst zurückstrahlen, wie sie waren in ihrer glücklichsten Zeit, in der Zeit, da sie auch jung und schön waren!

Adeline bemerkte diesen Verdacht der beiden Männer, aber sie that nichts, um ihn zu entkräften — weil sie nichts thun konnte: denn Alles würde ihr doch nur als absichtliche Verstellung ausgelegt worden sein — wer hätte noch je ein Vorurtheil ausgerottet, das „einer höheren Einsicht“ entsprang?

Eines Morgens, Louise war jetzt ein Vierteljahr im Hause, kam Birkhofen zur ungewohnten Stunde zu seiner Frau. Er sah verlegen und beklommen aus und sagte mit einer Feierlichkeit: Liebe Adeline, ich habe dir eine wichtige Mittheilung zu machen und ich bitte dich, Befehl zu geben, daß wir nicht gestört werden.

Adeline schellte ihrer Kammerfrau, und ertheilte ihr in sehr gleichgültigem Tone die Weisung, Niemand zu ihr zu lassen. Dann nahm sie eine Häkelarbeit, setzte sich recht bequem in einem Fauteuil zurecht und sagte darauf, wie man ein Kind aufmuntert, seine Lektion zu sagen: Ich bin ganz Ohr, nun sage!

Du weißt, begann der Gemahl, nachdem er sich ebenfalls gesetzt, daß bei unserer Verheirathung du achtzehn, ich einundzwanzig Jahre zählte.

Adeline nickte, ließ aber aus lauter Verwunderung, wo dieser Eingang hinaus wolle, ihre Häkelarbeit in den Schoß fallen.

Du wurdest mir gegeben, ohne daß du mich kanntest, weil dein Oheim, in dessem Hause du dich seit dem Tode deiner Eltern aufhieltest, fürchtete, daß deine Schönheit der Verheirathung seiner eigenen Töchter im Wege stehen möchte, die alle drei häßlich waren — ich heirathete dich, weil mein Vater mir bewies, wie angenehm das sei, wenn deine Güter, die überall die unsrigen begrenzten und durchschnitten, auch in unsere Hände kämen. Wir liebten uns damals nicht — und das ist noch immer so geblieben.

Lieber Birkofen, habe ich dich beleidigt, oder . . .

Nein, nein, ich wollte nur die Sache vor deinen Augen klar machen.

Das war nicht nöthig, lieber Freund, ich bin über unser Verhältniß vollkommen im Klaren, aber auch im Reinen, und es thut mir leid, daß ich an deinem Eifer sehe, daß das bei dir nicht der Fall ist und es vielleicht noch immer bereuest, deinem Vater gefolgt zu sein.

Nein, nein liebe Frau, durchaus nicht! Du hast mich nie unglücklich gemacht, wenn auch unsere sehr verschiedenen Charaktere Lebensauffassungen . . .

So sage mir, was du willst, lieber Max.

Also bis jetzt habe ich nicht bereut! Aber plötzlich kommt mir der Gedanke, es könnte für mich doch noch ein höheres Glück, als an deiner Seite, geben. Ich bin der letzte meines Namens — wir haben keine Kinder — wir sind beide Protestanten.

(Schluß folgt.)

Der Liebe Schmerz.

I.

Ich weiß nicht den Kummer zu nennen,
Der an dem Herzen mir nagt,
Daß aus den Klagen und Thränen
Kein freundlicher Morgen mir tagt.
Ich kann es mir selber nicht deuten,
Warum die Freude mich flieht,
Warum es nach besseren Zeiten
Mit ahnender Sehnsucht mich zieht.

Ich glaube, mir that es die Liebe,
Der Minne himmlische Lust.
Nun sind mir die Tage so trübe,
So schwer und traurig die Brust.
Den Frieden hab' ich begraben,
Vorbei sind Freude und Ruh',
Und die entschwundenen gaben
Mir Schmerz und Reue dazu.

II.

Daß du, mein Lieb, an mich gedacht,
Als mir das Glück gewinkt, gelacht,
Als mir der Himmel klar und blau,
Darob sollt' ich mich freuen!

Die Wolken zogen schwarz daher,
Mein Liebchen kannte mich nicht mehr,
Es floß kein milder Thränenthau:
Das möcht ich Dir verzeihen.

Doch daß Du über mich gelacht,
Als ich durchweint die lange Nacht,
Das nenn' ich herzlos, nenn ich rauh
Und kann Dir's nicht verzeihen.

(Moderne Antiquitäten.) Ein deutscher Bäckergeselle kam in Paris auf den Gedanken, einen Handel mit Antiken anzufangen. Das war um so ergiebiger, da er selbst die Waare fabricirte. Er machte Gefäße, Statuetten aus Blei, überzog sie mit einem Firniß, begrub sie eine Zeit lang in den Erdboden oder ließ sie im Wasser liegen und die Antiquität war fertig. Der Mann scheint seinen Handel sehr gut zu verstehen, denn die geübtesten Kenner ließen sich durch seine Fabrikate täuschen, „Ich habe eine solche Menge solcher Werke gefertigt," sagte er vor Gericht aus, daß kaum vier Pferde die Last ziehen könnten." Sein Associé, ein Franzose, besorgte den Verkauf. Beide wurden freigesprochen. „Die Elemente, welche die Prellerei (escropuerie) constatiren, seyen nicht hinlänglich nachgewiesen." Ob der Appellhof wohl dieses Urtheil bestätigen wird?

Einem alten Offizier wollte Kaiser Franz Joseph zur Unterhaltung, dessen kranken Frau und Tochter die letzten 24 Souverains geben. „Das ist zu viel," unterbrach ein Höfling, „24 Dukaten sind genug" — „Haben Sie diese?" — Der Dienstfertige zieht solche emsig aus der Börse; Joseph nimmt sie, fügt seine 24 Souveraind'or hinzu, gibt sie dem Offizier zusammen mit den Worten: „Bedanken Sie sich bei dem Herrn, der sehr vergnügt darüber ist, auch Etwas zur Linderung Ihrer Noth beigetragen zu haben.

(Todes-Anzeige.) Mein Mann hat endlich das Zeitliche gesegnet und das irdische Jammerthal mit dem himmlischen Jerusalem vertauscht, nachdem er mich verlassen. Nur wer den Schmerz eines angebrachten Geschäftes, in welches der Selige noch vor Kurzem große Summen gesteckt, zu ermessen vermag, wird auch meine beklagenswerthe Lage einsehen. Gleichwohl verbitte ich mir die hier zu Lande üblichen Condolenzen, da ich fremd hier bin und daher nicht weiß, ob es so gemeint ist.

Sabine Herbert, Wittwe.

(Mißverständniß.) Ein weibliches Individuum wurde jüngst als Zeugin vorgeladen. „Wie ist ihr Name?" fragte der Untersuchungsrichter. „Was gehts mich an," lautete die Antwort. „Ihren Namen sollen Sie sagen." „Was gehts mich an," sagt hörbarer als zuvor die Befragte. „Aber so hören Sie doch; nicht was es Sie angeht, fragte ich Sie, sondern wie Sie heißen?" Da kommt denn heraus, daß die Zeugin in der That den Namen Antonie „Was gehts mich an" führe.

Laut Inserat in Wiener Blättern wird in Ober-Oesterreich ein Kanzlist für ein k. k. Notariats-Kanzlei gesucht, der zugleich als Baßsänger verwendbar seyn muß. Wenn nun ein brauchbarer Kanzlist zufällig Tenor ist?

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 3. **VII. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. Januar 1861.

Die Feldblume.

(Schluß.)

Wenn du dich deßhalb zum zweiten Male vermählen lassen willst, so finde ich das sehr begreiflich, sagte ruhig und kalt Adeline.

Nicht deßhalb, fuhr immer stockender und verlegener der Baron fort. Nicht bloß deßhalb. Ich habe auch ein Wesen kennen gelernt, dessen ganze Richtung so sehr mit der meinigen stimmt . . .

Welche Richtung ist denn das, um Vergebung? fragte mit anscheinender Blödigkeit, aber tief versteckter, gränzenloser Ironie die Frau.

Die Richtung einer einfach natürlichen Weltanschauung. Keine Firlefanzereien, die man Kunst, Wissenschaft, Literatur und Politik zu nennen pflegt, sollen uns den Genuß des Einzigen verkümmern, wofür jeder vernünftige Mensch leben soll — der Natur.

Birkhofen zog sein Schnupftuch heraus und wischte sich den Schweiß ab. Eine so lange zusammenhängende Rede hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehalten.

Adeline preßte ihre Augenlider etwas zusammen — sie war erschüttert von der Absicht ihres Mannes, und doch war er ihr so gleichgiltig — sie mußte sich aber doch erst in sich selbst zurecht finden!

Soll ich dir meine Wahl nennen? Du bist die Erste, die sie erfährt.

Nun?

Louise Harold.

Das hatte Adeline nicht erwartet. Sie kannte zwar ihres Mannes Neigung für Louisen, aber sie kannte auch neben jener Liebe für Natur seinen ungemessenen Adelsstolz; seine Liebe zum Besitz!

Louise Harold?! sagte sie nur, weiter nichts.

Ich weiß, Adeline, was du denkst. Du meinst, es sei unpassend, mich von einer Frau meines Alters, Standes und Vermögens scheiden zu lassen und ein blutjunges, bürgerliches, armes Mädchen zu heirathen?

Rede nur weiter.

Das alles wird aber ausgeglichen durch die Gleichheit und Charaktere und . . .

Der Weltanschauung, sagt mit kaltem Spott Adeline.

Ganz recht.

Was sagt denn Louise dazu?

Sie weiß kein Wort. Mir dünkte, das Einzige, wodurch man einer Frau gegenüber sich berechtigen kann, ihr den Wunsch der Scheidung vorzutragen, ist die Erklärung, daß sie die Erste ist, die davon etwas erfahren wird.

Sehr ritterlich, sagte Adeline mit demselben Lächeln wie bisher.

Ich werde mir Alles einleiten, wenn du gegen unsere Scheidung nichts einzuwenden hast — vielleicht gibt sie dir auch Gelegenheit, ein besseres und glücklicheres Loos an der Seite eines anderen Mannes zu finden. Kempten liebt dich, wie allgemein gesagt wird, seit bereits zehn Jahren

Ich bitte Sie, Herr von Birlhofen — wir sind uns jetzt fremd —, sich nicht die Sorge um mein Glück aufzuerlegen. Meiner Einwilligung zur Scheidung seien Sie versichert — weiter bedürfen Sie ja nichts mehr von mir!

Ich werde nur die Kinderlosigkeit unserer Ehe als Vorwand nehmen!

Wie Sie wollen.

Ihr Vermögen erhalten Sie natürlich zurück. Die Ersparnisse, welche ich während unserer fünfzehnjährigen Ehe gemacht . . .

Fünfzehn Jahre! sagte Adeline und faltete traurig die Hände.

Werden zwischen uns getheilt. Sie werden daraus ersehen, welch guter Wirth ich gewesen.

Adeline stand auf und gab ihm dadurch das Zeichen zum Gehen.

Er streckte ihr die Hand entgegen. Lassen Sie mir die Genugthuung, daß wir ohne Groll mit gegenseitiger Achtung von einander uns trennen!

Sie legte mit großer Ueberwindung ihre feinen Fingerspitzen in seine derbe Hand — diese Hände hätten schon durch ihre Formen gezeigt, daß sie nicht in einander gehörten.

Er ging. Sie verriegelte die Thür hinter ihm, sank ins Sopha, und ein Thränenstrom erleichterte ihr Herz — es war dennoch getroffen worden, vom ungeliebten Manne, und zwar an der empfindlichsten Stelle, an seinem Stolze.

Aber sich rasch bezwingend sprang sie auf. Nun zu ihm, ich habe ja weiter Niemanden mehr auf der Welt! Und sie setzte den Hut auf, schlug die Mantille um ihren schlanken Leib und wie sie war, im Morgen-Ueberrock und Morgenschuhen, lief sie hinunter in den Hof und bestellte selbst dem Kutscher, daß er anspannen solle, und stand in der Stallthüre und wartete — das Haus wollte sie nicht mehr betreten, und die Domestiken waren alle verwundert; denn so etwas hatten sie noch nie von ihr gesehen.

In der Stadt in ihrer Wohnung angekommen, schickte sie sogleich zu Kempten und ließ ihn zu sich rufen. Als er eintrat, fiel ihr seine verlegene und sogar zerstörte Miene auf.

Verzeihen Sie, Kempten, daß ich Sie so früh am Tage stören ließ, aber . . .

Sie haben meinen Brief nicht erhalten?

Keine Sylbe!

Gott sei Dank! sagte er aufathmend — ich dachte, Sie wollten mir Vorwürfe machen.

Vorwürfe, Ihnen, weshalb?

Später, gnädige Frau; nun sagen Sie mir, worin ich Ihnen dienen kann.

Denken Sie sich, mein Mann — Birkhofen — will sich von mir scheiden lassen!

Nicht möglich!

Wahrhaftig, er hat soeben feierlich meine Einwilligung eingeholt.

Die Sie ihm doch nicht ertheilt haben?

Gewiß habe ich sie ihm ertheilt . . .

So will ich gleich hinaus und ihn davon abbringen; das darf, das kann nicht geschehen!

Adeline zuckte es durch das Herz, als habe ein dreischneidiger Dolch sie getroffen. Hatte nicht derselbe Mann auf derselben Stelle noch vor einem halben Jahre sie auf den Knieen gebeten, ihm doch zu erlauben, zu ihrem Gemahl zu gehen, um ihn einer Scheidung günstig zu stimmen? War das nicht seit zehn Jahren sein ewig von ihr zurückgedrängter und verwehrter Wunsch, seine heiße Bitte, sein glühendes Verlangen? Und jetzt, jetzt, da sie meinte, er solle in Glück und Liebe aufgelöst zu ihren Füßen hinsinken und ihre nun ohne ihr Zuthun freigewordene Hand begehren — nun war er offenbar erschrocken, und wollte sogar zu ihrem Manne gehen und ihn davon abbringen?

Er liebte sie also nicht mehr!

Als sie sich mühsam nach langem Kampfe gefaßt und Kraft genug fühlte, vor ihn, den Wortlosen, Erschreckenen, der nun wohl einsah, was er gethan hatte, zu treten, sagte sie mit tonloser Stimme: Ich danke Ihnen, Herr Baron! Ihren guten Willen kann ich nicht benutzen. Leben Sie recht wohl!

Wann darf ich wieder kommen? fragte der erschütterte Freund.

Ich fahre jetzt zurück nach Birkhofen, um meine Koffer packen zu lassen — ich dachte das von hier aus zu besorgen, aber die Stadt ist mir jetzt noch verhaßter, als das Landgut — dann werde ich gehen — wohin, weiß Gott! setzte sie in Thränen ausbrechend hinzu.

Aber — Sie haben mich ja nie hoffen lassen, daß Sie mich liebten — daß Sie mich jemals lieben würden? O Gott, Adeline!

Ganz recht, Herr Baron, ich habe Sie nie hoffen lassen, daß ich Sie liebte, daß ich Sie jemals lieben würde, sagte sie schnell gefaßt, sich wieder die Thränen abtrocknend — Sie haben ganz recht gehandelt, mich — aufzugeben. Und ich habe nicht den leisesten Schatten von Recht, mich über Ihre Treulosigkeit zu beklagen! Nochmals — leben Sie wohl!

Sie schellte ihrem Diener, sie ging zur Thür hinaus. Draußen stand Kempten vor ihr und sah so unglücklich und von Zweifeln zermartert aus, daß ihr Herz selbst dem Mitleid zugänglich wurde.

Erlauben Sie mir wenigstens, Sie noch eine Strecke zu begleiten, mich zu rechtfertigen. — Ja, sagte er plötzlich entschlossen — ich gehe mit Ihnen — es kann noch Alles gut werden — Adeline, Ihnen will ich, kann ich allein mein Leben weihen.

Sie schüttelte mit dem Kopfe und ging die Stufen der Treppe hinab. Er ging mit ihr und flüsterte: Ich muß hinaus, nehmen Sie mich aus Barmherzigkeit in Ihrem Wagen mit — ich muß ein Unglück verhindern und komme sonst zu spät!

Thun Sie, was Sie wollen, Kempten, ich fahre allein, und — setzte sie, stolz sich aufrichtend hinzu — ich bitte Sie, auch in Zukunft mich nicht aufsuchen zu wollen! Eine geschiedene Frau muß sich in ihrem Betragen sehr in Acht nehmen.

Er ließ sie gehen. Sie fuhr hinaus durch die Straßen, durch die Thore, über die Felder und wußte nichts davon! Der Gedanke, wovon sie zehn Jahre gelebt, geathmet, der Gedanke

war vernichtet — und dieselbe Stimme, die ihr immer so lieblich zugelispelt: er liebt dich rief jetzt mit betäubendem, markerschütterndem Tone: er liebt dich nicht mehr, er liebt dich nicht mehr! und zerriß ihre Nerven, ihr Hirn, ihr Herz.

Sie kam draußen an, ohne es zu wissen. Ihre Kammerfrau stand unter der Thür und sagte: Der Herr Baron und Fräulein Harold haben schon mehr als zehnmal nach der gnädigen Frau gefragt.

Ich kann Niemanden sprechen, Gertrud, gar Niemanden!

Da ist schon das Fräulein. Und Louise stand vor ihr mit verweinten Augen und hielt einen Brief in der Hand.

Ei ander Mal, liebe Louise, ich fühle mich sehr, sehr unwohl, Sie sehen, ich kann kaum auf den Füß u stehen!

Ach beste, gnädige Frau, es ist der schrecklichste Moment meines Lebens!

Adeline dachte natürlich, Birkhofen habe in liebender Ungeduld dem Mädchen schon seine Absicht mitgetheilt. In gewohnter Güte aber, als sie das angstbe lommene Wesen des armen Kindes sah, sagte sie: Kommen Sie und setzen Sie sich vor mein Ruhebett und theilen Sie mir mit, was Ihr Herz beschwert.

Nun, was ist es? fragte Adeline, als Beide Platz genommen.

Hier diesen Brief hatte ich heute Morgen mit einer Einlage an Sie erhalten.

Von wem ist er? fragte Adeline, ohne aufzusehen.

Von Baron Kempten.

Von . . . Und sie riß ihr das Blatt aus der Hand; aber sie konnte nicht lesen, die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen. Lesen Sie mir vor, Louise.

Verschonen Sie mich damit, liebe, gnädige Frau, ich will Ihnen lieber den Inhalt in ein paar Worten mittheilen. Der Baron trägt mir seine Hand an.

Wer? Wer trägt Ihnen seine Hand an?

Der Herr Baron von Kempten.

Adeline gab keine Antwort, das Gesicht mit dem Tuche verhüllend, lag sie lautlos da, nur zuweilen hob ein krampfhaftes Schluchzen ihre gemarterte Brust.

Kann ich Ihnen nichts geben, liebe, gnädige Frau? was ist Ihnen? rief in großer Angst Louise.

Da richtete sich Adeline auf und ließ das Tuch von ihrem Gesicht sinken; aber Louise erschrack bei ihrem Anblick, denn die Baronin war um zehn Jahre plötzlich gealtert.

Was werden Sie thun? fragte sie mit einer Stimme, die Louise nicht wieder erkannte.

Was ich thun werde? ach Gott, Sie erschrecken mich! — ich werde thun, was Sie mir rathen!

Da schlug Adeline ein entsetzliches Lachen auf und rief dann mit herzzerreißender Stimme: Nimm ihn hin! Ich hatte ja zehn Jahre lang nicht den Muth, einer elenden Welt gegenüber mit einem Manne zu brechen, dem ich nur der Form nach angehöre. Zehn Jahre lang ließ ich ihn vergebens um Liebe flehen. Nimm ihn, nimm ihn, mir geschieht recht!

Louise sagte aber erschrocken: Da sei Gott vor! Wenn es Sie schmerzt! Ich verdiene ja auch diesen Mann gar nicht!

Aber er liebt dich!

Weil Sie ihn zurückstießen.

Adeline schüttelte mit dem Kopfe, Louise aber sagte begütigend mit schönem Eifer: Machen Sie sich keine Vorwürfe, Sie haben recht gehandelt, daß Sie die am Altare gelobte Treue hielten. Baron Birkhofen wird es Ihnen vergelten — und sollte er es auch erst spät einsehen, welchen Schatz von Treue er in Ihnen besessen.

Birkhofen will sich von mir scheiden lassen!

Aus Eifersucht?

Nein, weil er dich heirathen will!

Mich! Ist er wahnsinnig?

Du hast nun die Wahl, sagte Adeline bitter, zwischen meinem ehemaligen Gemahl und meinem ehemaligen Anbeter! Ueberall muß ich dir weichen.

Nach einer Pause, nur von Adelinens krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, sagte Louise:

Wenn ich Birkhofen heirathe, heirathen sie dann Kempten?

Gutes Kind, du vergißt immer, daß Kempten dich liebt und — mich vergessen hat! Nein nein heirathe Kempten, und ich — sagte sie bitter lachend — versöhne mich mit Birkhofen.

Wirklich?

Nein, nein, für mich ist's aus — und ich weiß wirklich nicht, was ich mit mir selbst anfangen soll! Will mir Niemand den Gefallen thun und mir hierin einen guten Rath geben? Ich bin ganz überflüssig, ja, sogar hinderlich auf der Welt!

Sie sagte das alles, von kurzem krampfhaften Lachen unterbrochen — Louisen wurde bange!

O, fuhr Adeline fort, wie habe ich ihn geliebt! Aber tief, tief im Inneren, Niemand sah es, nicht einmal er durfte einen Strahl dieser Sonne, die mein Inneres durchglühte, erhaschen!

Er wird das einsehen, und —

Kümmere dich nicht um mich und schreibe ihm dein Jawort.

Nein, ich werde ihm abschreiben und thue das leicht und freudig. — Nur Eines erschwert mir's: er wird mein Nein seinem ehrlichen Bekenntniß, daß er nur ein sehr kleines Vermögen besitzt, zuschreiben — er meinte, mit meinen und seinen bescheidenen Ansprüchen würden die Zinsen seines Vermögens wohl hinreichen, uns in einem Winkel der Schweiz zu ernähren.

Adeline sagte nichts mehr. Louise wollte sie leise verlassen. Als sie schon an der Thür war, winkte Adeline mit der Hand und deutete auf den Brief von Kempten, den Louise in der Hand hielt — sie wollte ihn da behalten; Louise legte ihn zögernd auf den Tisch und ging.

Dieser Brief, den sie nach einer Stunde erst zu lesen im Stande war, beruhigte und versöhnte übrigens ihr Gefühl, anstatt es zu verletzen, wie sie gefürchtet hatte. Kempten schrieb an Louise.

„Ich biete Ihnen meine Hand an — aber mit dem vollen Bewußtsein, welche Thorheit es von Ihnen wäre, sie anzunehmen; denn es ist nicht die warm pulsirende Hand eines Jünglings, nicht einmal die lebensmuthige eines Mannes, sondern nur die Hand eines lebensmüden Menschen, der in Ihnen die letzte Möglichkeit sieht, einen Theil seiner verlorenen Jugend wieder zu gewinnen. Ich habe meine beste Lebenszeit verschleudert mit Träumen und Lieben. Diese Liebe zu einer Frau, die keiner Gegenempfindung fähig, von jenem Tugendstolz durchdrungen, der den kalten Gemüthern so wohlfeil zu erringen ist, hat mich unendlich tief herabgestimmt

— mir ist zu Muthe, als hätte ich mich zum Spielwerk mißbrauchen lassen. Als mir zum ersten Mal die volle Sonne Ihrer frischen warmen, ungekünstelten Natur aufging sah ich erst ein, wie diese Frau jeder natürlichen Empfindung unzugänglich war — ich verglich Sie beide im Geiste und nahm mir vor, die langgenährte Flamme meines Herzens auszulöschen. Erst später, als mir das schon lange gelungen schien, erwachte das Bedürfniß, Sie selbst zu lieben und, lassen Sie mich's gestehen, geliebt zu werden. Vermögen Sie das — aber ich fordere viel, ich fordere ein ungetheiltes heißes Herz in der Einsamkeit, eine ungetheilte Aufmerksamkeit und Treue für ewig — können Sie das, so folgen Sie mir dahin, wo ich mein erobertes Glück, meine wiedergewonnene Jugend verbergen will."

Adeline las nur bis dahin, aber sie fühlte sich beruhigt — er hatte sie nicht ganz vergessen gehabt — er hatte ihr nur gezürnt, und mit aufgehobenem Muth brachte sie das Opfer ihrer Liebe.

Sie schrieb an Louisen ein paar Zeilen und bat sie dringend und inständig, doch Kempten noch heute Ihr Wort zu geben. Dann empfing sie Birkhofen, der gehört, daß sie schon heute sein Haus verlassen wollte, und sie bat, im Tausche gegen eines ihrer nahegelegenen Güter ein Gut von ihm, das im Salzburgischen lag, anzunehmen, da es immer ein Lieblings-Aufenthalt von ihr gewesen. Sie nahm das dankbar an und trennte sich ohne Groll, wie er gewünscht, von ihm. Ueber Louisen, da er selbst nicht von ihr sprach, sagte sie nichts, und billigte nur seine Absicht, sogleich in die Stadt zu gehen, um das Scheidungsgesuch einzureichen.

Die an Louisen gerichteten Zeilen brachte man ihr unerbrochen zurück. Louise war plötzlich abgereist und hatte nur folgende Zeilen an die Baronin zurückgelassen:

„Ich gehe mit dankbarem Herzen und tief eingewurzelter Liebe und Verehrung zu Ihnen aus Ihrem Hause, um unter das Dach meines guten Vaters zurückzukehren, das ich wohl nie hätte verlassen sollen! Sie werden von mir hören — bis dahin erhalten sie mir das Gefühl, das Sie mir zuwandten, ehe ich noch in Ihr stilles, klares, mondgleiches Dasein verfinsternd und verwirrend getreten bin!"

Adeline ging noch an demselben Tage nach dem Schatzkammergute, nachdem sie noch an Louisen geschrieben und ihr ihren Entschluß mitgetheilt und sie beschworen hatte, Kempten das Glück zu verleihen, das er von ihr erwarte.

Als Birkhofen erfuhr, daß Louise zu ihrem Vater sei, schrieb er dies nur ihrem Gefühle des Anstandes zu, weil Adeline das Haus verlassen, und schätzte sie um so höher.

Adeline lebte nun ein still zurückgezogenes Leben bei Salzburg auf ihrem Gute. Eine Schwester ihres Mannes, die über das Scheidungsgesuch ihres Bruders außer sich war und Adelinen dies durch ihre eigene Liebe und Verehrung entschädigen wollte, hatte sie dahin begleitet. Es war ein beschränktes, aber äußerst gutmüthiges Geschöpf, und ihre Gegenwart war ein wahres Glück für Adelinen, da diese denn doch an Einem Tage zu viel ertragen und gelitten und nach einigen Wochen an einer Hirnentzündung lebensgefährlich erkrankte. Monate gingen für sie im traumähnlichen Zustande hin, bis sie genesen war. Aber diese Krankheit war eine Wohlthat für sie; denn auch die Schmerzen ihres Gemüthes wurden mit dem schwachen Körper schwächer, und als das Fieber schwand, fühlte sie eine Ruhe über sich kommen, wie sie sie bei ihrer Ankunft hier für rein unmöglich gehalten.

Sie war nun frei. Birkhofen's Schwester überreichte ihr eines Tages weinend die Schei-

dungsakte, die sie ruhig lächelnd empfing, und ein paar Tage später einen Brief von Louisen, worin ihr diese ihre noch geheime Verlobung mit — Birkhofen anzeigte. Sie schrieb:

„Glauben Sie nicht, verehrte Frau, daß ich aus Edelmuth für Sie mein Leben opfere. Als ich von Ihnen ging, sprach ich mit Kempten, und er sagte mir sehr offen, daß er jetzt tief bereue, mir seine Hand angeboten zu haben; denn je länger und tiefer die Ueberzeugung, daß Sie frei seien und ihn dennoch lieben könnten, bei ihm eindringe, je mehr fühle er, daß er Sie doch über Alles liebe und allein lieben könne. Seine Worte waren: „„Ein Mann liebt nicht hoffnungslos zehn Jahre eine Frau, ohne daß diese Liebe sich ins Mark seines Lebens verwachse. Adelinen ist mein ganzes vergangenes Leben verpflichtet, und im siebenunddreißigsten Jahre vermag man nicht mehr, die Vergangenheit von der Zukunft abzuschneiden, weil es die bessere Hälfte ist, und was nun kommt, ist, wenn auch nicht Schweigen, wie Hamlet bei seinem Tode sagt, doch erinnern und zurückschauen.““ Sie werden nun denken, weil mich Kempten nicht liebt, sei es nicht nöthig, daß ich Birkhofen heirathe; aber das ist die volle Wahrheit: Ihr früherer Gemahl gefällt mir und hat mir immer gefallen, freilich nur als der Mann einer Anderen. Er ist außerordentlich gutmüthig, und an seiner Seite wird mir das reiche Glück des Gebens zu Theil. Ich kann für meinen Vater, für meine jüngeren Geschwister sorgen, und ich werde es von ihm erbitten, daß er mir die Welt und ihre Schönheit etwas zeige. Er hat mir jetzt schon versprochen, mich künftigen Winter nach Paris zu führen. Ist das nicht allein schon für so eine „„Feldblume““, wie Sie mich immer nannten, der Mühe werth, einen Mann zu nehmen?“

Daß Kempten jene von ihr mitgetheilten Aeußerungen erst gethan, nachdem ihm Louise erklärt, daß sie den Baron heirathen werde, schrieb diese letztere freilich nicht.

Adeline legte tief gerührt den Brief hin, denn sie durchschaute wohl des edlen Kindes Absicht und war durch alle lustigen Reden nicht über die Größe des Opfers, welches Louise ihr brachte, zu täuschen.

Kempten ließ nichts von sich hören. Dem Fräulein von Birkhofen schrieb eine Freundin, daß er eine Reise nach Spanien angetreten und vor Jahresfrist nicht zurückkehren werde.

Jede Frau muß aber einen Lebenszweck, eine Lebensaufgabe haben. Adeline hatte bisher ihr Leben mit der Freundschaft für Kempten ausgefüllt — jetzt war das aus — sie wandte sich jetzt ganz der Wohlthätigkeit zu. Hunderte von Kindern speis'te, nährte und kleidete sie; denn wie alle echt weiblichen Gemüther hatte sie eine tiefe Liebe zu den kleinen „Menschenblumen“, wie sie sie nannte. Sie lebte höchst einfach, um ihr reiches Einkommen den Kleinen in großem Maßstabe zuwenden zu können. Sie hielt selbst Schule, sie opferte sich vollkommen auf.

Eines Winterabends, es war schon ganz dunkel, kam sie allein verspätet von einem Gange zu ihren Kleinen nach Hause. Schon von Weitem sah sie die Fenster ihres Wohngemachs erleuchtet, aber statt Fräulein Birkhofen's einsamer Gestalt, am Fenster neben dieser einen hohen Mannesschatten.

Das Herz schlug ihr — ihr war's, als könne nur er das sein. Als sie die Treppe hinaufstieg und ihr Diener ihr den Mantel im Vorzimmer abnahm, erkannte sie auch seine Stimme. Sie blieb nun stehen und hatte nicht Kraft, weiter zu gehen. Da öffnete er die Thür, das Fräulein blieb darin, der Diener war schon wieder auf dem Corridor — sie stand ihm allein gegenüber.

Adeline! hast du mir vergeben?

Sie wollte ihm nicht entgegen gehen; nein, sie wollte ihm kalt die Hand reichen und vornehm sagen: Willkommen, lieber Baron!

Aber du lieber Gott! das konnte sie nicht! Sie hatte nicht mehr dieselbe Kraft wie damals im Hause ihres Gemahls. Sie sank an sein Herz, sie umfaßte mit beiden Händen seinen Hals und schluchzte: Karl, ach Karl, daß du wieder bei mir bist!

Wie rührte ihn das so unaussprechlich! Liebesworte aus dem Munde der Frau, die er unfähig erklärt, sie im Herzen zu hegen und noch viel weniger über die Lippen zu bringen! Thränen traten ihm in die dunklen Augen, und er konnte nur sagen: Dank, tausend und tausend Dank! Er küßte ihre Hände, ihre Stirn — ihr schöner, feiner, vom Schmerz herabgezogener Mund war ihm noch zu heilig!

Sie wurden ein Paar, wenn je zwei Menschen diesen Namen verdient — ganz Gleiches haben ja nie Zwei empfunden, gedacht, gestrebt.

Einige Jahre darauf machten sie eine Reise und kamen durch München. Da kam ihnen eine schöne große Frau, an jeder Hand einen blühenden Knaben, entgegen, Es war Louise! Sie erkannten sich gegenseitig sogleich. Wie freute sie sich, Adeline am Arme Kempten's zu sehen!

Das ist, rief sie, die größte Freude nach der Freude über diese da! Sehen Sie meine prächtigen Kinder!

Sie gleichen Ihnen, sagte Kempten herzlich, Sie haben Ihre schönen kornblumenblauen Augen.

Ja, es sind auch kleine Feldblümchen, sagte lachend Louise, die heiter und fröhlich aussah. Eine Demüthigung kann ich aber Ihrer Frau nicht ersparen, ich muß ihr sagen, daß ich mit Birkhofen, den sie immer für so eigensinnig erklärt, vortrefflich auskomme. Die Leute behaupten zwar, er stände unter meinem Pantoffel, er behauptet aber, glücklich zu sein, und sagt mir das alle Tage. Ich glaube, Ihre Frau war zu gut für ihn.

Adeline drückte ihr die Hand und sagte weich: Sie sind viel besser als ich!

Warum nicht gar! Aber sehen Sie nur meine Kinder! Meine beiden jüngsten Geschwister sind auch bei mir: dann bin ich eine große Landwirthin geworden und vollkommen in meinem Elemente. Uebrigens glauben Sie nicht, sagte sie, sich zu Kempten wendend, daß ich so ganz bildungsunfähig bin. Ich habe mir für den Winter, den wir jetzt auch immer auf dem Lande zubringen, eine große Bibliothek angeschafft, Birkhofen mußte mir jährlich eine Summe dazu anweisen — dort kommt er, wir wollten uns hier treffen.

Dann leben Sie wohl, sagte rasch Adeline und küßte die Feldblume auf den rothen rosigen Mund. Gott segne Sie — Ihrem Manne und Ihren Kindern zur Freude und zum Trost.

Dann ging sie rasch mit Kempten in die nächste Straße: denn ihr richtiges Gefühl sagte ihr, daß es für Kempten eben so empfindlich sein müsse jetzt mit Birkhofen zusammen zu treffen, wie es ihr peinlich und verletzend war, am Arme ihres zweiten Mannes dem ersten gegenüber zu stehen. Louise sah ihr freudig lächelnd nach, und dieser Augenblick entschädigte sie für alles, was ihr junges, heroisches Gemüth sich vielleicht zu viel auferlegt.

Redaction, Druck und Verlag von A. F. Nietsch.

Nro 4. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. Januar 1861.

Das alte Schloß.

Eines Abends hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft in dem gemütlichen Landhause meines Vaters versammelt, um die Weihnachtsfeier mit uns zu begehen. Mein Onkel, welcher sich gerade in sehr heiterer Stimmung befand, erzählte viel von seinen Feldzügen in Spanien und sagte, nachdem er längere Zeit gesprochen, daß er uns eine Geistergeschichte zum Besten geben wolle, wie wir gewiß nie eine gehört hätten. Wir Alle nahmen darauf Platz an dem großen Kamin, der von einer so hellen Flamme beleuchtet wurde, daß wir mit einem Gefühl der Sicherheit in die dunklen Ecken des Gemaches blicken konnten; mein Oheim setzte sich in seinen großen Lehnstuhl, nahm meine jüngste Schwester Emily auf das Knie und begann folgendermaßen:

„Vor vielen Jahren, meine Freunde, als das Schlachtfeld mein Haus war und meine einzigen Freunde die Gefährten, welche an meiner Seite fochten, als eine Häuslichkeit mir wie ein Traum erschien und ich kaum die Hoffnung hatte, meine Verwandten je wieder zu sehen, trug sich die Begebenheit zu, welche ich Euch jetzt mitzutheilen gedenke. Ich war damals jung und voll Hoffnung, ja voll Enthusiasmus in Betreff der Lebensbahn, welche ich erwählt und die mir kaum Zeit ließ, mich trüben Gedanken hinzugeben. Heitere Genossen gleich mir umgaben mich, voll von Ehrgeiz stürmten wir fort und warfen selten einen Blick hinter uns. Mein bester Freund war ein Lieutenant, der mit mir in gleichem Alter stand; er war von Geburt ein Irländer und hieß Courcy. Er war von guter Familie, aber von geringem Vermögen und hatte sich vorgenommen, dasselbe zu vermehren, bevor er nach Hause zurückkehre. Im Feldlager wie in der Stadt richteten wir es stets so ein, daß wir das Quatier mit einander theilten; so ward er bei der Begebenheit, welche ich Euch erzählen will, mein Gefährte und war mir von großem Nutzen.

Eines Abends nach einem sehr ermüdenden Tagesmarsche gelangten wir, bis auf die Haut durchnäßt, kaum fähig auf unseren Pferden zu sitzen, welche vor Mattigkeit stolperten, in ein elendes spanisches Dorf, welches unserer Schaar nur wenig Bequemlichkeit in Aussicht stellte — einige zerstreute Hütten, augenscheinlich unbewohnt, und eine erbärmliche Posada (Wirthshaus), vor welchem drei bis vier ziemlich verdächtig aussehende Spanier lagen, welche uns mit nicht sehr freundlichen Blicken unter ihren sombreros hervor ansahen.

Der Wirth bewillkommte uns, als wir schwerfällig genug von unseren Pferden abgestiegen, mit aller spanischen Ruhmredigkeit, aber das Innere seines Hauses war eben so erbärmlich, als das Aeußere desselben uns erschien. Ein guter englischer Stall würde vorzuziehen sein aus vielen Gründen, vorzüglich was die Reinlichkeit betrifft. Wir schauderten, als wir die Möblirung sahen, wenn man anders die nackten Wände und unbequemen Stühle so nennen kann, und da wir wohl wußten, daß Geld in Spanien, wie überall, Alles vermag, so boten wir solches unserm Wirth an, in der Hoffnung, er werde uns ein besseres Unterkommen anzeigen. Während indessen der Wirth die Achseln zuckte, trat mein Diener ein und theilte uns mit, daß er am Ende der Straße, welche aus dem Dorfe führte, die Thürme eines alten Schlosses gesehen habe, wo wir vielleicht ein Quartier finden würden, wenn die Besitzer Christen wären. Diese Kunde, so erfreulich für uns, schien es keineswegs für den Wirth zu sein, welcher uns beschwor, ja nicht jenes schreckliche Haus zu betreten, in welchem seit langen Jahren Niemand gewohnt habe, in Folge einer jener Rache- und Mordtragödien, die in Spanien so häufig vorkommen.

Wir lachten indessen über des Wirthes erschrecktes Aussehen und bereiteten uns vor, nach jenem besseren Quatier uns zu begeben, indem wir uns von meinem Diener Erfrischungen nachbringen ließen. Unser Wirth erfaßte mich darauf beim Arm, bittend, doch dieses Wagniß nicht bestehen zu wollen, schon Viele hätten es vor uns gethan, aber man habe nie wieder von ihnen gehört; man vernähme in jenem Schlosse zur Nachtzeit seltsames Geräusch und ängstliches Geschrei, welches wahrscheinlich von den früheren Bewohnern, deren schuldbelastete Seelen im Tode keine Ruhe finden könnten, ausgehe. Dies war genug für meinen Freund de Courcy, welcher behauptete, nie etwas Geisterähnliches in seinem Leben gesehen zu haben, weßhalb er sehr neugierig auf solche Ereignisse sei.

Der Wirth schaute uns mit Verzweiflung an, welche wir darauf schoben, daß er nun weniger Gewinn von uns ziehen könne. Wir beachteten seine Reden nicht, sondern entfernten uns, entschlossen, die Abenteuer in dem alten Schlosse muthvoll zu bestehen.

Fünf Minuten Wegs führten uns zu dem Schlosse, es war in einem seltsamen Style gebaut, doch hatten offenbar vornehme Leute früher darin gewohnt. Die Thür desselben war fest verschlossen, und wir standen da, uns einander ansehend, wie wir hinein gelangen sollten, als der Wirth, begleitet von einigen Leuten, die Erfrischungen trugen, herbeikam und uns sagte, daß, wenn wir noch darauf beständen, dort zu schlafen, wir vielleicht durch das Hintergebäude hinein gelangen könnten; von ihm und seinen Begleitern geführt, bahnten wir uns daher einen Weg durch einen alten, verfallenen Garten und eine Art Hof, wo wir einen Eingang fanden. Unsere Begleiter schienen ganz zu Hause zu sein, sie zündeten ihre Laternen an und schritten durch eine sehr geräumige Halle eine schöngebaute Treppe hinauf, welche in das Gesellschaftszimmer wie es schien, führte. Zu unserm großen Erstaunen waren die Möbel sehr prächtig, und das Zimmer hatte ganz den Anschein, als sei es noch vor Kurzem bewohnt gewesen. Selbst Bücher lagen noch auf den Tischen und Ueberbleibsel von verbrannten Feuerscheiten lagen in dem Kamine. Wir wandten uns an den Wirth, und befragten ihn in Betreff dieser auffallenden Erscheinung. Er lispelte, offenbar erschrocken, daß die Familie, nach dem hier stattgefundenen schrecklichen Ereigniß, ungefähr vor sechs Monaten geflohen sei. Wegen der grausigen Erscheinung und Vorgänge vor welchen er uns früher gewarnt, hatte man die Wohnung leer stehen lassen, nachdem einige kühne Männer vergeblich gewagt, den Geistern ihren Besitz streitig zu machen.

Ohne weiter Etwas zu sagen, fachte er mit Hilfe seiner Begleiter ein helles Feuer im Kamin an, stellte die Erfrischungen, welche sie mitgebracht hatten, auf den Tisch und daneben einige Flaschen Wein. Nachdem er diese kleinen Einrichtungen besorgt, fragte er, wann wir am folgenden Morgen unseren Marsch fortsetzen wollten.

„Beim St. Patrick!" — sagte de Courcy — „wir haben keine Lust, schon morgen weiter zu ziehen, wir werden hier auf weitere Befehle warten, welche hoffentlich nicht eher kommen, als bis unsere müden Knochen gehörig ausgeruht haben." — Mit diesen Worten warf er sich in einen großen Lehnstuhl, nicht ohne sichtliche Gemüthlichkeit.

Der Wirth sah ängstlich aus und wechselte Blicke mit seinen Gefährten. Ich legte meine Halfterpistolen auf den Tisch und entkorkte mit großer Kaltblütigkeit die langhälsigen Flaschen, so daß das Echo davon in dem großen Zimmer widerhallte.

Der Wirth und seine Leute empfahlen uns dem Schutze Gottes und seiner Heiligen und schickten sich an, fortzugehen. Wir vergaßen nicht, sie bis an die Thüre zu begleiten, welche wir hinter ihnen verschlossen, und kehrten dann in unser gemüthliches Quartier zurück. Wir setzten uns nieder und begannen mit dem Abendessen, nach welchem wir sehr schmachteten; zuerst aber untersuchten wir genau die Korke, um zu sehen, ob die Flaschen nicht vielleicht schon vorher geöffnet seien, in der Absicht, uns einen Streich zu spielen, denn solche Dinge kommen nur zu häufig vor, obgleich in diesem Falle die Nähe unserer Schaar solche Verrätherei von Seiten der Spanier sehr gefährlich machte. So verzehrten wir denn unser Abendessen sehr heiteren Muthes, ohne im Geringsten der Geister zu gedenken, vor welchen man uns bange gemacht hatte.

Darauf schoben wir unsere trefflich gepolsterten Stühle dem warmen Schein des Kaminfeuers zu, streckten unsere müden Glieder aus und steckten unsere Cigarren an, indem wir uns sehr des Entschlusses, das schlechte Wirthshaus verlassen zu haben, freuten.

Ermattung und die Wärme, welche von den brennenden Holzscheiten ausströmte, bewirkte daß unsere Augenlider sich bald schlossen und unsere Conversation inne hielt. Die Bilder vor unseren Augen verschwammen immer mehr, ich hörte meinen Freund schon schnarchen und schlief bald darauf ebenfalls ein.

Ein gellender Schrei, gleich einem Trompetenstoß, erweckte uns bald auf sehr unsanfte Weise. Wir sprangen beide auf, das Blut erstarrte uns in den Adern, so plötzlich war der Lärm entstanden. Wir horchten auf, kaum wissend, wo wir uns befänden, als unsere Ohren plötzlich ein neuer Schrei traf, der uns zu umtosen schien und dann in melancholischen Tonabstufungen auf dem langen Corridor in der Ferne erstarb.

Mittlerweile waren unsere Sinne etwas klarer geworden. Wir blickten einander an und rüsteten uns, ohne ein Wort zu reden, zu Thaten. De Courcy schürte schnell das Feuer von Neuem an, so daß wir den hellen Schein desselben benutzen konnten, während ich den Docht der Lampe putzte, deren trauriger Zustand uns deutlich verrieth, wie lange wir schon geschlafen hatten. Wir sahen auf unsere Pistolen und nahmen dann ruhig wieder in unsern Lehnstühlen Platz.

Ein tiefer, förmlich grabesähnlicher Seufzer, welcher dicht vor der Thüre unseres Zimmers ausgestoßen wurde, machte uns wachsam. Wir blickten vorsichtig über die Lehnen unserer Stühle nach der Richtung, aus welcher der Ton kam, hin, und ich gestehe, daß unsere jungen Nerven für einen Augenblick aufgeregt wurden, als wir sahen, daß sich die Thüre geräuschlos in ihren Angeln bewege, als ob ein übernatürlicher Besuch erscheinen wollte. Mit pochendem Her-

zen erwarteteten wir den Eintritt des ungebetenen Gastes. Ich dachte, daß, wenn es ein armer Geist wäre, er oder sie nach Geisterart, das heißt, ohne die Thüre zu öffnen, welches mir eine ganz unnütze Ceremonie zu sein schien, hereinkommen könne. Wir vernahmen bald Fußtritte, welche in den Korridors erschallten und sich schnell unserm Zimmer zu nähern schien.

„Schieße nicht sogleich," — sprach de Courcy leise zu mir. „Wenn es ein wirklicher Geist ist, so hat es keinen Zweck, und wenn es ein solcher nicht ist, so sehe ich nicht ein, warum wir ihn dazu machen wollen."

Ich beschloß, dem Rathe meines Freundes zu folgen, indem ich fühlte, daß sich etwas ereignen werde, entweder Natürliches oder Uebernatürliches; so entfernte ich denn meine Finger wieder von dem gespannten Hahn der Pistole. Ich habe bereits gesagt, daß wir Beide jung waren und in voller Lebenskraft standen; gewöhnt an den Anblick des Todes auf dem Schlachtfelde in allen möglichen Gestalten, konnten wir einen kleinen Schreck schon ertragen. Dennoch muß ich gestehen, daß unsere Athemzüge kürzer wurden und eine Art von Eiseskälte sich über unsere Glieder verbreitete, als wir ein Gesicht von höchst seltsamen, nicht menschlichem Schnitt erblickten, das uns mit blitzenden Augen anstarrte. Es war das eines weiblichen Wesens, um dessen Züge wir dunkle Blutflecken bemerkten. Es fuhr fort, uns melancholisch anzusehen, und es schien unmöglich, unsere Augen von demselben abzulenken, wir waren wie vom Zauber gefesselt.

Nach einigen Augenblicken, welche uns die Länge von Jahren zu haben schienen, schlüpfte sie geräuschlos in das Zimmer und schaute um sich, als suche sie etwas. Nachdem sie beinahe in die Mitte des Gemaches gelangt war, stand sie still; wir fühlten, daß wir der Sprache nicht mächtig seien, und die Gestalt schien, weil wir sie unverwandt und starr ansahen, vor unseren Augen sich zu bewegen.

Endlich schien de Courcy den Muth zu gewinnen, sie anzureden, denn ich bemerkte, daß seine Lippen sich bewegten, als wolle er etwas sagen; aber seine Rede wurde gehemmt durch den Eintritt einer Gestalt, welche dergestalt in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllt war, daß man die Gesichtszüge derselben nicht erkennen konnte. Sie streckte die Arme aus, erfaßte das Frauenzimmer beim Schopf und zog sie aus dem Gemache heraus, die Thüre schlug heftig zu und wiederum vernahmen wir Geschrei und Todesseufzer auf den Korridors.

Wir sprangen jetzt Beide aus unseren Stühlen empor und stürzten nach der Thüre; sie gab sogleich unserer Berührung nach, und der offene Korridor lag vor uns, aber Nichts war zu sehen. Ohne etwas zu sagen, schoß de Courcy seine Pistolen in die Dunkelheit hinein ab, aber nur das Echo derselben, kein anderes Geräusch, traf unsere Ohren.

Darauf schlossen wir die Thüre und nahmen wieder Platz.

„Wir sind unwillkommene Gäste hier, wie es scheint," — sagte de Courcy, — „indessen kann ich nicht an Geister glauben. Warum ein Geist, der seine körperliche Hülle verlassen hat, ehrliche Christen beunruhigen sollte, sehe ich nicht ein, wenn die Letzteren auch Quartier suchen in dem Hause, welches jene früher bewohnten. Man sagt, Geister hätten keine Ruhe, um so weniger brauchen sie Armsessel und Betten, und kann es ihnen gleichgiltig sein, ob wir dieselben benutzen. Ich habe eine Idee — sag' nichts davon auf der Parade, noch weniger dem Schurken von Wirth. Wir wollen ihm doch noch eine Falle stellen, das Quartier ist zu gut, um es aufzugeben."

Das Tageslicht brach herein, während wir noch über unsern Plan uns unterhielten, von

dem weiter unten mehr. Wir musterten ruhig unsere Soldaten und trafen alle Anstalten zu deren gutem Unterkommen. Der Wirth folgte uns mit dienstbeflissener Geschäftigkeit, als hätte er gern erfahren, wie es uns während der Nacht ergangen, und behauptete entschieden, wir müßten besonderen Schutz genießen, weil die bösen Geister uns während der Nacht in Frieden gelassen. Wir würden dieß Alles mit gutem Glauben angenommen haben, wenn wir nicht ein heimliches, ironisches Verziehen seiner Mundwinkel bemerkt hätten. „Wart', bis an uns die Reihe kommt," flüsterte de Courcy.

Wir wendeten während des Tages unsere Aufmerksamkeit der Außenseite unseres Quartiers zu, bemerkten aber nur den Eingang, durch welchen wir selbst in das Schloß gelangt waren und den wir, nachdem unser Wirth sich am Abende vorher entfernt, hinter ihm sorgfältig verbarrikadirt hatten.

Wir häuften nun während des Tages Vorräthe für unsere Beköstigung am Abend auf und wiesen jede Dienstleistung des Gastwirthes zurück, welcher über unsere Kaltblütigkeit sehr verwundert zu sein schien. Unter Anderm sah ich, daß gegen Abend auf de Courcy's Befehl von unserm Tambour ein großer Packkorb in das Schloß getragen wurde. Wir folgten demselben sogleich und nahmen wieder unsere Plätze wie am vergangenen Abende ein. Der Tambour entfernte sich, nachdem er die Weisung erhalten, gut aufzumerken, im Falle ein Allarm entstehen sollte.

Nachdem Alles ruhig geworden und wir alle Winkel und Ecken genau untersucht hatten, um nicht von irgend einer Seite überrascht zu werden, öffnete de Courcy den geheimnißvollen Korb, und es kroch eine große Bulldogge, die dem Tambour gehörte, heraus. De Courcy lachte über meine Ueberraschung. Ich sah sogleich seine Absicht ein und stimmte derselben aus vollem Herzen bei, denn es mußten schnelle Geister sein, wenn sie vor unserm vierfüßigen Freunde entkommen wollten. Er streckte sich vor dem warmen Kaminfeuer aus und schlief mit einem klugen Blick, als wollte er sagen: „ruft mich, wie Ihr meiner bedürft!" zu unsern Füßen ein.

Unser Abendessen fand wie gestern statt, nur schliefen wir nicht ein, denn wir hatten eine lange Siesta gehalten. Wir warteten begierig auf die Erscheinung der Geister und als es Mitternacht war, lehnten wir uns in unseren Sesseln zurück, als schliefen wir. Kaum hatten wir dieß gethan, als unsere Ohren durch einen schrecklichen Lärm von Seufzern und Geschrei begrüßt wurden, Thüren mit Geräusch auf- und zugingen und was sonst noch bei Geistererscheinungen vorfällt, eintrat.

Die Thüre öffnete sich jetzt wieder geräuschlos, und die weibliche Gestalt trat herein. Die Erscheinung schien etwas zu erschrecken. Sie wagte sich nicht in die Mitte des Zimmers hinein wie am vorigen Abend, sondern blieb in einiger Entfernung in der Dunkelheit stehen.

Die dunkle Gestalt kam ihr nach und streckte seine Arme nach ihr aus. Dieselben Töne wie am gestrigen Abende erschollen durch das Gemach. Courcy faßte den Hund am Halsband, kaum im Stande, ihn festzuhalten, aber in dem Augenblicke, als die weibliche Gestalt aus dem Zimmer schlüpfte, ließ er die Dogge auf die verhüllte Gestalt los. Dieselbe verschwand mit geisterhafter Schnelligkeit. Als wir an die Thüre traten, kam der Hund uns schon entgegen, indem er etwas im Munde hatte, was er zu zerfetzen bemüht war. Wir machten die Thüre zu und nahmen ein Stück einer ganz natürlich aussehenden Jacke dem Hunde aus dem Munde.

„O, o!" — rief mein Freund aus, — Du siehst, die Geister haben vortreffliche Schneider; irre ich nicht, so sah ich diese Jacke schon einmal."

Nachdem wir ein schweres Stück Möbel vor die Thüre geschoben, beriethen wir uns, was zu thun sei, und der Morgen fand uns entschlossen.

Als wir mit Tagesanbruch aus dem Schlosse gingen, waren wir überrascht, einen kleinen Korb an der Thüre stehend zu finden, welcher Cigarren, eingemachte Früchte und andere Dinge enthielt. Ein Zettel hing an demselben, auf welchem stand:

„Dejarnos y les dejaremos"

was nach freier Uebersetzung heißt: „Laßt uns in Frieden, und wir werden Euch in Frieden lassen." Nachdem wir uns diese Dinge gut hatten schmecken lassen, begaben wir uns in die posada. Der Wirth begrüßte uns mit einem schlauen Ausdruck des Gesichts, und als er aus dem Zimmer ging, sahen wir, daß ein Stück an seiner Jacke fehlte.

Wir blieben ruhig auch die übrige Zeit in dem Schlosse. Unsere Kameraden wunderten sich, doch verriethen wir ihnen das Geheimniß nicht, noch quälten wir uns darum, wenn wir um Mitternacht Geräusch vernahmen, obgleich dasselbe sehr verschieden von dem früheren war. Die geheimnißvollen Besucher füllten unsere Vorräthe, und wir hüteten uns wohl zu verrathen, daß das Schloß von einer Schmugglerbande benutzt wurde, welche, durch die Anarchie der Zeiten begünstigt, sich gebildet hatte.

Dänemarks Demüthigung durch den deutschen Hansabund,

in Stralsund 1370.

Es war im Jahre 1315, als zum erstenmale in den Urkunden der Geschichte der Name des deutschen „Hansabundes" genannt wurde; allein bereits ein Jahrhundert früher finden wir Verbindungen einzelner Städte unter einander, um durch ein engeres Aneinanderschließen den bei der Zersplitterung Deutschlands und der Raub- und Beutesucht des Adels vielfach gefährdeten Handelsverkehr nach dem Innern wie nach dem Auslande zu sichern und zu fördern. Im Laufe der Zeit erweiterten sich diese Verbindungen, und in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts — ein bestimmtes Jahr läßt sich nicht angeben — mögen diese Vereine wohl ihre erste Organisation als wirklicher Bund erhalten haben. Zunächst waren es Seestädte Niederdeutschlands, die sich zu gemeinsamer Wehr gegen Seeräuber und zur Gründung von Niederlagen in den Ländern, mit denen sie einen lebendigen Handelsverkehr unterhielten, verbanden; und wenn sich auch diese erste Wirksamkeit des neuen Bundes anfangs nicht über die Küstenländer der Ostsee hinaus erstreckte, so werden am Ende des 13. Jahrhunderts doch bereits 23 (größtentheils niederdeutsche) Städte genannt, die dem Bunde zugehörten, während sich im folgenden Jahrhundert sein mächtiges Gebiet vom Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte. Im Jahre 1343 ertheilte Magnus, König von Schweden und Norwegen, den Städten Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswalde und der „deutschen Hansa" überhaupt ausgedehnte Han-

delsfreiheiten, um durch Anschluß an diese bedeutsame Macht und den Beistand derselben die inneren Wirren, die seine Königreiche zerrütteten, stillen zu können. Allein nicht immer gelang es dem Städtebund, sich auf solch friedliche Weise seine kostbaren Handelsprivilegien zu sichern, und oft sah er sich genöthigt, zum Schwerte zu greifen, um das gefährdete Recht gegen die eifersüchtigen Nachbarn und Fürsten zu vertheidigen. Eine der blutigsten Fehden hatte die Hansa gegen Dänemark zu bestehen, das sich doch endlich dem siegreichen Bunde beugen und unterwerfen mußte.

Als König Waldemar III. Atterdag den dänischen Thron bestieg, kam ein neues und besseres Leben in das zerrüttete, von Parteiungen zerrissene Reich. Er zwang die deutschen Fürsten im Wendenlande, in Cassubien, Pommern und Rügen, die sich der dänischen Lehenshoheit entzogen hatten, dieselbe wieder anzuerkennen; gewaltsam wurden die schwedischen Inseln Oeland und Gothland von ihm besetzt; namentlich empfand die auf letzterer gelegene, durch ihren blühenden Handel berühmte Stadt Wisby den Zorn des neuen Herrschers, der sie trotz ihrer Verbindung mit der mächtigen Hansa (1361) von Grund aus zerstören ließ. In Wisby hatten die deutschen Seefahrer und Kaufleute seit langen Jahren wichtige Handelsniederlagen, hier waren namentlich die Deutschen so zahlreich vertreten, daß sie einen ansehnlichen Theil der Stadt innehatten, Bürgerrecht besaßen und an der Magistratur theilnahmen. Achtzehnhundert Bürger, Deutsche und Gothländer, fanden unter den Mauern der Stadt den Heldentod gegen Waldemar's Heer, und eine unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger, deren König zu dem Titel eines Königs der Dänen und Wenden jetzt noch den eines Königs der Gothen hinzufügte.

Das unverschuldete Leiden der unglücklichen Schwesterstadt weckte die deutschen Communen aus ihrem Schlummer und forderte sie zur ungesäumten Rache auf. Zunächst schlossen sie mit Waldemar's Feinden, den Königen Magnus und Hakon von Schweden und Norwegen, ein Bündniß; die Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Anklam, Stettin und Colberg traten enger zusammen; die preußischen Städte hoben allen Handel mit Dänemark auf und bewilligten einen Pfundzoll; zu ihnen gesellten sich noch von deutscher Seite der Graf Heinrich von Holstein und der Herzog Heinrich von Mecklenburg. An ihrer Spitze standen der Graf von Holstein und der lübeckische Bürgermeister Johann Wittenborg. Endlich schlossen sich noch vier andere Städte, Bremen, Hamburg, Kiel und Neustargard, mit Mannschaft und Schiffen dem Bunde an.

Anfänglich begünstigte sie das Glück; Oeland und Gothland wurden dem Dänenkönige wieder entrissen; die dänische Flotte erlitt eine nicht unbedeutende Niederlage; der sie befehligende Prinz Christoph empfing dabei eine tödtliche Wunde. Bald aber nahm die Sache der Deutschen eine glückliche Wendung.

(Schluß folgt.)

Beruhigung.

Sag' mein Herz, willst Du verzagen,
Weil Dein letzter Stern erbleicht?
Weil Dein Hoffen, weil Dein Wagen
Unbelohnt dem Schmerze weicht?
Will kein Morgen Dir erscheinen,
Der Dir Trost und Hilfe bringt?
Ach, was frommt Dein Klagen, Weinen,
Wenn es nicht zum Herzen dringt!

Laß die Thränen, laß das Klagen,
Menschen sind ja Götter nicht.
In des Lebens dunklen Fragen
Gibt die Welt kein klares Licht.
Willst Du Lösung, mußt du glauben,
Was der Himmel zu Dir spri t
Mag die Welt Dir Alles rauben,
Deinen Himmel raubt sie nicht.

Scene auf einem australischen Theater. Dem „Liverpool Mercury“ entnehmen wir die Beschreibung eines Vorfalls, der sich vor einiger Zeit auf einem Theater in Melbourne ereignete: „Der Vorhang wurde in die Höhe gezogen. Eine französische Tänzerin — eine elegante, gelenke, doch keineswegs sehr schöne junge Dame, doch mit viel Ausdruck in ihrem Gesichte und offenbar sehr von sich eingenommen — erschien auf der Bühne in ihrem kurzen Spitzenkleide, und sie wurde von einem Beifallssturme und den kriegerischen Trompetenfanfaren des Orchesters empfangen. Von der andern Seite kam aber eine jugendliche, blühende spanische Creolin mit schönen, großen und sanften Augen, einer rosenrothen Gesichtsfarbe, einer schlanken Figur, kurz eine personificirte Terpsichore. Sie verbeugt sich bescheiden — sie trat in Melbourne zum ersten Mal auf — und der Enthusiasmus des Publikums, das von ihrer Schönheit überrascht wurde, gab sich in sehr lebhaften Beifallsbezeigungen kund. Die beiden Tänzerinnen kämpften um den Palmzweig des Sieges in einer reizenden Tarantella. Gleich zwei glänzenden Schmetterlingen drehten sie sich, von der Musik und Beifallszeichen begleitet, im Kreise herum. Die lebhafte Pariserin machte von ihren verführerischsten Schalkheiten, ihren schönen Pirouetten, ihren bezauberndsten Stellungen Gebrauch; doch die Creolin schien von den Grazien selbst patronisirt zu werden. Ein donnernder Beifall ermuthigte sie, und so oft sie mit ihrer lieblichen Bescheidenheit auftrat, wurden ihr Blumensträuße, Ringe, Armbänder zugeworfen. Die französische Dame kämpfte mit der größten Anstrengung gegen den Triumph ihrer Nebenbuhlerin, bis sie zuletzt entmuthigt auf der Bühne niedersank. Die Creolin näherte sich ihr voller Mitleiden, um ihr aufzuhelfen, als die Pariserin plötzlich aufsprang und mit Mienen voller Haß und Wuth ihrer Nebenbuhlerin Ohrfeigen versetzte. Die Zuschauer zischten und schrien, als sie leidenschaftlich ausrief: „Die Elende schlug mir ein Bein unter!“ Die arme Creolin erklärte voller Würde, daß sie an einer solchen Gemeinheit unschuldig sei; doch ein gemeiner Ausdruck, welcher der Lippe der französischen Tänzerin gegen sie entschlüpfte, erweckte plötzlich alle Leidenschaften des Südens in ihrem Busen und ein eigenthümlicher Kampf begann. Die beiden erzürnten jungen Damen stürzten auf einander los, balgten sich, faßten sich bei den Haaren und rissen sich dieselben aus, während der Donner auf den Gallerien die ganze Atmosphäre in eine zitternde Bewegung versetzte. Ich sah nie eine natürlichere Vorstellung. Die bessere Classe der Zuschauer schritt nicht ein, sondern schien sich weit eher an diesen olympischen Uebungen zu belustigen, bis die Creolin blutend und fast ohnmächtig von der Bühne fortgeführt wurde. Einige Beamte, welche in einer Loge Augenzeugen des Kampfes gewesen waren, schickten, empört über das Betragen der Pariserin, nach der Polizei, die sie verhaften sollte, doch ihre Anhänger sammelten sich um sie und leisteten den Constablern Widerstand. Eine Schlägerei folgte, ein Theil des Publikums sprang durch das Orchester auf die Bühne, wobei Geigen Violen 2c. zerbrochen wurden; die Damen fielen in Ohnmacht, die Kinder schrien und ich ergriff mit meiner Geige die Flucht, und hörte erst zu laufen auf, als ich mein Hotel glücklich erreicht hatte.

Wo liegt das menschliche Herz? wurde ein kleiner Knabe vom Lehrer gefragt.
— In den Augen.
— Wie so denn, einfältiger Junge?
— Meine Schwester singt immer: In den Augen liegt das Herz!

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Kleisch.

№ 5. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. Februar 1861.

Dänemarks Demüthigung durch den deutschen Hansabund,

in Stralsund 1370.

(Schluß.)

Kaum war die Macht der Städte an den dänischen Küsten gelandet, als ihre Schiffe überfallen und mit bedeutendem Verluste nach den deutschen Häfen zurückgetrieben wurden. Man gab der Sorglosigkeit Wittenbergs am Unglück der deutschen Waffen schuld; der arme Bürgermeister wurde eingekerkert und nach zweijähriger Haft auf dem Marktplatze zu Lübeck enthauptet. Inzwischen gelang es jedoch den Städten, einen Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen, dem im nächsten Jahre (1363) ein Friede folgte, welcher aber auch nur von kurzer Dauer war. Zwar hatte König Waldemar mit mehreren Königen und Fürsten Europa's neue Verbindungen angeknüpft und sogar von Kaiser Karl IV. einen Befehl an die Stadt Lübeck ausgewirkt, welcher dieser gebot, die dem Könige verpfändete und seit der Fehde ihm vorenthaltene Reichssteuer auszuzahlen; zwar hatte ihm Papst Urban V. den mächtigen Schutz des heiligen Stuhles zugesagt; zwar war ein päpstlicher Befehl an die Bischöfe von Kammin, Lübeck Linköping ergangen, kraft dessen sie alle Rebellen und alle mit ihnen verbundenen Fürsten und Städte mit dem Banne belegen sollten. Allein dies Alles konnte den Muth der Communen der Ostsee nicht beugen; je stärker die Gefahr von außen sie bedrohte, desto mächtiger wuchs mit dem Bewußtsein ihrer guten Sache die stolze Zuversicht, und ein festes Ineinanderschließen sollte ihnen die Kraft verleihen, dem feindlichen Heere, wie zahlreich es immer auch sein möge, siegreich begegnen zu können. Zu Köln am Rhein traten die Genossen der Hansa zu einer engeren Verbindung zusammen (1364), und so sah Deutschland zum ersten Male, wie seine Bürger sich einigten, um dem Uebermuthe des Auslandes gerüstet entgegen zu treten. Nach der einstimmigen Aussage selbst dänischer Geschichtschreiber empfing Waldemar von siebenundsiebzig deutschen Hansa-Städten Fehde- und Absagebriefe. Zwar konnten die entfernteren und wenige bedeutenden Landstädte nur durch Geldbeiträge und durch einen Pfundzoll ihre Theilnahme am Kriege bethätigen; dafür führten sich aber die deutschen Städte der Ost-, Nord- und Zuyder-See desto eifriger und gaben

ein Beispiel von Eintracht, wie solches in der Geschichte Deutschlands kaum noch gefunden worden war.

Die Süderseeischen Städte rüsteten zu Campen aus und erschienen, die ersten, an den Küsten von Dänemark; kurz nach ihnen trafen die von der Ostsee ein, die trotz des kurz vorher abgeschlossenen Friedens dem Könige die Fehde ansagten, weil die Hansa solches beschlossen habe und sie diesem Beschlusse Folge leisten müßten; am eifrigsten zeigte sich Lübeck, das um diese Zeit überhaupt die bedeutesten Rolle in der deutschen Hansa spielte.

Waldemar Atterdag spottete Anfangs der hansischen Fehdebriefe und glaubte, die Macht der Städte, an deren Einigkeit er zweifelte, leicht brechen zu können; allein nur zu bald rückte die Gefahr ihm näher auf den Leib und zwang ihn, an seine Räthe die Aufforderung ergehen zu lassen: „Alles anzuwenden, um den Zorn der deutschen Communen zu besprechen oder wenigstens ihre Verbindung wo möglich zu trennen." Wirklich glückte es auch dem Herzoge Barnim von Pommern-Stettin, als Vermittler des Königs Woldemar, und den dänischen Reichsräthen, noch in demselben Jahre einen Waffenstillstand und im nächstfolgenden (1365) einen Frieden festzustellen, der die Handelsfreiheiten der genannten Städte, wie überhaupt „aller Herren und Städte der deutschen Hansa", bestätigte und vielfach erweiterte. Allein auch dieser Friede war nur von kurzer Dauer. Die Könige Magnus und sein Sohn Hakon von Schweden und Norwegen waren von ihrem Volke des Thrones entsetzt und an ihre Stelle der Freund der deutschen Städte und der Hansa, Herzog Albrecht von Mecklenburg, zum König erhoben worden. Waldemar sagte den Vertriebenen seinen Schutz zu, und nur durch Abtretung von Schoonen, Gottland und Oeland konnte der neue Herrscher sich den Frieden mit Dänemark erkaufen. Dies erbitterte die Hansestädte, die noch einmal einen Bund mit Waldemar's Feinden zu Stande brachten (1368). Außer dem neugewählten Könige Albrecht von Schweden traten dessen Verwandte, die Herzöge von Mecklenburg, die Grafen von Holstein und der Hansa zusammen, um das dänische Reich zu erobern und zu theilen, wobei namentlich die Hansen die ausgedehntesten Handelsprivilegien in den zu erobernden Ländern Dänemarks zugestanden erhielten.

Diesmal fürchtete Waldemar, den drohenden Sturm nicht, wie früher, beschwören zu können; nur in eiliger Flucht erschien ihm ein Mittel der Rettung. Heimlich verließ er daher sein Reich und wendete sich nach Deutschland, wo ihm in Kaiser Karl IV. ein Freund und Beschützer lebte, dessen Hülfe er nicht vergebens anzusprechen hoffen konnte, während ihm die geretteten Schätze die Mittel zur Werbung von Truppen gegen den mächtigen Bund der Feinde verschaffen sollten. Allein Kaiser Karl konnte ihm keine andere Hülfe reichen, als einen ohnmächtigen Bannstrahl gegen all seine Feinde und Rebellen, einen Blitz, der damals so wenig zündete, wie in unseren Tagen. Inzwischen wußten die verlassenen Räthe Waldemar's, Henning von Podebusk, des Reiches Hauptmann, an ihrer Spitze, sich kaum zu retten und dem nahenden Sturm zu widerstehen. Zwar zogen sich die Verbündeten der Hansa ziemlich unthätig zurück, und König Albrecht von Schweden, der Mächtigste derselben, mußte selbst den Beistand der Städte in Anspruch nehmen, als er von König Hakon von Norwegen mit gewaffneter Hand überfallen wurde; allein die Hansestädte fühlten sich in ihrer Einigkeit kräftig genug, um allein den Kampf bestehen zu können. Zunächst überfielen sie, da König Hakon von keiner Neutralität hören wollte, die norwegischen Küsten, plünderten Kirchen und Klöster, verheerten mit Feuer und Schwert mehrere Städte und fünfzehn Kirchspiele und brannten gegen zweihundert norwegische Dörfer

nieder. Dieses durch Geist und Sitte der Zeit gerechtfertigte Verfahren bestimmte Hakon, um einen Waffenstillstand und Frieden mit den Städten nachzusuchen, wobei er allen Ansprüchen auf die schwedische Krone entsagte, den hanseatisch-gesinnten Albrecht von Mecklenburg als König von Schweden anerkannte und alle Handelsfreiheiten, welche die Hansa jemals in Norwegen besessen, von Neuem bestätigte. Dies geschah im Jahre 1370.

Unterdessen hatte dasselbe Glück die Städte auf ihrem Zuge gegen Dänemark begleitet, gleich bei Eröffnung des Kampfes (1368) verheerte die hanseatische Flotte einen Theil der dänischen Küsten, vornehmlich Schonen, von wo sie König Albrechts Kriegsthaten unterstützte. Im folgenden Jahre eroberten die Hanseaten die Hauptstadt Kopenhagen und den Schlüssel des Sunds, das wichtige Helsingör, dann Nyköping, Falsterboe, Kanoer, und Ellholm; gleichzeitig verheerten sie die seeländischen Küsten, nebst den Inseln Amak und Hween. Ihre kühnsten Hoffnungen waren weit übertroffen worden; sie waren Herren des Sundes und im Besitz der vortrefflichsten Punkte der Halbinsel Schonen, von wo aus sie Handel und Gewerbe im Norden Europa's zu beherrschen vermochten.

Auch in diesem Kampfe leuchtete Lübeck's Beispiel den übrigen Hansestädten hochherrlich voran; sechszehnhundert rüstige Männer dieser Stadt zeichneten sich rühmlichst dabei aus. Ihre Rathsmänner, Eberhard von More und Gottschalk von Attendorn, befehligten die Flotte; Bruno von Warendorp, eines lübeckischen Bürgermeisters Sohn, war ihr Hauptmann. Ihn traf im Kampfe ein tödtliches Geschoß; aber die Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger folgte dem verdienten Manne über das Grab hinaus; seine Asche wurde im Chor von St. Marien zu Lübeck beigesetzt und über der Gruft sein Bildniß, sein Schild und sein Helm den späteren Geschlechtern zur Nachahmung aufgestellt.

Vor diesem seltenen Glücke des deutschen Hansabundes erschracken des dänischen Reiches Hauptmann und Räthe, die in des Königs Abwesenheit die Regierung führten, und der ganze Gang des Krieges schien ihnen so gefährlich zu werden, daß sie schleunigst zu Stralsund Unterhandlungen mit den siegreichen Städten anknüpften. Ritter und Prälaten Dänemarks traten mit den Vertretern der Hansa zusammen und unterwarfen sich dem Machtspruche der Städte. Der ganze Trotz des siegreichen Bürgerthums, welches längst in Fürsten und Adel einen seiner Hauptfeinde zu erblicken begann, entfaltete sich den hoffährtigen Rittern gegenüber, welche in dem Kaufmannsstande ein niedriges Gewerbe erblickten und lieber auf wohlfeilere Weise zu Reichthum und Schätzen zu gelangen suchten. Unmitten von den Pannern der von ihnen vertretenen Städte empfingen die Hanseaten die Abgeordneten des gedemüthigten Dänemark; sitzend gaben sie den stehenden Rittern und Prälaten ihren Willen kund, und wie hart auch immer die Bedingungen waren, Dänemark sah sich zur Annahme derselben gezwungen. Die festen Plätze auf Schonen mit den dazu gehörigen Landstrecken, somit fast das ganze Land, wurden nebst zwei Dritteln der daselbst eingehenden königlichen Einkünfte auf fünfzehn Jahre den Siegern als Schadenersatz überlassen. Falls aber der König auf diese Bedingungen nicht eingehen würde, so versprachen die Räthe des Reichs gleichzeitig, ihm die Rückkehr in sein Königreich so lange zu verweigern, bis er sie angenommen und diesen Frieden ratificirt haben würde. Nach einem längeren Schriftenwechsel zwischen den Betheiligten fügte sich der bedrängte König endlich nothgedrungen dem Willen der Hansa. Er versprach noch außerdem, daß, wenn durch fremde Hand den Städten die ihnen auf fünfzehn Jahre verpfändeten Schlösser auf Schonen entrissen werden sollten, er mit seinen und des Reichs

Waffen sie dem gemeinschaftlichen Feinde wieder abnehmen und sie der Hansa überliefern wolle. Zum Unterpfand für diese neue Zusage trat er ihnen, außer den obengenannten Ortschaften, das Schloß Warberg in Halland ab, und versprach endlich noch, falls er die Krone niederlegen und einen Andern zum Könige von Dänemark bestellen würde, um hierdurch sich und seinen Nachfolger der geleisteten Zusage zu entledigen, so sollten des Reiches Räthe und Stände sich dagegen zu setzen berechtigt sein; keiner sollte zur Krone von Dänemark ohne Rath und Einwilligung der Hansa-Städte gelangen dürfen und keiner als rechtmäßiger König anerkannt werden, bevor er nicht die den Städten bewilligten Rechte und Freiheiten und diese von Waldemar mit ihnen eingegangenen Verträge bestätigt haben würde. Gleichzeitig erhielten die Städte, theils in gemeinschaftlichem Namen, theils einzeln, verschiedene Freibriefe für ihren Handel auf den dänischen Provinzen, vermöge welcher nicht nur die älteren Freiheiten bestätigt, sondern auch verschiedene neuere ihnen zugesichert wurden.

So glücklich waren von den Hansa-Städten Zeit und Umstände benutzt, so zweckmäßig ihre Kräfte verwendet, so glorreich diese erste bedeutsame Fehde beendigt worden, daß fortan der Name und das Ansehen des Hansabundes im ganzen Norden in hohen Ehren stand und die handeltreibenden Völker Europa's sich willig dem Machtgebote der Hansa beugten. Und was war das Mittel, durch welches so hohes Ziel erreicht wurde? Der gegenseitige Beistand und die unverbrüchliche Eintracht der Glieder des Bundes, welche muthig den Kampf mit den Fürsten des Auslandes bestanden. Das war sonst — und jetzt? Auch dem Feigsten im deutschen Volke steigt die Schamröthe glühend in's Angesicht, wenn er des letzten Jahrzehnts und des Uebermuths der Dänen und ihrer Willkürlichkeiten gedenkt! Wann aber — fragen wir mit zornerfülltem Herzen — wann wird das Schamerröthen sich zur muthigen That umwandeln, welche die verlorne Ehre des deutschen Volks in Schleswig-Holstein wieder einlöst und mit dem Schwerte gut macht, was die Feder der Diplomaten gesündigt?! Wann wird das befleckte Blatt deutscher Schmach und Schande wieder herausgerissen werden aus den Jahrbüchern unserer Geschichte? Die Fürsten Europa's und ihre geheimen Räthe mögen darauf Antwort geben. Wir aber wollen nicht müde werden, zu mahnen und zu drängen, bis die ersehnte Stunde schlägt, wo das deutsche Volk sich rein wäscht von einer Schuld, welche Andere auf seine Schultern geladen!

Der Pfarrherr und sein Schützling.

Von Ludwig Bowitsch.

„Ist Euch," fragte der Pfarrer von St. Madeleine den alten Küster, „jener sonderbare Mann näher bekannt, der täglich, wenn ich Messe lese, im Hintergrunde der Kirche sich einfindet und regungslos, den schwermuthvollen Blick gegen den Boden gesenkt, bis zum Schlusse des Gottesdienstes ausharrt?"

„Nein, würdiger Herr Abbé," entgegnete der Sakristan, „doch besinne ich mich, ihn schon vor 20 Jahren das erstemal eintreten gesehen zu haben und seit jener Zeit hat sich in seinem Wesen und Gebahren nichts geändert."

„Er scheint arm und von tiefem Kummer befangen zu sein."

„Unserem Kirchensprengel gehört er nicht an — doch habe ich nie eine ihm ungünstige Nachrede vernommen."

"Weiß nicht, fuhr der Geistliche fort, „ich fühle für den Mann ein eigenthümliches Interesse. Er ist ein verschlossenes Buch, dessen Inhalt zu erfahren es mich reizt. Alle Bemühungen des Abbé, dem geheimnißvollen Fremden in die Seele zu schauen, blieben jedoch fruchtlos.

Nur auf die Frage, ob Unglück ihn betroffen, äußerte er wo möglich finsterer als gewöhnlich blickend: „Ja wohl ich bin unglücklich — namenlos unglücklich."

Der Pfarrer gab es auf, tiefer in den seltsamen Mann zu dringen, reichte demselben jedoch ein Almosen, das dankend angenommen wurde.

Fort und fort zur selben Stunde, an derselben Stätte fand der räthselhafte Beter sich ein, oft wiederholte der Abbé seine mildthätigen Spenden.

Eines Tages blieb die dem Alten gleichsam vorbehaltene Stelle im Gotteshause leer. Dem Pfarrer fiel Solches allsogleich auf. Als jedoch auch der zweite und dritte Tag den Schützling nicht wies, bot der besorgte Seelenhirt Alles auf, die Wohnung des Vermißten auszuforschen. Zweifelsohne hielt ihn ein Siechthum zurück vom Kirchgange. Nach vieler Umfrage ward endlich die gewünschte Kenntniß erlangt.

In einem abgelegenen Viertel — im obersten Stockwerke eines ziemlich verwahrlosten Gebäudes lag auf ärmlichem Strohbette der alte Robert.

Beim Eintreten des Geistlichen fuhr er wie entsetzt zusammen.

„Und es gelang Ihnen, mich aufzufinden — und Sie kümmern sich um den, der sich selber aus der Welt verstoßen, in die er nicht taugt?"

„Hat Ihnen die Welt eine so arge Kränkung zugefügt?"

„Nein — die Welt — nein — ich habe mich an ihr versündigt."

„Sie scheinen schwer zu leiden: entdecken Sie sich mir — vielleicht, daß Rettung, Milderung" . . . .

„Der Tod, denk' ich, wird bald die Rechnung abschließen."

„Haben Sie nie erfahren, daß durch Mittheilung der Schmerz seinen Stachel einbüßt, daß die Theilnahme eines Freundes das Widerwärtige leicht erträglich macht."

Sie mögen Recht haben, würdiger Herr — ich weiß nicht, wodurch ich es verdiene, daß . . ."

„Sie sind unglücklich und mein Beruf ist es, die Unglücklichen zu trösten."

„Ja, ich fühle ein Herz zu Ihnen — wie — nein, es ist kein Trost möglich."

„Nur wo der Glaube an den Arzt verloren gegangen und jede Arznei vom Mißtrauen zurückgewiesen wird, muß die Heilung scheitern; lassen Sie Ihren Arzt mich sein, schenken Sie mir Ihr Vertrauen."

„Mit dem Leibe geht's zu Grabe, der macht mir keine Sorge mehr, es ist gut, wenn die Maschine bricht — und die Seele — nun die ist auch verloren."

„Nicht der Verzweiflung verfallen, lieber Freund. — Es waltet über uns eine unendliche Milde.“

„Und Sie halten in der That dafür, daß kein Verbrechen so gräßlich, so entsetzlich — dessen Sühnung . . .“

„Ich glaube fest, daß auch die schwerste Schuld durch Reue . . .“

„Tilgbar, nein, was ich verübt, zieht die Wagschale zu tief hinab. Jawohl habe ich es bereut — meine Thränen sind geflossen in glühenden Strömen, bis sie zuletzt versiegt.“

„Sie machen mich schaudern — und doch — eröffnen Sie sich mir, vielleicht, daß mein Rath, meine That manch' eine traurige Folge Ihrer Verirrung noch zu beseitigen vermag.“

„Ja, Sie sollen es wissen, ob ich gleich die Ueberzeugung hege, daß mein Bekenntniß den Einzigen, der in der letzten Stunde liebreich sich mir genaht, mir rauben muß.

„Ja würdiger Herr, was sie hier sehen an Kunstwerken und Schätzen, die zu meiner Armuth so wenig passen, dieser goldene Becher, diese mit Flor verhängten Bilder, jene silbernen Leuchter, das sind die Dämone gewesen, die mich ins Verderben rissen, die ich nun mir stets vor Augen stelle, um Schuld und Reue nicht im Gedächtnisse verdämmern zu lassen — Schnödes Gold und schnöde Prunksachen haben mich verblendet. — Mein Vater war Amtsschreiber. Unsere Herrschaft entdeckte in mir, als ich noch Knabe war, besondere Fähigkeiten und Talente. Sie ließ mich studiren, ich wurde gleich einem eigenen Kinde gehalten, zuletzt mit der Stelle eines Sekretärs betraut und des vollsten Vertrauens gewürdigt. Da brach die Revolution herein. Auch meine Wohlthäter verfielen der Proscription, sie flüchteten. Niemand wußte um ihr Asyl als — ich — und ich, verlockt vom Preise, der auf ihren Häuptern stand — ich ward ihr Verräther. Durch Vermittlung eines Freundes wäre ihnen eine zweite Flucht gelungen, ich hinderte sie und überlieferte Vater, Mutter und drei Söhne dem blutdürstigen Konvente. Ich war zugegen, als sie auf der Guilotine verbluteten. Ein einziger Sprosse, damals beiläufig zwölf Jahre alt wurde verschont.

„Entsetzlich,“ hub nach einer Pause tief ergriffen der Priester an, — entsetzlich! doch die Gnade dessen, der über uns waltet, ist schrankenlos und unerschöpflich.“

„Einige tausend Livres und diese Schätze fielen mir als Blutsold zu, doch wurde ich im Genusse des Gewonnenen niemals froh; — wo ich ging und weilte, sah ich die blutigen Häupter meiner Wohlthäter mir zu Füßen auf und nieder rollen. Ich suchte mich in sinnlichen Freuden zu betäuben; der Versuch mißlang. Ich übergab mich der glühendsten peinigendsten Reue, ich wandte meine Gedanken nach den Sternen, ich verlegte mich auf strengste Kasteiung und Gebet; ach! einem so verworfenen Sünder konnte kein Hoffnungsstrahl der Verzeihung dämmern. Ich rang, so lange meine Kräfte es gestatteten, nach Gelderwerb, nicht um die Früchte des Erworbenen zu genießen, nein, um dem letzten Sprossen des durch mich untergegangenen Hauses einen kleinen Theil der riesengroßen Schuld im Golde abzuzahlen. Auch was Sie mir gespendet, würdiger Herr, ist jener Summe zugeschlagen worden. Ach! alle meine Bestrebungen, den unglücklichen Erben der Geopferten aufzufinden, blieben erfolglos; dort liegt im Schranke links mein Testament, kraft dessen all mein Eigenthum dem Verschollenen, sobald er aufgefunden sein wird, übergeben werden soll. — Würdiger Herr, der Sie so warmen Antheil nehmen an dem Sünder, das ist meine dringendste Bitte: unterziehen Sie sich der Mühe, den Erben zu erforschen!“

„Verlassen Sie sich unbedingt auf mich.“

„Dort," fuhr der Alte sich mit aller Anstrengung erhebend fort, „dort die mit schwarzem Flor verhängten Bilder sind die Portraite seines Vaters, seiner Mutter, betrachten Sie."

„Gott!" rief der Abbé, in einen Stuhl zurücksinkend und mit beiden Händen sich die Augen verhüllend — „meine Aeltern!"

Momente grauenhafter Stille traten ein. Hörbar glitten des Priesters Thränen zur Erde, hörbar schlug der Puls des Kranken.

„Gott ist gnädig!" begann endlich sich erhebend der Abbé. Er hat in Euer zerknirschtes Herz geschaut und wird Euch verzeihen so wie ich Euch verzeihe. Was Ihr mir zugedacht soll an die Armen vertheilt werden, auf daß deren Dankgebete zum Frommen Eurer Seele aufsteigen zum Lenker der Welt."

Der Alte wollte noch sprechen, die Kraft versagte. Er sank zurück, dumpfes Röcheln, ein letztes Zucken, das Auge schloß sich, während über die bleichen Züge ein Lächeln der Verklärung schwebte. — Dem Todten zu Häupten aber stand, die Hände zum Segensspruch erhoben, der Priester.

Sehnsucht.

Mit den Wolken möcht' ich ziehen,
Denn die Wolken zieh'n zu dir!
Eilen möcht' mit den Winden,
Die Geliebte aufzufinden,
Wäre bald bei ihr.

Wie sie zieh'n die muntern Sänger
Durch die Lüfte her und hin.
Leiht mir Vögel eure Flügel,
Ueber Berg und Meer und Hügel
Möcht' ich zu ihr zieh'n.

Vogel, ach! und Wolken wandern,
Und mich lassen sie allein.
Bringt der Fernen Kuß und Grüße,
Bringt mir wieder Gruß und Küße,
Glücklich werd' ich sein.

I. B. S.

Von dir, mein Lieb.

Von dir mein Lieb, so fern und weit
Muß ich vergeh'n in Gram und Leid
Und zweifelvollen Klagen
Was soll mir Scherz und Becherklang,
Was Freundeswort und froher Sang,
Will trauernd ich verzagen!

Doch wüßt't ich Rath in meiner Noth,
Der Hoffnung golden Morgenroth
Am Himmel mir zu finden:
Blickt mir dein Auge klar und rein
Tief in das warme Herz hinein,
Muß Gram und Klage schwinden.

Ich bin fürwahr.

Ich bin fürwahr ein armer Wicht,
Weil es an allem mir gebricht.
Mein Kopf und was dazu gehört,
Das der Wissenschaft bescheert;
Mein Corpus, hat er Ruh einmal,
Gehöret Würmern ohne Zahl,
Die Seele, bin ich bleich und todt,
Die geht zu ihrem Herrn und Gott.
Mein Herz gehört, das ist bekannt,
Dem Freund', der Lieb', dem Vaterland.

Man schreibt aus Hamburg: „Keine Langschläfer mehr!" könnte als Devise eines Weck-Apparattes gelten, welcher gegenwärtig im „Hotel d'Angleterre" zur Schau aufgestellt ist. Das originelle mechanische Werk begnügt sich nicht damit, durch eine Glocke zur bestimmten Stunde zu wecken, sodann nach einigen Minuten dem Schlafenden die Nachtmütze zu entreissen und endlich eine stärkere Glocke dicht vor seinen Ohren lärmen zu lassen, sondern, wenn dieß Alles vergeblich bleibt, wirft es den trägen Schläfer sammt dem Bettzeug auf den Fußboden. Während dessen zündet der Apparat sogar noch die Tischlampe an, sowie die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine, und wenn in einigen Minuten der Kaffee fertig ist, erlischt die Flamme wieder. Sogar Feuer im Ofen macht der Apparat in gleicher Weise an. Es fehlt nur noch eine Vorrichtung zum Kehren des Zimmers, zum Bürsten von Rock und Stiefeln und die Dienerschaft wäre ersetzt.

Hans als Zeuge vor Gericht.

„Die Sach' hat so gegange: der Schreiner hat den Hirschwirth einen verlegenen Spitzbuben geheißen, da hat der Hirschwirth einen Prügel genommen und hat dem Schreiner hinten aufgehauen, daß es patscht hat. Ob er ihn aber troffen hat, kann ich nit sagen, ich hab' g'rad g'schnupft."

„Ach guter Herr", bettelte ein Knabe, „erbarmen Sie sich und schenken Sie mir einen Groschen, mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt und alle ihre Kinder sind todt!" „Nun was ist's denn mit dir?" „Ich nehme mich der Sache nur an, weil es gar zu traurig ist."

Der Unglückstag. Gutsherr: „Ich habe mit Bedauern gehört, daß Euch Euer schöner Ochse krepirt ist. Wie lange ist das eigentlich schon her?„ — Bauer: „Das ist schon " — (ins Haus rufend) — „Frau, wann is mein Bruder gestorbe? — Richtig morge wird's g'rad drei Woche. Das war Ihne ein Unglückstag für uns; mit mei'm Bruder hab'n wir auch unsern Ochs verlor'n am nämlichen Tag."

Als ein lustiges Jagdkuriosum möge hier folgender Vorfall Platz finden. Ein nicht ungeübter, aber nicht eben sehr gesammelter Schütze hat nemlich auf einer Hasenjagd seine Waidtasche abgelegt und dieselbe aus Zerstreuung beim Fortgehen mitzunehmen vergessen. Ungefähr 60 Schritte entfernt, nimmt er Posto. Sein scharfes Auge entdeckt seine Tasche, er hält sie für einen Fuchs; flugs die Büchse auf — der Schuß mitten hinein in die Tasche und schießt einen darin befindlichen bereits erlegten Hasen nochmals todt.

Eine junge Dame zog in Gegenwart mehrerer Herrn gegen das Rauchen los. „Was haben sie dagegen? wandte einer der Anwesenden ein. — „Die Cigarren sind schädlich, sie verkürzen das Leben". Pah! ich habe einen Onkel, welcher den ganzen Tag Cigarren raucht, und ganz gesund und wohl dabei sich befindet, und ist bei seinem Rauchen nun schon 70 Jahre alt". — „Er wäre aber, fiel die Dame hitzig ein, vielleicht schon 80, wenn er nicht rauchte."

In einem böhmischen Landstädtchen starb vor kurzem ein Knabe, den ein Chirurg behandelt hatte. Da das Kind nach dem Tode noch frisch und gesund aussah, so bemerkte der Amtmann dem Arzte, er möge wohl bedenken, ob das Kind nicht scheintodt sei. Der Arzt erwiederte: „Sei'n Sie versichert, wenn ich Jemand behandle, so ist er gewiß ganz todt."

Ein Schul-Inspektor fragte einmal ein ihm unbekanntes Kind, wie es sich schreibe. Schüchtern und verlegen gab das Kind zur Antwort: Herr Pfarrer, ich schreibe noch nicht."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 6. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. Februar 1861.

Ein Pfälzer Traubenhändler.

Bei der bekannten Heimathseligkeit der Pfälzer ist ihr Wandertrieb eine auffallende Erscheinung. Die Pirmasenser Schuhleute, die Ramberger Bürstenbinder, die Göcklinger Branntweinhändler, die Matzenberger Hausirer und Schnurranten durchlaufen ganz Deutschland und halb Europa. Aber auch die Weintraubenhändler von der Haardt und vom Wasgau besuchen München und tragen ihre Trauben hausirend durch die Stadt.

Es läutet an der Hausglocke. „Kaafe Se kee' Trauwe?“ Man heißt den Mann eintreten, nicht um Trauben zu kaufen, sondern um sich einmal wieder an der Pfälzer Sprech- und Ausdrucksweise zu ergötzen. — „Kaafe Se mer die Trauwe do ob,“ sagt der Mann mit seinem verzwickten Gesicht und reicht ein mit sogenannten „Oesterreichern“ gefülltes Handkörbchen her. „„Was kostet denn eine dieser Trauben?““ — „Ah, was? Wer werd' denn Trauwe eenzeln kaa'e? Nehme Se 's ganz Körbche, ich geb's Ihne wolfl, weil Sie's finn!“ — „„Weil ich's bin? Kennen Sie mich denn?““ — „Die Krenk will ich kriege, wann ich Ihne noch mei Lebtag mit eem Aaag gesehne hab' — awwer ich geb's Ihne wolfl, — for zwä Gilde dreißig kriegen Se die ganz' Wichs.“ — „„Aber lieber Mann, ich will höchstens einige wenige von Euern Trauben!““ — „Duhn Se sich doch nit so tribbilire losse, unn duhn Se emol ä Beerche versuche, De Deiwel söll mich hele, wann se Ihne nit schmecke duhn. Das isch ä ertraige Sort' vunn Edekowwe.“ — „„Kann sein, aber ich will nicht so viel Trauben kaufen.““ — „Jesses, sinn denn dös viel, die paar Träubcher do?!“ — „„Nun, was kosten sie denn?““ — „'s isch Ihne schun g'sagt wore — zwä Gilde dreißig.“ — „„Das ist viel Geld für die wenigen Trauben.““ — „Was? Kummen Se mer ah noch so! A ganzer Korb voll der schönschte Trauwe! Soll ich se Ihne vielleicht gar schenke? Wie kummen Se mer denn vor!? Reden Se mer do von ä paar Trauwe, wo Se ä ganze Korb voll vor Ihnen sehnen!“ — „„Aber, lieber Mann, ich brauche jetzt nicht so viele Trauben, da ich von meinem Verwandten aus der Pfalz demnächst selbst welche geschickt bekomme.““ — Vunn Ihne Ihre Verwandte in der Pfalz?“ — „„Ja, ich bin selbst ein Pfälzer.““ — “Sie? vunn unnerruf? duhn Se mer doch kee' Stuß mache! Ich glaab', mei' Seel, Se wolle mich utze! Se binne mer das nit uff, — ich bin nit

so dumm, als ich aussehe duh! dös missen Se sich schun merke!" — „„Ich bin aber doch ein Pfälzer!""

Na, ich will's Ihne uff Ihr Wort glaawe, awwer de Deibel soll mich hole, wann ich mers hätt' einfalle losse. Se hawwe Ihne die schö' pfälzisch Sprooch do hiwwe in dem Altbayere ganz verlernt. 's geht mer awwer grad so, unn wann ich vunn Altbayere wieder heem in unser Ländche kumm, sagen Se briwwe alsfort: „Hä, wie der do plaudert! Was der do plaudert! Was der do altbayerisch wälscht! Awwer, um wieder uff die Trauwe se kumme: sehne Se doch emol Ihr kleens Bibche do, wie das Gelischte noch de Trauwe hot! Ich hab' grad so eens beheem, das klee' Hausmöbel zwingt Ihne schunn iwwer ä halb Dutzend Trauwe 's Tags ennunner, — 's isch Ihne ä Mords Freßsäckelche, mei Kleens beheim! Kaafen Se Ihrem Bibche doch die Trauwe!" — „„Wie soll ich das, da demnächst meine Pfälzer Trauben ankommen!"" — „Ah, Schmus, Se kriegen kee', sag ich Ihne. Wo sinn denn Ihne Ihr Verwandte beheem?" — „„In Kl..........."" — „Haww' ich mers doch gleich gedenkt, im Owwerland, wu's dös Jahr kee' zei'rig Beerle gewwe hot. Se kriegen kee, wann ich's Ihne dann emol sag' — Se kriegen kee' g'schickt. Owwig Edekowwe, 's Land uuff gege's Elsaß zu hot's nix gewwe, sag ich Ihne jo! Edekowwe isch dös Jahr owwe, do sinn se noch ganz gut wore, awwer weiter nuff nix als Gezaffel und kee' Beere. Am ganze Geberch nuff isch mit dem Herbscht nix geweßt." — „„Das hätte man mir denn doch auch geschrieben!"" — „So muß ebbe de Brief verlore gange sei! Hawwe Se mich denn Ihr Lebtag noch uff de Lige getroffe? So passen Se jetzt uff: Sagen Se numme, wann Se mers nochsagen, nun 's will's Ihne Niemand glaawe: de Gering vunn Edekowwe hätt's Ihne g'sagt, daß's im Owwerland kee' Trauwe gewwe hot, — nun mer werd's Ihne glawwe! Ich muß's doch wisse, — bin erscht d'vorig Woch unneruff kumme. Se Flemlinge hänse de Herbscht in de Karchzähne heemg'führt, sag' ich Ihne, — unn so isch nuffzu iwweral geweßt." — „„Gut, so will ich die Trauben kaufen. Aber ist es denn wahr, daß Ihr Pfälzer jetzt so französisch gesinnt seid?"" — „O mei, wer hot Ihne denn dös uffgebunne? Meer Pfälzer sollen Franzosenköpp' sei!! Das isch widder so ä Uffgebringsel in de Zeitungen de nix besseres wissen, wann ihne sunscht nix einfalle duht, als uns Pfälzer fer Französeköpp auszugewwe! Uff uns briwwe hän's die Zeitunge emol abgsehne!" —

„„Aber es kann wohl kommen, daß die Franzosen Euch über den Hals rücken!"" — „Na, wammer widder französisch werre missen und die deitsche Ferschte leiden's, dann soll's geh'n wie's geht, — meinetwege! Wissen Se, ich sag' halt so: Wer Edenkowwe hot, hot mich! Na lachen Se numme, d'Krenk will ich kriege, wann's annerscht isch. Trauwe muß ich so wie so verkaafe! Wer Edekowwe hot, hot den Gering! Dös isch mei' Iwwerzeiging!" — „„Eine schöne Ueberzeugung, weiß Gott! Habt Ihr denn den König nicht gern?"" — „Was for Geredd'! Warum sollen mer dann de König nit gern hawwe, — er hot uns jo nix gedäh'! Awwer meenen Se de Ludwig oder de Max?" — „„Den regierenden König Max."" — „O den hot mer recht geren bei uns briwwe. Mer isch jetzt recht zufriede — ich muß der Wohret die Ehr' gewwe. Seit den drei guten Weinherbscht isch alles recht! Wann numme die Steire nit wären, das isch noch ä harter Posche!" — „„Ei was, wenn Ihr klagen wollt. Da seid Ihr ja in Bayern noch doppelt und dreifach besser d'ran, als in andern Ländern."" — „Sell isch schunn wohr, awwer die Franzose z. B. brauchen sich nit ze ferchte, daß ihne de Deitsche iwwer de Hals kummen unn ihre Wein saufen. Awwer meer Deitsche hawn's zu ferchte, unn missen alsfort zugucke, wie se unsre Brüder durchwackle duhn und derfen nit selber bruffkloppe,

wie's eem doch manchmol aach zu Muth were kann. Mer missen alsfort noch warte, bis die Reih' an uns kummt, und statt daß meer de Franzose die rothe Hosse ausklopPen kriegen mer am End' noch selber unser Fäng'! 's isch zum Deiwel hole unn ä wohr Kreiz mit de deitsche Fertsche! Will de Een' hott, so will de Anner har, — zieght de Een' a', so hüft de Anner zerick. Wie soll mer da vor sich kumme? Statt daß jeder sagt: Druff! druff! Als druff! unn alsfort Ener dem Annere vorkumme will, duht Ener de Annere hinnere!" — „„Ja, lieber Mann, da sind die deutschen Fürsten nicht allein Schuld, auch die Völker."" — „A, Schmuß! Unser Bube wenigstens dähten for ihr Lewe gern ehmo de Franzose die Hosse ausklopPe! Awwer, leeber Gott, se derfen nit unn kummen vielleicht ihr Lebtag nit zu der Fräd. 's isch, mei Seel, zum Krenk kriege! Awwer ännere kann mer's halt nit und drum adjes, lossen Se sich Ihre Trauwe gut schmecke!"

Die Porzellanmalerin.

Novelle von H. v. Veltheim.

Jede große Stadt hat ihre entlegenen, unbelebten Straßen, die, dem größeren Verkehre entzogen, ihren Bewohnern eine friedliche Ruhe, wohlthuende Reinlichkeit und gesündere Luft bieten und dadurch den doppelten Vortheil in sich vereinigen, daß man in ihnen wie auf dem Lande lebt, ohne deshalb den anregenden Zerstreuungen der Centralisation entzogen zu sein. So auch die Gartenstraße in M . . ., die im vollsten Glanze einer warmen Junisonne vor uns liegt, während wir sie mit unserm freundlichen Leser betreten, um ihn in eines ihrer kleinen Häuschen zu führen und zwar in die Wohnung der Frau Müller, einer armen Beamtenwittwe, die sich nach dem Tode ihres Gatten der billigeren Miethe wegen mit ihrer einzigen Tochter hierher zurückgezogen hat. Wir durchschreiten zuerst auf einem mit weißem Sande sauber bestreuten Wege ein kleines Gärtchen, hinter dessen duftigen Jasmingebüschen das kleine einstöckige Häuschen mit seiner gelb angestrichenen Façade und den grünen Jalousieläden kokett hervorsieht gelangen dann über einen reinlichen Gang und eine schmale aber leicht zu besteigende Treppe an die Thüre der Frau Müller und treten geräuschlos in ein niederes, aber von der Sonne freundlich erhelltes Zimmer, welches die Wittwe ihren Salon zu nennen beliebt, da sie in demselben ihre besten Möbeln stehen hat. Auch sie umgab sich mit diesem falschen Luxus, hinter welchem sich die Armuth so gern zu verbergen sucht, wenn sie mit Eitelkeit gepaart ist. Eitelkeit aber war die Hauptsünde der guten Frau. Aus Eitelkeit unterzog sie sich so mancher Entbehrung, um nach Außen einen gewissen Wohlstand entfalten zu können; aus Eitelkeit grollte sie mit dem Schicksale, welches ihr den Gatten entrissen hatte, als er eben für fünf Jahrzehnte treu geleisteter Dienste von seinem dankbaren Vaterlande mit dem Rathstitel belohnt und ihr selbst der stolze Triumph hätte werden sollen, sich Frau Räthin nennen zu hören. Aus Eitelkeit end-

lich führte sie stets einen kleinen Krieg gegen ihre Tochter, die in ihrer Bescheidenheit das Gegentheil ihrer Mutter war.

Bei unserm Eintritte finden wir Frau Müller in einem mit verblichenem rothen Sammet überzogenen Fauteuil, mit einer Straminstickerei beschäftigt, die sie stets nach dem Frühstück zur Hand nimmt, da Sticken unter allen weiblichen Arbeiten von ihr für die nobelste gehalten wird. Ein braunes Merinokleid, eine schwarzseidene Mantille und eine weiße Haube mit gelben Bändern bilden die Toilette, die der Wittwe das ehrbaare Aussehen einer Matrone gibt, welche sich nach ihren Jahren zu kleiden weiß. Es ist diese Einfachheit in ihrem Anzuge eine der Errungenschaften der Tochter Julie, deren richtiger Tact, allerdings durch die Verhältnisse unterstützt, wenigstens in dieser Hinsicht über die lächerlichen Prätentionen ihrer Mutter siegte.

„Meine Julie leidet's nicht, daß ich mich in hellere Farben kleide,“ klagte Frau Müller oft ihren Bekannten, „und ich bin eine schwache Mutter, die immer nachgibt, obwohl ich nicht einsehe, warum mir nicht rosa oder himmelblau ebenso stehen sollte als der Frau Kanzleiräthin drüben, die doch um zwei Jahre älter ist als ich.„

Ueber ihre Schwäche mochte sie wohl eben wieder nachdenken, denn ihre Hände lagen müßig auf der Stickerei in ihrem Schooße, während sie mit zerstreutem Blicke auf die Decke ihres Zimmers sah, als an der Hausthüre geklingelt wurde, die Frau Müllerin in Ermangelung einer Magd selbst zu öffnen gezwungen war.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte die Wittwe, als sie einen elegant gekleideten jungen Mann vor sich sah, der ihr fremd war. „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

„Ich wünsche Fräulein Julie Müller zu sprechen,“ erwiederte der Fremde, „ist sie zu Hause?“

„Allerdings, aber ich bin ihre Mutter und darf wohl fragen, was Sie von ihr wollen.“

„Ich hörte, daß Ihre Tochter eine sehr geschickte Porzellanmalerin sei,“ entgegnete der Fremde mit einer leichten Verbeugung, „und komme wegen einer Bestellung.“

„In diesem Falle bitte ich einzutreten“, erwiederte Frau Müller um vieles freundlicher, „gedulden Sie sich einen Augenblick, meine Tochter wird gleich wieder hier sein .... Julie, Julie,“ rief sie nun, indem sie zwei oder drei Stufen die Treppe hinaufstieg, die nach den Bodenkammern führte, „komm' herunter, es ist Jemand hier, der Dich zu sprechen wünscht. Ja,“ fuhr sie dann fort, während sie mit dem Fremden in den „Salon“ trat meine Tochter ist in der That eine Künstlerin, obwohl sie eigentlich ihre Liebhaberei treibt, denn Gott sei Dank, brauchen wir des lieben Brodes wegen nicht zu arbeiten.“

Frau Müller glaubte es sich selbst schuldig zu sein, dem Fremden die nach ihren Begriffen demüthigende Thatsache zu verheimlichen, daß sie darauf angewiesen war, von dem Talente ihrer Tochter zu leben.

„Aber mit wem“, fügte sie hinzu, „habe ich das Vergnügen?“

„Baron Felsberg,“ erwiederte der junge Mann, indem er sich nochmals verbeugte, während die Wittwe, entzückt, einen Baron zu empfangen, ihm ihren eigenen Lehnstuhl anbot und mit großer Befriedigung den Blick bemerkte, mit welchem sich der Herr Baron in ihrem Staatszimmer umsah. „Man sieht, daß hier zarter Frauensinn waltet,“ sagte Felsberg mit einem leisen Lächeln, welches ein besserer Physiognom als Frau Müller für ein ironisches gehalten hätte, es herrscht hier Comfort und geschmackvolle Eleganz bei einer Accuratesse, wie man sie nur bei Damen findet.“

„Ah, Herr Baron, Sie hätten bei Lebzeiten meines seligen Mannes zu uns kommen sollen,

der leider starb, als er Rath werden sollte," seufzte Frau Müller; „damals waren für uns bessere Zeiten, jetzt finden Sie hier nur die Ueberreste eines zu schnell entschwundenen Glückes. Mein Julchen und ich leben seitdem hier in stiller Einsamkeit, sie ihren Arbeiten, ich in der Erinnerung an schönere Tage."

„Die wiederkehren können," erwiederte der Baron, „denn wo sich Talent, Schönheit und Tugend vereinigt finden, wie es bei ihrer Fräulein Tochter der Fall ist, fehlt es nicht an günstigen Chancen."

Frau Müller sah den jungen Mann mit einem fragenden Blick an; ein Zweifel, ob er wirklich nur in der Absicht gekommen sei, eine Porzellanmalerei zu bestellen, tauchte in ihr auf. Sie betrachtete den jungen Mann genauer. Er war ein Cavalier in der vollen Bedeutung des Wortes. Eine elegante Tournüre, ein gewählter Anzug, eine aristokratische zarte Hand, der kleinste Fuß, den je lackirte Stiefeln umschlossen, ein Bärtchen, welches sich zierlich über der obern Lippe in zwei graziöse Bogen wölbte, Augen, aus welchen stolze Unternehmungslust leuchtete, und eine feingebogene Nase machten zusammen auf Frau Müller einen Eindruck, der um so günstiger war, als der Titel Baron, der dem wohlklingenden Namen Felsberg vorausging, einen verführerischen Zauber auf sie übte. Verlegen, weil sie nicht wußte, welche Antwort sie dem Baron Felsberg geben sollte, war Frau Müller froh, als sie ihre Tochter kommen sah.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren, von mittlerer Größe, vollendet in ihren Formen, voll angeborner Grazie, lieblich in ihrem sanften, schwermüthigen Blick, interessant durch die zarte Bläße ihres mit blonden Locken umrahmten Gesichtes, war Julie ein reizendes Bild der Tugend und Unschuld.

Ein silbergraues Lustrinkleid, welches um die Hüften durch einen kornblumenblauen Gürtel zusammengehalten wird, ein schwarzseidenes Schürzchen und gestickte Hausschuhe bilden ihren Anzug.

Felsberg erhob sich als Julie eintrat, welche erröthend einen Schritt zurücktrat und in ihrer Miene deutlich zu erkennen gab, daß sie von dem Hiersein des jungen Mannes auf's Unangenehmste überrascht sei.

„Herr Baron Felsberg, liebe Julie," sagte Frau Müller, „der einige Porzellanmalereien von Dir wünscht."

„Ich bedauere," unterbrach Julie ihre Mutter, „der Herr Baron wird seine Bestellung anderswo machen müssen, da ich keine neue Arbeit übernehmen kann."

„Keine neue Arbeit übernehmen?" rief Frau Müller. „Sagtest Du mir nicht erst heute Morgen, daß die Vasen fertig seien?"

„Allerdings, liebe Mutter, aber ich kann dennoch eine neue Bestellung nicht annehmen."

„Das Fräulein hat vielleicht besondere Gründe, mir meinen Wunsch abzuschlagen," meinte der Baron. „Ich bedauere, mein Fräulein, daß Sie mir das Glück nicht gönnen, ein Werk Ihrer schönen Hände zu besitzen!"

Aber warum diese Weigerung, Julchen? fragte Frau Müller.

„Mag der Herr Baron die Frage beantworten," erwiederte Julie; „wenn er es mit Aufrichtigkeit thut, wirst du liebe Mutter ihn ersuchen, uns nicht weiter zu behelligen." Mit diesen Worten verließ Julie das Zimmer.

„Sie wünschen eine Erklärung, Frau Müller?" sagte Felsberg. „Mag die Offenheit, mit der ich Ihnen meine Schuld bekenne, mir Ihre Vergebung sichern; ich gestehe, daß die Bestellung nur ein Vorwand war, mich bei Ihnen einzuführen, denn ich liebe Ihre Tochter."

Jede andere Mutter würde mit Unwillen in diesem kecken Geständnisse eine beleidigende Nichtachtung gesehen haben, Frau Müller aber beurtheilte das Benehmen des Barons milder, sie hielt seine Handlungsweise für die natürliche Folge eines ritterlichen Charakters, und wenn auch ein richtiges Gefühl ihr sagte, daß Felsberg in einer so delikaten Angelegenheit wenig Zartheit gezeigt habe, so beschönigte sie dies mit seinem Range und sah in seiner Rücksichtslosigkeit nur die kühne Sicherheit des Cavaliers.

„Ich bin von altem Adel“, fuhr der Baron fort, „verwandt mit den ersten Familien der Stadt; meine Ahnen reichen bis in die Zeiten der Kreuzzüge hinauf; es gilt Vorurtheile zu besiegen, es gilt Hindernisse zu beseitigen, die ein thörichter Kastengeist der Erfüllung meiner Wünsche in den Weg stellen wird. Aber ich will Allen trotzen, die mich von dem Schritte abzuhalten suchen, von dem das Glück meines Lebens abhängt, ich will und werde eine Verbindung eingehen, mag man sie auch, verzeihen Sie mir das Wort, eine Mesalliance nennen, und bitte Sie somit feierlich um die Hand Ihrer Tochter .... Antworten Sie mir jetzt nicht, Frau Müller“, fuhr Felsberg fort, „überlegen Sie sich meinen Antrag, theilen Sie Ihrer Tochter meine Worte mit und erlauben Sie mir nur, wiederzukommen, um ihre Antwort zu vernehmen, die über mein künftiges Schicksal entscheidet.

In sprachlosem Erstaunen ließ Felsberg die Wittwe zurück, von der er sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete, während auf seinen Lippen ein leises Lächeln spielte.

Frau Müller hatte sich noch von der Bestürzung nicht erholt, in welche Felsberg's Worte sie versetzt hatten, als Julie zu ihr trat.

„Ach Julchen“, rief sie: „Denke Dir, der Herr Baron, gegen den Du Dich so unartig benommen hast, ein Mann, dessen Ahnen Kreuzfahrer waren, hat um Deine Hand angehalten; Du sollst Baronin werden, Julchen, er ist fest entschlossen, Dich zu heirathen. Ja, ja, fuhr die glückliche Mutter fort, er gestand mir Alles, daß er Dir nachging, wenn er Dir begegnete, daß er Dir durch Blicke seine Gefühle zu erkennen gab, kurz, daß er Dich allen Hindernissen zum Trotze zu seiner Frau machen will.“

„Und wie es scheint liebe Mutter, fand er bei Dir ein williges Ohr,“ erwiederte Julie.

„Soll mich eine solche Auszeichnung nicht freuen? Ich begreife dich nicht, Julchen; das Glück kehrt endlich bei uns ein, und Du machst ein Gesicht, wie wenn Du in einen sauren Apfel beißen müßtest? Was hast Du gegen den Baron? Ist er nicht jung, hübsch, ein Mann von Bildung und aus alter adeliger Familie? Sind dies nicht schätzenswerthe Eigenschaften?“

„Gewiß liebe Mutter, wenn der Mann, der sie besitzt, auch ein Mann von Ehre ist. Felsberg ist nicht der Mann, der mir gefällt. Sein Benehmen ist das eines rücksichtslosen Gecken, sein Anhalten um meine Hand ein freches Spiel. Die Vorsehung stand uns bis jetzt gnädig bei, sie wird uns auch ferner helfen. Unsere momentane Noth soll mein Gottvertrauen sicher nicht erschüttern.“

Frau Müller war eben im Begriffe, ihrer Tochter eine, ihren praktischen Ansichten entsprechende Antwort zu zu geben, als das abermalige Klingeln an der Hausthüre einen neuen Besuch ankündigte.

Ich sage Dir, Julie“, rief die Wittwe im Hinausgehen um zu öffnen, wenn es etwa der Baron wieder wäre, so mache mir keine Dummheiten. Ueberlasse es mir, Deiner Mutter, zu untersuchen, ob seine Absichten wirklich so schlimm sind, als Du vermuthest.“

Aber Juliens Mutter sah sich, als sie öffnete, in ihrer Hoffnung getäuscht. Es war nicht

der Baron, sondern ein schlichter Mann von etwa vierzig Jahren, der die Wittwe in einem etwas brüsken Tone fragte, ob er die Ehre habe, mit Frau Müller zu sprechen.

„Zu dienen", erwiederte Juliens Mutter nicht auf's Freundlichste. „Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche Ihre Fräulein Tochter zu sprechen", entgegnete der Fremde, „und wenn ich nicht irre, so steht sie dort," fügte er hinzu, indem er in den Salon trat, durch dessen halb offene Thüre er das Mädchen stehen sah.

„Mein Fräulein," sagte er dann, „ich heiße Wendel und bin Porzellanfabrikant. Meine Fabrik steht in Werdenthal, vier Stunden von hier. Ich brauche einen geschickten Maler und da man mir Ihr Talent gerühmt hat, möchte ich fragen, ob sie wohl geneigt wären für meine Fabrik zu arbeiten?"

„Gewiß", erwiederte Julie, indem sie mit einem Lächeln des Glückes ihre Mutter ansah. „Sie kommen wie gerufen, da ich gerade jetzt keine Arbeit habe."

„Wie, keine Arbeit?" rief Julchens Mutter, ärgerlich über die ungeschickte Aufrichtigkeit ihrer Tochter. „Im Gegentheil, mein Herr, Julchen ist vollauf beschäftigt, Gott sei Dank, braucht ein Talent, wie das meiner Tochter, nie zu feiern. Aber nichts destoweniger wird Julie Ihre Bestellung annehmen.

„Nun, mein Fräulein", entgegnete der Fabrikant, „so möchte ich Sie bitten, sich morgen in mein Magazin zu bemühen, Jägerstraße Nr. 19. Sie können nicht fehlen, mein Fräulein meine Firma, Joseph Wendel, Porzellanfabrikant aus Werdenthal, steht in großen Lettern über der Eingangsthüre. Ich würde Sie nicht bitten, sich zu mir zu bemühen," fügte er hinzu, „wenn ich nicht glaubte, daß es Ihnen angenehm sein wird, sich unter meinen Fabrikaten diejenigen Gegenstände selbst auszuwählen, an welchen Sie am liebsten arbeiten werden."

„Gewiß", erwiederte Julie, „und ich bin Ihnen für diese Rücksicht sehr verbunden. Ich arbeite noch einmal so leicht, wenn der Gegenstand, auf den ich zu malen habe, auch in seiner Form meinem Geschmacke entspricht. Ich werde mich um 10 Uhr bei Ihnen einfinden."

„Abgemacht," rief Wendel vergnügt, „und nun, meine Damen, entschuldigen Sie, wenn ich mich wieder entferne; ein Geschäftsmann muß mit seiner Zeit geizen. Somit, Gott befohlen, Frau Müller, und auf Wiedersehen, mein Fräulein!" . . .

Frau Müller hatte nicht Zeit dem Fabrikanten das Geleit zu geben, denn so schnell als er gekommen war, entfernte er sich wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Tröstung.

Soll ich den muthlos immer klagen,
Weil mir nicht Gold das Leben beut,
Soll ruhm- und thatlos ich verzagen,
Ein feiger Sohn der kranken Zeit?
Hinweg die thränenreichen Lieder,
Ich laß' es Weibern, feig zu sein,
Den wirft kein quälend Elend nieder,
Der kalt verachtet Dunst und Schein.

Der Erde sind wir nicht geboren
Und was die Erde geben kann,
Der Glanz, das Gold besticht den Thoren.
Der ist dem Niedern unterthan.
Kann mir die Welt nichts Beß'res geben,
Dann ist's nicht werth, ihr Knecht zu sein;
Ein Höh'res gibt es zu erstreben
Als Glanz und Gold und Lieb' und Wein.

Nach Idealen will ich jagen
Und was des Weisen würdig ist,
Zum Himmel will den Flug ich wagen,
Zu dem, der Welt und Zeiten mißt.
Hinauf zur Sonne ew'ger Klarheit
Und zu der Geister sel'gem Chor,
Hinauf zum gold'nen Born der Wahrheit,
Zu Gott zieht's sehnend mich empor.

Die Erde ist das Loos der Kleinheit,
Dem edlen Geist genügt sie nicht,
Nein, aus dem Strudel der Gemeinheit
Blickt er empor zum wahren Licht.
Drum will ich muthlos nimmer klagen,
Ein feiger Sohn der kranken Zeit,
Ich darf mich ja zum Höchsten wagen,
Weil mir's die ew'ge Liebe beut.

Der Weltgang eines Briefes. Ein Engländer erzählt in einer Londoner Zeitung daß er im Monate Mai vorigen Jahres einen Brief absandte, der nach einer Stadt in Ungarn gerichtet war. Er hatte versäumt, auf der Adresse hinzusetzen, daß Ungarn zu Oesterreich gehöre, hatte aber „über Frankreich" hinzugefügt. Da der sehr wichtige Brief nicht an seine Adresse gelangte, so vermuthete der Absender, daß er der österreichischen Polizei in die Hände gefallen sey. Jetzt, nach acht Monaten, ist der Brief angekommen. Auf dem Londoner Postamt war man der Ueberzeugung, daß „Hungary" irgendwo in — Indien liegen müsse, und hatte den Brief deßhalb über Marseille nach Calcutta geschickt. Der Brief trug außer dem Poststempel von Lucknow, die von Kurrache, Bombay, Madras, Galle und Hongkong. Im letzteren Orte endlich schrieb ein gelehrtes Wunderthier von Postbeamten auf den Brief: Man versuche Ungarn. Theil von Oesterreich, Europa." In Folge dessen gelangten denn die interessanten Neuigkeiten aus England endlich an ihre Adresse.

In den Klauen eines Tigers. Am 25. Januar Nachmittags ereignete sich in Hannover in der neben dem Bahnhofe aufgestellten Renz'schen Menagerie ein sehr bedauerlicher Vorfall. Es hatten sich nemlich 250 Kinder der dortigen Schulen in Begleitung ihrer Lehrer dahin begeben, wo sie in verschiedenen Rängen der Zuschauer Platz genommen hatten. Als der in der Ecke der Bude stehende Elephant von dem Wärter gezeigt wurde, drängten sich die Anwesenden nach dieser Stelle hin und stiegen mehrere Kinder von den untern Rängen über die Barrieren in den vordern Zwischenraum wo sie sogar auf die Brüstungen vor den Käfigen der Thiere traten, um von dort aus die Produktionen des Elephanten besser ansehen zu können. Die 12jährige Tochter eines Arbeitsmannes zu Linden hatte sich hierbei mit dem Rücken dicht vor den Käfig eines Tiegers gestellt, während sie nach dem Elephanten sah, worauf jener das Kind mit den Vorderpfoten am Kopfe und an der Hand durch das Gitter erfaßte und zu sich heranzog. Ein rasch herbeieilender Wärter befreite das Kind aus den Klauen des Thieres. Die Verletzungen des Mädchens sind nicht unbedeutend, und ist namentlich das Gesicht und die eine Hand so sehr zerfleischt, daß der zugezogene Arzt die Wunden mehr denn 40 Stellen durch Nadelstiche hat zusammenheften müssen.

Bei einer Trauung, bei der mehrere Paare zu trauen waren, sagte der Pfarrer, als er an den Altar getreten war: „Alle diejenigen, welche sich zu verheirathen wünschen, belieben aufzustehen." Da erhoben sich wie auf einen Ruck alle anwesenden ledigen Frauenzimmer von ihren Sitzen.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch

№ 7. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. Februar 1861.

Die Porzellanmalerin.

Novelle von H. v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

„Nun“, rief Julie, indem sie mit offenen Armen auf ihre Mutter zuging. „Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß wir in Gottes Schutz stehen? Nun habe ich eine dauernde Beschäftigung. Ein neuen Hut und Shawl soll das erste sein, was ich Dir kaufe.“

„Dies ist alles recht hübsch“, erwiderte Frau Müller noch immer schmollend, „Du bist ein gutes Kind, aber gerade weil Du gut bist und im vollsten Maaße verdienst, glücklich zu werden, sehe ich nicht ein, warum nicht eine Baronin aus Dir werden soll.“

„Ich werde nicht heirathen“, entgegnete Julie, am wenigsten diesen Baron Felsberg, der, ich wiederhole es, mir höchlich mißfällt. Laß mich meiner Kunst leben, und verschone mich mit Projekten, liebe Mutter, deren Verwirklichung nur mein Unglück wäre.“

In etwas gereizter Stimmung verließ Julie ihre Mutter, die ihr achselzuckend nachsah.

Am andern Tage erwachte Julie frühzeitiger und fröhlicher als gewöhnlich, denn ihr erster Gedanke, als sie die Augen aufschlug, war an den erfreulichen Gang, den sie zu Herrn Wendel zu machen hatte, um sich eine dauernde Beschäftigung zu holen. Von nun an hoffte sie für immer der traurigen Nothwendigkeit enthoben zu sein, sich dort und da nach Arbeit umzusehen, was zwar nie ihren Stolz, wohl aber ihren jungfräulichen Zartsinn verletzt hatte, wenn man ihre Anfragen mit indiscreter Lobeserhebung über ihre Schönheit beantwortet hatte. Auch die bisherige Unsicherheit ihres Verdienstes, eine häufige Ursache unangenehmer Geldverlegenheit, hielt sie nunmehr für beseitigt und so gaukelten schon die heitersten Bilder einer glücklichen Zukunft von ihrer Seele.

Etwas ernster wurden ihre schönen Züge, als sie der gestrigen Unterredung mit ihrer Mutter gedachte, die noch unangenehmere Szenen in Aussicht stellte, als Julie deren bereits erlebt hatte, wenn es galt die eitlen Pläne und überspannten Hoffnungen zu bekämpfen, welchen sich Frau Müller so gern überließ. Bisher war es ihr nie zu schwer geworden, die Luftschlösser ihrer Mutter zu zerstören, so lange dieselbe keine andere Basis hatten, als die Träume einer

leicht erregbaren Phantasie; anders, so befürchtete Julie, war es aber jetzt, seit ein wirklicher Heirathsantrag gestellt und so dem ehrgeizigen Streben ihrer Mutter ein thatsächliches Feld eröffnet hatte. Schon gestern hatte sich Frau Müller ereifert, als sie auf Juliens Widerspruch stieß, und noch war doch keine Gewißheit gegeben, daß Felsberg wiederkommen und den Antrag erneuern werde, durch welchen sich die eitle Frau geschmeichelt fühlte.

„Wie wird es erst werden", fragte sich Julie, „wenn Felsberg sein frevelhaftes Spiel fortsetzt", denn für etwas Anderes konnte sie seine Handlungsweise nicht halten.

Und Frau Müller war allerdings nach einer unruhigen Nacht, während welcher sie sich mit ihren Plänen beschäftigt hatte, mehr denn je von der Nothwendigkeit durchdrungen, ihre Tochter mit all ihrer zu Gebote stehenden Beredsamkeit zur Einwilligung in eine so glänzende Parthie zu bewegen.

„Ein Baron, sagte sie zu sich selbst, „verliebt sich in meine Tochter, hält um sie an und will allen Hindernissen zum Trotz sie heirathen, und ich soll so einfältig sein, nicht mit beiden Händen nach dem Glücke zu greifen und es fest halten, welches sich mir so unerwartet darbietet? . . . Nein, Julie, diesmal sollen dir Bitten und Thränen so wenig nützen, als starrsinniger Trotz, diesmal ist die Reihe des Nachgebens an Dir, denn alle Deine Einwürfe werden mich nicht überzeugen, daß Dich Felsberg nicht soll glücklich machen können."

Von diesem Vorsatze erfüllt empfing Frau Müller Julchen mit einer ernsten Miene, aus der Letztere schon bei ihrem Eintritte merkte, daß der Streit von gestern mit erneuter Hartnäckigkeit wieder aufgenommen werden sollte."

„Nun, mein kleiner Eigensinn," begann Frau Müller, indem sie leise den warmen Händedruck erwiederte, mit welchem Julie sie begrüßte, „hast Du über die Angelegenheit, die wir gestern besprachen, nachgedacht? . . . Erscheint Dir vielleicht jetzt der Antrag des Barons annehmbarer?"

„So wie ich gestern dachte, denke ich auch heute!" sagte Julie, „und werde ich immer denken. Wozu also wieder auf einen Gegenstand zurückkommen, über welchen wir uns nie einigen werden?"

„Nun, dies wäre noch abzuwarten." meinte Frau Müller, „da es dem Baron, wie ich nicht zweifle, mit seinen Absichten ernst ist, so will ich doch sehen, ob Dir wirklich keine Einsicht und Vernunft beizubringen ist."

„Warten wir doch ab, Mutter, ob Felsberg wieder kommt, dann ist es ja immer noch Zeit genug, mich zu quälen."

„Heißt es Dich quälen, wenn man Dein Glück will?" fuhr Frau Müller unwillig auf. „Wenn man Dir die Vortheile vor Augen führt, die aus Deiner Verbindung mit dem Baron für Dich und mich erwachsen, wenn man Dich zu überzeugen sucht, daß man nur Dein Bestes will, so nennst Du dies gequält werden? Geh'", rief die Mutter, „Du bist eine Pflichtvergessene, und lohnst das, was ich für Dich that, mit Undank."

Obwohl an solche Tiraden gewöhnt, brach Julie doch diesmal in Thränen aus.

„Undank, Mutter", schluchte sie, „kannst Du mir Undank zum Vorwurf machen? Wenn Du wüßtest, mit welch' frohen Gedanken ich heute aufstand, wie ich mich freute, daß von heute an eine bessere Zeit für uns eintritt, da mir eine fortdauernde Arbeit zugesichert ist; wenn Du mein Gebet gehört hättest mit dem ich Gott dafür dankte, daß er mich in den Stand setzt, Dir ein sorgenfreies Leben zu bereiten, so würdest Du meine Liebe erkennen und mich sicherlich keine Undankbare schelten."

Frau Müller blieb nicht taub gegen diesen Protest eines gekränkten Herzens; sie liebte ihre Tochter und schon bereute sie ihre heftigen Worte.

„Vergib mir, Julchen, wenn ich in meiner Hitze Dir einen Vorwurf machte, den Du nicht verdienst“, sagte sie in weichem Tone, „aber siehst Du, Dein fortwährender Widerspruch muß mich erbittern; ich weiß wohl, daß ich selber Schuld bin, wenn es zwischen uns Beiden so weit kam, daß wir uns nie verstehen, da ich Dich durch frühere Nachgiebigkeit verwöhnte und eigenwillig machte, aber Du sollst nicht immer meiner Lebenspraxis Deine überspannten Ideen entgegensetzen, besonders in einem Falle, wie dieser, wo es sich um Deine Versorgung, um Dein Lebensglück handelt.“

„Du bist gut, liebe Mutter, Du willst mein Bestes, ich verkenne dies nicht, aber wenn nun doch der Weg, auf dem Du mein Glück suchst, ein falscher wäre? Frage doch Dein eigenes Herz, Mutter, ob es sich, als du noch Mädchen warst, nach Willkür zu einem Gefühl zwingen ließ, welches nicht von selbst darin entstand? Ich kann nun einmal diesen Felsberg nicht lieben; könntest Du von mir verlangen, daß ich meine Hand ohne mein Herz gebe?“

„Und doch, liebes Julchen“, erwiederte Frau Müller, „können solche Partien recht glücklich werden, wenn sie nur sonst vernünftig sind. Mit vielen Beispielen aus dem Leben könnte ich Dir die Wahrheit dieser Behauptung beweisen! Die Hauptbedingung zum ehelichen Glücke liegt in einem guten Auskommen; sind in dieser Beziehung die Verhältnisse günstig, ist dafür gesorgt, daß sich nicht Entbehrung, daß sich nicht Noth und Elend zwischen Mann und Frau drängen, so braucht Einem für das Uebrige nicht zu bangen. Die schwärmerischste Liebe kann Hunger und Kälte nicht ertragen, hingegen verwandelt sich gar oft Gleichgültigkeit in Freundschaft, ja sogar in Liebe, wenn das eheliche Zusammenleben durch Wohlstand verschönert wird.“

„Mag sein, Mutter, daß Du Recht hast,“ entgegnete Julie, „allein ich gehöre zu denen, die ihre Unabhängigkeit goldenen Fesseln vorziehen, da ich mir, Gott Lob, durch mein Malen ein für meine Bedürfnisse hinreichendes Auskommen sichern kann. Herr Wendel wird mit meinen Leistungen zufrieden sein; es ist demnach für meine ganze Zukunft gesorgt, die ich mir nicht schöner, nicht glücklicher wünsche, als sie es sein wird, wenn ich bei Dir bleiben kann. Aber“, fuhr sie fort, indem sie einen Blick auf die kleine Pendeluhr warf, die an der Wand hing, „es ist Zeit, daß ich mich auf den Weg mache; ich will mich bei Herrn Wendel pünktlich einfinden, damit er sieht, von welchem Eifer ich beseelt bin. Und somit auf Wiedersehen, Mütterchen; und“, fügte sie hinzu, indem sie die Wangen ihrer Mutter liebkosend streichelte, „denke mir nicht mehr an den garstigen Baron, von dem ich nichts mehr hören will.“

Ehe Frau Müller etwas erwiedern konnte, schloß sich die Thüre hinter Julchen, die sich schnell Hut und Shawl holte, um in Herrn Wendel's Porzellan-Fabrik zu gehen.

Es war ein ziemlich weiter Weg von der Garten- in die Jägerstraße und noch hatte Julie ihn nicht zur Hälfte zurückgelegt, als ihr wieder, wie fast bei allen ihren Ausgängen, Baron Felsberg begegnete. Diesmal kam er ihr entgegen, und Julie wollte, ohne aufzusehen, an ihm vorübergehen, allein Felsberg vertrat ihr, indem er sie auf das Artigste grüßte, den Weg und sprach sie mit den Worten an:

„Sie waren gestern recht grausam gegen mich, mein Fräulein,“ sagte er, „allein nachdem Sie jetzt ohne Zweifel durch Ihre Frau Mutter wissen, welche Absichten ich hege, werden Sie sich vielleicht weniger unfreundlich gegen mich benehmen.“

„Meine Gesinnungen gegen Sie sind dieselben geblieben, mein Herr," erwiederte Julie, „mag Ihnen das genügen, um mich ungehindert meinen Weg fortsetzen zu lassen."

„Ich begreife diese Hartnäckigkeit nicht," sagte Felsberg, „aber so schnell soll es Ihnen nicht gelingen, mich abzuschrecken, Ihr Widerstand erhöht nur meine Leidenschaft und ich sage es Ihnen ganz unverholen, ich will und werde siegen."

„Lassen Sie mich, mein Herr," rief Julie indignirt, „wenn Sie nicht wollen, daß ich bei den Vorübergehenden gegen Ihre Zudringlichkeit Schutz suche!"

Mit diesen Worten eilte sie auf die andere Seite der Straße, während Felsberg ihr lächelnd nachsah, bis er sie aus den Augen verlor.

In höchster Aufregung langte Julie in der Porzellanfabrik an.

„Was ist Ihnen, mein Fräulein?" fragte sie Wendel theilnehmend. „Sie sehen so alterirt aus, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet, oder fühlen Sie sich etwa verletzt, weil ich Sie bat, sich in mein Magazin zu bemühen? Ich that es, wie Sie wissen in der besten Absicht."

„Nein, Herr Wendel, das ist es nicht," erwiederte Julie, „aber unterwegs wurde ich von einem Unverschämten beleidigt; übrigens ist es kindisch von mir, noch daran zu denken."

„Ah, nun errathe ich," entgegnete Wendel lächelnd, „unter den Leuten, die Ihnen begegnen, ist Niemand, der nicht guten Geschmack genug hätte, Sie schön zu finden und Einige darunter sind hie und da so indiskret es Ihnen zu sagen."

Julie erröthete.

„Nun," fuhr Wendel fort, „wenn Sie sich über dergleichen beleidigt fühlen, so ist dies nur ein Beweis, daß man mich nicht getäuscht hat, als man mir so viel Gutes von Ihnen berichtete und ich freue mich darüber; aber," fügte er hinzu, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, „wählen Sie sich in meinem Magazin die Gegenstände, die Sie durch ihre Kunst verschönern wollen. Sie sehen, daß alle meine Vorräthe noch weiß sind, Sie können sich also auswählen, was Ihnen beliebt."

Juliens Wahl fiel auf eine Dessertservice und Wendel versprach, daß sie in einer Stunde in ihrer Wohnung sein werde.

„Ich frage Sie nicht nach Ihrem Preise," sagte Wendel, „ich weiß, daß wir uns in dieser Hinsicht leicht verständigen werden. Ich verlange nur Eins, nämlich, daß Sie mir erlauben, Ihnen auf Abschlag einen kleinen Vorschuß zu leisten, da Sie jedenfalls für Farben und für Gold Auslagen haben, die schon voraus zu decken, Pflicht ist."

Mit diesen Worten, die Wendel mit einem väterlich wohlwollenden Tone sprach, drückte er dem Mädchen eine Fünfzigthaler-Banknote in die Hand.

„Ich bin es von jeher so gewöhnt," fügte er hinzu, als Julie Anstand nahm, diese bedeutende Summe zu behalten, „und werde bei Ihnen keine Ausnahme machen."

„O, zu welchem Danke verpflichten Sie mich!" rief Julie.

„Sprechen Sie mir doch nicht von Dank," unterbrach Wendel das Mädchen. „Ich handle nur als Kaufmann, der sein Geschäft in ein gutes Renommee bringen will und sich zu diesem Zwecke die Beihilfe eines Talentes zu sichern sucht. In einer Stunde also ist das Porzellan bei Ihnen," fügte er hinzu, indem er sich in sein Comptoir zurückzog, um Julie an weitern Danksagungen zu hindern.

Durch und durch „Löwe" in der vollsten Bedeutung des Wortes, insofern es für junge Stutzer gebraucht wird, war Baron Felsberg fest entschlossen, um jeden Preis die schöne Malerin

zu erobern. Ohne einen Augenblick zu verlieren, stieg er daher, nachdem Julie sich von ihm entfernt hatte, in eine Droschke und ließ sich in die Gartenstraße fahren, denn sein erster Besuch bei der Wittwe hatte ihn zur Ueberzeugung gebracht, daß es ihm keine große Mühe machen werde, die Frau als dienstwillige Bundesgenossin für sich zu gewinnen. In der That empfing Frau Müller den jungen Mann mit der zuvorkommendsten Artigkeit. Alle Einwürfe ihrer Tochter, alle Versicherungen derselben, daß sie den Baron Felsberg nicht liebe und daß sie nie Willens sei, ihre Hand ohne ihr Herz zu vergeben, waren schnell beim Anblicke des Cavaliers vergessen, in welchem Frau Müller mit Stolz ihren künftigen Schwiegersohn sah.

„Sie sehen mich in wahrer Desperation, meine beste Frau Müller," begann Felsberg, „ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt, denn ich erhielt eben wieder einen Beweis, wie sehr mich ihre Tochter verabscheut."

Er erzählte nun der Wittwe Juliens Benehmen, als er ihr begegnete und sie, vom unwiderstehlichen Drange hingerissen, angesprochen hatte.

„Und doch wiederhole ich Ihnen," fügte er im treuherzigsten Tone hinzu, „daß meine Absichten ehrlich sind und daß es nur von Julie abhängt, die in den höchsten Kreisen gefeierte Baronin Felsberg zu werden."

Frau Müller ärgerte sich nicht wenig, diesen neuen Beweis des störrischen Sinnes ihrer Tochter zu hören.

„Ach, ich hatte gestern schon meine liebe Noth mit ihr," sagte sie, „alle Vorstellungen alle guten Worte waren umsonst. Mein Gott," seufzte die bethörte Frau, „muß ich so viel Kummer an meinem einzigen Kinde erleben?"

„Wenigstens sind Ihre Worte für mich ein Trost," erwiederte Felsberg, „denn sie beweisen mir, daß Sie meine Bewerbung kräftig unterstützen werden. Ich will deshalb noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Julie ist noch so jung, sie wird auch lenksam sein und wenn mir nur erst vergönnt wäre, sie von der Aufrichtigkeit von der Innigkeit meiner Liebe zu überzeugen, wer weiß, ob sie dann noch meiner Gluth diese Kälte entgegensetzen würde. Lassen Sie mich's versuchen, Frau Müller, durch Aufmerksamkeit ihre Abneigung zu besiegen; ich bin fest überzeugt, daß Julie nicht fort und fort gleichgültig bleiben wird, wenn sie sieht, daß ich nur allein für sie lebe."

Ohne langes Bedenken gab die Wittwe dem jungen Mann ihre Einwilligung zu weitern Besuchen.

Ich kann nicht glauben, Herr Baron", sagte sie, „daß Sie uns täuschen wollen. Julie ist mein einziges Kind, sie ist die Freude und der Stolz meines Alters, sollten Sie im Stande sein, mein Vertrauen zu mißbrauchen? Nein, nein, es wäre eine Beleidigung, Ihnen eine solche Verruchtheit zuzutrauen. Sie kamen in mein Haus und bekannten mir mit einer Offenheit, die ich zu schätzen weiß, Ihre Liebe. Sie hielten feierlich um meine Tochter an, Sie sind Mann genug, um zu wissen, was Sie thaten, eine böswillige Täuschung ist hier unmöglich, deshalb erkläre ich Ihnen, daß ich Sie stets mit Vergnügen empfangen und nichts unversucht lassen werde, um meine Tochter zur Vernunft zu bringen."

Eine brennende Röthe überflog die blassen Wangen des Barons.

„Wie soll ich Ihnen danken, beste Frau Müller," sagte er, „wie soll ich mich Ihrer Güte würdig zeigen? Nur dadurch kann ich es, daß ich Ihr ehrendes Vertrauen rechtfertige und mein ganzes Dasein dem Glücke Ihres Kindes weihe. Ach, wird aber auch Julie andern Sinnes

werden?“ fügte er tief seufzend hinzu, „wird sich endlich die felsenfeste Rinde von ihrem Herzen lösen, wird sie meine leidenschaftliche Liebe erwiedern lernen?“

„Ueberlassen Sie dies der Zeit, Herr Baron Felsberg,“ erwiederte Frau Müller, „der Zeit, meinen Rathschlägen und Ihrer Ausdauer, und beschleunigen Sie nur die Hochzeit. Ist Julie erst einmal Ihre Frau, dann wird auch ihre Kälte schwinden.“

Felsberg entrollte nun vor Frau Müller ein Bild, welches in den heitersten Farben das Leben darstellte, das er mit seinem Weibchen und mit seiner Schwiegermutter führen werde.

„Es versteht sich von selbst“, sagte er, „daß Sie zu uns ziehen werden, denn meine Julie soll ihre liebe Mutter nicht entbehren müssen. Den Winter verleben wir dann hier in den ersten Cirkeln der Stadt. Theater, Concerte, Bälle, Schlittenfahrten und kleine Soupers in Abwechselung mit den traulichen Abenden, die wir en famille zubringen, sollen sich in bunter Reihe folgen; während des Sommers aber ziehen wir nach Felsberg, wo wir Gäste aus der Stadt empfangen, die Gutsnachbarn besuchen, kleine Wasserfahrten auf dem Weiher und Promenaden im Parke und in der Umgegend machen. Kommt dann der Herbst, so helfen wir die Scheunen füllen, schütteln uns die Aepfel von den Bäumen, brechen von ihren Spalieren die reifen Trauben und sammeln Nüsse. Ach, Frau Müller, rief er vergnügt die Hände reibend, während er lächelnd sah, daß der armen Wittwe der Mund wässerig wurde, „welch' ein Leben, wie wollen wir glücklich sein! die ganze Residenz soll uns beneiden, das heißt“, fügte er hinzu, „wenn unsere schöne Julie will.“

War es ein Wunder, wenn Frau Müller voll Entzücken ihm die Hand und in ihrem Herzen über das Glück jubelte, das ihr und ihrem einzigen Kinde bevorstand?

„Sie sind ein guter Mensch“, sagte Frau Müller, „denn nur ein guter Mensch kann mit solcher Begeisterung von dem Glücke sprechen, das er um sich her verbreiten will. Ja, Felsberg, aber ...“ unterbrach sie sich, „so weiß ich nun noch nicht einmal Ihren Taufnamen und betrachte Sie doch schon als meinen Schwiegersohn.“

„Hugo, liebe Mama, Hugo, Freiherr von Felsberg auf Felsberg,“ sagte der Baron mit komischem Pathos, indem er sich scherzweise tief verneigte, „Hugo, liebe Mama, und so will ich fortan auch von Ihnen genannt werden.“

„Nicht doch, lieber Baron,“ erwiederte Frau Müller, „was würde meine Julie dazu sagen, wenn sie hörte, daß wir schon auf so vertrautem Fuße stehen. Nein, wir müssen mit ihr schonend verfahren. Nach und nach soll Julchen Sie kennen, schätzen und lieben lernen, deshalb kommen Sie im Anfange nicht täglich, ... auch von Ihrem heutigen Besuche will ich ihr nichts sagen. Kommen Sie morgen, dann in vierzehn, dann in acht Tagen wieder, bis sich Julie allmählig an Sie gewöhnt hat. Aber damit sie nicht jetzt mit Ihnen zusammentrifft, so entfernen Sie sich nun, denn sie muß bald wieder kommen, sie ist zu einem Porzellanfabrikanten gegangen, um sich Arbeit zu holen. Das gute Kind! Sie ist so fleißig, so sorgsam, so voll Liebe gegen mich, dafür will ich aber auch nur ihr Glück und sie wird durch Sie glücklich, Baron, nicht wahr, sie wird es!“

„So glücklich, als treue Liebe es nur vermag,“ rief Felsberg. „Ich schwöre es Ihnen, liebe Mama, und somit,“ fügte er hinzu, indem er der Wittwe zum Abschiede die Hand drückte, „somit auf baldiges Wiedersehen!“ ...

Als Felsberg fort war, überließ sich Frau Müller einer wahrhaft exaltirten Freude. Sie klatschte in die Hände, warf ihre Stickerei in eine Ecke, und lief von einem Ende des

Zimmers zum andern, als suchte sie in der raschen Bewegung Kühlung; dann blieb sie vor dem Bilde ihrer Tochter stehen, warf ihm Kußhände zu und verneigte sich ehrerbietig vor demselben, indem sie lachend rief:

„Ihre Dienerin, Frau Baronin, Ihre Dienerin, Frau von Felsberg!“

Wir wollen die traurigen Scenen nicht wiedergeben, die zwischen Mutter und Tochter stattfanden, bis Frau Müller Julien endlich so weit brachte, daß sie ohne längeren Widerstand in die sich nach und nach immer rascher wiederholenden Besuche des Barons willigte. Frau Müller glaubte im Interesse ihrer Tochter Alles aufbieten zu müssen, deren Widerstand zu brechen, Julie hingegen, fortwährend voll Mißtrauen gegen den Baron, that ihrerseits das Möglichste, sich seiner verhaßten Bewerbung zu entziehen. Mit kalter Verächtlichkeit nahm sie seine Schmeicheleien hin, mit Spott erwiederte sie die Betheuerungen seiner Liebe, allein Felsberg setzte dem Hohne stille Duldsamkeit entgegen und fingirte eine tiefe, rührende Melancholie, die, wenigstens bei Frau Müller, ihre Wirkung nicht verfehlte, wenn auch Julie ihrer spottete. Die Folge davon war, daß Frau Müller immer energischer und durchgreifender die Partie des jungen Mannes nahm, daß sie Julien mit Bitten und Drohungen, mit sanften Vorstellungen und mit Worten, die der Ausbruch des heftigsten Zornes ihr eingab, zur Nachgiebigkeit zu bringen suchte und daß sie endlich in einem Momente höchster Aufregung mit Bestimmtheit erklärte, von Julien nichts mehr wissen zu wollen, wenn sie in ihrem Starrsinn beharre. Julie hatte zuletzt nur noch Thränen, aber keine Kraft mehr länger zu widerstehen.

„Sie wollen es, Mutter“, rief sie, als Frau Müller diese unnatürliche Drohung ausstieß, „nun denn, ich gehorche, aber die Verantwortung fällt auf Sie zurück, wenn Unglück aus dem Zwange entsteht, den sie mir auferlegen.“

Von diesem Tage an hatte Felsberg täglich Zutritt im Hause der Frau Müller, und er kam mit unermüdlicher Ausdauer, obwohl Julie selbst nur selten zugegen war, wenn ihre Mutter ihn empfing. In der Regel flüchtete sie sich in ihr Kämmerchen, wo sie mit Eifer an dem ihr von Herrn Wendel anvertrauten Service malte.

Julie hatte eine besondere Vorliebe für ihre Arbeit, denn es war ihr, als seien die durch ihre schöpferische Hand entstandenen Blumen ihrer Leiden stille Vertrauten, auf die gleich Thautropfen so manche Thräne aus ihren schönen Augen fiel. Sah sie sich durch die eintretende Dunkelheit gezwungen, ihre Malerei zu verlassen, und ging sie dann in den Salon hinab, wo Felsberg geduldig auf sie wartete, so war ein kalter Gruß und einsilbige Antwort Alles, was der hartnäckige Freier von ihr bekam, während er sich mit der Gewandtheit eines Salonhelden über diese beengende Situation hinwegzusetzen und, unterstützt von der Mutter, die Conversation im lebhaften Gange zu erhalten wußte.

(Fortsetzung folgt.)

An ihrem Hochzeittage.

I.

Ein kurzes Wort nur möcht ich Dir sagen,
Dann will ich Deine Blicke ewig meiden,
Und droht mir auch ein weites Meer von Leiden,
Ich will mein Erdenloos nicht mehr beklagen.

Doch darf ich Deinen Zorn zu reizen wagen?
Nein, nein! Ich will in Frieden von Dir scheiden,
An Deinem Zorn will ich mich nimmer weiden,
D'rum mußt Dein Herz Du um das Wörtchen fragen.

Du fühlst Dich glücklich wohl in jenen Banden,
Die Du mit Hast und ewig hast geschlungen,
Und staunst verwundert über meine Frage?
— Die Jahre flieh'n, die Lieder sind verklungen
Und statt der Freude hör' ich bange Klage. —
Mein armes Kind, Du hast Dich nie verstanden.

II.

Du hast geweint an Deinem Ehrentage?
Hast einen Mißton Du beim Fest vernommen?
Hat eine Ahnung bang Dich überkommen
Von künftigen Leiden und vergeb'ner Klage?

Du hast geweint an Deinem Ehrentage!
Dein armes Herz war traurig und beklommen,
Und bist Doch an's ersehnte Ziel gekommen —
Verzeihe Du mir die erstaunte Frage.

Sprich, streift kein Gedanke an die Stunden,
Die längst dahin, doch wahrlich nicht vergessen
In denen anders Du und inniger empfunden?
Wie ändern mit den Zeiten sich die Herzen!
Was gestern lieb und heilig mir gewesen,
Das soll ich morgen aus der Seele merzen!? —

J. Sigl.

Ein Berliner Zeitungs-Redacteur in der Stadtvoigtei. E. Kossak erzählt in der Wiener „Presse": Der Redacteur einer hiesigen Zeitung war wegen Abdruck einer Anklageschrift (vor Beendigung des Processes) zu einer Gefängnißstrafe von sieben Tagen verurtheilt worden. An einem Morgen erschien plötzlich ein Schutzmann in seiner Wohnung, um ihn in den betreffenden Gewahrsam abzuholen. Da es sonst gebräuchlich zu sein pflegt, daß man Personen der Presse, die zu dergleichen kleinen Bußen verurtheilt sind, nicht allein die Bestimmung der Zeit selber überläßt, sondern sie auch mit geziemender Höflichkeit behandelt, gerieth der Redacteur in die äußerste Verwunderung. Er sagte dem Schutzmann, sein Gnadengesuch an den Prinz-Regenten sey bereits abgegangen, da er aber den Postschein augenblicklich nicht auffinden, seine Angabe also vor dem Beamten nicht beweisen konnte, schenkte dieser seinen Bitten kein Gehör, sondern führte ihn sofort in das Gefängniß. Hier ward er nach der angenehmen, nur gegen Criminalverbrecher angewendeten Methode behandelt. Seine Taschen wurden durchsucht; man nahm ihm das Geld ab, und endlich sah er sich in ein Lokal im Erdgeschoß geführt, wo die officielle Abwaschung an ihm vollzogen werden sollte. Gewiß ist diese Reinigungs-Ceremonie für Individuen, die Nachts hinter Zäunen zu schlafen pflegen und an den constanten Gebrauch der Seife und des Kammes nicht gewohnt sind, eine wahre Wohlthat; für einen Zeitungs-Redacteur, der zufälligerweise mit der Tochter eines höheren Polizeibeamten verlobt ist, und in einigen Wochen sich zu verheirathen gedenkt, hat dies Verfahren indessen etwas Verletzendes. Noch am Rande der mehr als einfachen Wanne protestirte der Preßgefangene vergebens gegen das Zwangsbad; selbst seine Bitte, wenigstens die Gardine schließen zu dürfen ward unter dem Vorwand, sie verstoße gegen die Hausordnung, nicht bewilligt. Nach der Abwaschung wurde der arme Sünder in ein mit etwa zwanzig Verbrechern gefülltes Zimmer geführt. Nur nach dem eindringlichsten Proteste gelang es ihm, ein kleines Gemach für sich allein zu erhalten. Wir übergeben die weiteren Annehmlichkeiten des gastlichen Empfanges, sowie die aus gekochten Kaldaunen bestehende Mittagsmahlzeit. Endlich gelang es den Freunden des beklagenswerthen Mannes, ihn bis auf Weiteres freizumachen, aber erst ein an dem Prinz-Regenten in der Sterbestunde des Königs telegraphisch wiederholtes Gnadengesuch befreite ihn durch seine Gewährung von der Gefahr, auch am Anfange des neuen Jahres abgewaschen zu werden und nochmals Kaldaunen zu diniren. Dergleichen Dinge könnten nicht vorkommen wenn statt amtlichem Belieben der Wortlaut eines Gesetzes entscheidet.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 8. *VII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. Februar 1861.

Die Porzellanmalerin.

Novelle von H. v. Beltheim.

(Fortsetzung.)

Daß Felsberg trotz dieser so deutlich von Julien an den Tag gelegten Abneigung seine Bewerbung nicht aufgab, hätte Frau Müller zum mindesten als einen Beweis grenzenloser Selbstsucht erkennen sollen, allein von einem günstigen Vorurtheil für den Baron befangen, sah sie mit wachsender Sympathie auch hierin einen Beweis, mit welch tiefer Leidenschaft er ihre Tochter liebte.

Diese unglückliche Verblendung, als deren Opfer sich Julie in stiller Resignation betrachtete, schmerzte das arme Mädchen am meisten. Blind gegen die sichtlichen Spuren des tiefen Seelenleidens, die sich in Julchens schönen Zügen so deutlich zeigten, hatte Frau Müller nur bewundernde Blicke für den Glanz, den Baron Felsberg in seinem Auftreten entwickelte. Die reichen Livreen seiner Dienerschaft, die geschmackvolle Eleganz seiner Equipage, der aristokratische Prunk mit dem der künftige Gatte ihrer Tochter seinen alten Namen zu umgeben wußte, übte auf die eitle Frau einen unwiderstehlichen Zauber. Sich selbst durch ihre Tochter von diesem Nimbus des Reichthums umgeben zu sehen, war das Ziel, welches ihr Baron Felsberg stets in Aussicht stellte und dessen baldiger Erreichung ihr ganzes Streben galt.

So waren drei Monate vergangen und Frau Müller, ihrer Sache gewiß, zögerte nun nicht mehr, allen ihren Bekannten mitzutheilen, daß Julie Baron Felsberg's Braut sei.

Die zweifelhafte Aufnahme, die ihre Mittheilung fand, hielt Frau Müller für die Folge scheeler Eifersucht und blassen Neides, und so fielen auch die Warnungen, die ihr von vielen Seiten zugingen, auf unfruchtbaren Boden. Ja, in ihrer Eitelkeit triumphirte sie laut über das, was sie die Bosheit der Leute nannte, und berichtete dem Baron im traulichen Geplauder das Geschwätz der bösen Zungen, die nicht müde würden, Das und Jenes an ihm auszusetzen.

„Denken Sie sich nur, Hugo", sagte sie, „was ich heute wieder hören mußte, man versicherte mir, daß Sie schon mehr als zehnmal Bräutigam gewesen seien und daß Ihnen am

Glücke und der Ehre eines Mädchens nicht mehr gelegen sei, als wenn sie zehn Louisd'ors im Whist verlieren."

„Lassen Sie den Leuten ihre Freude mich zu verleumden," erwiederte Felsberg.

„Es ist dies die natürliche Folge der Mißgunst und Neides, die stets das Glück erregt. Man gönnt mir ihre Tochter nicht, während die Leute vor Wuth bersten möchten, wenn sie denken, daß Frau Müller, die sie über die Achsel ansahen, bald ein Palais bewohnen und sie mit Schmutz bespritzen wird, wenn sie mit zwei stolzen Pferden an ihnen vorüber durch die Straßen fährt."

Ein wohlgefälliges Kopfnicken, mit welchem Julchens Mutter beistimmte, überzeugte den Baron von der Wirkung seiner Worte, denen er stets eine Wendung zu geben wußte, die Frau Müller in ihren Illusionen bestärkte.

„Aber Sie selbst, theure Julie", sagte er eines Abends, „bleiben immer kalt und gleichgültig gegen die Vorzüge eines so genußreichen Lebens, wie ich es Ihnen durch meinen Rang und mein Vermögen zu bieten vermag. Sie sind eine Seltenheit in der Mädchenwelt; jede Andere würde mit Befriedigung an die Triumphe denken, die sie in den ersten Salons der Stadt an der Seite ihres Gatten feiern wird. Doch ist dies kein Vorwurf," fuhr er fort, „Sie ziehen die bescheidene Zurückgezogenheit dem Glanze vor und gerne werde ich auf die Welt verzichten, um mit Ihnen das Glück stiller Einsamkeit zu theilen. Nur bleiben Sie nicht auch kalt gegen meine Liebe, Julie, verkennen Sie nicht länger, daß ich Ihnen mein ganzes Leben weihe und daß mein höchstes Streben nur Ihrem Glücke gilt."

„In der That, Herr Baron", erwiederte Julie mit Ironie, „Ihre Worte finden die schönste Bestätigung in den so heiter lächelnden Zügen Ihrer Braut. Nur meinem Glücke gilt Ihr höchstes Streben und Sie fahren muthig in demselben fort, da Ihnen ohne Zweifel mein Aussehen den Erfolg zeigt, der dieses edle Streben krönt."

„Nun Gott Lob", rief Frau Müller, die absichtlich Juliens Worte für baare Münze nahm, obwohl auch sie den wahren Sinn derselben wohl errieth, „siehst Du endlich ein, daß man es gut mit Dir meint? Aber ich wußte es ja, daß auch bei Dir die Vernunft eines Tages über die Skrupel siegen und daß endlich der kindische Trotz weichen wird, der Dich bisher Hugo's edle Absichten verkennen ließ."

Welch edle Absichten aber den jungen Baron erfüllten, darüber hätte Frau Müller sich eine Stunde später die besten Belehrungen verschaffen können, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, ihren künftigen Schwiegersohn in seinem Kabinet zu belauschen, wo er mit Monsieur Jean, seinem Kammerdiener, eine ganz vertrauliche Unterredung hatte.

„Ich will andere Toilette machen, Jean", sagte der Baron, als er nach Hause kam, zu seinem sich tief verbeugenden Diener. „Meinen Schlafrock, und nun frisire mich", befahl er, indem er sich vor dem Ankleidespiegel auf einen reich geschnitzten Fauteuil niederließ, während Jean sich beeilte, die nöthigen Kämme, Bürsten und Essenzen herbeizubringen und ein silbernes Lämpchen anzuzünden, um das Lockeneisen warm zu machen.

„Herr Baron scheinen nicht sehr guter Laune zu sein," bemerkte Jean, dem der Ton, in welchem Felsberg seine Befehle gegeben hatte, nicht recht gefallen mochte. „Ich will hoffen, daß ich es nicht bin, über den sich der Herr Baron ärgern?"

„Nein," erwiederte Felsberg, „meinen Aerger habe ich mir in der Gartenstraße bei der

kleinen Lucretia geholt. Es fängt diese Geschichte allmählig an mich zu langweilen, da ein günstiges Resultat meines Unternehmens nicht abzusehen ist."

„Meiner unmaßgeblichen Meinung nach", sagte Jean, „sollten nun der Herr Baron die einmal begonnene Comödie zu Ende spielen und sich ganz im Geheimen, ohne alles Aufsehen, in der Schloßkirche zu Felsberg kopuliren lassen."

„Bist Du bei Trost?" rief Felsberg, „oder hast Du vergessen, daß in längstens drei Monaten die Baroneß Buchthal meine Frau wird?"

„Der Herr Baron wollen mich nicht verstehen," entgegnete Jean. „Wenn ich von einer geheimen Trauung in der Schloßkirche spreche, so meine ich eine Trauung, die nicht wirklich bindet, eine Trauung, bei der zum Beispiel ich den Priester spielen würde und zu der wir uns um ein paar Louisd'or leicht zwei oder drei Zeugen verschaffen könnten, die nach der Hand die Klugheit hätten, wieder zu verschwinden."

„Aber bedenke die Folgen, bedenke den Skandal, der daraus entstünde, wenn Julie und ihre Mutter den Betrug entdecken würden."

„Mit Geld, Herr Baron, beruhigen wir die Alte, während das Mädchen um ihrer eigenen Ehre willen schweigen wird. Uebrigens braucht weder die Eine noch die Andere sobald die Wahrheit zu erfahren. Während der Flitterwochen bleiben Sie in Felsberg und spielen den zärtlichen Gemahl, dann verlassen Sie unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte Ihre Gattin, heirathen in Wirklichkeit die Baroneß und begeben sich sodann mit dieser auf Reisen."

„Deine Idee ist aus irgend einem alten Romane geschöpft," entgegnete Felsberg, „aber nicht ganz schlecht. Nur fragt sich's, was bei meiner Rückkehr geschehen soll, da ich denn doch nicht ewig reisen kann?"

„Sie setzen der Alten eine hübsche Summe von einigen hundert Thalern aus, mit der sie in irgend einer kleinen Stadt anständig mit ihrer Tochter leben kann. Da letztere Sie nicht liebt, so ist nicht zu befürchten, daß der Gram sie tödtet. Die Entdeckung der Wahrheit wird nicht ihr Herz, sondern höchstens ihren Stolz verwunden, allein die Zeit wird diese Wunde heilen. Julie Müller ist schön, sie wird neue Anbeter finden und endlich vergessen, daß sie sechs Wochen lang die Ehre hatte, als Baronin Felsberg zu figuriren."

„Mag daraus entstehen, was da will," entgegnete Baron Felsberg, „ich befolge Deinen Rath und werde schon morgen die Ausführung Deines Planes vorbereiten."

„Recht so, Herr Baron," rief Jean, wobei er seinem Herrn den Frisirmantel abnahm, „und was mich betrifft, so sollen Sie mit der Art, wie ich meine Rolle spielen werde, zufrieden sein."

„Ruf' aber meinen Wagen," rief Felsberg als seine Toilette vollendet war, „Baroneß Amelie würde mir zürnen, wenn ich nicht zum Thee käme, eine Vernachlässigung, welche für einen Bräutigam in der That unverzeihlich wäre."

Seinem schändlichen Vorsatze getreu begab sich Felsberg am andern Tage zu Frau Müller, um ihr seinen Entschluß mitzutheilen.

„Wenn Sie damit einverstanden sind, liebe Mama," sagte er, „so feiern wir in acht Tagen auf meinem Gute Felsberg die Hochzeit. Wir lassen uns in der Schloßkapelle von meinem Kaplan ganz in der Stille trauen und bleiben dann dort bis mein Palais hier würdig genug in Stand gesetzt ist, die künftige Hausfrau aufzunehmen!"

„Sie sehen mich auf's Freudigste überrascht," rief Frau Müller, „so ist es Ihnen also

früher als Sie dachten gelungen, die Hindernisse zu bewältigen, von welchen Sie gleich Anfangs sprachen?"

„Leider nein," erwiederte Felsberg, „meine Verwandten sind nach wie vor gegen diese Partie, aber ich habe Gott Lob nichts nach ihnen zu fragen, ich bin unabhängig von ihnen und trotze ihrer Feindschaft, welche die Folge dieses Schrittes sein wird. Möchte Julie hierin einen neuen Beweis meiner Liebe erkennen," fügte er hinzu, „möchte ein freundliches Lächeln von ihr mein Lohn dafür sein, daß ich ihr so große Opfer bringe."

„Beruhigen Sie sich, Hugo," tröstete die Wittwe. „Julie wird sich nicht undankbar gegen Sie zeigen. Sie wird Sie achten und lieben lernen. So ein Mädchenherz ist ein gar seltenes Ding, es revoltirt, wenn man ihm Zwang anthun will, und freut sich, wenn es bezwungen ist."

Nachdem Felsberg mit Frau Müller die nähern Details über die zu seiner Trauung nöthigen Vorbereitungen besprochen hatte, beauftragte er sie, Julie von seinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen und alle Vorkehrungen zu ihrer Abreise zu treffen. Dann entfernte er sich, um am Abend Julie persönlich zu bitten, in den von ihm festgesetzten Termin einzuwilligen.

Wenige Minuten später trat Julie in das Zimmer ihrer Mutter. Ihre Augen waren verweint und noch glänzten Thränen darin, denn durch Zufall hatte sie das Gespräch zwischen ihrer Mutter und Baron Felsberg gehört.

„So ist also unwiderruflich mein Schicksal entschieden," sagte sie in einem vorwurfsvollen Tone, „so hast Du ohne alles Mitleid eingewilligt, mein Glück, mein Leben zu opfern!" . . .

„Wir haben zu verschiedene Ansichten über Glück und Unglück," erwiederte Frau Müller, „als daß ich mich hierüber mit Dir in einen Streit einlassen möchte. Als meine gute, gehorsame Tochter wirst Du Dich in meinen Willen fügen und Felsberg heirathen, das Uebrige wird sich dann finden."

In diesem Augenblicke schellte es an der Hausthüre. Julie, die zu verweint und angegriffen aussah, zog sich in das anstoßende Schlafzimmer ihrer Mutter zurück, während diese öffnete.

Es war Wendel, der in seiner gewöhnlichen barschen Weise die Wittwe begrüßte und ohne weitere Umstände eintrat.

„Wie geht es Ihnen, Frau Müller?" fragte er, „Sehen recht gut aus . . . etwas echauffirt, waren doch immer wohl? . . . . Es sind nun bald sechs Wochen, daß ich Sie nicht sah. Und Ihre Fräulein Tochter? . . . , Wahrscheinlich in ihrem Atelier immer fleißig! Ich habe mit ihr zu sprechen, darf ich Sie wohl bitten, Sie zu holen?"

„Meine Tochter ist ausgegangen, Herr Wendel," antwortete Frau Müller etwas verlegen. „Sie wird recht bedauern; kann ich ihr nichts ausrichten?"

„Ja, wenn Sie so freundlich sein wollen. Es betrifft das Service, das sie für mich malt. Ich wollte mich nur erkundigen, wie weit sie mit den beiden Fruchtkörbchen ist."

„So viel ich weiß, wird sie morgen damit fertig sein."

„Desto besser," rief Wendel, „denn das Service hat bereits seine Bestimmung. Es soll ein Brautgeschenk werden, welches ich zu machen habe. Ich wüßte nichts Schöneres und Passenderes zu geben, denn die Malereien Ihrer Tochter sind wahre Meisterstücke. Man kann nichts Herrlicheres sehen, als ihre Blumen. Deshalb bestimme ich die Arbeit einer Nichte von mir, der Tochter des Bankier Buchthal, die vor ein paar Tagen ihre Verlobung feierte."

„So," entgegnete Frau Müller, überrascht über die hohe Verwandtschaft des schlichten

Mannes, „Sie sind also mit Baron Buchthal verwandt? So viel ich weiß ist der reiche Bankier Baron."

„Ja," versicherte Wendel. „Was aber seinen Titel betrifft, so ist der nicht weit her. Er kaufte sich ihn vor einigen Jahren nach dem Tode meiner Schwester, eine Eitelkeit, über die ich mich stets lustig machte, was allmälig eine Entfernung zwischen uns herbeiführte, so zwar, daß wir uns seit ein paar Jahren fast nie mehr sahen."

„Und doch machen Sie Ihrer Nichte ein so kostbares Geschenk?"

„Was kann das arme Mädchen dafür, wenn sich ihr Vater von mir zurückzog, wahrscheinlich um sein neugebackenes Wappen nicht zu besudeln. Ich hielt immer große Stücke auf meiner Schwester Kind, und da man mir nun zu meiner größten Ueberraschung die Ehre anthat, mich von ihrer Verlobung in Kenntniß zu setzen, so muß sich doch der bürgerliche Onkel sehen lassen."

„Natürlich," meinte Frau Müller, „der Bürgerliche hat auch seinen Stolz, besonders wenn er reich ist . . . Wahrscheinlich," fügte sie hinzu, „macht Ihr Fräulein Nichte eine recht glückliche Partie?"

„Wie man's nehmen will. Der Bräutigam ist von altem Adel, ein Baron, reich, jung, hübsch, aber so viel ich von ihm höre, ein Mensch ohne Herz, ein Verschwender, der tief in Schulden steckt und meine arme Nichte nur heirathet, um wieder flott zu werden." . . .

„Sein Name ist natürlich kein Geheimniß mehr?" fragte Frau Müller.

„Gott bewahre," erwiederte Wendel über die Wißbegierde der Alten lachend, „vielleicht kennen Sie ihn vom Sehen, es ist Baron Felsberg."

Ein lauter Schrei im Nebenzimmer und unmittelbar der schwere Fall eines Körpers war die nächste Folge von Wendel's Mittheilung, worauf Frau Müller händeringend mit dem Rufe: „Meine Tochter, meine Tochter!" in ihr Kabinet stürzte.

Erst als Frau Müller mehrere Male nach dem Fabrikanten rief, erwachte dieser aus der Bestürzung, in die ihn der Schrecken versetzt hatte.

„Aber so kommen Sie doch," schrie die Wittwe, „ich weiß mir allein ja nicht zu helfen. . . . Meine Tochter stirbt! Sie liegt in Ohnmacht, Wasser!"

Herr Wendel schenkte aus einer Caraffe, die er im Zimmer stehen sah, ein Glas voll ein und eilte in das Schlafgemach der Wittwe, wo er Julie am Boden liegen und ihre jammernde Mutter bereits neben ihr knieen sah.

„Sie haben mein Kind getödtet," rief ihm Frau Müller entgegen, „da sehen Sie, was Sie angestellt haben. Nun machen Sie ein verwundertes Gesicht, als wenn Sie mich nicht verstünden; helfen Sie mir, Julie auf mein Bett bringen."

Wendel trug mit der jammernden Mutter die Ohnmächtige auf das Bett. Als er sah, daß Julie nicht zu sich kommen wollte, wurde seine Angst noch größer, und theilnehmend rief er, daß er einen Arzt, der dringend nöthig sei, holen wolle. Frau Müller schien es kaum zu bemerken, daß sich Wendel entfernte, so groß war ihr Schmerz.

„Mein Julchen erwache doch!" rief sie unter heftigem Schluchzen. „Sie athmet nicht mehr. Mein Gott, gib mir meine Tochter wieder! Was soll ohne mein Julchen aus mir werden? Ich muß Essig haben," rief sie dann, und eilte hinaus in die Küche, als die Hauswirthin, von Wendel benachrichtigt, daß Julie ohnmächtig umgesunken sei, herbeikam und Alles brachte, was zur Wiederbelebung des jungen Mädchens dienen konnte. Frau Müller erzählte in abge-

brochenen Sätzen den Hergang der Sache, während sie mit der Frau Alles aufbot, Julie wieder zu sich zu bringen.

„Der einfältige Mensch", fügte sie hinzu, „wollte freilich nur mich erschrecken, denn er wußte nicht, daß Julie hier war, aber ist es nicht unverzeihlich, sich mit einer Mutter einen solchen Spaß zu erlauben? Ich werde es ihm nie verzeihen, und wenn er sich je wieder blicken lassen sollte, so jage ich ihn aus dem Hause hinaus."

Wendel konnte noch diese Drohung hören, denn er kam eben mit einem Arzte zurück.

„Aber erklären Sie mir doch, Frau Müller," sagte er, „wie Sie mir dieses Unglück zur Last legen können, ich begreife Sie nicht."

„Sie begreifen es nicht", rief die Wittwe entrüstet.

„Ich erzählte Ihnen ja nur, daß meine Nichte mit dem Baron Felsberg verlobt sei, und" ...

„Und stellten sich, als wüßten Sie nicht, daß meine Tochter seit drei Monaten Felsbergs Braut ist, und daß er sie in acht Tagen heirathet", unterbrach Frau Müller den Fabrikanten.

„Frau Müller", sagte dieser mit einem Ernste, der die arme Frau stutzig machte, „dies erfordert eine Aufklärung. Sie sagen Baron Felsberg heirathe in acht Tagen Ihre Tochter und ich wiederhole Ihnen auf mein Ehrenwort, daß Felsberg der Bräutigam meiner Nichte ist."

„Sie wagen es, eine solche Behauptung mit Ihrem Ehrenworte zu bekräftigen," rief Frau Müller. Pfui! Herr Wendel, pfui! Verlassen Sie uns, Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind."

Ohne auf den Fabrikanten weiter zu achten, eilte Frau Müller in das Kabinet, in welchem ihre Tochter lag, bei der sich indeß der Arzt und die Frau mit Wiederbelebungsversuchen leider ganz ohne Erfolg beschäftigt hatten.

„Es ist ein Aderlaß unumgänglich nöthig," erklärte der Doktor. „Aber beruhigen Sie sich," fuhr er fort, als Frau Müller in ein neues Wehklagen ausbrach, „es ist keine Gefahr vorhanden. „Wenn eine Ader geöffnet ist, wird die Ohnmacht aufhören."

Nur der bestimmte Ausspruch des Arztes, daß es für die Kranke von bedenklichen Folgen sein könne, wenn sie bei ihrem Erwachen dieses Weinen und Schluchzen höre, verlieh der jammernden Mutter die Kraft sich zu beherrschen.

Als die ersten Tropfen Blutes aus dem vollen runden Arme Juliens flossen schlug die Ohnmächtige ihre schönen blauen Augen auf.

Es war selbst für den an solche Szenen gewöhnten Arzt ein ergreifender Moment, als das schöne Mädchen durch den erstaunten Blick, mit dem es sich im Zimmer umsah, wieder Leben verrieth.

Frau Müller erfaßte die Hand des Doktors und bedeckte sie mit Küssen.

„Tausend Dank, Herr Doktor," rief sie schluchzend, „Sie haben meine Tochter gerettet, mein Julchen ist mir wiedergegeben. Ach wie entsetzlich war es, Dich so leblos hier liegen zu sehen, mein Kind," sagte sie, indem sie vor Julie niederkniete, und ihre Hand an die Lippen drückte.

„Fassen Sie sich doch," bat der Arzt, „jede Aufregung schadet der Kranken, es ist die größte Schonung nöthig, wenn sie sich erholen soll."

„Ja, ja," erwiederte Frau Müller, „ich will ruhig sein, ich will mich mäßigen, aber es ist schwer," fügte sie hinzu, „wenn ein so entsetzlicher Jammer plötzlich in eine solche Freude verwandelt wird."

Man sah, daß Frau Müller ihre Tochter unendlich liebte, und auch Julie erkannte dies,

denn ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen, während sie dankbar die Hand ihrer Mutter leise drückte.

„War es ein Traum, was ich vorhin hörte," flüsterte sie kaum vernehmbar, „oder ist es wirklich so? Hat sich meine Ahnung erfüllt? bin ich das Opfer eines Schändlichen, der uns betrog?... Aber dann wäre ich ja frei,... aber frei," fügte sie dann hinzu, indem sie sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte, „um den Preis meines Rufes!"

Der Arzt, der das Gespräch zwischen Frau Müller und dem Fabrikanten gehört hatte, wußte und errieth zum Theil, um was es sich handelte.

„Lassen Sie jetzt alle die Fragen unerörtert, mein liebes Kind," sagte er. „Sie bedürfen der Ruhe. Sie sind außerordentlich angegriffen. Nur keine Aufregung, wenn ihr Zustand nicht gefährlich werden soll."

„Ruhe," wiederholte Julie, „Ruhe, wenn solche Zweifel in mir herrschen, aber was nützt mir die Gewißheit" fuhr sie wie mit sich selbst sprechend fort, „da ich in dem einen wie in dem andern Fall das unglücklichste Geschöpf der Welt bin."

„Ach, Julie, sprich nicht so," bat Frau Müller, „Deine Worte sind eine zu schwere Beschuldigung gegen mich. Du liebst den Baron nicht, nun gut, mein Julchen, es soll Alles abgebrochen werden; ich verspreche es Dir, Alles soll rückgängig gemacht werden. Nur werde mir wieder gesund, mein Julchen, denn wenn ich an Deinen Zustand von vorhin denke, möchte ich verzweifeln."

„Wir haben gut rückgängig machen," erwiederte Julie mit matter Stimme, „wenn am Tage liegt, daß er uns hinterging. Aber wo ist Herr Wendel?" fragte sie, „ich will ihn sprechen, er muß mir wiederholen was er vorhin sagte."

Als Wendel, der trotz der ihm zugefügten Beleidigungen in dem Salon der Wittwe geblieben war und von hier aus alle Worte die im Nebenzimmer gesprochen wurden, gehört hatte, diesen Wunsch Julchens vernahm, begab er sich zu ihr.

„Ah, da sind Sie ja," sagte Julie leise, als sie ihn sah. „O sagen Sie mir schnell, ohne Schonung, ist Hugo Felsberg der Bräutigam Ihrer Nichte?"

„Hugo? Hugo Felsberg? wiederholte Wendel schnell gefaßt, „Der Bräutigam meiner Nichte ist ein Felsberg. Aber er heißt nicht Hugo, sondern Karl.

„So wäre also das Ganze nur ein Mißverständniß gewesen?"

„In der That, mein Fräulein," entgegnete Wendel, „es scheint so. Es gibt zwei Felsberg, Geschwisterkinder, Hugo und Karl Felsberg. Letzterer heirathet meine Nichte, und Hugo . . . ."

(Schluß folgt.)

Der Turiner Korrespondent des „Siecle“ veröffentlicht einen Bericht, den ihm der phrenologische Doktor Riboli über einen von ihm in Caprera gemachten Besuch erstattet. Hr. Riboli beschreibt weitläufig seinen Empfang bei Garibaldi, die Einrichtung des Hauses, die Lebensweise und die Beschäftigungen der Bewohner desselben und stattet dann ziemlich genauen Bericht über die Untersuchung ab, welche ihm Garibaldi während 25 Minuten an seinem Schädel vorzunehmen gestattete. „Garibaldi, berichtet Doktor Riboli, ist 1 Meter 64 Cent. groß, ich habe alle seine Körperverhältnisse, die Breite der Schultern, die Länge der Arme und Beine, die Dicke der Taille gemessen; es ist ein wohlgebauter, starker Mann von nervös sanguinischem Temperament. Die Masse des Kopfes ist bemerkenswerth, seine Haupteigenthümlichkeit ist die Höhe des Schädels, die von dem Ohr bis zum Wirbel 20 Centimeter beträgt. Dieses ungewöhnliche Vorherrschen des oberen Kopftheiles deutet schon auf den ersten Blick und ohne vorgängige Untersuchung auf eine exzeptionelle Organisation hin. Die Entwickelung des Schädels in seinem obern Theile, dem Sitze der Gefühle, bezeichnet das Vorherrschen der Gefühle über die Instinkte.“ Nach den genauen Gesetzen der Schädellehre und zufolge des mathematischen Ergebnisses der vorgenommenen Untersuchungen findet Doktor Riboli nicht viel weniger heraus, als man schon allgemein vom Temperamente und dem Charakter Garibaldi's wußte. Vor allem aber macht er auf eine der seltensten Eigenheiten seines Schädels, die vollkommene Harmonie aller Organe, aufmerksam. Dann hat er noch ferner an ihm herausgefunden: die Selbstverleugnung vor Allem und überall, die Klugheit und die Kaltblütigkeit, die natürliche Sittenstrenge, das beinahe beständige Nachdenken, die ernste und bestimmte Beredtsamkeit, das vorherrschende Rechtlichkeitsgefühl, seine unglaubliche Rücksicht gegen seine Freunde, sein Auffassungsvermögen; mit einem Wort, fährt er fort, es ist ein bewunderungswürdig organisirter Kopf ohne Schwächen, welchen die Wissenschaft studieren und zum Muster nehmen wird.

Ein Sprichwort in wörtlicher Erfüllung. Ein deutscher Studio, flotten Lebens, sucht im österreichischen Kriegsdienst ein Asyl vor seinen Gläubigern. So lange die mitgenommenen blanken Thaler in seiner Tasche klimperten, ging es ihm sehr gut. Als sie ausgegangen und er in den Sümpfen des Banats vom Fieber geschüttelt ward, kümmerte sich Niemand um ihn. Er fühlte den Tod herannahen und wollte sich durch eine List wenigstens die letzten Tage des Lebens versüßen. Er ließ den Auditor kommen und machte sein Testament. Sein ganzes Vermögen vermachte er den Offizieren des Regiments, 15,000 Gulden dem Obersten, 10,000 Gulden dem Major, jedem Hauptmann seines Bataillons 5000 Gulden, dem Hauptmann seiner Kompagnie 8000 Gulden, dem Oberlieutnant 2500 Gulden, dem Feldpater 2000 Gulden, dem Auditor 3000 fl. Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das natürlich gelöst ward. Nie ward ein Kranker besser gepflegt. Die feinsten Betten, die weichsten Polster, Delikatessen aller Art wurden ihm gereicht, Geschenke, liebreiche Gespräche, Tröstungen. So ward der letzte Monat seines Lebens ein genußreicher. Als er gestorben, hielt ihm der Feldpater eine begeisterte Leichenrede, der Unterlieutnant streute sogar poetische Blumen in den gewöhnlichen Reisen auf sein Grab. Ein Denkmal ward ihm projektirt, eine erlöschende Kerze mit der Unterschrift: „Dum aliis lumino, corrumpor.“ Nur schade, als der Hofkriegsrath die Erbmasse einziehen wollte, erhielt er durch den österreichischen Gesandten die Antwort, daß wohl Schulden und Kreditoren aber keine Erbmasse da wäre. Es erfüllte sich buchstäblich: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.“

Ein Geistlicher predigte: „Bilden Sie sich nicht zu viel darauf ein, geliebte Zuhörerinen, daß der Herr nach seiner Auferstehung zuerst den Frauen erschien, denn er that es nur, damit die fröhliche Nachricht davon desto schneller unter die Leute komme.“

Eine Dame feierte im Kreise ihrer Verehrer ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag. Während einer Pause in der Unterhaltung verfiel sie in Nachdenken und brach unwillkürlich in die Worte aus: Wie die Zeit vergeht! Gestern waren es zweiunddreißig Jahre, daß mein Vater starb!“

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

No. 9. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. März 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.*)

I.

Sicherlich wissen die wenigsten meiner verehrten Leser aus eigener trauriger Erfahrung, was es heißen will, auf einem königlich schwedischen Bauernkarren, auch „Rebhuhn" benannt, zumal bei Frühlingsanfang beim entsetzlichsten Thauwetter zu fahren. Es ist dieses eine Arbeit, von der, nach meiner innigsten Ueberzeugung, sogar der unermüdliche Halbgott Herkules stutzig geworden wäre, d. h. wenn es dieses gefährliche Fahr- oder besser Marterwerkzeug zu seiner Zeit gegeben hätte; und meine liebenswürdigen Leserinnen, die in so vielen andern Fällen die Opfer einer stupiden Convenienz sind, dürfen in diesem Falle doch die Regeln derselben preisen, die ihnen gebieten, ihre so empfindsamen Reize diesen rüttelnden und schüttelnden Transportmaschinen nicht anzuvertrauen. Aber wir arme Junggesellen, insonderheit wir Lieutenants, wir schnurrbärtigen Zugvögel „im Staat" ohne bleibende Stätte, die es nicht soweit gebracht haben, sich genug Ansehen oder Rang zum Vorwurf machen zu können, um „auf Pump" in anderen Wagen zu fahren: wir sind zu den Bauernkarren verdammt, wie Galeerensklaven zum Ruder.

Es ist auch, meiner Seele! kein anderer als ein junger Lieutenant, der dort den Hügel herabgerollt kommt, während der Schmutz himmelhoch an ihm hinaufspritzt und seine blaue Uniformsmütze mit kleinen Flecken besäet, unzählig, wie die Schwert-Ordens-Sterne in der schwedischen Armee. Ohne darauf zu achten, läßt der junge Lieutenant, der Held unserer Erzählung, seine Peitsche lustig knallen, und ist von Herzen vergnügt, wenigstens einmal aus dem gewöhnlichen Schildkrötentrott herausgekommen zu sein. Aber der Braune ist nicht — beinahe hätte ich gesagt .... der Mann, — der sich länger anstrengt, als es bergab geht. Unten auf der Landstraße angekommen, bleibt er a tempo stehen und schüttelt eigensinnig seine zottige Mähne, indem er die Nüstern stark aufbläst, als wolle er dadurch andeuten, daß er sich durch die ihm soeben widerfahrene Beleidigung tief gekränkt fühle.

*) Aus dem Unterhaltungsblatt der N. M. Ztg.

„Der Teufel fahre so einer Mähre in die Knochen! Fahre der Leibhaftige mit solch' einem Karren und reparire dieses Fuhrwerk!" rief der Lieutenant halb verdrießlich, halb lachend, und warf die Peitsche auf den Karren, während er seine langen Beine ausstreckte, die er, wegen der räumlichen Beschränktheit des Karrens, während des schnelleren Fahrens fast bis an das Kinn hatte heraufziehen müssen. „Nun so gebt nur eurem unglücklichen Renner etwas Brod, Landsmann! das wird ihn wieder zur Vernunft bringen. Heutzutage ist es auch keine so leichte Sache, ein Gaul zu sein!"

„Ja, ja, das merkt unser einer am besten", antwortete der Skjutsbauer seufzend, indem er das Pferd ausschirrte.

Während nun der Bauer damit beschäftigt ist, Bissen für Bissen in wahrhaft brüderlicher Theilung mit seinem Pferde zu essen, haben wir gute Gelegenheit, den Reisenden, der aus dem Fuhrwerk gesprungen ist, um die lahmen Glieder etwas zu dehnen und aufzurichten, näher zu betrachten.

Es war eine hohe stattliche Figur, wie man sie nicht oft trifft, und es lag in allen seinen Bewegungen eine Leichtigkeit und Anmuth, wie man sie noch seltener findet. Die aristokratische steife Haltung ließ beim ersten Blick auf einen gewissen Stolz schließen; aber dieser minder vortheilhafte Eindruck schwand sogleich, wenn man in sein großes blaues Auge sah, in dem, gleichwie in dem freundlichen Zug um seinen Mund, nur die aufrichtigste Herzensgüte, vereint mit einer gewissen schalkhaften Munterkeit zu erkennen war. Man konnte nichts Frischeres sehen, als sein wohlgebildetes rosiges Gesicht, das noch keine menschliche Leidenschaft berührt zu haben schien, um ihren entstellenden Stempel zurückzulassen. So stand er dort, um es kurz zu sagen, als ein schönes, tröstliches Bild von Gesundheit, Fröhlichkeit und Jugend; denn, daß er jung war, sehr jung, sah man leicht an dem blonden, flaumigen Schnurrbart, dem es sichtlich erst im letzten Halbjahre gelungen war, sich an das Tageslicht hervorzuarbeiten.

Nachdem er einigemal, unter äußerst unbehaglichen Betrachtungen über die bodenlosen Wege am Rande des Wassergrabens auf und ab gegangen war, wandte er sich mit der prosaischen, aber gewöhnlichen Frage an den Bauer: „Wie weit sind wir nun gefahren?"

„Ja liebes Herrchen, es ist nicht der Mühe werth davon zu sprechen. Nur eine halbe Meile" antwortete dieser, indem er sich bedenklich hinter dem Ohre kratzte.

„Nur eine halbe Meile? Bist du wahnsinnig! Also hätten wir noch sechs Viertelmeilen?"

„Ja, das hat Alles seine Richtigkeit," war die lakonische Antwort.

„Angenehme Aussichten," dachte unser Reisender und setzte sich wieder auf seine Folterbank, aber „im Ganzen kann mich All' das wenig kümmern, ob ich in freier Luft oder in einer windigen Gaststube sitze. Ich stehe ja ganz allein in der Welt," und dabei seufzte er fast so schwer, wie der Braune, der nun auf die handgreiflichen Aufmunterungen des Skjutsbauern hin sich wieder in Gang zu setzen begann.

Hier scheint es uns der rechte Ort zu sein, den Leser in Kurzem zu unterrichten, wenn sie denn eigentlich in unserem Reisenden vor sich haben. Daß er einer der Vaterlandsvertheidiger ist, haben wir bereits an seiner Mütze gesehen, und zwar ist er einer der allerjüngsten, denn er hat erst neulich die Kriegsakademie verlassen und ist nun im jüngsten Armeebefehl zum Lieutenant befördert, im Begriffe zu seinem Regimente zu reisen. Niemand konnte wohl mit mehr Grund als er sagen, daß er ganz allein in der Welt stehe, denn er hatte weder Vater, Mutter und Geschwister, noch, soviel ihm wenigstens bekannt war, Verwandte. Seine Mutter

eine schöne Frau von niedriger Geburt, war schon in seiner frühesten Kindheit gestorben, und sein Vater, ein beabschiedeter, invalider Militär, war ihr, kurz nachdem es ihm gelungen war, seinem Sohne einen Frei-Cadetenplatz in Carlsberg zu verschaffen, gefolgt. Mit Hilfe eines adeligen Stipendiums hatte er seine Uniform angeschafft, die, nebst seinem Anstellungsdekret und 100 Thalern Reisegeld, sein einziges Eigenthum in der ihm wildfremden Welt ausmachte. Angenehme Aussichten, in der That! — Möge es also der Leser nicht übel aufnehmen, wenn unseres Helden sonst glattes Gesicht für den Augenblick einen melancholischen Ausdruck angenommen hat.

Aber bald wurde er aus seinen besorgten Betrachtungen von dem Skjutsbauern geweckt, der nachdem er mit seinem einfältigen, bleifärbigen Auge lange den rothen Mantelkragen des Lieutenants betrachtet hatte, endlich fragte:

„Ist der Herr vielleicht einer vom Militär!"

Der Lieutenant bejahte und lachte herzlich über diese Frage, zu der sein Mantelkragen Anlaß gegeben hatte.

„Vielleicht einer von den Paragrapher, wenn ich so neugierig fragen darf", fuhr der Bauer fort.

„Paragraphen! Was in Gottes Namen meinst Du damit!" fragte der Lieutnant und lachte noch herzlicher als vorher.

„Nun wahrlich! Weiß der Herr denn nicht, was Paragrapher sagen will? Das sind solche Sterngucker, die herumgehen und das Feld abmalen. Sie waren im vorigen Jahre bei uns im Dorf und führten ein ganz absonderliches Leben, und uns're Mädel's hatten sich ganz in sie vergafft; es war ihre größte Freude, wenn sie auf die Weideplätze hinaus mußten, um die Kühe zu melken! Aber es waren feine Herren, das muß man sagen, denn sie hatten so einen vornehmen Charakter, daß sie gar nicht auf's Geld sahen. Aber erstaunlich neugierig waren sie, und wollten immer ganz genau wissen, wie viele Pferde, Kühe und Schweine wir im Stalle hätten, gerade als ob jetzt auch ihre Kameraden nachkommen sollten, und wir waren auch richtig lange Zeit in großer Angst, weil wir dachten, sie wollten jetzt unsere Steuern vermehren, die wir ohnehin so schwer bezahlen können, so schwer sind sie. Aber es waren auch ganz närrische Kerls unter ihnen, denn wir haben oft gesehen, wie sie ausgingen, um einen Stern vom rothesten Gold, der dort im Walde herabgefallen war, zu suchen, und da konnten wir uns nicht halten, über so gelehrte Herren zu lachen, die, mit Respect zu sagen, so dumm sein konnten, in einem großen Wald nach einem so klimperkleinen Ding zu suchen, wie ein Stern, der vom Himmel herabgefallen ist. Jetzt sind sie mit langen Nasen abgezogen, in Gottes-Namen, und wir sind recht recht froh darum, schon um unserer Mädeln willen, denn denen war der Kopf ganz verrückt, so lange diese verdammten Paragrapher hier waren, und diese Obsalvation ist ja, Gott straf mich, schuld, daß sie dem zweierlei Tuch nachlaufen, wie der Teufel einer armen Seele."

Unsern jungen Lieutenant belustigte die pikante Erzählung des Bauern über die „Paragrapher", womit er natürlich die Offiziere vom topographischen Corps meinte, die sich in jenem Dorfe auf Vermessungen befanden.

Sie waren jetzt in den Wald gekommen, wo die kostbaren Sterne herabgefallen sein sollten, und der Lieutenant war schon im Begriff, weitere Fragen über dieses interessante Thema anzustellen, als er plötzlich einen wehklagenden Ton hörte, der ganz neben ihm aus dem dichten

Gebüsche herauszukommen schien. Er ließ den Bauern sogleich halten, sprang aus dem Karren, und eilte nach der Gegend, woher der Laut kam. Als er sich dreißig bis vierzig Schritte in dem Gesträuche vorwärts gearbeitet hatte, sah er ein schluchzendes Weib, mit einem jungen, ohnmächtigen Mädchen in ihren Armen, auf einem moosbewachsenen Steine sitzen.

In einem Augenblicke stand er an der Seite der Unglücklichen, aber erst, als er im Tone gefühlvoller Theilnahme ausrief: „Großer Gott, was ist geschehen?", bemerkte die ältere Frau, daß sie an diesem traurigen Orte einen Beobachter habe. Sie streckte ihre magere Hand aus und schluchzte: „Mein Kind, mein armes Kind! Ich fürchte, sie stirbt. Sieh' sie rührt sich nicht mehr. Von Mattigkeit überwältigt, hat sie . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Porzellanmalerin.

Novelle von H. v. Veltheim.

(Schluß.)

„Hugo Felsberg ist mein Bräutigam. Gott Lob," fügte sie hinzu, „so bin ich wenigstens nicht das Opfer einer Niederträchtigkeit. Haben Sie Dank, Herr Wendel, für diese Erklärung sie gibt mir neues Leben und vielleicht auch die Kraft, dieses Leben als Felsberg's Gattin zu ertragen . . . ."

Der Arzt forderte indeß die Anwesenden auf, das Zimmer zu räumen, damit sich Julie einem ungestörten und erquickenden Schlafe überlassen könne, von dem er die beste Wirkung hoffe.

Er und die Frau, welch' Letztere bat, sie nur zu rufen, wenn man ihrer bedürfe, da sie ja gleich bei der Hand sei, entfernten sich sodann, so daß sich Frau Müller mit dem Fabrikanten allein sah. Statt auch zu gehen, wie die Wittwe erwartete, nahm Wendel einen Stuhl, deutete für Frau Müller auf einen andern und setzte sich, indem er sie durch eine Handbewegung aufforderte, dicht neben ihm Platz zu nehmen.

„Ich habe sehr ernste Dinge mit Ihnen zu besprechen," flüsterte er, „hören Sie mich mit Fassung an; vor Allem aber sprechen Sie leise, damit Julie, wenn sie etwa noch nicht schläft, nichts von unserem Gespräche vernimmt. Hier diese Karte mag Sie von der vollen Wahrheit und dem bittersten Ernste meiner Worte überzeugen."

Er überreichte der Wittwe eine Karte; auf derselben stand:

Amalie Freiin von Buchthal,
Hugo, Baron von Felsberg auf Felsberg,
Verlobte.

Nur mit Mühe unterdrückte Frau Müller einen Schrei des Entsetzens, sie glaubte nicht recht gelesen zu haben und hielt nochmals die Karte vor ihre Augen, aber nochmals las sie die beiden Namen, nochmals das inhaltschwere Wort: Verlobte.

„Also doch," seufzte sie, „aber nein, nein, es ist nicht denkbar, eine solche Schändlichkeit existirt nicht unter der Sonne. Ach, Herr Wendel, wenn Sie gehört hätten, wie aufrichtig sein

Ton war, mit welcher Beredtsamkeit er seine Liebe schilderte; ich kann an eine solche Doppelzüngigkeit nicht glauben, . . . und dann," fügte sie hinzu, „war er nicht erst vor zwei Stunden hier, um den Termin für die Hochzeit festzusetzen? In acht Tagen sollte die Trauung in der Schloßkapelle zu Felsberg sein, Sie sehen also Herr Wendel, daß es ihm mit seinen Absichten Ernst war, ein Zweifel ist unmöglich."

„Aber Sie haben hier die Verlobungsanzeige schwarz auf weiß," entgegnete Wendel. „So, wie mir Felsberg geschildert wurde, ist er zu Allem fähig. Sie sagen in der Schloßkapelle sollte die Trauung stattfinden? Es liegt am Tage, daß er Sie mit Julie nur nach Felsberg locken wollte."

„Aber wer weiß, ob er es nicht mit Julie ernstlich meint, während vielleicht Ihre Nichte die Getäuschte ist," wandte Frau Müller ein.

„In dem einen wie in dem andern Falle ist er ein Elender," erwiederte Wendel. Uebrigens ist meine Nichte eine reiche Erbin, mit deren Vermögen er sich, wie ich Ihnen schon sagte, wieder auf die Beine helfen will. Meine Nichte ist eben so jung, eben so schön wie Julie, es ist demnach wahrscheinlicher, daß er sich Ihre Tochter zum Opfer seiner Niederträchtigkeit auserkoren hat."

„Aber Sie selbst sagten vorhin, daß der Bräutigam Ihrer Nichte Carl und nicht Hugo heiße", entgegnete Frau Müller.

„Ich that es, um Ihre Tochter zu schonen. Den Gedanken, so schändlich betrogen zu sein, würde sie nicht ertragen. Daß ich nicht auch Sie, Frau Müller, in diesem Irrthume ließ, geschah in der gerechten Sorge, es möchte Ihnen zu schwer werden, Ihr Versprechen zu halten und die Sache rückgängig zu machen. Die Rolle eines Verzweifelten, die er gespielt hätte, seine Thränen und Bitten, denn solche Helden verlegen sich auf Alles, würden sie gerührt haben und die arme Julie wäre verloren gewesen."

„Ich gestehe," rief Frau Müller, „daß die Aufgabe keine leichte war, die ich mir gestellt hatte. Ein Verhältniß, welches seit drei Monaten besteht, acht Tage vor der Hochzeit lösen zu sollen und zwar ein Verhältniß mit einem jungen Mann, der mir in jeder Beziehung geeignet erschien, meine Julie glücklich zu machen, war vielleicht mehr als meine Willenskraft zu leisten vermocht hätte. Jetzt freilich ist die Sache leichter, denn es braucht weiter nichts, als dem Elenden diese Karte mit ein paar Zeilen zu übersenden, um ihm auf immer den Muth zu benehmen, sich wieder hier zu zeigen.

„Thun Sie dies, Frau Müller," sagte Wendel, „und ich selbst will es übernehmen, ihm als Onkel seiner zweiten Braut Ihren Brief zu bringen. Ein paar Worte genügen. Machen Sie es so kurz aber so deutlich als möglich.

Julchens Mutter befolgte den trefflichen Rath des Fabrikanten.

„Ich danke Gott," schrieb sie, „daß meine Tochter Sie nie liebte, da diese Verlobungskarte mich zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß Sie ein Elender sind, der nur unsere Verachtung verdient."

Dann wickelte sie die Karte in das Billet und versiegelte dieses.

„Ich betrachte Sie fortan als unsern Retter, als unsern besten Freund, Herr Wendel," sagte die Wittwe, indem sie ihm ihren Brief gab; „was wäre ohne Sie aus uns geworden? Arme Julie, welcher Gefahr, in die Dich Deine eigene Mutter stürzte, bist Du entgangen!"

„Sagen Sie ihr nie ein Wort davon," empfahl Wendel der Wittwe, indem er Hut und Stock nahm und sich anschickte zu gehen.

„Julie braucht nichts davon zu erfahren; es kann ihr genügen, daß sie des lästigen Freiers los wurde, aber Ihnen, Frau Müller, mag es zur warnenden Lehre dienen, sich in Zukunft nicht mehr so leicht vom Scheine trügen zu lassen. Ich will nun Ihren Brief besorgen. Heute Abend werde ich wieder kommen, um mich nach Julie zu erkundigen, und Ihnen mitzutheilen, wie ich mit dem saubern Herrn zurecht kam."

Als Frau Müller allein war, schlich sie sich leise in ihr Kabinet. Julie schlief noch. Ein heiteres Lächeln umschwebte die Lippen des schönen Mädchens und verkündete die Wiederkehr des innern Friedens, der so lange von ihr gewichen war.

Wendel hatte sich seiner Mission in einer Weise erledigt, die für Baron Felsberg nichts weniger als erfreulich war. Er berichtete der Wittwe, als er Abends wieder kam, daß er dem jungen Herrn auf eine bürgerliche aber für seine aristokratischen Ohren nur desto empfindlichere Weise seine Meinung gesagt und sich dann zu seinem Schwager, dem Bankier Buchthal, begeben habe, um ihn von Baron Felsbergs Benehmen in Kenntniß zu setzen.

„Gott Lob," sagte er, „hat der Bankier doch noch so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, wie wenig für das Glück seiner Tochter von dieser Parthie zu hoffen ist. Er hat in meiner Gegenwart einen ungefähr gleichen Brief an den Baron geschrieben, so daß dieser Bräutigam von zwei Bräuten gegenwärtig gar keine Braut mehr hat ... Uebrigens schickt mein Schwager seine Tochter auf's Land, um sie all den neugierigen Blicken zu entziehen, welchen sie in Folge dieser zurückgegangenen Parthie ausgesetzt wäre, und meine Meinung ist, daß Sie ein Gleiches mit Ihrer Tochter thun, denn Fräulein Julie wird nicht minder, ja sie wird mehr noch als meine Nichte in das Gerede der Leute kommen, und leicht könnte sie am Ende noch den wahren Sachverhalt erfahren."

„Sie haben ganz recht, Herr Wendel," entgegnete die Wittwe, „aber ein Landaufenthalt ist kostspielig. Ich wüßte wahrlich nicht, woher wir das Geld dazu nehmen sollten."

„Nicht so kostspielig als Sie denken, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen," erwiederte Wendel. „Ich richte für Sie und Ihre Fräulein Tochter in meiner Fabrik in Werdenthal eine kleine, nette Wohnung her, für die Sie mir gar nichts zu bezahlen brauchen, da Ihrer Fräulein Tochter als meiner Malerin von Rechtswegen ein freies Quartier in meiner Fabrik gebührt. Dort können Sie dann in ganz ungestörter Ruhe den Sommer verleben und, gefällt es Ihnen, so steht es Ihnen frei, auch den Winter über zu bleiben. Aber lassen Sie uns Fräulein Julie von meinem Plane in Kenntniß setzen," fügte er hinzu. Ich bin überzeugt, daß ihr mein Vorschlag gefällt. Darf man zu ihr hinein! Wie fühlt sie sich jetzt?"

„Bedeutend besser, Herr Wendel," entgegnete Julchens Mutter. „Ich theilte ihr mit, daß ich dem Baron seinen Abschied gegeben habe und diese Mittheilung machte sie schneller gesund, als alle Medizinen der Welt. Aber kommen Sie nur herein, vor Freunden genirt man sich nicht."

„Nun, mein liebes Fräulein," fragte Wendel, als er an Julchens Bett stand, „wie fühlen Sie sich jetzt? Besser, nicht wahr? Nun, nun, Sie werden sich gleich ganz wohl befinden, denn ich bringe Ihnen eine erwünschte Nachricht. Ich habe den Brief Ihrer Mutter besorgt."

Ein freudiges „Gott sei Dank!" zeigte hinlänglich, wie froh Julie war, sich erlöst zu sehen.

„Sie begreifen aber," fuhr Wendel fort, „daß nun hier Ihres Bleibens nicht mehr ist; erstens sind Sie noch immer den Verfolgungen des Barons ausgesetzt und zweitens veranlaßt ein auseinander gegangenes Verhältniß immer viel Geschwätz, dem Sie sich ohne Zweifel gerne entziehen werden. Ich schlage Ihnen daher vor, auf einige Zeit nach Werdenthal zu ziehen, wo ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter eine Wohnung einräumen werde, und wo Sie in ungestörter Ruhe Ihrer Kunst leben können."

Mit welcher Freude Julie auf den Vorschlag des Fabrikanten, dessen freundschaftliche Theilnahme sie tief rührte, einging, bewies sie dadurch, daß sie am andern Morgen mit ihrer Mutter abreiste, nachdem sie die halbe Nacht zum Packen ihrer Effekten verwendet hatte. Fast mit ihnen zugleich kam auch Wendel in Werdenthal an, wo er sie in einer kleinen Wohnung installirte.

„O, wie glücklich werde ich hier sein!" rief Julie. „Wohl gefällt es mir hier. Diese herrlich. Aussicht ins Freie, diese Ruhe, diese Stille, wie wohlthuend werden sie auf mein Gemüth wirken. Ich tauge nicht für die Stadt, mein Platz ist hier, auf dem Lande, unter einfachen ehrlichen Menschen, in der stillen aber heiteren Einsamkeit, unter Blumen und Sonnenschein in Gottes freier, herrlicher Natur!"

„Gewiß, es ist schön hier," bestätigte Frau Müller, „aber in der That recht einsam. Ist die Gegend auch sicher? Ist es nicht für zwei Damen gefährlich, hier so allein unter rohen Fabrikarbeitern zu leben?"

„Kaum so gefährlich, wie wenn zwei Damen allein in der Stadt wohnen," erwiederte Wendel. „Uebrigens ließe sie ein männlicher Schutz für Sie leicht finden," fügte er hinzu „wenn Fräulein Julie gegen den Beschützer nichts einzuwenden hätte."

„Was meinen Sie damit? fragte Frau Müller.

„Ich meine damit," sagte Wendel, „daß sich die hohe Achtung, die mir Fräulein Julie gleich Anfangs einflößte, während der drei Monate, die ich sie nun kenne, in ein innigeres Gefühl verwandelt hat, mit einem Worte, daß ich Fräulein Julie liebe und ihr mein Herz und meine Hand anbiete."

Wir überlassen es dem Leser, sich die freudige Ueberraschung vorzustellen mit der Frau Müller diesen Antrag hörte. Daß auch Julie denselben nicht ungünstig aufnahm, zeigten die thränenfeuchten Augen, mit welchen sie den ehrlichen Fabrikanten ansah, während sie ihm innig die Hand drückte.

Als die ersten Schneeflocken den Winter ankündigten, verließen Julie, ihre Mutter und Herr Wendel ihren Landaufenthalt. Es ist wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß Julie Müller als die glücklich und innig geliebte Gattin des Fabrikanten in die Residenz zurückkam, wo man über anderen Ereignissen längst ihre unglückliche Liaison mit Felsberg vergessen hatte.

Ich weiß nicht, ob die Anekdote bekannt ist. Ein Advocat geht über Land. Da gesellt sich der Teufel zu ihm und die Beiden gerathen in ein Gespräch. „Aber sagt mir, Herr Teufel", fragte der Advocat, „wo nehmt Ihr nur die Zeit her, alle die Leute zu holen, von denen man wünscht, daß Ihr sie holen möchtet." „Es ist in der Regel nicht so ernstlich gemeint", erwiederte der Schwarze. Man kam an einen Viehstall wo ein Bäuerlein sich eben abmühte, seinen widerspenstigen Esel einzusperren. Das Langohr wollte durchaus nicht in den Stall und bot alle Widerstandskraft entgegen. Endlich riß dem Bauer die Geduld und er rief: „Ei, hol dich der Teufel!" „So greift doch zu", mahnte der Advocat seinen Begleiter. „Behüte", antwortete dieser. „Glaubt Ihr, daß es dem Bauer wirklich so um's Herz ist? Der würde ein schön Zetermordjo anstimmen, wenn ich seinen Ausruf zur Wahrheit machen wollte." Man ging weiter und kam an ein Haus, wo eine Mutter ihre Noth mit ihrem ungezogenen Buben hatte. Auch hier riß die Geduld und sie rief: „Hol Dich der Teufel!" Der Advocat mahnte den Teufel zuzulangen und die ungezogene Range durch die Lüfte zu führen, aber der Schwarze erwiederte: „Hier würde ich erst recht ankommen. Ich glaube, die Mutter kratzte mir die Augen aus, wollte ich mich an ihrer Range vergreifen." Man ging abermals weiter. Da kam der gegnerische Advocat daher. Kaum hatten die beiden Rechtsanwälte einige Worte wegen des betreffenden Processes gewechselt, als der Angekommene ausrief: „Hol Sie der Teufel!" Im Augenblick packte der Teufel seinen Begleiter am Kragen und führte ihn durch die Lüfte. „Himmeldonnerwetter!" rief der erschrocken Zappelnde, „was soll das?" „Ja, der meinte es ernstlich", rief der Teufel und führte den Sohn der Themis zur flammenden Hölle.

In der letzten Sitzung der Akademie zu Paris hatten sich sechs Damen mit edler Dreistigkeit in die Reihen der „Vierzig" gedrängt und in sechs unsterblichen Lehnstühlen Platz genommen, so daß sechs Mitglieder des Instituts namentlich Augier und Ponsard, stehen mußten. Der Huissier ersuchte die Damen höflichst, die Plätze zu räumen. Mehrere Male vergebens. Endlich schritt der Wächter der Hausordnung zum Aeußersten; er verbeugte sich und sprach: „Mesdames, wenn Sie hier durchaus sitzen bleiben wollen, wird man Sie für Vierziger halten." (On vous croira dans les quarante.) Augenblicklich erheben sich die Damen, welche höchstens Zwanziger gelten wollten, und die sechs wirklichen Vierziger nahmen ihre Lehnstühle ein.

(Eine neue Gattung „redlicher Finder") Ein Berliner Kaufmann verlor vor einiger Zeit seine Brieftasche mit einer bedeutenden Geldsumme. In diesen Tagen hat er die Tasche mit den Notizen und Wechseln, welche sich darin befanden, zurückhalten — aber statt des Geldes ein Begleitschreiben, in welchem der Finder erklärt, daß er das Geld in vierteljährigen Raten mit 5 Prozent Zinsen zurückzahlen wolle! er sei überzeugt, daß der Verlierer gegen dies Arrangement nichts einzuwenden habe. Der Kaufmann wird wohl damit einverstanden sein müssen.

Passendes Ehebündniß!
Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
In Nr. 71 der „Preuß. Ztg." vom 12. Febr. d. J. findet sich unter den Familiennachrichten folgende Verlobungsanzeige: Fräulein Therese Kraft mit dem Gutsbesitzer Herrn Gustav Ohnmacht.

Was der kleine Fritz werden wolle, erfuhr sein Vater jüngst, als er beim Mittagessen jedes seiner Kinder fragte, was es werden wolle. Professor, General, Kaufmann, Minister wollten die älteren Knaben werden. Jetzt kam die Reihe an den Kleinsten. „Fritz, was willst Du werden?" — „Satt!" sagte der kleine Fritz und aß tapfer fort. —

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Nietsch.

№ 10. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. März 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant, der durchaus nicht rathlos war, beeilte sich sogleich, eine Handvoll Schnee aus einem halbgeschmolzenen Schneehaufen, der nahe dabei lag, zu holen, um damit die Schläfe der Ohnmächtigen abzukühlen. Nach einigen wiederholten Versuchen schlug auch das Mädchen wirklich die Augen auf und seufzte leise.

„So, recht! Seid nur nicht so traurig," sagte unser Held zur Mutter, „es war nur eine augenblickliche Schwäche, die bald vorübergehen wird. Wohin geht Ihre Reise, beste Frau?"

„In das Grab," antwortete die Mutter, „denn so ermattet und ausgehungert, wie wir sind, werden wir gewiß hier umkommen, wenn kein barmherziger Mensch uns hilft."

„Und warum sollten Sie umkommen, da Sie schon einen barmherzigen Menschen gefunden haben?" antwortete der Lieutenant sanft. „Mein Skjuts steht hier gleich in der Nähe auf der Landstraße, und Sie können mit ihm bis zum nächsten Gasthause fahren, wo Sie ausruhen und sich erholen können."

„Vergelte der Himmel Ihre Güte, junger Herr!" rief die Frau, und suchte ihre stöhnende Tochter aufzuheben, die nun wieder zu sich gekommen war und — weinte.

„Nein, warten Sie! Ich will das Mädchen tragen," sagte der Lieutenant und faßte sie zugleich mit seinen Armen. „Folgen Sie mir nur, gute Frau."

Die großen, dummen Augen des ehrsamen Skjutsbauern wurden noch größer und dümmer, als er das merkwürdige Trio „ebsalvirte", das plötzlich aus dem Walde herauskam; aber seine Verwunderung machte bald einer heftigen Verdrießlichkeit Platz, als der Lieutenant seine Bürde auf den Karren setzte, und darauf der Mutter aufsteigen half.

„Nein, nein, Herr, das geht absolut, das geht unmöglich an" brach er mit steigender Heftigkeit heraus, „der Herr darf nicht alles Pack einsteigen lassen. Hinaus mit euch" fuhr er

dann fort, und wollte eben auf das arme Mädchen losstürzen, „hinaus mit euch, schlechtes Gesindel . . . ihr Diebswaare . . .“

Aber der Bauer konnte das gemeine Wort, das er auf den Lippen hatte, nicht aussprechen; denn des Lieutenants kräftige Hand faßte ihn im Rücken und schüttelte ihn so unbarmherzig, daß dieser glaubte, Leber und Lunge führen ihm aus dem Leibe. „Siehst du denn nicht, niederträchtiger Schurke“, rief der Lieutenant mit zorniger Stimme, nachdem er den Bauern hatte fahren lassen, „siehst du nicht, daß das ermattete ausgehungerte Unglückliche sind, und daß sie der Hilfe ihrer Mitmenschen bedürfen?“

„Ja, aber mein Brauner kann nicht helfen, der muß ziehen und nicht ich, bester Herr! Ich werde den Herrn fahren, das ist sicher, das hat seine Richtigkeit und ist in der Ordnung, aber mehr kann ich nicht.“

„Ach, laß uns gehen!“ sagte das Mädchen ängstlich zu seiner Mutter, „ich fühle mich nun stärker. Laß uns gehen, denn Alles, Alles stößt uns von sich!“

„Bleiben Sie hier, und fürchten Sie nichts!“ sagte der Lieutenant, den die wehklagende Stimme des Mädchens noch mehr rührte. Darauf wandte er sich mit erkünstelter Kälte an den unbeugsamen Skjutsbauern und sagte: „Nun, sei nur nicht so wahnsinnig dumm, du wirst wohl begreifen, daß ich selbst gehen will, damit diese armen Frauen fahren können. Damit bekommst ein gutes Trinkgeld in den Kauf, wenn du thust, was ich dir sage.“

„Ein Trinkgeld wäre schon recht, aber ich darf so durchaus nicht fahren, denn es sitzen zwei auf“ wandte der Bauer ein, der einer von jenen ächten, rohen Bullköpfen war, wie man sie noch bisweilen unter unseren Bauern antrifft.

Das lechte in unserem Lieutenant, aber er antwortete doch ganz still: „Höre, ich will dir das doppelte Reisegeld bezahlen; hast du etwas dagegen einzuwenden?“

„Auch so geht's noch nicht“, wandte wieder der Bauer ein, „denn der Herr hat da zwei Frauenzimmer, soviel ich sehe, und zwei können nicht mit einem Pferde fahren.“

„Aber diese beiden Frauenzimmer sind zusammen nicht so schwer als ich!“

„Das will nichts bedeuten“ disputirte der Bauer. „Es steht nur Einer im Buche eingeschrieben, und das Recht muß seinen Lauf haben; das ist Regel, ja.“

„Du wirst bekommen, was du begehrst. Aber höre nun, was ich dir sage. Hüte dich, während des ganzen Weges, dein sündiges Maul aufzuthun, und danke Gott, wenn du heute Abend nach Hause kommst, daß du nicht hinter einen Andern gekommen bist, als ich bin.“ Und damit faßte er den Bauern an der Brust, hob ihn gerade in die Höhe, und stellte ihn auf der andern Seite des Pferdes wieder nieder, so leicht wie einen Federball.

„Der ist stark wie ein Ochse“ murmelte der Bauer verwundert, „da muß ich mich in Acht nehmen, das wird das beste sein! Darf ich jetzt weiter fahren, gnädiger Herr?“

„Stille! habe ich dir gesagt. Fahr zu!“ rief der Lieutenant, worauf sich der traurige Zug in Gang setzte. Jeder, der nicht gewußt hätte, daß dieses ein Werk der Menschenliebe von Seiten des jungen Mannes war, hätte diesen Anblick sogar lächerlich finden können, so sonderbar war er. Ein junger braver Offizier und ein schwerfälliger, unbeholfener Bauer auf beiden Seiten des Weges gehend, und mitten auf dem Wege auf einem wackligen Karren zwei bleiche, abgezehrte Frauenzimmer, denen sich das sichtbarste Elend auf den Gesichtern malt, geben wirklich ein sehr seltsames Bild, eine Bemerkung, die auch unserem Helden nicht entging. „Es fehlt uns“, dachte er, „nur noch ein Hund oder ein Schwein, und jeder Vorübergehende könnte uns für

eine complete Zigeuner-Gesellschaft halten. Doch was scheere ich mich darum, wenn man über mich lachen will? Niemand kennt mich, und selbst wenn ich allgemein bekannt wäre, würde ich mich dessen, was ich gethan habe, nicht schämen.

Aber wenn es nun schlechtes, herumstreunendes Gesindel wäre, das ich in meinen Wagen genommen habe? fragte er sich selbst, nach einem kurzen Besinnen, „dann — aber, nein, das kommt auf Eines heraus. Es sind offenbar Unglückliche und jeder Unglückliche fordert unseren Beistand . . . Indeß will ich mit ihnen sprechen, um herauszubekommen, wessen Geistes Kinder sie sind."

Zu diesem Ende nähert er sich dem Karren und ergriff, nach Art der Skjutsbauern, eine der Speichen des Wagensitzes, um das schwierige Gehen auf dem bodenlosen Lehmwege zu unterstützen. Das ermattete Mädchen schien zu schlafen. Sie hatte ihre Arme um die Mutter geschlungen und ließ ihre bleichen Wangen auf deren Busen ruhen. Sie konnte ihrer Größe nach zu urtheilen ungefähr fünfzehn bis sechzehn Jahre alt sein, aber Krankheit und Noth hatten auf die gefälligen, schlanken Formen, die diesem schönen Alter eigen sind, so nachtheilig gewirkt, daß unser Held beinahe auf den Gedanken gekommen wäre, es sei nur noch ein Skelett übrig geblieben. Das Profil ihres Gesichtes, das sie auf die Mutter gelehnt hatte, war bewundernswürdig fein und edel, und die langen, weichen und dunkeln Fransen an den geschlossenen Augenlidern gaben dem Schlummer der Leidenden etwas englisch Reines.

Als die Mutter sah, daß unser Lieutenant die Schlummernde so theilnehmend betrachtete, fielen ihr zwei große Thränen auf die Wangen, und als nun, indem sie sich mit einem Blicke voll Rührung und Dankbarkeit nach ihrem Beschützer wandte, diese Thränen warm auf seine Hand fielen, fühlte er plötzlich in seinen Augen ein nahe verwandtes Naß aufsteigen, und er erfuhr jenes himmlische liebliche Gefühl, das in dem Bewußtsein einer guten That besteht.

„Weinen Sie nicht, gute Frau," sagte er mit leise flüsternder Stimme, um die Schlafende nicht zu erwecken; „Gott ist gut und vielleicht ist Hilfe näher als Sie glauben. Ich brauche nicht zu fragen, ob sie unglücklich sind. Das sehe ich; aber wenn ich nun frage, woher Sie kommen und wohin Sie gehen, so geschieht dieses, bei Gott! nicht aus Neugier, sondern nur weil ich zu wissen wünschte, ob ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann."

Die Frau senkte einige Augenblicke ihr Haupt, und eine leise Röthe überflog ihre Wangen, dann antwortete sie: „Junger, edelmüthiger Herr, der einem unglücklichen, ohnmächtigen Weibe so viel Güte erweist: ich muß Sie, selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen mißkannt zu werden, bitten, mich um Nichts zu fragen, da ich auf Nichts antworten kann. Mein ganzes Leben — und ich stehe jetzt im fünfzigsten Jahre — war ein Geheimniß, und ich war bis auf den heutigen Tag zu stolz, es zu lösen. Es kann Ihnen vielleicht wunderlich vorkommen, daß ein Weib, daß Sie in einem so elenden Zustande gefunden haben, noch von Stolz sprechen kann, aber es gibt solche Weiber und in ihre Zahl gehöre auch ich. Aber was ich vor dem lebendigen Gott betheuern kann, das ist, daß Sie Ihr edles Mitleid nicht an unwürdige oder schuldige Personen verschwenden. Ich leide nur in Folge des Verbrechens eines Andern" — und hiemit warf sie, wie der Lieutenant bemerken konnte, einen raschen, höchst liebevollen, aber auch höchst wehmüthigen Blick auf ihre Tochter.

„Ich will in Niemandens Geheimnisse eindringen, gute Frau," sagte der Lieutenant, nicht wenig über die bestimmte vorsichtige und gebildete Art ihres Ausdruckes erstaunt und am allerwenigsten jetzt, wo ich aus Ihrer Erzählung habe entnehmen können, daß Sie in weit besseren

Umständen erzogen sind, als die sind, in denen Sie sich jetzt befinden. Eine vom Unglück schwer heimgesuchte, über den Hohn böswilliger Menschen erhabene Seele behält immer ihren Stolz, den ich wenigstens zu achten weiß. Aber was ich habe sagen wollen, ist, daß Sie nach Ihrer Ankunft im Gasthause um Ihrer Tochter willen noch einige Tage dort bleiben müssen, ehe Sie Ihre Wanderung fortsetzen, denn das arme Wesen würde sonst der Anstrengung unterliegen."

„O Gott! wenn ich nur betteln könnte! betteln um ihretwillen!" rief die unglückliche Mutter, und drückte ihre Tochter so fest an's Herz, daß diese davon erwachte. Als sie ihre schönen blauen Augen aufschlug, sah sie verwirrt um sich, legte ihre Hand auf die Stirne und rief hastig: „Meine Mutter, meine gute Mutter! was ist da? Wo bin ich?"

„In meinen Armen, liebe Caroline! in den Armen Deiner zärtlichen treuen Mutter."

„Aber ich meine mich zu erinnern, daß ich auf einem Steine lag, im dunkeln, wilden Wald," fuhr das Mädchen noch etwas verwirrt fort.

„Ja, aber jener Herr dort hat uns arme, unglückliche Wesen in seinen Wagen aufgenommen und uns aus dem Walde gebracht. Danke ihm, Caroline, für seine edle Handlung, denn er hat dein und zu gleicher Zeit mein Leben gerettet. Danke ihm!"

„Mein Herr," sagte das Mädchen, und erröthete heftig, als sie dabei in die sanften, lebhaften Augen des schönen jungen Mannes sah, „mein Herr, das Gebet eines armen, unglücklichen Kindes gilt viel im Himmel, und das wärmste, das ich künftig himmelwärts sende, soll Glück und Segen für Sie herabflehen. Für jetzt habe ich nur Thränen," und bei diesen Worten schmiegte sie sich schluchzend an ihre Mutter und verbarg ihr Gesichtchen in ihren Händen.

„Das sind gewiß Komödianten, die in der Welt herumziehen," sagte der Bauer, „die auch so entsetzliches Zeug schwatzen und weinen können, so oft und so viel sie wollen."

Der Lieutenant war von der warmen Dankesbezeugung des jungen Mädchens zu sehr gerührt, als daß er dem eigensinnigen Bauern, der trotz des gegebenen Verbotes plauderte, hätte Gehör schenken können, und da er die wehmüthigen Gefühle der armen Frauen durch sein Gespräch nicht länger auf's Neue aufregen wollte, so ließ er sie ausruhen, so gut es sich eben thun ließ. Er nahm sogar, trotz aller Einwendungen seinen Mantel ab, der ihm, wie er behauptete, bei seinem Spaziergange nur hinderlich sei, und schlug ihn um seine beiden vor Kälte zitternden Schützlinge. Dann entfernte er sich rasch; aber das Mädchen flüsterte der Mutter in's Ohr: Welch' ein Engel an Herzensgüte! Ist es möglich, daß es solche Menschen gibt!" Dieser leichte Seufzer, der ihr bei diesen Worten entstieg, war der erste vergnügte, der bisher ihren jugendlichen Busen erhöht hatte.

So ging der Zug langsamen Schrittes weiter, und der Lieutenant, der am Rande des Weges ging, wurde immer stiller und nachdenklicher.

Ich beklagte mich vorhin erst, daß ich einsam und verlassen in der Welt stünde," sagte er bei sich selbst, „aber ist meine Einsamkeit in Vergleichung mit jenen armen verlassenen Wesen nicht beneidenswerth? Worüber beklage ich mich also? So will ich denn einmal, damit ich mit mir selbst in's Reine komme, alle meine Schätze zusammenrechnen, damit ich künftig mit meinem Loose zufrieden bin, und nicht mehr in einfältiges Klagen ausbreche."

„Für's erste bin ich ein Mann, das ist das Beste; denn der Guckuck möchte ein Frauenzimmer sein, das noch dazu so einsam in der Welt stünde wie ich. Zweitens bin ich ein starker, muthiger, frischer Kerl, der Doctor und Apotheker noch für keine zwei Pfennige Verdienst gegeben hat. Ich kann also nie so weit kommen, daß ich hungern muß, so lange es noch Steine

zu brechen, Holz zu hauen und Wasser zu tragen gibt. Für's dritte habe ich ein gutes Gewissen, und Gott weiß, ob das nicht das Allerbeste an mir ist."

„Bis jetzt habe ich noch keine größere Sünde begangen, als daß ich einmal auf der Rörstrandstraße ein Paar Kerls unbarmherzig durchprügelte, die einen meiner jüngeren Kameraden todtschlagen wollten. Nun — sie rissen sehr bald aus und — einige Wochen später habe ich dafür ein kleines Kind, das im nächsten Augenblicke in einem brennenden Hause vom Feuer verzehrt werden wäre, mit eigener Lebensgefahr gerettet. Und als nun Jedermann wissen wollte, wer ich wäre, erklärte ich ihnen, daß sie das gar nichts anginge, und lief, was ich konnte, davon — und das war auch sehr politisch von mir gehandelt, denn um die Feuersbrunst ungenirter mitansehen zu können, hatte ich mir einen Civilrock geliehen, und es war den Cadetten strenge verboten, ohne Uniform auszugehen. Aber was habe ich denn noch mehr? Ja, viertens habe ich einen guten Humor. Ich habe, wie der große Oxenstierna, nur zwei schlaflose Nächte gehabt. Das eine Mal in der ersten Nacht, wo ich nach Carlsberg kam, und jetzt in der ersten Nacht, wo ich diesen Ort verlassen hatte, denn ich fühlte mich rasend einsam. Für's fünfte habe ich . . ."

Gott weiß, wie viele unschätzbare Vortheile unserer Wanderer noch hätte aufzählen können, wenn er nicht von dem Rollen eines Wagens dicht hinter sich aus seinem Gedankengang geweckt worden wäre. Ehe er sich noch umwenden konnte, um nach der Ursache dieses Geräusches zu sehen, sauste ein großer englischer Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, an ihm vorüber. Bei der raschen Vorbeifahrt konnte er doch einen etwas mißmuthig aussehenden Mann ganz allein im Wagen sitzen sehen, und er glaubte sogar zu bemerken, daß ein Lächeln die Lippen des Reisenden umflog.

„Ja lache nur mein Junge," murmelte unser Held etwas ärgerlich. „Man hat leicht lachen, wenn man reich genug ist, so wie Du zu reisen. Aber, wiewohl Du noch genug Platz für sechs hast, fällt es Dir doch um alle Welt nicht ein, meine Frauenzimmer zu Dir zu nehmen. Ja, so sind die Reichen."

Der Tag begann allmälig zu sinken und unsere Reisenden kamen ohne weitere Abenteuer am Gasthause an. Einige müssige Postbauern*) und betrunkene Zechbrüder standen vor der Thüre, um den großen englischen Reisewagen zu betrachten, der ihr Entsetzen und ihre Bewunderung in gleichem Grade rege machte. Nach ächter Bauernart versuchten sie den Wagen mit ihren Rücken in die Höhe zu heben, was ihnen trotz der heftigsten Anstrengungen nicht gelingen wollte.

„Ja ihr Jungen, so fahren die verdammten Herrn in der Welt herum mit Wägen, daß unsere Gäule darüber zu Grunde gehen möchten," brach ein halbbetrunkener, kupfernäsiger Zechbruder heraus.

„Ja, die verdammten Herrn!" schallte es im Chor in der ehrenwerthen Versammlung wieder, und Gott weiß, was weiter diese löblichen Herren über dieses Kapitel aufgebracht hätten, wäre nicht in diesem Augenblicke der Bauer, der den Eigenthümer des hier zur Schau ausgestellten Wagens gefahren hatte, auf der Schwelle des Wirthshauses erschienen und hätte seinen edlen Kollegen zugerufen: „Daß ist ein sehr nobler großer Herr, daß ihr's wißt; er hat mir einen Reichsthaler Banko Trinkgeld gegeben. Kommt nur herein, ich will einen Branntwein bestellen."

*) Bauern, die auf den Stationen die Pferde verleihen.

„Das ist einmal ein nobler Herr!" hallte es wieder im Chorus, und Alle eilten über Hals und Kopf in die Schenkstube, um versprochenermaßen „aufgewichst" zu bekommen.

Dieser Umstand war ein für unseren Lieutenant und seine Frauenzimmer sehr glücklicher, die dadurch der leidigen Unannehmlichkeit entgingen, manche Spottrede anhören zu müssen. Nur ein Paar Bauern, die sich um den versprochenen Branntwein nicht hatten „reißen" wollen, sahen noch ihre Ankunft an, wobei der eine die Bemerkung nicht unterlassen konnte: „Pfui Teufel, Bruder! Was ist das Lumpenwaare? Aber lieber als wir solche „Bagage" ansehen, gehen wir herein, nicht wahr?" — Und damit gingen sie.

Es scheint uns hier der rechte Ort zu sein, auf eine Sonderbarkeit aufmerksam zu machen, die man nicht selten bei dem roheren Theile der schwedischen Bauern trifft. So sehr sie den Reichen hassen und beneiden, so sehr verabscheuen und verachten sie den Armen; sie sind nämlich beständig der Ansicht, der Reiche wolle sie betrügen und der Arme sie bestehlen — eine Verkehrtheit, die, so wahnsinnig sie scheinen mag, doch in diesen Bauerncharakteren tiefgewurzelt ist — wahrlich eine sehr häßliche Seite des Nationalcharakters, in dem Neid und Mißgunst von uralten Zeiten her den hervorstechendsten Zug bilden.

Während der Erzähler dieser Geschichte sich in oben stehenden Reflexionen ergangen hat unser Held seine Damen in das Haus geführt und ein kleines Zimmer für sie bestellt, wo sie die Nacht ungestört zubringen könnten. Nachdem er für die Ausgehungerten noch ein Abendmahl befohlen hatte, reichte er der Frau die Hand mit den Worten: „Ich habe noch einen weiten Weg und muß Ihnen nun Lebewohl sagen. Da Sie so geheimnißvoll verschweigen, wohin Sie reisen, kann ich Ihnen, so sehr ich es auch wünschte, keinen weiteren Dienst mehr leisten, und, aufrichtig gesagt, bin ich selbst ein armer vater- und mutterloser Mensch, der jetzt erst seinen ersten Schritt in die Welt gethan hat, — dem es zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Vermögen fehlt, seinen bedürftigen Nächsten zu helfen. Schlagen Sie indeß diese Kleinigkeit nicht aus, die die Fortsetzung Ihrer Reise in etwas unterstützen kann. Und damit steckte er ihr eine Zehnthalernote in die Hand.

„Nein, ich kann, ich darf von Ihrem Edelmuthe keinen Gebrauch machen!" rief die Frau und rang die Hände, „und doch, doch betteln, wozu ich sonst genöthigt wäre ... Ich hatte zwar einiges Reisegeld, aber mein armes Kind wurde krank, und Alles, was wir hatten, zerrann an einem theuren, fremden Ort. Wenn ich ..."

„Kein Wort weiter," sagte der Lieutenant bestimmt, „denken Sie an sich selbst, denken Sie an Ihr Kind! Und nun Lebewohl! Lebewohl!"

„O, aber sagen Sie doch erst, wir bitten, Ihren Namen, damit wir ihn in unser Gebet einschließen können!" rief das Mädchen, und küßte, ohne daß es unser Held hindern konnte seine Hand.

„Auch ich habe meine Geheimnisse," sagte der Lieutenant lächelnd; „und wozu bedarf es vor Gott eines Namens? Wollen Sie für mich beten, so beten Sie für den Vater- und Mutterlosen. Aber diesen Handkuß muß ich rächen," und damit drückte er einen raschen Kuß auf die Lippen des erröthenden Mädchens und eilte hinaus.

Das Mädchen blieb unbeweglich stehen und sah mit funkelnden Augen unverwandt nach der Thüre. Das tiefe Roth, das soeben ihre Wangen bedeckt hatte, wich allmälig der äußersten Blässe, und endlich warf sie sich unter einem Strom von Thränen in die Arme ihrer Mutter.

„Armes Kind," schluchzte diese, „jetzt bist Du recht unglücklich!"

Unterdeß war der Lieutenant in die Wirthsstube hinabgegangen, um ein Postpferd zum Vorspanne zu bestellen und seinen Namen in das Postbuch einzuschreiben. Während er mit dieser letzteren Arbeit beschäftigt ist, wollen wir uns über seine Schulter beugen, um zu sehen, was er schreibt. Ja, sieh! da steht mit zierlicher Schrift geschrieben: „Unterlieutenant Hjalmar Lingen." — Wir können also künftig den fatalen Titel ablegen, und unsern Held schlecht und recht Hjalmar nennen, wenn wir so wollen. Nachdem also Hjalmar seinen untadeligen Namen in das Tagebuch eingetragen und den bockbeinigen Skjutsbauern, der sich ihm in Rücksicht der bewiesenen Stärke seines Armes nicht ohne ein gewisses Beben näherte, bezahlt hatte, merkte er auch endlich ein gewisses unbehagliches Gefühl im Magen, welches die Armen Hunger nennen. Das erinnerte ihn, daß er bereits seit dem Morgen nichts gegessen hatte, und da er gegen Niemanden, am allerwenigsten gegen seinen eigenen Leib tyrannisch verfahren wollte, so bestellte er bei der Wirthin was Küche und Keller vermochte. Zugleich bat er um ein besonderes Zimmer, weil die Wirthsstube mit Bauern vollgepfropft war. Da nun die Wirthin wiederholt erklärte, daß es nur mehr zwei Zimmer außer der Wirthsstube gebe, das, welches der zu Wagen angekommene Herr inne hatte, und das, worin sich die „zwei Weibsbilder" befänden, so war sein Entschluß kurz gefaßt, und er trat keck in das Zimmer des fremden Herrn, der bequem an dem Tische saß, auf dem eine köstliche Abendmahlzeit aufgetragen war, und worauf rothgesiegelte Flaschen ihre verführerischen, strahlenden Häupter erhoben.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie störe," sagte Hjalmar mit einer leichten Verbeugung, „da dieses jedoch hier das einzige Zimmer für Reisende ist und ich, ehe ich meine Reise fortsetze, noch ein kleines Mahl einnehmen möchte, so . . ."

„Braucht keine Entschuldigung" unterbrach ihn der Fremde in ziemlich barschem Tone und mit einem etwas fremdartigen Accente. „Ist dieses hier das einzige Gastzimmer, so haben Sie natürlicherweise ebensoviel Recht, hier einzutreten, wie ich."

Da Hjalmar im Augenblicke nichts hierauf zu sagen wußte, setzte er sich auf eine Bank nieder, und fing, weil er nichts Besseres zu thun hatte, den Fremden aufmerksam zu betrachten an, der eben mit seinem gebratenen Hühnchen, seinen Würsten und sonstigen Braten zu sehr beschäftigt war, als daß er auf Hjalmar hätte achten können. Es war ein kräftig gebauter Mann, von mittlerer Größe, mit schwarzem Haar und etwas gebräuntem Gesicht. Seine Züge waren männlich und regelmäßig, aber sie hatten einen Ausdruck von Härte oder Unfreundlichkeit, der dem munteren, guten, unerfahrenen jungen Mann gar nicht gefallen wollte. Er wußte noch nicht, der Glückliche, daß Jahre und Sorgen das heiterste Gesicht verdüstern, und das wärmste Herz mit einer Eisdecke umgeben können!

(Fortsetzung folgt.)

Guckkasten.

Der Pfahl bei Moosbach im bayerschen Walde.*)

Wer hat wohl hier gehaust?
Der Erde Knochen blosgelegt?
Wer hat euch so zerzaust,
Daß kahl ihr euch zum Himmel reckt?
Ist hier das End' der Erd',
Und finstrer Mächte Herd?
Ihr Felsentrümmer sprecht!
Was ist denn hier mit euch geschehn?
„Hier gings dem Satan schlecht;
Er wollte es nicht zugenehn,
Daß Gott sei Herr der Welt;
Ein Stück auch er behält.
Und schnell in aller Eil',
Die Riesemauer stehet da,
Zu sichern seinen Theil." —
Gott aber sprach: „Du bist zu nah,"
Das ist ein Land für mich:
Zur Hölle packe dich!"
Doch stehen blieb der Wall. —
Da starb am Kreuze unser Herr;

Mit schrecklichem Geknall,
Brach Fels von Fels und stürzt umher;
Das Teufelswerk war aus.
Du siehst es noch mit Graus. —
Nun krönen das Gestein,
Die Stationen fein,
Wo mancher Wandrer steht
Und spricht sein Dankgebet.

Der Feuilletonist der „Independ." schreibt von Paris: „Eine bekannte Persönlichkeit hat sich auf dem Eise berühmt gemacht. Es ist ein deutscher Israelit (der, wie die „Aachner Zeitung" bemerkt in Aachen hinlänglich bekannte) Herr F. H. (Harloge), der auf den Boulevards durch seinen rothen Bart und seine Familiarität gegen Leute, die er nur einmal gesehen, bekannt ist Herr H. hat sich für's Eis ein besonderes Costüm machen lassen. Es besteht aus einer mit Astrachan besetzten Tunica, einer Mütze von Astrachan und anschließenden Beinkleidern. Der Kaiser lief Schlittschuh. An einem seiner Schlittschuhe löste sich eine Schnalle, Herr H. eilt herbei, bringt die Schnalle in Ordnung und benutzt die Gelegenheit, um mit Sr. Majestät zu plaudern. Seit dem Tage ist jedesmal, wenn der Kaiser auf dem Eise erscheint Hr. H. in der Nähe, um ihm seine Dienste anzubieten. Der Kaiser lächelte über seinen Eifer und sagte zu ihm: „Sie sind in der That mein Adjutant auf dem Eise." Hr. H. ergießt sich in Danksagungen über den ihm zu Theil gewordenen Titel und seitdem liest man auf seiner Karte: „H. Adjutant Sr. Majestät des Kaisers auf dem Eise." Nun dachte aber Hr. H.: der Kaiser und die Kaiserin, der Graf und die Gräfin von Morny die Prinzessin Poniatowski und eine Menge von Gräfinen und Marquisinen laufen Schlittschuh. Man muß auf Alles gerichtet sein. Die hohen Herrschaften könnten irgend Etwas gebrauchen. Er läßt sich also von seinem Bruder begleiten, den er mit einer kleinen Reise-Apotheke behängt und der einen kleinen Schlitten vor sich herstößt, welcher spanische und italienische Weine, Bisquitt, Cigarren enthält welche Hr. H. wohlverstanden allen Denen gratis anbietet, die er auf dem Eise erblickt. Graf N. fällt. Hr. H. eilt auf ihn zu und bietet ihm Aether an. Eine Dame fällt und verletzt sich an der Stirn. Ein Arzt erklärt, es seien drei Blutegel nöthig. Doch wo sie finden? Hr. H. eilt herbei und bietet ihm ein Gläschen voll frischen Wassers an, in welchem sich mehrere Blutegel befinden. Hr. H. zeigt sich auf den Boulevards nur noch in seinem Costüm als Schlittschuhläufer. Er läßt sich einen kleinen goldenen Schlittschuh machen, den er als Zeichen seiner Stellung als Eis-Adjutant Sr. Majestät im Knopfloch tragen wird. Ganz Paris beschäftigt sich mit ihm, und er kennt sich nicht vor Entzücken. Wenn er diese Zeilen liest, wird er sich darüber freuen und sie einrahmen lassen."

Das Wiener Witz- und Carricaturen-Blatt, der Seifenschaumfabrikant „Figaro", hat auch sein Scherflein zur Lösung der Valuta-Frage beigetragen; er projectirt, daß die 36 Millionen Einwohner sich einander Ohrfeigen geben sollen zum Besten des vaterländischen Schatzes, da dann die Straftaxe zur Abtragung der Staatsschuld verwendet würde.

---

*) Dieser sogenannte Pfahl ist ein schmaler bei 15 Stunden langer Felsenrücken, welcher sich von West nach Ost durch die Landgerichte Kötzting, Viechtach und Regen zieht und manchmal in wunderlicher Gestalt aus dem Boden hervorragt.

Redaction, Druck und Verlag von A. F. Nietsch.

Nro 11. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. März 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

„Wer so tüchtig essen und trinken kann, scheint auch einen Mund zum Sprechen zu haben," dachte Hjalmar, „ich will inzwischen die Initiative ergreifen, denn das ist ja unerträglich, dazusitzen und stillzuschweigen, wenn man Gesellschaft hat."

Zu dem Ende erhob er seine Stimme und begann mit der bei Reisenden allerdings sehr gewöhnlichen Phrase: „Wir haben einen entsetzlichen schlechten Weg, mein Herr!"

„Yes, Sir!" war die lakonische Antwort.

„So, ist's daran! Das ist also ein Engländer, den ich hier vor mir habe!" dachte Hjalmar, „da ist es das Beste, kein Wort zu sprechen; denn dieses unausstehliche Volk spricht nie mit Jemand Anderem, als mit »seinem Gott, dem liebenswürdigen Ich", wie Vitalis sagt."

Nun kam die Wirthsfrau mit ihrer „Anrichtung" herein, bestehend in steinhartem Brode, versalzener Butter, ranzigem Fleisch und faulen Eiern; aber Hjalmar war hungrig und noch obendrein Cadett gewesen, so daß er sich anfangs mit ziemlich gutem Appetit ans Werk machte; aber als er sein zweites Ei öffnete, und darin ein halbausgebrütetes Hühnchen mit einem kleinen, allerliebsten Schnäbelchen fand, rief er laut: „Pfui tausend! Ein Hühnchen ist allerdings eine Delicatesse, aber wenigstens so lange nicht, als es noch in der Schaale liegt. Puh!" Und dabei schnitt er eine so bittere Grimasse, daß selbst der strenge Fremde nicht umhin konnte, seinen derben Mund etwas zu verziehen.

„Mein Herr!" sagte hierauf der Herr mit den Eßkörben, „ich war so lange von meinem theuren Heimathlande entfernt, daß ich beinahe die schwedische Gastfreiheit verlernt hätte. Ich bereue nun von ganzem Herzen, daß ich Sie nicht gleich einlud, mit meiner Reisekost vorlieb zu nehmen, denn es war leicht vorauszusehen, daß Sie hier keine genießbare Speise würden erhalten können. Erzeigen Sie mir also den Gefallen, diesen Schaden möglichst nachzuholen. Aber, ich bitte, spülen Sie erst das fatale Küchlein mit einem Glas Wein hinab!"

Hjalmar ließ sich nicht zweimal bitten, sondern begann, indem er ein gleichgültiges Gespräch anhob, mit jenem dem Beobachter so wohlthuenden Appetite zu essen, der nur der Jugend und Gesundheit eigen ist. Nun war es an dem Fremden, seine Beobachtungen anzustellen, und sein Gesicht schien dabei von einer besonderen Freude wiederzustrahlen. Und es ist auch in der That etwas Tröstendes für den gewiegten, erfahrenen Weltmann, ein junges, schönes, aufrichtiges und heiteres Gesicht anzusehen. Es war, als ob in dem Fremden die Erinnerungen an seine schönste Zeit wach würden, wo sein Herz noch voll war von süßer Hoffnung und die Illusionen noch nicht aus seiner Seele verschwunden waren.

Plötzlich schien sich der Fremde zu besinnen, denn er fragte nach einiger Zeit: „Täusche ich mich, oder bin ich nicht vor einigen Stunden an Ihnen vorbei gefahren? Sie gingen zu Fuß, und auf einem Karren fuhren zwei Frauenzimmer. Habe ich recht gesehen?"

„Ja, das war ich", antwortete Hjalmar, und erröthete; gewiß nicht über seine Samariter-That, sondern bloß deßhalb, weil er glaubte, sein Fragesteller könne es mißdeuten.

„Und diese Frauenzimmer?" fragte der Fremde und fixirte ihn scharf.

„Hatte ich zufälligerweise auf meinem Wege kennen gelernt", antwortete Hjalmar ausweichend und etwas verdrossen, weil er glaubte, sein geringes Werk der Barmherzigkeit verliere allen Werth, wenn er dessen irgendwie erwähnte.

„Nein, junger Mann, Sie sehen mir nicht so aus, als könnten Sie auf offener Landstraße Frauenzimmerbekanntschaften anknüpfen. Verzeihen Sie mir, dießmal sind Sie nicht aufrichtig."

„Und wozu sollte ich gegen einen mir ganz Fremden aufrichtig sein?"

„Darin haben Sie vollkommen Recht", antwortete der Fremde mit einem Seufzer, „und ich bitte tausendmal um Vergebung, aber ich dachte, ich glaubte . . Sie könnten gar keine derartige Bekanntschaften haben, um derentwillen Sie zu erröthen brauchten."

„Herr!" rief Hjalmar mit lauter Stimme, indem er sich stolz erhob, „mich mögen Sie verkennen, so viel es Ihnen beliebt, nicht aber jene armen Wesen, gegen die ich, wie ich vor Kurzem das Glück hatte, meiner Menschenpflicht genügen konnte. — Nun wohl, ich fand diese Frauenzimmer in dem bedauernswerthesten Zustande an der Landstraße. Die eine von ihnen war vor Ermüdung und Hunger ohnmächtig geworden; ich bot ihnen einen Platz in meinem Karren an, und führte sie hieher, wo sie sich jetzt befinden. Sehen Sie, das ist Alles, was ich weiß, und ich hoffe nicht, daß Sie meine That mißdeuten werden. Aber nun, Lebewohl, mein Herr! Ich muß eilen."

„Nein, so dürfen Sie nicht scheiden", sagte der Fremde und reichte Hjalmar die Hand, „Sie sind ein vortrefflicher junger Mann, und was Sie gethan haben, ehrt Ihr Herz. Wollen Sie mir Ihre Hand nicht reichen!"

„Gewiß, gewiß!" antwortete Hjalmar, bei dem der Zorn eben so schnell schwand, als er gekommen war. „Und wenn Sie etwas für diese Unglücklichen thun wollen, so kann ich versichern, daß sie dessen im höchsten Grade bedürftig sind, wie ich auch der sicheren Ueberzeugung bin, daß sie Ihrer Güte würdig sind."

„Ich bleibe hier über Nacht", sagte der Fremde, „weil ich meinen Bestimmungsort erst sehr spät erreichen würde, und ich werde nicht versäumen, die beiden Frauen zu besuchen."

„Ich danke Ihnen", sagte Hjalmar, „und nun noch einmal Lebewohl, mein Herr!"

„Lebewohl", sagte der Fremde, „vielleicht wird mir das Glück, Sie wieder zu sehen; aber sollte dieses auch nicht der Fall sein, so verschmähen Sie nicht den Rath eines Mannes, der Vieles vom Leben gesehen hat: suchen Sie Ihre Seele immer so rein zu erhalten, daß Sie, wie es soeben geschah, bei der Erinnerung einer vollbrachten guten That schamhaft erröthen. Thun Sie das, so ist es gewiß, daß Sie nie über eine schlechte zu erbleichen brauchen."

Einige Minuten später rollte unser Held wieder in der pechschwarzen Nacht auf dem gefährlichen, netten „Rebhuhn" weiter. Es ist wahrhaftig eine große Sünde, meine liebenswürdigen Damen, daß er, der so hübsch und gar so artig ist, so Arges leiden muß; — aber ich kann bei meiner Seele nichts dafür. Er muß der Ordre nachkommen und sich mit dem Grauen des nächsten Tages bei seiner Abtheilung einfinden, sonst muß er, ja er muß auf die „Stockwacht" marschiren, und das wäre gewiß eine noch größere Buße. Indeß kann ich der Wahrheit getreu berichten, daß er selbst sich mit stoischer Ruhe in sein Schicksal ergeben hat, obgleich es scharf zu regnen anfängt. Er denkt dieß und das: an die beiden Unglücklichen, die er verlassen hat, an den sonderbaren Fremden, an . . . Gott weiß selbst nicht, welche Gedanken in dem Gehirne eines jungen Mannes entstehen können. Aber man wird selbst des Denkens überdrüssig, besonders wenn man im Regenwetter auf einem Karren hin- und hergeschüttelt wird. Um diesen Ueberdruß zu zerstreuen, wandte sich unser Held endlich an den Skjutsbauern, einen großen, munteren Burschen mit der Frage, ob er singen könne?

„Ja, und das tüchtig!" antwortete dieser. „Ich bin der ärgste Schreier im ganzen Dorf. Es ist immer lustig, im Dunkeln zu singen, und wenn sich der Herr so gemein machen will, und will mir zuhören, so . . ."

„Du thust mir einen großen Gefallen, wenn du singst, denn es wird mir sonst zu langweilig."

„Ja, da will ich ein neues Soldatenlied singen, das ein Lieutenant von unserem Regiment gedichtet hat. Ich habe es beim Exerciren gelernt."

„Was ist das für ein Lieutenant?" fragte Hjalmar.

Ja seinen Namen kann ich nicht merken, der ist zu künstlich; aber daß sie ihn immer „Lieutenant" geschimpft haben, das weiß ich. Es war ein dicker, großer Herr, wie ein Goliath .."

„Nun, so singe das Lied des dicken Lieutenants," sagte Hjalmar. „Ich bin begierig, es zu hören."

Der Skjutsknecht begann nun in gewöhnlicher Bauernweise, aber mit heller Stimme zu singen;

Soldaten marschiren, die rothen und blau'n,
Ihr Mädchen zum Fenster! Jetzt gibt es zu schau'n!
Die flotten Soldaten,
Steh'n immer in Gnaden;
Wer wollte den Mädchen deßwegen nicht trau'n?

Der Tambour, der wirbelt im lustigen Schritt,
Die Mädchen, die hüpfen, als zögen sie mit;
„Welch' Glück ohne Namen
„Für uns Alle zusammen!"
Das ist für die Mädchen der lieblichste Klang!

Und „Halt“ commandirte der Herr Capitän;
Die Mädchen, die eilen, die Helden zu seh'n.
Versteht sich, sie zwingen
Sich auch noch zu springen,
Denn die Füßchen können so eilig nicht geh'n.

Und kaum hat er dann „Auseinander“ gesagt,
Erhebt sich die wilde und muthige Jagd,
„In allen Quartieren,
„Ist gut fouragiren,
„Wenn ein liebliches Mädchen entgegen uns lacht.“

Und die Stunden enteilen im lust'gen Quartier,
Nach den Töchterchen schielet die Mutter hier,
Und dort mit den Krügen,
Kommt der Vater gestiegen,
Denn die Gäste rufen: „Bring' Alter mehr Bier!“

Und der Morgen graut, die Soldaten geh'n,
Jetzt ist's um die Freude der Mädchen gescheh'n,
Soldaten wer trauet,
Hat auf Sand nur gebauet.
Das mögen die Mädchen nicht gerne gesteh'n.

Und der Tambour wirbelt die Straßen entlang,
Wie wird da den Mädchen so eng und so bang!
„O Schmerz ohne Namen
„Für uns alle zusammen!“
Das ist für die Mädchen der traurigste Klang!

Aber wir fürchten, die schönen Leserinnen werden, wie unser Held, des ewigen Fahrens auf der Landstraße müde sein, und so wollen wir uns auch nicht länger dabei aufhalten, sondern ihn sammt seinem melodienreichen Bauernknecht verlassen, in der frohen Hoffnung, daß wir in Kurzem das Vergnügen haben werden, ihn wiederzusehen, und zwar, wenn auch anfangs nicht in eigener Person, so doch schriftlich.

So schreibt nämlich Hjalmar nach Beendigung einer Parade seinem liebsten Jugendfreunde, Gustav Lindberg, der sich noch auf der Kriegsakademie befindet:

W . . . . d. 18. Mai 184 . .

Mein theurer Freund!

Du hast wahrscheinlich lange auf einen Brief von mir gewartet, aber Du mußt bedenken, daß ein neugebackener Unterlieutenant, der eben von seiner ersten Parade herkommt, an ganz andere Dinge zu denken hat, als an seine Correspondenz. Nun endlich, nachdem ich vierzehn Tage lang meine Hände an dem armen Gewehrkolben wund geschlagen habe, ist mir einige Muße gegönnt, und meine erste freie Stunde sei Dir, meinem getreuen, bewährten Freunde ge-

weiht. Indeß, verzeih! ich will Dich mit allen sentimentalen Ausdrücken von Freundschaft und Treue, von diesem und jenem, verschonen, denn das wissen wir ja beide voraus, eben so sicher und unerschütterlich, wie, daß Gott lebt, daß die Sonne scheint, und daß Adam Riese's und Cronstrand's Rechenkunst tödtlich langweilig ist. Ich will lieber, so gut ich kann, versuchen, scherzhaft zu sein, und deßhalb gebe ich Dir hier eine kurze Beschreibung meines ersten Eintritts im Regiment, sammt dem, was mir sonst noch zugestoßen ist.

Den sechsten Dieses, um die Mittagszeit, unter strömendem Regen fährt ein Bauernkarren mit achteckigen Rädern zu einem der Thore W . . . s hinein. In diesem Karren sitzt meine eigene todtmüde Person, durchnäßt bis in mein innerstes Ich — kurz in einem höchst betrübten Zustand. Von dem commandirenden Corporal des Thorwachtpostens über die Lage des mir in Gnaden zugedachten Quartiers unterrichtet, begab ich mich eiligst dahin, um mich in mein martialisches Costüm zu werfen, weil auf 2 Uhr Parade angekündigt war, und ich zuvor noch meinen Compagniechef aufzusuchen, respektive aus seinem Mittagsschlummer zu wecken hatte.

Es schlägt 4 Uhr, der Regen hat aufgehört und es herrscht eine ganz unerhörte Bewegung in der guten Stadt, da das ganze Offiziercorps, Musik und Sappeurs heute auf den großen Marktplatz ausrücken, wo sie ihre so interessanten Exercitien abhalten werden. Alle Schul- und Gassenjungen sind in eine ganz außerordentliche Extase gerathen, denn sie machen, während sie neugierig jeder kleinen Truppenabtheilung, die aufmarschirt, nachfolgen, die kühnsten Luftsprünge. Kleine, kleine Kinder, die kaum noch mit den ersten Lauten so vertraut sind, daß sie Papa oder Mama sagen können, stehen ganz entzückt auf den Haustreppen und trompeten: „Tett, terrä! Tett terrä!" Aus allen Fenstern sehen Frauenzimmergesichter heraus, häßliche und hübsche, alte und junge, durcheinander, und manche hübsche Wange färbt sich röther, manches feurige Auge leuchtet klarer wenn einer oder der andere von den „süßesten" Ballhelden des Regiments vorbeimarschirt.

Ach! In unsern friedlichen Zeiten sind Mädchen und Kinder die einzigen, die noch dem Militär gewogen sind, wofür sie Gott reichlich belohnen möge! — Sie können nun einmal eines gewissen Putzes nicht entbehren, und die schwarzen Civilfräcke sind doch wahrhaftig für die Dauer gar zu einförmig — das muß jeder Vernünftige zugeben. Und nur aus dieser rein ästhetischen Ursache war alles Junge und Schöne in der guten Stadt W. . . . bei der angesagten Parade hocherfreut, wie bei einem geistigen und körperlichen Feste.

Die Compagnien waren nun aufgestellt, und man wartete nur noch auf den gnädigen Herrn Obristen, denn große Herren lassen immer lange auf sich warten, wie du weißt. Aber nun hätte man die Gassenjungen sehen sollen! Ihre Freude fing an, alle Grenzen zu überschreiten, und sie brachen, nachdem sie die Inspektion der betreßten Trommler und Pfeifer und der bärtigen Sappeurs beendigt hatten, in einen so schallenden Jubel aus, daß sicherlich die Kinder Israel vor Jericho's Mauern nicht aus vollerer Kehle hatten schreien können. Auch die Dienstmädchen der Stadt hielten sich nicht weniger für berechtigt, diesen großartigen Auftritt mit anzusehen; ja sogar waren allerliebste Damenhütchen mit wallenden Federn unter den herumstehenden Schaaren sichtbar, die, wenn die Neugier sie zu nahe an die Reihen unserer Helden herbeigetrieben hatte, von der unbarmherzigen Ordonnanz des Obristlieutenants, die trotz des scharfen Windes in weißen „Unaussprechlichen" erschienen war, zurückgedrängt wurden. Eine Ordonnanz ist wirklich ein Hund mit zwei Beinen. Von Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht muß sie, in ehrerbietiger Entfernung von vier Schritten, ihrem goldbefranzten Vormann folgen, oder vielleicht

richtiger „auf die Weide treiben," wohin dieser sich wenden mag. Das veranlaßte auch eine der sentimentalen Mägde der Stadt, auszurufen: Herr, mein Gott, wie schade um den geputzten Offizier dort, daß er nicht ein paar Schritte ohne Wache gehen darf! Was hat denn der Unglückliche verbrochen?"

Endlich wurde „Achtung" commandirt, und ich hörte von fernher einen dumpfen Laut, ähnlich wie in einer Stampf- und Walkmühle. Ich war sehr erstaunt, woher wohl dieser schauerliche Klang rühren möge; aber bald war ich über die Ursache im Klaren. Es war des Obersten klumpiger Elephantenschritt, der gegen das Thor herantrabte. Um zu imponiren, verstehst Du, suchte der bescheidene Mann seinen Gang donnerähnlich zu machen. Er kam nun näher. Die Compagnie schulterte, ich salutirte und sah vor mir eine mittelgroße, aufgedunsene Figur, die mich unwillkürlich an ein verklärtes Mitglied der Vogelgattung — den Vogel Dudu erinnerte. Der Tschako, den er, im direktesten Widerspruche mit dem Reglement, in einem fünfmal kühneren Winkel als der Thurm von Pisa auf die Seite hängen ließ, bedeckte das ergraute Haupt, in dem Dünkel und Einbildung sichtbarlich ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Sein Gesicht, das, wiewohl ganz wohlgebildet, den einfältigsten Ausdruck hatte, der sich denken läßt, schien nichts anderes zu sagen, als: „Seht mich an!" Und daß dieses von keiner Seite unterlassen wurde, davon darf der gute Mann fest überzeugt sein, denn wir alle wollen ja gerne sehen, was lächerlich ist. Aber ich dachte im Stillen bei mir: „Herr Gott, wenn du so ein Kerl wärest wie der da zu sein glaubt!"

Nachdem der Obrist endlich die Fronte hinangetrabt war, und die Compagnie inspicirt hatte, postirte er sich in der Mitte auf, und fing an, seinen Degen zu ziehen. Ich sage, fing an, denn damit hörte er auch auf. Das eingerostete Schwert hatte nämlich durchaus keine Lust, sich seiner idillischen Ruhe in der friedlichen Scheide entreißen zu lassen. Der Obrist zog, der Major zog, der Adjutant zog; aber Alles vergeblich. Die hartnäckige Klinge wollte ihre Reize um keinen Preis entblößen; doch der Obrist wußte sich in diese verzweifelten Umstände zu finden, wie es sich einem großen Manne geziemt. Er rief nämlich mit hohler, affectirter Stimme und mit feierlich väterlicher Miene: „Gott segne Euch, meine Kinder!" und damit wandte er seinen Kindern den Rücken, und trabte fort von der ganzen Parade. War das nicht eine feine Art, sich aus der Schlinge zu ziehen?

Das Regiment retirirte nun, von den Vertretern der Jugend und Schönheiten der Stadt gefolgt, zur Caserne; die Officiere aber sammelten sich um den Obristlieutenant, um sich unter seiner Führung dem Obristen vorzustellen. Ich „versammelte mich" also gemäß erhaltener Ordre um den Obristlieutenant, bei welcher Gelegenheit ich Dir eine kurze Beschreibung des Mannes geben will, den mein unseliges Geschick, wie einen dunklen Schatten, mir in den Weg geworfen hat. Stelle Dir also, wenn möglich, einen Hummer vor, der aufrecht, d. h. den Schwanz zu oberst auf seinen Scheeren steht — und Du kannst Dir einen einigermaßen richtigen Begriff von der Figur dieses gewaltigen Mannes machen. Wie der aufrecht stehende Hummer ist er über die Schultern am schmalsten und just an der Stelle am breitesten, wo der Körper schlank sein sollte, und seine langen, schmalen, schwankenden Spindelbeine haben fast ebensoviel Mühe, das Obertheil zu tragen, als der Rumpf des Hummers seine Scheeren. So viel über die Figur des Mannes; nun zu seinem Gesicht! — Lieber Freund, Du erinnerst Dich, daß wir oft darüber disputirten, ob es noch böse Geister gebe, oder nicht. Ich widersprach Dir da immer, weil ich bis dahin nur Gelegenheit hatte, gute Geister kennen zu lernen; aber jetzt bin ich voll-

kommen zu Deiner Ansicht bekehrt. Als ich in die unförmlich großen, starren, widerlichen, hellgrauen Augen des vor mir stehenden Obristlieutenants, welche in dem bleichen Gesicht wie zwei ostindische Theetassen hingen, hineinsah, befiel mich ein erstickendes Gefühl, dem ähnlich, das, wie ich mir vorstelle, den befällt, dem ein Gespenst erscheint. Unwillkürlich trat ich ein paar Schritte zurück. Mein Mann bemerkte dieses, und ich glaube bestimmt, daß sich von diesem Augenblicke die Antipathie herdatirt, die für jetzt, und mit Gottes Hülfe auch ferner zwischen uns herrschen wird. Aber, wiewohl ich dabei schauderte, konnte ich doch nicht unterlassen, fortwährend die gefährlichen Augen zu betrachten. Es lag in ihnen ein ganz unbeschreiblicher Ausdruck: eine seltsame Verbindung von Hohnlächeln und Feigheit, Trotz und List. Uebrigens war das Gesicht, wie man sagte „nobel," sogar gutgebildet; aber die Basiliskenaugen und der spöttische, ächt aristokratische Zug um den zusammengekniffenen Mund machte, daß man seinen Blick mit Freude und einer gewissen Erleichterung davon abwandte. Da hast Du nun ein Portrait, wie ich es Dir in Eile entwerfen konnte, aber ich wünsche aufrichtig, Du möchtest nie in dem Falle sein, je das Original sehen zu müssen, noch mit ihm in Berührung zu kommen.

Wir waren nun alle versammelt, und den Basilisk an der Spitze setzten wir uns nach der Wohnung des Obristen in Bewegung. Wie ein halbwüchsiger Gänserich ging ich meinen eigenen Weg, denn ich kannte noch keinen einzigen von meinen vierzig Kameraden. Huh! Es ist ein eigenes Ding, so einen frischen Ankömmling zu spielen; der Gegenstand so vieler neugieriger Blicke zu sein, als wäre man ein Wunderthier. Die unbehaglichen Gedanken, denen ich mich in meiner „bevölkerten Einsamkeit" überließ, müssen sich eben auf meiner sonst ziemlich heiteren Physiognomie ausgedrückt haben, denn ein schwarzbrauner Lieutenant mit einem lebhaften, munteren Gesicht, schloß sich eilig an mich an, und führte sich mit dem Compliment ein, daß er glaube, an mir eine gewisse Lebensfrische und Aufgeräumtheit bemerkt zu haben.

„Sonder Zweifel," antwortete ich im nämlichen Tone, „wer wird unter so vielen alten Bekannten, und bei einer so munteren Unterhaltung Langweile haben?

„Höre", sagte der Lieutnant und blieb stehen, „ich erinnere mich nicht, jemals mit Jemand, besonders aber einem Lieutnant länger bekannt gewesen zu sein, ohne daß ich Bruder mit ihm gewesen wäre. Guten Tag mein Herzensbruder, wie geht Dir's in der Welt, alter Gesell," und dabei reichte er mir seine Hand, die ich lachend drückte, und unsere Bruderschaft war besiegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Beständigkeit oder Wankelmuth?

Vor einigen Jahren verlobte sich in Nordamerika ein junges, hübsches Mädchen mit einem ziemlich vermöglichen Pächter. Schon nahte der Tag, der ihre zärtlichen Wünsche krönen sollte, als plötzlich der Bräutigam von einem Fieber ergriffen wird, gegen welches in der Apotheke kein Mittel zu finden ist — vom Goldfieber. Er will sich und seine Zukünftige reich machen. Auf nach Californien! Schmerzlicher Abschied unter heiligen Schwüren der Liebe und Treue. Zwei Jahre ist er bereits abwesend; er ist glücklich gewesen und kündigt seine baldige Heimkehr an. Die Braut kauft sich den Seidenstoff zum Brautkleide. Es vergehen Wochen, Monate, kein Bräutigam erscheint, auch kein Brief mehr — grenzenlose Angst des armen Mädchens. Mittlerweile stellt sich ein junger Mann ein, der es unternimmt, die Verlassene zu trösten; anfangs vergeblich, dann etwas wirksamer, zuletzt mit vollkommenem Erfolg. Der Hochzeitstag ist angebrochen. Die Dame in bräutlicher Verschämtheit, umringt von ihren Freundinnen, harret des Erwählten. Man läutet am Hause. „Er ist's!" Der Diener tritt ein und meldet — den ersten, längst todt geglaubten Bräutigam. Er war in China, Japan gewesen, ein Paar Briefe mußten verloren gegangen sein — kurz, nun ist er da und bringt Geld in Fülle. Wahnsinnige Freude des Wiedersehens auf beiden Seiten. Da kommt Bräutigam Nro. 2; es gibt Erklärungen, Vorwürfe, Drohungen, hin und zurück. Entscheidung der Dame anheimgestellt. Sie wählt Bräutigam Nro. 1., der andere zieht traurig ab. Der anwesende Pfarrer nimmt die Trauung vor, und hier endigt die Geschichte mit der Frage: War das Beständigkeit oder Wankelmuth?

Telegramm des Dorfbarbiers.

Paris, Nachmittags 3 Uhr. Sicherem Vernehmen nach hat eine allerhöchste Person ¾ auf 2 Uhr zweimal bedenklich mit dem Kopfe geschüttelt. Der Rente fiel ⅛.

Paris, Abends 6 Uhr. Das Schütteln ist blos die Folge einer Fliege gewesen, welche sich auf die Nase einer allerhöchsten Person gesetzt. Die Rente ging auf den frühern Stand zurück.

Frankfurt. Alles beim Alten.

Neapel. Der Tag ging vollkommen in Ruhe vorüber, bis auf drei kleine Revolten, wobei es zwischen Nationalgarde und Volk zum Zusammentreffen kam. Die Zahl der Todten belief sich auf dreiunddvierzig, die der Verwundeten ist nicht ermittelt.

Schöppenstädt. Unsre Zeitung theilt in einem Extrablatte die wichtige Nachricht mit: So eben passirten Prinz Mottenburg-Fliegenschnauz-Rattenspatz hier durch, stiegen auf der Bahn-Restauration ab, tranken ein Glas Bier und hatten die Gnade, sich über eine daselbst befindliche Leberwurst beifällig zu äußern.

Woher das Böse?

Eine Frau, die den Fluch an sich hatte: „Das Donnerwetter soll dich verschmeißen" kam einst in ein Haus, wo sie ihrer Nachbarin Etwas erzählte, wobei sie öfters ihren Lieblingsfluch wirderholte: „Dich soll das Donnerwetter verschmeißen." Während sich beide Frauen so in liebreichen Gesprächen unterhielten, spielte das kleine vierjährige Kind mit seiner Kleiderpuppe auf dem Boden herum, und da ihm die Puppe nicht stehen bleiben wollte, sondern immer umfiel, sagte das Kind: „Dich soll das Donnerwetter verschmeißen!" Nun erst fingen die Alten an, über das Kind zu zanken, weil es geflucht hatte; an sich dachten sie wahrscheinlich nicht.

Triftiger Beweis. Einem Bauer kam seine junge Frau gleich im ersten Monate in die Wochen. Er fuhr daher in die Stadt und kaufte zwölf Wiegen. Auf dem Heimwege begegnete ihm sein Edelmann, der ihn fragte, was er geholt hätte. „Zwölf Wiegen," antwortete der Bauer. „Warum denn so viele?" fragte der Edelmann wieder. „Damit ich," versetzte dieser, „nicht so oft in die Stadt zu fahren und Wiegen zu holen brauche, wenn meine Frau alle Monate in die Wochen kommt." — „Einfältiger Kerl! fuhr der Edelmann fort, „wenn Du erst vor vier Wochen Hochzeit gehalten hast, so ist das Kind nicht das Deine." Der Bauer ward darüber böse und sagte zum Edelmanne: „Gesetzt, Sie kauften heute eine Kuh, die in vier Wochen ein Kalb bekäme, und ein anderer spräche, das Kalb gehört nicht Ihnen; würde Ihnen das gefallen?"

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 12. **VII. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum [illegible])

Sonntag den 24. März 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

„Aber, zum T . . . , wie heißt Du nur eigentlich! Ich habe gewiß Deinen Namen schon auf dem Tagesbefehl gelesen, aber das Namensgedächtniß ist nie meine starke Seite gewesen, besonders seit der Zeit, wo ich auf der Realschule war, wo die studirenden Bauernsöhne ihre Namen in jedem Jahre wenigstens dreimal wechselten. Ich erinnere mich an einen, der erst Jönsson, dann Collegiander, dann Kreidmayr, weil Papa Jönsson ein Gastwirth war, darauf Kolberg, dann Cederbaum und sechstens Lagerlund hieß. Aber, Donnerwetter! Deinen Namen wollte ich wissen, und nicht meine Geschichte erzählen. Lingen, sagst Du? Ein charmanter Name! Wie einfältig von mir, daß ich es nicht gleich getroffen habe; bist Du doch auch auf der Realschule gewesen! Lingen?

Mir will's nicht gelingen,
Auf den Namen Lingen
Schnell ein Lied zu singen!
Daß die Verse springen,
Und melodisch klingen
Ist vor allen Dingen — —

Doch halt! Jetzt finde ich keinen Reim mehr! Nun, ich hoffe, Du wirst gemerkt haben, daß ich Poet bin. Nicht wahr? Zweimal habe ich schon an unsern General-Divisionscommandanten, der, in Parenthese gesagt, ein alter feiger Haase ist, Dichtungen gerichtet, und ihm darin folgende Namen gegeben:

Ein alter Löwe, der
Als Sieger kommt daher;
Und seine Siegstrophäen
Am Rhein und Elbe stehen.

Gegenwärtig bin ich mit einem großen Heldengedichte in vierundzwanzig Gesängen, welches den Titel „Polycarpusiade" führen wird, beschäftigt; es beschreibt eine gewisse Heldenthat, die ein gewisser Graf und Obristlieutenant bei einer gewissen Eisfahrt auf einem gewissen Flusse im Lande Schoonen, vor einigen Jahrzehnten ausführte. Ein andermal will ich Dir den pompösen Eingang zu dieser unsterblichen Dichtung citiren; denn jetzt habe ich keine Zeit dazu, denn sieh, wir stehen bereits vor dem Palaste seiner eingebildeten Majestät. Tritt ein, glücklicher Jüngling! und sonne Dich in dem Glanze dieses unvergleichlichen „Herrschers". Unter einem herzlichen Lachen über die Munterkeit des unermüdlichen Schwätzers schlich ich, „der Geringste, der Letzte", in den Saal, wo nun die große Aufwartung vor sich gehen sollte.

Nach minutenlangem Warten ließ sich endlich der oben beschriebene, trabende Schritt im anstoßenden Zimmer hören. Die Thüre geht auf und der Obrist steht mitten unter uns, stolz wie ein Kaiser unter seinen getreuen Vasallen. Seinem dreimaligen äußerst gnädigen Nicken folgten die tiefsten Verbeugungen — und wie tief — und nun trat der Obristlieutenant vor, um die Probe seiner Beredsamkeit abzulegen. Zu diesem Ende hustete er, erhob seine widerwärtige kratzende Stimme, und hub an, indem er mit einem schlecht verborgenen Hohnlächeln sprach:

„Herr Oberst und Ritter!

Das Officiercorps hat die Ehre, dem Herrn Obersten seine Aufwartung zu machen; dem Herrn Obersten, dem es so außerordentlich verbunden ist, dem Herrn Obersten, dem es nie genug Dank wissen kann für seine unermüdliche Thätigkeit, den beispiellosen Eifer, die seltene Geschicklichkeit, womit ihm der Herr Oberst seit einer Reihe von Jahren vorsteht. Bereits in seiner Jugend mit dem Heldenlorbeer, gewonnen in Germaniens blutigen Schlachten, geschmückt, hat der Herr Oberst dazu in seinen reiferen Jahren noch die Eichenlaubkrone friedlicher Heldenthaten als Staatsmann, Denker und Beamter gefügt. Der Herr Oberst kann vollkommen überzeugt sein, daß wir die unvergleichlichen Verdienste des Herrn Obersten nach Gebühr und aus ganzer Seele bewundern; leider fühle ich mich zu schwach, diesen Gefühlen erschöpfende Worte zu leihen; aber von diesen Gefühlen auf das Wärmste durchdrungen, läßt das ganze hier versammelte Officiercorps durch mich dem Herrn Obersten die Bitte unterbreiten, fortwährend der Gnade theilhaftig zu werden, in des Herrn Obersten hohe Gunst und Wohlwollen eingeschlossen zu sein."

„Das gefällt dem Alten, so ist's ihm recht", flüsterte mein neuer Bruder, „aber es ist doch schamlos, mit den schwachen Seiten unseres guten Alten so unverantwortlich umzugehen. Wenn er's nur nicht gar merkt!"

Aber die Furcht des guten Lieutenant war durchaus überflüssig; denn der werthe Oberst nahm das Alles mit einer Leichtigkeit hin, die mich staunen machte. Während des Anhörens dieser grausam ironischen Rede hatte sich seine Brust bei jeder besonders geputzten Phrase gehoben und bei dem Schlusse der Harangue glaubte ich einen Augenblick, sie werde bersten. Mit einem Kopfnicken, stolzer als das, womit der Selbstherrscher aller Reussen seine Russen empfängt, dankte er dem sich tief verbeugenden Officiercorps, und rief dann: „Auditor, mein Promemoria bringen."

„Ich kann es durchaus nicht bei den übrigen Actenstücken finden", antwortete der Auditor nach langem Suchen.

„Verdammt", rief der Obrist, „das habe ich zu Hause vergessen. Ja, nun fällt mir's ein, das kommt daher, daß ich vergessen habe, auf das Promemoria besonders zu bemerken, daß man

es hieher bringen solle. Doch, das hat nichts zu sagen. Ich hoffe, auch ohne Promemoria fertig zu werden." Und nun warf er sich in eine stolze, theatralische Stellung und hub an:

„Meine Herrn!"

„Wer Ohren hat, zu hören, der höre," lispelte der muthwillige Lieutenant.

„Meine Herrn!

Es ist ein seit Jahrhunderten anerkannter, und von den weisesten Männern, die die Welt kennt, sowie auch von mir, nie geläugneter Satz, daß — daß — daß, mit einem Wort, daß, meine Herrn, kein Resultat, meine Herrn, existiren kann, ohne Prämissen, meine Herrn. Denn, gleich fest wie des Himmels azurfarbene Wölbung, meine Herrn, die sich von Sonnenaufgang im — im — im Westen, meine Herren, die sich erstreckt, sage ich, bis zu Sonnenuntergang im Osten, meine Herrn, — gleich fest steht der ewige, sublime Satz, daß die Prämissen sich verhalten zum Resultat, meine Herrn, wie — wie — — das Resultat sich verhält zu den Prämissen, meine Herrn. Der Herr Obristlieutenant hat sich so eben, eben so einzig wie würdig über meine Thätigkeit, meine Herrn, meinen Eifer, meine Herrn, und meine Geschicklichkeit mit gebührendem Lobe ausgesprochen. Was sind nun wohl diese gepriesenen Eigenschaften, die ich, wie ich gerne zugebe, wirklich besitze, — was sind sie anderes, meine Herrn, als — als Prämissen, meine Herrn! Und das Resultat, meine Herrn, das Resultat ist dieses, daß ich das mir in Gnaden anvertraute Regiment, meine Herrn, zu einer vorher nie geahnten Höhe und Vollkommenheit erhoben habe, meine Herrn. Ich hoffe' die Herren werden mich verstehen. Gleichwie die Wassercolonnen emporstreben zu jenen erstickenden Lufttheilchen der Atmosphäre, die wir Wolken nennen, meine Herrn, so — so — so, meine Herrn, geht das genannte Resultut wie geläutertes Gold aus dem Tigel der Prämissen hervor meine Herrn. Ich hoffe, die Herren werden mich verstehen. Und nun, da die Herren meine unvorgreifliche Meinung gehört haben, habe ich nichts mehr beizufügen. Gott zum Gruß, meine Freunde!"

„Was sagst Du zu unserem neuen Demosthenes?" lispelte mir mein neuer Freund in dem allervorsichtigsten Tone von der Welt in's Ohr, und ich muß Dir gestehen, daß ich die größte Mühe hatte, den mir auf den Lippen liegenden Lachkrampf während des Anhörens dieses gefährlichen Kauderwälsch zu bemeistern.

„Wie in Gottes Namen ist denn so etwas möglich!" fragte ich, und biß auf die Lippen, daß das Blut herauszuspringen drohte.

„Ach, mein Freund! Diese Rede war noch gar nichts gegen manche andere derselben werthen Person, die ich in meine Sammlung von „Raritäten" aufgenommen habe. Dieses war noch weitaus die vernünftigste, die ich ihn jemals habe halten hören. Sein Bild von den Wassercolonnen war wirklich einzig. Wassercolonnen! Ha, ha! Wo hat er dieses Wort wohl aufgeschnappt."

Nun sah ich zu meinem Schrecken den Obristlieutnant wackelnd auf mich loskommen. Er heftete seinen widerlichen Basiliskenblick auf mich und fragte: „Ist dies Unterlieutenant Lingen?"

„Ja, Herr Oberstlieutnant."

„Warum hat der Unterlieutnant vor Beginn der Parade mir und seinem Chef seine Aufwartung nicht gemacht?"

„Weil ich erst vor ein paar Stunden von Stockholm ankam," antwortete ich.

„Diese Entschuldigung gilt nicht. Unterlieutnant hätte so viel Verstand haben sollen, daß

er seine Reise früher hätte antreten müssen, um eine so unumgängliche Pflicht erfüllen zu können."

Dieses „Verstand haben sollen" piquirte mich; aber dennoch verbeugte ich mich und antwortete demüthig! „Ich glaubte . . ."

„Ein Unterlieutnant hat nichts zu glauben," unterbrach mich der Basilisk.

„Ich hoffte . . ."

„Ein Unterlieutenant hat nichts zu hoffen."

„Das ist hart," antwortete ich gereizt.

„Ah, so, ich glaube der Unterlieutenant will noch raisonniren?" brach der Basilisk heraus, und schoß einen Blick voll des entschiedensten Hasses auf mich.

„Im Gegentheil, ich bin so einsilbig wie möglich," antwortete ich und sah ihm unerschrokken in die entsetzlichen Augen.

„Der Unterlieutenant ist widerspenstig, merke ich, wie alle entlaufenen Cadettenbuben. Ich kenne diese Herren schon. Sie taugen zu gar nichts, haben aber eine gewaltige Einbildung von sich."

„Wenn diese Beschreibung nicht wahr wäre," antwortete ich außer Stande, meinen Zorn länger zu unterdrücken, „so habe ich alle Ursache zu vermuthen, daß der Herr Obristlieutnant selbst Cadett war."

Nun solltest Du den Basilisken gesehen haben! Er sagte kein Wort, aber die schmalen Spindelbeine fingen an zu schwanken, wie die Binsen beim Wind, und aus seinem Auge schoß ein langer, langer Strahl, an dem ich deutlich sehen konnte, daß ich zum ersten Male in meinem Leben einen Feind, einen unversöhnlichen Feind bekommen hatte. Aber schnell hatte er seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, und mit einem kalten Hohnlächeln sagte er: „Es handelt sich hier um nichts anderes, als daß der Unterlieutenant einen Formfehler begangen hat. Solche Fehler in unserem Stand, wo die Formen eine so wichtige Rolle spielen, müssen gestraft werden, und deshalb, Unterlieutnant wird mich verstehen, nur deshalb sehe ich mich, gegen meinen Willen, genöthigt, dem Unterlieutnant einen Arrest von vierundzwanzig Stunden, nach Schluß der Aufwartung zu diktiren. Jetzt aber folgen Sie mir, ich will Sie dem Herrn Regiments-Chef vorstellen.

Der Regimentschef, der sich kaum darum kümmerte, ob er mich sah oder nicht, hatte für mich ein leichtes, fast unmerkliches Nicken, und damit war die ganze Vorstellung abgemacht. Ich ging zu meinem Platz zurück und dachte bei mir selbst: „Also in Arrest geschickt, gleich in der ersten Stunde, wo ich in Dienst trete, und das obendrein gegen den Willen des Obristlieutnants. Ein hübscher Anfang, bei meiner Seele!"

„Was hat der Obristlieutnant mit Dir gewollt?" fragte der schwarzbraune Lieutenant.

„Ach, er gab mir einen 24stündigen Arrest, weil ich ihm nicht noch vor Anfang der Parade meine Aufwartung gemacht habe," antwortete ich.

„Ha, wie der Mann gut ist! Sein edles Herz verläugnet sich nie. Auch mir hat er schon oft diese angenehme Muße verschafft, die zur Anstellung religiöser, philosophischer und poetischer Betrachtungen so geeignet ist. Er ist mit diesen Gaben so verschwenderisch, wie unser Herr mit seiner Barmherzigkeit, und das Sonderbarste dabei ist, daß

So viel er auch mag spenden,
Er wird niemals erschöpft,

wie Tegnér sagt. Aber da sehe ich, daß der werthe Mann in Frage schon durchgebrannt ist, da ihn jetzt die Reihe trifft, die Aufwartung des Officiercorps unter Anführung des zweiten Majors entgegenzunehmen. Hiernach werden wir, geführt vom dritten Major dem zweiten Major unsere Aufwartung machen, dann, den ältesten Hauptmann an der Spitze, dem dritten Major, und so weiter in infinitum. Du hast also einen langen Marsch vor Dir, ehe Du in Deine Freistätte, die Dir die Güte des Obristlieutenants eröffnet hat, eingehen darfst. Komm nun! Ich sehe, daß unsre Kameraden schon bereit sind. Ich will Dein guter Mentor sein, gleichwie Du Dich als folgsamen Telemach zeigen wirst."

„Aber warum können denn alle diese Aufwartungen nicht hier und auf Einmal vor sich gehen?" fragte ich in meiner Einfalt meinen neuen Freund, während wir uns zum Vorzimmer hinaus drängten. Aber, o Unglück! Ein nicht eben zärtlicher Hauptmann, der unmittelbar vor mir ging, hatte meine Frage gehört. Wie ein Blitz wandte sich das umfangreiche Haupt um, und ich hörte die mit vielem Nachdruck gesprochenen Worte: „es steht dem jüngsten Lieutenant durchaus nicht an, hier zu raisonniren", und damit war ich „getödtet", wie man sagt.

„Da, da hast Du die Antwort, mein alter Knabe," lispelte mein Begleiter mit unnachahmlich leiser Stimme. „Du hast Dich, merke Dir's wohl, über gar nichts zu verwundern, was da auch kommen möge. Du wirst wissen, daß dieß ein Regiment ist, welches, um des Obristen eigene Worte zu gebrauchen, „auf eine vorher nie geahnte Höhe von Vollkommenheit gebracht worden ist", und deßhalb ist unser Diensteifer, der einen vorher nie geahnten Grad von Vollkommenheit erreicht hat, auch so beispiellos vollkommen Aber Du bist jung und kannst leicht „springen". Ich für meinen Theil habe bereits angefangen, diesen Thorheiten zu entwachsen. Es ist die hübsche Uniform, in die wir in unserer Jugend so vernarrt sind, daß wir Soldat werden, und zwar lediglich des schönen Geschlechtes wegen, dessen liebenswürdige Repräsentantinnen, von Kindheit auf an ihre hübschen Puppen gewöhnt, später in der Zeit „die ewig grünen bleiben möge" ein anderes Spielwerk haben wollen, wie z. B. Epauletts und Schnurrbärte. Und wahrhaftig, der Böse soll mir's anhaben, wenn eine einzige Christenseele Soldat bleiben möchte, wenn auf einmal der Befehl erschiene, daß alle Männer dieselbe Uniform tragen und mit Schnurrbärten versehen sein müßten. Denn dann hätten ja uns're Schönen Spielzeug genug, um sich damit zu unterhalten, und brauchten ihre Seligkeit nicht in der Armee zu suchen. Ja, das war diese vermaledeite Liebe, die eines Tages das Quarré, wodurch ich mein lieutenantliches Herz gesichert glaubte, durchbrach — und nun, was bekam ich? Viele, viele tausend Küsse, das versteht sich, ja, und vielleicht sogar auch das Herz, aber, siehst Du, die Hand mit allem Uebrigen, was ich gerade haben wollte, die bekam eines schönen Morgens ein reicher Fabrikbesitzer, und ich armer Teufel stand da, beschämt, mit meinem Degen und meinen betrogenen Hoffnungen. Da erst fing die glänzende Uniform an, mich wie eiserne Fesseln zu drücken, und in einer poetischen Stunde floß folgendes unsterbliche Gedicht aus meiner Feder, das übrigens, wie man mir später sagte, mit der Jeremiade eines gewissen Leporello große Aehnlichkeit haben soll. Nun, große Geister streben sich entgegen, das wirst Du aus den Strophen am Besten beurtheilen können:

Ehrenvoll, so prahlet man,
Ist der Kriegerstand, der hehre;
Gott gesegne diese Ehre!
Mich geht's wahrlich nimmer an.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Schweiß durch alle meine Poren,
Ew'ge Grobheit von Majoren,
Und gleich heißt es: „Zur Stockwacht!“

Schlechten Sold und kein Credit,
Exercieren, arrestiren;
Nein, der müßte deliriren,
Den's zu dieser Ehre zieht!

„Aber nun stehen wir vor der Wohnung unseres gemeinsamen Freundes. Die Fortsetzung ein andermal“, sagte mein geschwätziger Freund, der vor andern seines Gleichen wenigstens das Verdienst voraus hatte, daß man ihm gerne zuhörte.

Ich will Dich mit der Beschreibung dieser, als der darauffolgenden Aufwartungen verschonen, noch weniger aber die hinreißenden Reden anführen, die dabei hervorgehustet und herausgezwängt wurden. Genug davon; nach ein Paar Stunden war die große Runde gemacht, und ich — befand mich im Arrest auf meinem Zimmer, doch nicht einsam, weit entfernt! denn eine Menge jüngerer Kameraden, mit denen mich mein Mentor bekannt gemacht hatte, theilten getreulich meine Gefangenschaft. Bouteillen wurden requirirt, Smollis getrunken, dem Obristlieutenant ein „Pereat“ gebracht, Oppositionspläne geschmiedet, und ich muß gestehen, ich habe selten einen vergnügteren Abend erlebt. Die Kameradschaft ist das einzige, was das Militärleben werth macht, und ohne diese wäre es eine Hölle auf dieser Welt.

Du wunderst Dich vielleicht darüber, daß ich, ein so junger Officier, schon zu dieser trübseligen Erfahrung gekommen bin, aber wenn Du nur einen einzigen Tag unter meinem hochwohlgebornen Obristlieutenant Dienst machen müßtest, würdest Du gewiß auf meine Ansichten eingehen.

Des andern Tages Morgens sammelten wir uns zum Exerciren auf dem Marktplatze, wo wir nun zum allgemeinen Spectakel für Gassenjungen, Dienstmägde und Ladendiener dressirt wurden.

Der Obristlieutenant commandirte uns, und ich konnte bald sehen, welch' guten Freund ich an ihm gewonnen hatte, denn wie ich mich auch stellen mochte, immer hagelten Bemerkungen auf den unglücklichen Lieutenant Lingen. Bald saß meine Schärpe schief, bald meine Mütze, bald war die rechte Achsel aus dem Glied, bald die linke, bald hatte ich mein Feldherrnkinn zu sehr erhoben, bald zu tief gesenkt, und als ich gar am Ende während eines Balancemarsches an einem Steine ausglitt, rief der Basilisk außer sich vor Zorn: „Was tausend hat denn der Lieutenant Lingen! Lieutenant verdirbt das ganze Defilé. Lieutenant marschirt nicht im Glied &c. &c. Kommen Sie hieher, ich will Sie gehen lernen.“

Ich folgte dem Befehl, aber als ich zu ihm herangetreten war, sagte ich leise: „Herr Obristlieutenant, ich bitte zu bedenken, daß wir hier auf offenem Markte stehen, und was Ihre Güte betrifft, mich gehen lehren zu wollen, so glaube ich, aufrichtig gesagt, daß meine Beine für diese Kunst besser passen, als die des Herrn Obristlieutenant.“

„In's Glied!“ rief er, und schoß einen der Blicke auf mich, von denen ich schon gestern einen erhalten hatte.

Darauf sollte das „Rechtsumkehrt!“ besser einstudirt werden, aber vorher gab der Obrist-

lieutenant folgende Instruktion: „Der Fuß darf nicht höher als ein Briefbogen gehoben werden. Also gut! Rechtsum kehrt euch!!“

Außer Stande, diese sonderbare Instruktion zu fassen, hob ich meinen Fuß gute neun Zoll; aber, hilf Himmel! wie schrie jetzt der Befehlshaber: „Was zum T...! hat Lieutenant Lingen keine Ohren? Ich sagte ja ein „Briefbogen“! Hat der Lieutenant nicht gehört. Reden Sie!“

„Ja, ganz gewiß habe ich es gehört, aber ich konnte nicht wissen, ob der Herr Obristlieutenant die Länge, die Breite, oder Dicke des Bogens gemeint hat.“

Alle Offiziere brachen in ein schallendes Gelächter aus, und der Obristlieutenant schleuderte mir wieder einen seiner verteufelten Blicke zu. So ging es schon am ersten Tage zu; was weiter?

Aber nun genug von diesen Kleinigkeiten, deren Du jetzt sicherlich überdrüssig sein wirst. Ich habe sie nur deßhalb niedergeschrieben, damit Du Dir lebhafter vorstellen kannst, in welcher lieblichen Lage sich Dein unglückseliger Freund befindet. Für mich, der bisher an eine humane Behandlung von Seiten unserer Vorgesetzten gewöhnt war, ist dieser Unterschied doppelt fühlbar; aber man gewöhnt sich an Alles, sogar an die Basiliskenblicke des Obristlieutenants.

Die Poststunde naht, und ich bin deßhalb verhindert, Dir über unsere Regimentsschule eine so ausführliche Beschreibung zu geben, wie ich es wünschte; denn Du wirst wissen, daß hier jeden Vormittag Unterricht gegeben wird, wobei unser aimabler Obristlieutenant unseren Schulmeister macht. Es ist kläglich und lächerlich zu gleicher Zeit, wenn man sieht, wie die alten, grauhärigen Hauptleute, mit Brillen auf den Nasen, dasitzen und vor dem Examinirtwerden bange haben, wenn ihnen der Examinitor so eine kitzliche Frage über den Felddienst vorlegt, und wie betrübt sie werden, wenn sie einen strengen Verweis bekommen, rascher zu arbeiten und ihre Lectionen besser zu lernen. Ich fühle wahrhaftig ein kleines Mitleid mit diesen fünfzigjährigen Schuljungen; aber wenn sie solche offenbare Chicanen ertragen, so verdienen sie wirklich ihr Schicksal.

Da ich mich nun einmal in diese dürre Pedanterie, und diese elende nichtssagende Geschäftigkeit, die im „Friedensdienst“ herrscht, nicht finden kann, so habe ich mich schon hin und her besonnen, ob ich nicht nach Frankreich durchbrennen soll, um dort in die Fremdenlegion zu treten. Dort kann ein Mann mit Herz und Brust wenigstens beweisen, daß er noch zu etwas Besserem taugt, als zum Auswendiglernen von Lectionen und zum „Briefbogenexerciren.“ Aber dazu braucht es Geld, um bis dorthin zu kommen. Doch, kommt Zeit, kommt Rath. Lebewohl! Vergiß nicht

Deinen bergfesten Freund Hjalmar.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanisches Testament.

Ganz kürzlich, sagt ein Newyorker Blatt, starb ein bejahrter Gentleman, ein Pflanzer in einem der südlichen Staaten, der ein Vermögen von 100,000 Dollars hinterließ, über das er in seinem Testamente in folgender Art verfügt hat: Ich vermache mein ganzes Vermögen den Kindern meines Bruders unter den folgenden Bedingungen: Da ich wünsche, meine Erkenntlichkeit für den Dienst auszudrücken, den mir mein neufoundländer Hund erzeigt hat, der mir eines Tages, als ich in Gefahr war zu ertrinken, das Leben rettete, und da es mir zu sehr am Herzen liegt, für meine Haushälterin zu sorgen, so ernenne ich meine erwähnte Haushälterin zur Wärterin, Vormünderin und Mutter meines Hundes. Meine natürlichen Erben sollen ihr in dieser Beziehung aus meinem ganzen Vermögen täglich eine Summe in folgender Weise zahlen: Die tägliche Bezahlung soll fortdauern, so lange der Hund lebt, doch keine Sekunde länger. Während des ersten Jahres nach meinem Tode, oder so lange der Hund leben wird, soll meine Haushälterin täglich 5 Dollars empfangen, im zweiten Jahre soll sie täglich 10 Dollars, im dritten 15 Dollars empfangen und sofort bis zum Tode des Hundes. Im Laufe des Monats, in welchem der Hund sterben wird, soll meiner Haushälterin für jeden Tag der Existenz des Hundes eine Summe von 125 Dollars bezahlt werden. An dem Tage seines Todes soll sie für die Stunde des Lebens des Hundes 250 Dollars erhalten. In der letzten Stunde seines Lebens soll sie für die jede Minute die er lebt, 375 Dollars, und für Sekunden der letzten Minute 500 Dollars bekommen. Mein Notar ist beauftragt, über die pünktliche Ausführung meines letzten Willens zu wachen." Dieser excentrische Herr scheint für seinen Hund ähnliche Gesinnungen, wie Lord Byron für den seinigen, genährt zu haben. Was die Erben denken oder thun werden, können wir nicht sagen, wir würden uns aber sehr wundern, wenn der Hund noch lange am Leben bliebe. Angenommen der Hund stürbe 59 Minuten und 59 Sekunden nach 5 Uhr Abends am dreißigsten Tage des ersten Monats nach dem Tode seines Herrn, so würde die Haushälterin von den Erben folgende Summen fordern können:

30 Tage zu 125 Dollars	=	3,750 Dollars,
11 Stunden zu 250 Dollars	=	2,750 „
59 Minuten zu 375 Dollars	=	22,125. „
59 Sekunden zu 500 Dollars	=	29,500 „

Summa 58 125 Dollars.

Katechisation über die Vorsehung Gottes. Bibelspruch: „Warum sorget ihr für die Kleidung? etc. etc." Pfarrer: „Das Hemd, das du anhast, aus was ist es gemacht?" — Kind: „Aus nichts." — Pfr.: „Gib einmal acht, das Hemd ist allerdings aus einem Stoffe verfertigt. Nun, so sag' mir einmal, wer es gemacht hat?" — K.: „Niemand." — Pf.: „Das ist auch nicht wahr. Die Näherin wird es gemacht haben?" — K.: „Nein." — Pf. Oder vielleicht deine Mutter oder Schwester?" — K.: „Nein." — Pfr.: „Dummes Ding, ist denn dein Hemd auf einem Baum gewachsen?" — K.: (weinend): „Ich hab' kein's an!"

Ein Wiener Fiaker mißhandelte ungerechter Weise einen Knaben. Die Umstehenden wollten sich eben an ihm vergreifen, als ein feiner Herr einstieg und fortzufahren befahl. Wohin Ew. Gnaden?" rief der Kutscher. — „Nach der Polizei." — „Was krieg' ich? — Fünf und zwanzig. (Der Herr war ein Polizeibeamter. Das Publikum gab sich zufrieden.)

Der Sohn eines Berliner Friseurs bekam in diesen Tagen eine Vorladung, sich vor der Kreisersatzkommission zu stellen. Der Vater und die gesammte Familie zerbrachen sich den Kopf darüber, was die Militärbehörde mit dem Jungen will, denn derselbe ist — netto drei Jahre alt!

Die Bayern sind nicht mehr ausschließliche Virtuosen im Biertrinken; auch in Berlin gibt es dergleichen. Der „Publicist" erzählt von einem Schmidgesellen, der jüngst in einem dortigen Bierlokal hintereinander zwölf „Weiße" und zwar jede in einem Zuge leerte und dadurch eine Wette von 23 Thalern gewann.

Redaction, Druck und Verlag von J. K. Nietsch.

Nr. 13. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 31. März 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

III.

Aus vorstehendem Briefe kann der Leser schließen, daß unser Held sich nicht so außerordentlich glücklich fand, wie neugebackene Lieutenants im Allgemeinen zu sein pflegen. Sein freier Sinn fügte sich wohl jeder menschlichen Ordnung, aber er verachtete jede unnöthige Quälerei und insbesondere jeden gemeinen Mißbrauch der beinahe unbegränzten Macht, die die Kriegsartikel in die Hände der Vorgesetzten gelegt haben. Dazu kamen aber noch andere Kümmernisse. Er war, was man nennt „abgebrannt", und noch nie in seinem Leben war er in den Fall gekommen, jene edle Kunst üben zu müssen, welche in eingeweihtem Kreise „Pumpen" genannt wird. Viel lieber wäre er auf eine feindliche Batterie losgegangen, als zu einem Geldmanne, um eine Anleihe zu „negociren", von der er nicht wußte, ob er sie würde zurückzahlen können.

Verstimmt durch diese allerdings etwas trübselig n Gedanken, die freilich den liebenswürdigen Leserinnen ganz fremd sind, ging er eines Nachmittags aus, um seine Schwermuth durch einen Spaziergang in freier Luft zu erleichtern. Er hatte vorher seine kleine Casse überzählt, und wie er auch zählen mochte, die Summe war bei drei Reichsthaler Banco stehen geblieben. Was konnte man damit anfangen? Und am nächsten Tage sollte Propretätsparade sein! das sah wirklich betrübt genug aus, und wir können es Hjalmar nicht verdenken, wenn er so tief und schwer seufzte, als ob der ganze Chimborasso auf seiner Brust läge. Wir haben bereits gesagt, daß er nie vorher „auf Pump" ausgegangen war. In der Jugend, wo man keinen Kredit hat, lebt man in einer glücklichen Unwissenheit über dieses gefährliche Manöver; ist man aber einmal in die Welt eingetreten, so hat der Mittellose kein anderes Mittel, das er ergreifen könnte.

Hu! Es ist schwer auf dieser Erde wandeln, in Mönchsgewand, und Peregrinus heißen! sagt Nicander in seinem Runenschwert, aber tausendmal schwerer ist doch „auf dieser Erde wandeln" in des Königs Uniform und Borgias, oder etwas dergleichen heißen. Der erste Gang

ist bei allen Dingen der schlimmste, und besonders auf dem Wege der Anlehen. Hat man der Schande nur einmal den Kopf abgebissen, so geht es hernach schon leichter, und heutzutage geht es für einen großen Theil unserer jungen Herren sogar so leicht, daß sie das Pumpen für ein Vergnügen und Bezahlen für eine ganz überflüssige Sache ansehen.

Unser Freund Hjalmar gehörte keineswegs zu diesem Kaliber. Er konnte weder eine Anleihe negociren, noch hätte er, wenn er dieses auch gekonnt hätte, gewußt, wo er hätte leihen können. Er wußte nur eines: daß er Geld brauchte — und dieses Bedürfniß ist weitaus hinreichend, um den Stempel des Kummers selbst dem fröhlichsten Gesichte aufzudrücken.

Er ging gerade in seine düstere Gedanken vertieft und sah betrübt zu Boden, als er plötzlich eine muntere Stimme rufen hörte: „Bist du der fidele Lingen, oder ein neuer Sixtus, der die Schlüssel zum Himmelreich sucht! Gib Antwort, Menschenkind! Bist du ganz verrückt geworden?“

Hjalmar sah auf und der lustige poetische Lieutenant, dessen er in seinem Briefe erwähnte, stand vor ihm. In seiner augenblicklichen schweren Gemüthsstimmung konnte nichts willkommener sein, als diese Begegnung. Er umarmte ihn deßhalb herzlich, und fragte ihn, wohin er ginge.

„Dumme Frage!“ antwortete der lustige Vogel, „auf's Pumpen gehe ich, versteht sich. Wie unerträglich einförmig wäre nicht das Leben, hätte ich nicht meine Schulden, die bisweilen meine Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen?

Hjalmar seufzte.

„Du seufzest! bist Du vielleicht in derselben Klemme? Das wäre verteufelt schön von Dir, denn ich habe schon einige kleine Pläne auf Dich gebaut.“

„Auf mich? fragte Hjalmar, bei Gott, ich habe selber nichts.“

„Das weiß ich so gut wie Du! fuhr der Andre fort; aber weißt Du, ich habe so einem kleinen dummen Kerl von einem Spießbürger, der zugleich die Eigenschaft eines schmutzigen Wucherers besitzt, weiß gemacht, du seiest ungeheuer reich, und hättest große, große Güter und Werke da droben in Nordland.“

„Aber das ist ja eine großmächtige Lüge“, wandte Hjalmar ein.

„Bah! das will nichts bedeuten! Wer ist wohl einem Wucherer Wahrheit schuldig? Ich meine es ist genug, wenn man ihm Geld schuldig ist. Aber höre nun, wie fein, wie ächt diplomatisch ich mir die Sache ausgedacht habe: der Wucherer glaubt nämlich, Du seist ungeheuer reich, du leistest Bürgschaft, ich nehme das Anlehen und uns beiden ist geholfen. Spreche ich nicht wie ein Engel? Sag an!“

„Aber du mußt das Anlehen ja zurückbezahlen!“ wandte Hjalmar ein.

„Ja, das pflegt gewöhnlich bei Anlehen der Fall zu sein, aber wir können die Sache ja so einrichten, daß wir uns nicht zu übereilen brauchen. Der Mann wartet so gerne, wenn er nur monatlich seine zwei Procent bekommt. Du bist doch dabei, oder wie?“

„Noth hat keine Tugend“, sagte Hjalmar seufzend, „gehen wir! Aber ich schäme mich wirklich, jetzt in Wuchererhände zu gerathen.“

„Wuchererhände! was schwefelst du da! Wucherer sind die liebenswürdigsten Menschen auf der Welt und tausendmal besser, als diese sogenannten, ehrsamen, reichen Sechsprocentmänner, die einem versichern, sie würden einem bedrängten armen Teufel „so ungeheuer gern“ helfen, die es aber gleichwohl nie und nimmermehr thun, „weil sie zufällig für den Augenblick gar kein Geld haben.“ Es gibt wahrhaftig keine unbarmherzigeren Kerls, als diese Ehrenmänner, vor

denen uns Gott in Gnaden behüten und bewahren möge! Wie könnte ein Soldat sich ohne Wucherer und Marketender durchschlagen! Aber sieh, hier wohnt der Ehrenmann. Gehen wir hinein!

Vor Scham erröthend trat Hjalmar an der Seite seines Mephistopheles in einen dunklen, schmutzigen Winkel, wo ein kleiner, kleiner Mann über ein großes, großes Contobuch gebückt saß. Der lustige Lieutenant ging eiligen Schrittes zu dem Geldmann, schlug ihn auf die Schulter und hub an:

Hör' mich, Du Mann der güld'nen Gulden,
Schließ' auf die Pforten deines Ohrs;
Du weißt, die Söhne des Mavors
Sind arm an Geld, doch reich an Schulden.
So öffne deine vollen Kisten,
Laß' Deinen Thalern freien Lauf!
Nimmst Du mich nicht in Gnaden auf,
Wird mich das Unglück überlisten.
Halb bin ich schon im Garn des Bösen,
Doch Du hast Macht, mich zu erlösen!

„Der Herr Lieutenant sind immer so aufgeräumt, sagte der Wucherer keuchend, aber ich habe wirklich für den Augenblick keinen Heller.“

„Besudle deine edlen Lippen nicht mit einer Unwahrheit,“ rief der Lieutenant. „Sie ohne Geld? Gott ver . . . doppele meine Einnahmen! Eher wird der Wenersee kein Wasser, Schweden keinen Branntwein, und ich selbst keine Schulden mehr haben, als Sie, liebenswürdigster aller Sterblichen, kein Geld.“

„Ich versichere Sie, daß das wahr ist“, sagte der Wucherer.

„Ist das wahr, so ist es eine verd.... Lüge“, wandte der Lieutenant ein. „Aber öffnen Sie jetzt Ihre Ohren, damit sie „Vernunft trinken!“ Sehen Sie diesen jungen Mann hier, den Lieutenant Lingen? Der könnte diese ganze elendige Stadt kaufen, wenn er wollte. Und merken Sie auf, dieser Mann will Bürgschaft für mich leisten. Was haben Sie dagegen einzuwenden.“

Der Wucherer machte dem r e i c h e n Hjalmar eine tiefe Verbeugung, „aber da der werthe Herr Kamerad so reich ist, warum leihen Sie nicht von ihm?“ wandte er ein.“

„O, Sie versteckter, hartherziger Mann, dem ich sonst meine ungetheilte Hochachtung in so gehäuftem Maße schenken wollte, begreifen Sie nicht, daß sogar ein reicher junger Mann, der sein Gut n i c h t gegen e h r l i c h e Z i n s e n ausleiht, wie Sie, bisweilen auch ohne Ueberfluß des Geldbeutels sein kann? Lieutenant Lingen erwartet täglich einen bedeutenden Wechsel, aber er ist bis jetzt ausgeblieben, sicherlich durch Versäumniß seines Commissionärs. Sonst könnten Sie vollkommen überzeugt sein, daß ich Sie nicht mit meinem Besuche beehrt hätte.“

„Aber hat denn der Herr Lieutenant seinen recommandirten Brief, den ich heute auf der Post sah, nicht abgeholt?“ fragte der Wucherer.

„Ein recommandirter Brief an mich? Das ist unmöglich!“ rief Hjalmar.

„Ich kann Sie versichern, daß ich diesen Brief mit meinen eigenen Augen gesehen habe,“ sagte der Wucherer. „Ich pflege immer das Postbuch zu studiren, um über meine Kunden eine

sichere Controle zu führen, verstehen Sie, hi! hi! und ich sah deutlich in dem Postpaquet von Götheborg: „H. Lingen. Recommandirt!"

„Da gehen wir gleich, um unseren Brief abzuholen", rief ihm der Lieutenant rasch in barschen Ton zu; „leben Sie wohl, knauseriger Blutsauger! Der Wechsel ist da, und Sie sollen erfahren, weil Sie beleidigt haben. Nichts für ungut! Adieu, Geldwurm!"

Mit diesen Worten faßte der Lieutenant den ganz bestürzten Lingen unter dem Arme und ging hinaus, fast ebenso hochtrabend und aufgeblasen, wie der Obrist selbst.

„Aber wie in aller Welt ist es möglich, daß ich einen recommandirten Brief bekommen haben soll?" sagte Hjalmar verwundert. „Ich kenne weder in Nord, noch Süd, weder in Ost, noch West Jemanden, von dem ich auch nur einen Heller erwarten könnte."

„Der tausend!" sagte sein Freund bekümmert, „vielleicht enthält der Brief eine für dich wichtige Urkunde, wie es scheint. Da wären wir hübsch angekommen!"

„Ich erwarte ebensowenig Acten. Ich habe, Gott sei Dank, noch mit keinem Menschenkinde auf Gottes weiter Erde Geschäfte gehabt."

Dann muß der Brief Geld enthalten, prophezeite der Lieutenant; „aber das Räthsel ist gleich gelöst, denn hier ist das Post-Bureau. Tritt ein, und möge Fortuna deine Schritte begleiten."

Kaum hatte Hjalmar die Thüre geöffnet, als ihm der Postmeister entgegenrief: „Sie haben einen recommandirten Brief bekommen, Herr Lieutenant. Ich dachte gerade daran, Sie davon in Kenntniß setzen zu lassen. Sehen Sie, hier!"

Hjalmar nahm den Brief, und öffnete das Couvert nicht ohne ein gewisses Zittern. Nicht minder ängstlich sah sein munterer Kamerad dieser Verrichtung, die ihm viel zu langsam vor sich zu gehen schien, zu. Aber wie leuchteten nicht beider Blicke, da ein, zwei, drei, vier, fünf große Cassascheine auf den Boden fielen!

„Ach sieh, Zettel!" rief der Lieutenant außer sich vor Freude und küßte die papierenen Zauberer. „Seit drei Tagen habe ich nur mehr drei Schillinge, mit denen ich mich durchbringen soll. Ach, sieh da, Bancozettel! Bancozettel!"

Hjalmar hatte indeß den Inhalt des Briefes übersehen. Ein leichter Seufzer, wie von inniger Dankbarkeit, entstieg seiner Brust. Schweigend steckte er die Bancozettel und den Brief zu sich, und ging natürlich in Begleitung seines theuren Kameraden, der nun ganz besonders seinen guten Grund hatte, seinen Freund nicht zu verlassen.

Kein Wort konnte Hjalmar, während er so weiter ging und den Weg nach seiner Wohnung einschlug, hervorbringen. Alles Husten und Räuspern seines Freundes konnte ihn nicht aus den tiefen Gedanken, in die er versunken war, wecken.

„Aber was in Himmels Namen ist über Dich gekommen?" sagte endlich sein Begleiter, außer Stand, länger dieses Schweigen zu beobachten! „Du hast Geld wie ein Nabob, und doch schweigst Du wie ein Stock. Wie ist das nur möglich? Bin ich einmal bei Cassa, hui! Da geht's in Saus und Braus. Nein, Gott ver . . . dopple meine Einkünfte, aber das geht nicht mit richtigen Dingen zu!

Nun bleibt der närische Junge stumm,
Und hat doch multum, plus, plurimum
Bekommen aus dem Elysium!
Ich wäre schon im Delirium!

Nun wohl, so geh' auf dein Zimmer drumm,
Und bleibe dort so stumm und dumm!

„Ja ich wünschte wirklich, auf eine Stunde allein zu sein", sagte Hjalmar lächelnd dem kühnen Reimer.

„Aber Du kannst mir doch wohl sagen, von wem der Brief ist", sagte dieser.

„Von Gott," sagte Hjalmar leise. „Mehr kann, will und darf ich Dir nicht sagen."

„Alle gute Gabe und alles vollkommene Gute kommt von oben", sagte der Schwätzer. „Diese Antwort ist klar und befriedigend, bei meiner Seele, aber ich bin wahrhaftig nicht neugierig"

„Das ist schön von Dir, aber Du würdest mir wirklich einen großen Dienst erweisen wenn Du keinem Menschen etwas von diesem Briefe sagtest."

„Parole d'honneur! Kein Wort?" betheuerte der Lieutenant.

„Nun, Lebewohl! Auf Wiedersehen heute Abend!"

„Noch ein Wort, mein Herzensbrüderchen" sagte der Lieutenant und faßte Hjalmar am Rockschoße. „Du wirst Dich erinnern, Liebenswürdigster, daß wir so eben auf „Pump" ausgegangen waren. Nun wohl! Vorhin war ich es, der Dir Geld schaffen wollte, und nun vermuthe ich, Du werdest zu demselben Gegendienst bereit sein. Nicht wahr? Du Fortunas erstgeborner Sohn! Ich bin vollkommen zufrieden mit einem einzigen dieser gelben Vögel. „Nächstens kriege ich schon wieder einen Andern dran, und sollst Du, längstens in einem Monat, Dein Eigenthum zurückerstattet erhalten."

„Du sollst ihn haben," antwortete Hjalmar, „aber heute Abend. Besuche mich dann! Adieu!"

Auf seinem Zimmer angekommen that Hjalmar etwas, worüber sicherlich viele seiner Waffenbrüder gelacht haben würden: er fiel nämlich auf die Knie, und dankte Gott in einem warmen Gebete für die unvermuthete Hilfe, die ihm, gleichsam vom Himmel selbst, gespendet worden war. Mit Thränen in den Augen, aber mit fröhlicher heiterer Miene stand er dann auf, zog den räthselhaften Brief wieder hervor und durchlas ihn von Neuem.

Der Inhalt war folgender:

„Herr Lieutenant!"

„Ein sehr intimer Freund Ihres verlebten Vaters ist kürzlich ganz unvermuthet in den Besitz eines großen Vermögens gekommen, und er glaubt, einen geringen Theil davon nicht besser anwenden zu können, als indem er damit einen jungen Mann unterstützt, der, nach Allem, was er gehört hat, so gute Hoffnungen von sich erweckt. Fahren Sie fort, den Weg der Tugend zu betreten, lieben Sie Freude und Vergnügen, aber jene Freude, der nicht die Reue folgt, und jenes Vergnügen, das nicht die Seele vergiftet, und Sie können versichert sein, daß Ihres Vaters und Ihr eigener Freund, der bis auf Weiteres unbekannt bleiben will, allen Ihren Unternehmungen mit der wärmsten Theilnahme folgen wird. Eine gleich große Summe, wie die inliegende, haben Sie mit Anfang des nächsten Jahres zu erwarten, gleichwie künftig zweimal des Jahres, wenn Sie dem Rathe folgen, den ich Ihnen zu geben mir die Freiheit genommen habe.

Es beruht auf einigen höchst wichtigen, noch in der Hand der Zukunft liegenden Umständen, ob oder wann ich das Vergnügen haben kann, mich Ihnen persönlich erkennen zu geben. Aber daß dieser Tag einmal kommen wird, dessen bin ich gewiß. Bis dorthin leben Sie wohl! Geben Sie sich keine Mühe nach mir zu forschen; das wäre vergeblich.

Schließlich bitte ich Sie auf das Wärmste, keinen Augenblick Bedenken zu tragen, diese kleine Summe anzunehmen, die Ihnen anbieten zu können ich das Glück habe; denn ich kann Ihnen die heilige Versicherung geben, daß ich dadurch nur zu einem geringen Theile eine große unvergeßliche Schuld abtrage.

Ihr unbekannter, aber von Herzen ergebener
Freund * * *"

„Wie sonderbar," sagte Hjalmar für sich selbst. „Aber ich habe eine neue Stütze für den schönen Glauben bekommen, daß man nie verzweifeln soll ohne sein Vertrauen auf den allerbarmenden Vater dort oben zu setzen. Just als meine Verlegenheit am größten war, kam die Hülfe. Ich habe also einen Gönner, einen unbekannten Gönner, der durch eine außerordentliche Freigebigkeit sein Interesse an meiner geringen Person beweist. Aber, was kann er wohl für eine Ursache haben, sich nicht zu erkennen zu geben? Es beruht auf Umständen, sagte er. Nun, Gott gebe es, daß diese Umstände baldigst aufhören, damit ich von ganzem Herzen meinem edlen Wohlthäter danken kann, von dessen Güte ich ohne Bedenken Gebrauch mache, denn was so herzlich gegeben ist, ist auch leicht anzunehmen. Indeß, wer ist glücklich, wenn nicht ich?„

IV.

Wir lassen nur einen Monat vorübergehen. Der junge Lieutnant hat während der langen, warmen Sommertage seinen Kampf auf dem Exercierplatz männlich ausgekämpft. Sicherlich hat der Obristlieutenant kitzlichen Angedenkens noch ein oder das anderemal versucht, ihn mit seinen Basiliskenaugen zu erschrecken, aber schließlich hat der Lieutenant seinerseits die Entdeckung gemacht, daß der Herr Obristlieutenant selbst ein ganz großer Hasenfuß ist, dessen einzige Stärke in seiner Mundfertigkeit und in einer guten Dosis Grobheit beruht. Und da ein Poltron, mag er nun hoch oder niedrig sein, immer von einem Manne, der sein Herz auf dem rechten Flecke hat, einen gewissen Respect haben muß, so gelang es auch endlich unserm Hjalmar, sich mit seinem Plagegeist auf einen besseren Fuß zu setzen, und dieser beschloß, freilich noch etwas still grollend, außerdem die erste beste Gelegenheit abzuwarten, um einen deutlichen Beweis zu liefern, daß er seine kleinliche Rache aufgegeben habe.

Aber da nun das Glück wahrscheinlich die Wege unseres Helden so lenkt, daß diese Rachegedanken gänzlich verschwinden, so können wir mit gutem Gewissen und reiner Freude unsern edlen Obristlieutenant, und zwar für immer, verlassen.

Hjalmar hatte sich, als ein großer Verehrer der Naturschönheiten, gleich nach Beendigung der Exercitien nach dem herrlichen Kinnekulle, diesem paradiesischen Lustgarten am Strand des Wener begeben, und sich dort in einem Dorfe bei einem wohlhabenden Bauern einquartirt. Es war eine liebliche Abwechslung, von dem dumpfen Tone der Trommel, dem Gewehrgerassel, dem Fluche der Exerciermeister und der unfreundlichen Kaserne, sich plötzlich in die Einsamkeit der üppigen Laubwälder, unter Vogelgesang und Blüthenduft versetzt zu sehen. Er beschloß deßhalb, sich hier einige Wochen aufzuhalten, und richtete sich zu diesem Ende, so gut er konnte, in seiner kleinen Kammer ein, von wo aus er eine entzückende Aussicht nach einer kleinen Bucht mit den reizendsten Inselchen hatte. Weiter im Hintergrunde, auf der andern Seite des Sees, tauchte Halle und Hunneberg sammt der Küste von Dalsland wie lange blaue Streifen am Rande des Horizonts auf. Unzählige Segel schaukelten den ganzen Tag über auf den gelblichen Wogen des Sees, und bisweilen erblickte man auch einen schwarzen Rauch, der sicherlich aus einem Dampfschiff,

diesem den Philistern so angenehmen, dichterischen Seelen aber so ungeheuer langweiligen und prosaischen Seeungeheuer, aufsteigt.

Hjalmar war, als der letzteren Klasse der Sterblichen angehörend, natürlich auch mit Lectüre versehen. Die ersten Geister des schwedischen Parnasses hatten zu der auserwählten Bibliothek, die ihn in diese Einsamkeit begleitete, Beiträge geliefert, aber alle hatten jetzt dem unvergleichlichen Stagnelius bei Hjalmar Platz gemacht, und dieser war sein ständiger Begleiter auf seinen einsamen Promenaden. Es war auch natürlich, daß dieser schwärmende, leidenschafterfüllte und glühendheiße Dichter ein so junges und warmes Gemüth, wie das Hjalmars erfüllte. In einigen Tagen war er denn auch ein completer Schwärmer geworden, der beständig von seiner überirdisch schönen Amanda träumte, die er sah

In Blüthen, in Strahlen
Am Aether sich malen.

Hjalmar war so glücklich oder unglücklich, wie man will, bisher die Liebe noch niemals anders, als aus Romanen zu kennen. Trotzdem verliebte er sich bald, Dank unserem Stagnelius! mit der ganzen Gluth einer jugendlichen Seele in ein Ideal, das er endlich nach ein Paar schlaflosen Nächten sich so deutlich und lebendig geschaffen hatte, daß er es mit klarem Auge vor sich sehen konnte. Daß es schön war, sehr schön, brauchen wir gewiß nicht zu sagen, da er es selbst geschaffen hatte; aber was selbst den Schöpfer verwunderte, war der Umstand, daß das schöne Götterbild fortwährend seine Augen gesenkt hatte, und daß er beständig eine Thräne in den langen Augenwimpern glänzen sah. Wie er auch sein Ideal umzuschaffen gedachte, immer hielt es die Augen hartnäckig gesenkt, und die Thränen glänzten unaufhörlich in den zauberischen Augen. War es eine Reminiscenz, oder — was weiß ich! Vergeblich suchte Hjalmar sein Gedächtniß anzustrengen, ob er jemals oder irgendwo eine solch schöne wehmüthige Figur gesehen habe. Aber es ging ihm, wie es uns gewöhnlich geht, wenn wir uns anstrengen ein Bild aus der Vergangenheit in das Gedächtniß zurückzurufen. Je mehr wir denken, uns besinnen und nachgrübeln, desto undeutlicher wird das Bild, und endlich löst sich Alles in ein unordentliches Chaos auf. Hjalmar gab sich also alle Mühe, sein weinerliches Ideal so zu erhalten, wie es war; denn ein neues zu schaffen, hielt er, seit er manchen fruchtlosen Versuch gemacht hatte, für unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Konstantinopel wird eines Vorfalls erwähnt, der zeigt, daß die einst so sehr gerühmte Redlichkeit der Moslims noch nicht ganz verschwunden ist. Ein alter und sehr wohlhabender Türke, vom Geiste der Reformation noch im Greisenalter erfaßt, ließ sich, dem Koran zuwider, in Speculationsgeschäfte ein, und zwar nicht, um sich zu bereichern, sondern bloß um sein Capital nutzbar zu machen. Da er aber weder lesen noch schreiben konnte, so markirte er die empfangenen oder verausgabten Summen mit hieroglyphischen, ihm allein verständlichen Zeichen. Es ist leicht begreiflich, daß sich in eine so unvollkommene Rechnungsführung kleine Fehler einschleichen können. Letzter Tage nun erschien er bei einem seiner Gläubiger, um ihm eine Zahlung von 50,000 Piastern zu machen. Dieser ebenfalls Muselmann, war nicht wenig erstaunt, seinen Clienten, der, wie er überzeugt war, ihm nichts mehr schuldete, in dieser Angelegenheit bei sich zu sehen. Um sich nun seinerseits zu überzeugen, ob er sich nicht irre, zog er seine Bücher zu Rathe und fand, wie er voraus wußte, den Posten mit Angabe des Datums und allen Formen längst getilgt. Der Schuldner aber hatte mehr Vertrauen zu seiner Buchhaltungsweise und sagte: „Ich will nicht, daß Du mir eines Tages kommst und mir Summe und Interessen forderst, die ich Dir thatsächlich schulde und gerade jetzt zu zahlen im Stande bin. Ich bin sehr alt und kann jeden Tag sterben, und dann wird Niemand meine Schulden zahlen, ein Umstand, der mich unglücklich in der andern Welt machen würde. Laß mich deßhalb meine Rechnungen nach meiner Art regeln." In ächt patriachalischer Art verfügte man sich, um diesen sonderbaren Streit zu schlichten, vor den Justizminister, und dessen Urtheil wurde von beiden Seiten mit Verehrung angenommen. Erst jetzt war der alte Türke zu überzeugen, daß er Niemandes Schuldner war, als der seiner eigenen Buchführung.

Goldadler im Gefecht. Im Oktober 1857 erhielt ich von Herrn C. Nordenskiölt aus Mäntzälä, 6 Meilen von Helsingfors, ein großes Exemplar, dessen Gefangennehmung mit folgenden ungewöhnlichen Umständen verknüpft war: der hungrige und tollkühne Vogel stürzte mitten in einem Dorfe auf ein großes umhergehendes Schwein, dessen Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine schwere Beute nur ungern fahren ließ und von dem fetten Schweinerücken sich erhebend — sogleich auf einen Kater stieß und mit demselben beladen, auf einen Zaun sich setzte. Das verwundete Schwein und der blutende Kater stimmten ein herzzerreißendes Duett an. Der Bauer wollte nun zwar auch die Katze retten, getraute sich aber nicht, dem grimmigen Vogel unbewaffnet nahe zu treten und eilte in seine Wohnung nach einem geladenen Gewehre. Als aber der Adler seinen Mahlzeitstörer zum dritten Mal wieder erblickte, ließ er die Katze fallen, packte und klammerte sich mit seinen Fängen an den Bauer, und nun schrien alle Drei, der überrumpelte Jäger, das fette Schwein und der alte Kater um Hülfe. Andere Bauern eilten herbei griffen den Adler mit den Händen und brachten den Missethäter gebunden zu Herrn v. Nordenskiölt.

Goethe sagt bekanntlich als kurzgefaßtes Complimentirbuch: „Ohne Umschweife begreife, was dich mit der Welt entzweit, nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit." Diese artige Regel hatte sich ein Zuhörer einer Berliner Gerichtsverhandlung zu Gemüthe gezogen; als er die Tribüne eines Gerichtsaales betrat, grüßte er die Zuhörer, die schon da waren, mit einem sonoren: „Guten Morgen!" Da eine Höflichkeit der andern werth ist, so erscholl als einstimmiger Gegengruß ein eben so lautes: „Guten Morgen!" Aber die Gerichtsverhandlung (eines Diebstahls wegen) war bereits im Gange, Gruß und Gegengruß erschienen somit als Ruhestörung und, die natürliche Folge war, daß die Tribüne sofort von den über die Gebühr höflichen Leuten geräumt wurde.

(Eine treffende Antwort.) In der Realschule zu Darmstadt prüfte dieser Tage ein Lehrer die Schüler in der Geographie und ließ sich das Erwähnenswerthe der Stadt Friedberg angeben. Nachdem die Knaben was sie wußten gesagt, die dort bestehende Anstalt für Blinde aber nicht erwähnt, fragte der Lehrer: „Ist nicht eine Anstalt für Unglückliche dort?" „Ja" rief ein Knabe, „das Schullehrer-Seminar!"

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Kletsch.

Nro 14. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. April 1861.

Zur Feier des Osterfestes.

Es war ein schöner Gedanke, daß die Kirche die Feier der großen Thatsache der Todes-Ueberwindung in die Zeit verlegte, wo auch die Natur draußen das Leichentuch des Winters abwirft und sonnenbeglänzt in neuem Leben emporgrünt. Die Glocken, welche frommen Gemüthern erzählen, daß der Herr erstanden ist, und daß auch wir dereinst zu einem neuen Dasein aufgehen werden, sie begrüßen auch das, was so oft als Symbol des sterbenden und wiedererstehenden Menschenleibes gedient hat, die neuaufschießende Saat, die neuerblühende Blumenwelt. Ostern ist nicht blos Fest der Unsterblichkeit, sondern auch Frühlingsfeier, wenn die letztere auch nicht in der Kirche, sondern in dem stillen Gotteshause gehalten wird, welches sinnige Menschen im Herzen tragen. Als Frühlingsfest wurde es schon vor Einführung des Christenthums gefeiert, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Kirche, welche das Heidenthum verdrängte, gerade deshalb ihr Hauptfest auf den Frühlingsanfang verlegte, weil derselbe schon an sich als hochheilige Zeit galt. Ueberzeugt, daß es unsern verehrl. Lesern von Interesse sein dürfte, das Bild des Osterfestes, wie es vor Einführung des Christenthums von den Urvätern des deutschen Volkes gefeiert wurde, vor Augen zu führen, wollen wir, so weit es der Natur der Sache nach möglich, einige kurze Umrisse geben. Fragen wir zunächst nach dem Ursprung des Wortes Ostern, so scheint es keinem Zweifel zu erleiden, daß dasselbe in dem Namen der Göttin Ostara, welcher der Monat April geweiht war, zu suchen ist. In der Edda führt ein Lichtgeist den Namen Austri, und so mag Ostara die Gottheit des strahlenden Morgenlichts gewesen sein. Erwiesen ist die Thatsache, daß unsere Urväter in der Osterzeit den Sieg des Sommers über den Winter des persönlich gedachten und in mancherlei Götterstalten verkörperten, warmen, lebendig machenden Lichtes über die kalte, starre Nacht des Winters begingen und es finden sich in den Sagen und Gebräuchen der Vorzeit Anhaltspunkte in Menge, um errathen zu können, wie dieser Triumph der Heidenzeit gefeiert wurde. Bezüglich der Zeit, in welcher dieses Fest gefeiert wurde, läßt sich kein bestimmter Tag angeben. Jedenfalls war es die Zeit, wenn die Vögel gezogen kommen, und wer das erste Veilchen schaute, zeigte es den Nachbarn an, welche herbeiliefen und das Blümchen auf eine Stange steckten und herumtanzten, — ein Brauch, der noch zu Haus

Sachs Zeiten üblich war. Ebenso holte man die erste Maikäfer feierlich ein und begrüßte die erste Schwalbe und den ersten Storch als Frühlingsboten. Noch im vorigen Jahrhunderte wurde von den Thürmern der meisten deutschen Städte der Storch angeblasen, wofür ihnen Ehrentrunk aus dem Rathskeller gereicht wurde. An andern Orten zogen die Kinder mit Gesängen durch die Orte, sammelten Gaben und heute noch wird um diese Zeit in den Rheinprovinzen von den Burschen ein Spiel arrangirt, bei welchen sich 2 Personen als Sommer und Winter vermummt, erstere in Epheu, letztere in Moos, so lange bekämpfen, bis eine die Oberhand erhält. Aehnliche Bräuche herrschten und herrschen noch in Thüringen, Sachsen, Schlesien und Böhmen unter dem Namen „Todaustreiben“ — wahrscheinlich weil die Natur im Winter gestorben erscheint, vielleicht aber auch weil der altheidnische Name des Winters der christlichen Vorstellung vor Tod und Auferstehung weichen mußte. Unter den vielen verschiedenartigen, sich auf die Jetztzeit erhaltenen Bräuchen wollen wir noch einige anführen: In der Gegend von Nürnberg durchziehen geputzte Landmädchen die Orte und tragen einen kleinen offenen Sarg, in welchem eine Puppe mit einem grünen Zweig liegt, an welchem ein Apfel befestigt. In Thüringen wird ein Strohmann auf freiem Felde verbrannt, und man streitet sich gewöhnlich lange, in welchem Hause derselbe gemacht wird, da man glaubt, es sterbe in denselben im Laufe des Jahres Niemand. In der Lausitz trägt man eine solche Strohpuppe, in weißem Hemd gekleidet, mit Sense und Besen versehen, an die Ortsgänge, wo sie zerrissen wird, auch wird sie bisweilen in's Wasser geworfen. In Schwaben wird am ersten Sonntag nach Aschermittwoch — Funkentag oder Scheibensonntag genannt — auf den Bergen Feuer angezündet und brennende Scheiben in die Luft geschlagen. Gewöhnlich wird auch eine Figur, die „Hexe“ genannt, in das Feuer geworfen und eine Rakete losgebrannt, bei derem Steigen unendlicher Jubel entsteht. Die gedachten Scheiben sind aus dünnem Holz in Tellergröße mit einem Loch in der Mitte, werden an einen spitzen Stock gesteckt und in's Feuer gehalten bis sie brennen, wo auf der Stock geschwungen und die Scheibe in die Höhe geschleudert wird. Die erste wird gewöhnlich zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, die zweite für den König und die dritte für den Pfarrer geschlagen, wobei folgender Spruch gesagt wird: „Scheibo, Scheibo! Wem soll die Scheibe sein? Die Scheibe fliegt wol über über'n Rhein, die Scheibe soll der hl. Dreifaltigkeit sein.“

Im Hessischen ziehen Volkshaufen, Gesangbuchslieder singend, in feierlicher Prozession um ein großes Feuer. In Geltern, Holland und Friesland werden in ähnlicher Weise neue Haufen aus Stroh angezündet, oder ein Theerfaß auf eine Tanne befestiget, welche während der Nacht verbrannt wird, wobei sich Knechte und Mägde tanzend und singend um dieselbe bewegen. Alle Berge, sagt eine neuere Reisebeschreibung, im Umkreise leuchten und es ist ein erhebender unvergleichlich großartiger Anblick, von einem hochgelegenen Punkte das Land zu überschauen und nach allen Seiten hin diese Osterfeuer stärker oder schwächer gen Himmel lodern zu sehen. Im Hildersheimischen wird die Osterlampe angezündet und mit weißen Stäben in die Berge gezogen, welche beim Absingen von christlichen Liedern zusammen geschlagen werden. Am Harz zieht das Volk in Masse in den Wald und sucht ein Eichhörnchen, welches dann so lange verfolgt wird, bis es ermattet gefangen ist. Dies sind die hauptsächlichsten Volksgebräuche, welche sich an das Osterfest knüpfen und das Hereinragen des Heidenthums der Urzeit in die christliche Gegenwart darstellen. Aber auch verschiedene kleine Züge der Volkssitte und namentlich der Aberglaube, welcher sich an die Osterwoche knüpft, sind Hinweise auf heidnische Vorstellungen. In Sachsen muß man am grünen Donnerstag grünes Gemüse, Spinat oder Rübsen, vor Allem aber Honig

essen, sonst bekommt man Eselsohren, in Schwaben essen die Männer Eier zum Schutz vor Brüchen. Die Bursche bringen ihren Mädeln Bretzchen, welche in der Nacht des Charfreitags verspeißt werden müssen und vor Fieber schützen. Die Osterbrödchen, der Genuß von Eiern, Meerettigen &c. ist bei uns allbekannt. Erbsen und Linsen am Charfreitag zu essen zieht dem Frevler Geschwüre zu und wer Wasser trinkt wird das ganze Jahr von Mücken gestochen. — Noch weiter wissen wir, daß die in der Charfreitagnacht geschnittenen Wünschelruthen unterirdischen Schätzen nachspüren sollen, am Charfreitag sollte man endlich die Hexen erkennen, wenn man eine Elsenruthe, welche Morgens 3 Uhr geschnitten, um den Leib trägt und dergl. mehr. Es ließen sich noch eine Menge derartiger Sagen anführen, aus allen geht aber hervor, daß der Eintritt des Sommers schon dem Alterthume eine hochheilige Zeit war, die durch Feste, Opfer und Tänze bewillkommt wurde und welche das Leben des Volkes mannigfach regelte und erheiterte.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

Da nun das Ideal niedergeschlagen war, mußte sein Anbeter natürlicherweise diese Gemüthsstimmung theilen, und deßhalb klagte er mit Stagnelius also:

Ach! Nie wird mein Sehnen
Befriediget sein!
Bleich, seufzend in Thränen
Steh' ich ewig allein.
Soll, Göttin, Dich immer
Als Sternbild nur seh'n,
— — — — — —
Doch finden Dich nimmer.

Oder:

Im Mondlicht ist worden
Ein Brautbett die Flur.
Der Himmel ist worden
Ein Betthimmel nur;
Wenn Liebe die Schale
Der Seligkeit leert
Bin fern ich dem Mahle
Und Gram mich verzehrt. —

Armer Junge! Es ist wirklich schade um ihn, daß er in der Welt der Phantasie von „Ahnung und Mahnung", „Entzückung und Berückung" so gemartert wird. Das ging sogar so weit, daß er die delicaten Erdbeeren und den vortrefflichen Rahm, den ihm die Bauersfrau selbst eines Tages vorgesetzt hatte, nicht essen wollte.

„Warum machen Sie denn heute ein gar so verdrießliches Gesicht, Herr Lieutenant?" sagte die Bauersfrau, die eine gewisse mütterliche Liebe zu ihrem hübschen Gast gefaßt hatte. „Warum essen Sie denn nicht; die Beeren sind so gut, daß selbst der König keine besseren bekommen kann. Ich und mein Mädchen haben sie selbst gepflückt. Aber sagen Sie in Gottes Namen, was haben Sie denn!"

„Ich bin krank. Hier fehlt mir's, hier im Herzen", sagte Hjalmar und seufzte.

„Sieh, deßhalb sind Sie so grämlich. Da haben wir's wieder," rief Mutter Anderson. „Im Herzen! Ja, den Schmerz hat das junge Volk all', aber deßwegen können Sie bei uns doch essen. Aber was ist das für ein Fräulein, das dem Herrn Lieutenant das Herz so schwer gemacht hat? Es wird doch keine so garstig sein, daß sie einen so hübschen Herrn so sehr quält. Freien Sie nur, freien Sie, so wird es mit dieser Krankheit bald ein Ende haben."

„Ach nein — ich bin in keine verliebt," unterbrach sie Hjalmar. „Ich kenne ja kein, kein einziges Mädchen auf vierzig Meilen im Umkreis, aber ich . . ."

„Will mich verlieben, hab ich's errathen?" unterbrach ihn die Frau. „Das will das junge Volk doch all', daß es sich so peinigen läßt! Aber das ist leicht geschehen, Herr Lieutenant, hier auf Kinnekulle. Sie brauchen nur einmal die schönen Mädchen vom Herrenhof da drüben zu sehen, und ich schwöre darauf, daß Sie so verliebt werden, wie ein junger Kater."

„Sind junge Damen auf dem Herrenhofe?" fragte Hjalmar hastig und sprang auf.

„Jawohl, und schön, sehr schön sind sie auch. Sie heißen nicht umsonst weit und breit „die Rosen von Kinnekulle". Herr, mein Gott! wie sind diese Fräulein so hübsch, so schlank gewachsen, und obendrein sind sie so freundlich und so „gemein". Das sollten Sie einmal sehen, wie sie im Garten ihre Blumen begießen und auf dem Geflügelhofe ihre Tauben füttern; das ist eine wahre Freude. Sonst sind sie immer zu mir hergekommen, weil ich sie gar gut kenne, schon seit der Zeit, wo sie noch als kleine Wildfänge bei mir herumsprangen, aber jetzt seit der Herr Lieutenant bei uns eingezogen ist, getrauen sie sich nicht mehr zu kommen, glaube ich; denn die Mädchen alle, hoch und niedrig, geniren sich immer etwas vor dem Mannsvolk, wissen Sie. Aber das eine Fräulein hat mir etwas gesagt — ja, als ich gestern auf dem Herrenhofe war, — aber ich darf nicht — ich muß stillschweigen".

„Ach nein, beste Frau Anderson, laßt mich wissen was sie sagte", bat Hjalmar inständig.

„Nun, weil Sie denn gar so schön bitten, sollen Sie es wissen; aber Sie müssen erst die Erdbeeren essen", antwortete die Frau lächelnd.

Die alte Frau setzte sich nun auf eine Kiste nieder und sah mit herzlichem Vergnügen, wie die Erdbeeren ihrem Gaste auf einmal köstlich schmeckten. Auf Hjalmar's erneuertes Zureden fing sie endlich in ihrer umständlichen Weise ihre Geschichte zu erzählen an.

„Ja, Herr Lieutenant, wissen Sie, ich war, wie gesagt, gestern auf dem Schlosse auf dem Herrenhofe da drüben, und da sagte das eine Fräulein zu mir: „Hör' Sie, Frau Anderson, sagt sie, ist es wahr, was man erzählt, daß ein junger Offizier bei Euch wohnt?

— Ja, schönes, junges Fräulein! sagt' ich.

— Ist er schön? sagt' sie.

— Oh, er ist der schönste, hübscheste junge Mensch, den ich in meinem Leben gesehen habe, sagt' ich. Sie glauben nicht, wie sauber und artig er ist.

— Aber was thut er denn? sagte sie.

— Ach, er rennt im Wald herum, und hört dem Vogelgesang zu, oder er liest in seinen großen, langen Versbüchern, sagt' ich.

— Aber, Frau Anderson, wie kann man ihn denn einmal zu sehen bekommen? sagt' sie.

— Das ist leicht geschehen, sagt' ich.

— Wie so? sagt' sie.

— Ja, wenn die Fräulein morgen einmal nach Mörkeklef kommen, so will ich es schon so einrichten, daß Sie ihn zu sehen bekommen, sagt' ich.

— Ja, thut das, beste Frau Anderson, sagt' sie, aber sagt um Gotteswillen dem Offizier kein Wort davon.

— Ach, denkt doch nicht, daß ich so ungeschickt bin, sagt' ich."

„Und glaubt Ihr, bestes Mütterchen, daß die schönen Mädchen nach Mörkeklef kommen?" fragte Hjalmar eifrig.

„Ja, da kann der Herr Lieutenant sich darauf verlassen", antwortete die Frau, „und das ist auch ganz in der Ordnung, daß sie einen so hübschen Herrn sehen wollen, und daß ein so hübscher Herr so schöne Mädchen sehen will. Gehen Sie nur dorthin, Herr Lieutenant, und nehmen Sie Ihr Buch mit, und thun Sie, als ob Sie läsen, verstehen Sie mich."

Hjalmar ließ sich dieses nicht zweimal sagen. Er hatte nun so lange ein selbstgeschaffenes Ideal angebetet, daß er sich von ganzer Seele danach sehnte, ein wirklich lebendes, schönes weibliches Wesen, mit Fleisch und Blut, und vor Allem mit offenen Augen, vor sich zu sehen. Mit Stagnelius unter dem Arm begab er sich also auf den Weg, denn die Sonne fing schon an sich zu senken. Langsam schritt er in der herrlichen Gegend, die an Ueppigkeit der Vegetation in Nordland kaum ihres Gleichen findet, weiter.

Als er nun in die Nähe von Mörkeklef kam, hörte er plötzlich einige lockende Rufe. Er blieb stehen, und sah in der Entfernung zwei Frauenzimmer in großen Sommerhüten, die auf einen einzeln stehenden Baum sahen und beständig riefen: „Mylord, Mylord!"

Sein scharfes Auge glaubte ein kleines Eichhorn zu entdecken, das lustig von Ast zu Ast sprang.

„Vortrefflich", sagte er für sich selbst. „Der kleine entflohene Tanzmeister gibt mir die beste Gelegenheit, mich den Schönen zu nähern, denen ich natürlicher Weise meine Hilfe anbieten werde."

Er ging zu diesem Ende hin, grüßte die überraschten und erröthenden Mädchen artig und sagte lächelnd: „Ich vermuthe, es ist Ihr kleiner ungetreuer Günstling, der sich dort oben herumschwingt. Mit Ihrer Erlaubniß, will ich versuchen, den Treulosen, der wahrhaftig sein Glück nicht verdient, zurückzubringen."

Die zwei schönen Schwestern dankten ihm etwas verlegen mit einer leichten Verbeugung, und in einem Augenblick war Hjalmar, behend wie eine Katze, auf den Baum geklettert, wo es ihm bald geglückt war, das Band zu fassen, an dem die Mädchen ihren kleinen Ausreißer führten.

Bald hatte Hjalmar das Eichhorn in der Hand und schwang sich mit seinem Fang herab.

Doch verlief dieses nicht ohne Blutvergießen, denn Mylord war ein kleiner böswilliger Herr und biß ihn recht nachdrücklich in den Finger. Ohne darauf zu achten, hielt er seinen Fang fest, den er, glücklich auf der terra firma angelangt, dem einen der Mädchen mit einer Verbeugung überlieferte.

„Ach, Sie bluten," rief diese erschrocken, „der garstige Wicht hat Sie gewiß gebissen?"

„Mein Blut und Leben steht allezeit zu ihrem Dienst," sagte Hjalmar lächelnd und wickelte sein Taschentuch um seinen verwundeten Finger.

„Wie ritterlich Sie sprechen!" sagte das Mädchen scherzend, „es ist sehr schade, daß Sie nicht vor einigen Jahrhunderten lebten."

„Ja, diese Zeiten waren herrlich," fuhr Hjalmar in demselben spielenden Ton fort — „besonders für die Damen, die uns Männer damals am Gängelband führten, wie Sie jetzt den kleinen Schlingel hier. Aber es lag doch etwas unendlich Poetisches darin, daß die Schwachen einzig und allein durch die Macht ihrer Schönheit so über die Starken herrschten. Ach! Ich wünschte, wir wären in jene goldenen Ritterzeiten zurückversetzt! ich wäre ein fahrender Ritter; die Güter, die wir hier um uns sehen, wären Raubritterburgen, und Sie selbst eine geraubte Prinzessin, der ich dann meine Dienste anbieten könnte, um Sie auf des Vaters Schloß zurückzuführen."

„Ei, wie schön," sagte das Mädchen, und sah ihn mit ihren dunkeln, schelmisch lächelnden Augen an. „Aber, obgleich wir, leider! keine geraubten Prinzessinnen sind, ist doch nichts, was den fahrenden Ritter hindern konnte, uns zu „unseres Vaters Schloß" zu geleiten, wenn Sie es für gut finden."

Wer war seelenvergnügter über diese Einladung, als Hjalmar! noch nie hatte er so natürliche, hübsche und muntere Wesen gesehen, wie diese beiden Schwestern, die ihm, während sie nun zwischen den mythischen Linden dahinschwebten, wie Wald-Nymphen der Mythe vorkamen. Er sah bald auf die Eine, bald auf die Andere, unentschlossen, welcher er den Vorzug geben sollte. Bald war er von dem Blicke der Einen, in dem eine bewunderungswürdige Klarheit und Lieblichkeit lag, dahingerissen, bald bezauberte ihn das Lächeln der Andern, welches das anmuthigste, schalkhafteste von der Welt war. Er war nicht im Stande, sich zu entschließen, welcher von Beiden er seine Verehrung widmen sollte; doch neigte sich die Wahl etwas zum Vortheile der mit den klaren Augen, wahrscheinlich deßwegen, weil sein Ideal seine Augen beständig senkte, wie wir wissen.

Unsere Gesellschaft setzte nun ihren Weg unter fröhlichem Gespräche fort, das sich allmälig den neuesten Erzeugnissen der Literatur, und zuvörderst den Romanen der Friederike Bremer zuwandte, von denen die beiden Schwestern natürlicher Weise ganz bezaubert waren.

„Auch ich zolle dieser Schriftstellerin meine ganze Bewunderung" sagte Hjalmar, „aber ich habe an ihrem, gleichwie an allen Frauenzimmer-Romanen im Allgemeinen, einen wesentlichen Fehler anzumerken Ihre Helden, die sie con amore zeichnet, sind beinahe immer despotische, unliebenswürdige Egoisten, wo nicht gar reine Schurken. So der Alarich in den Töchtern des Präsidenten z. B. wie hart, wie herzlos, wie eifersüchtig behandelt er nicht Adelaide, einer der liebenswürdigsten, zartesten Frauencharaktere, die jemals geschildert wurden! Er war ihrer wahrhaftig nicht werth, und ich glaube nimmermehr, daß sie glücklich zusammen leben konnten, obgleich die Verfasserin uns dessen versichert. Liegt die Seligkeit in einem großen Kinderkreise, so hatte

sie dieselbe sicherlich gefunden, denn in „Minna," wo wir die schöne Adelaide plötzlich wieder sehen, hat sie nicht weniger denn vierzehn lebende Kinder, was man in der That etwas kühn zugegriffen nennen kann, aber im Uebrigen glaube ich doch, daß Adelaide recht bittere Tage gehabt haben muß.

Von Bruno in den „Nachbarn" will ich nicht einmal sprechen; denn er ist der completeste Schurke, den die neuere schwedische Literatur aufzuweisen: ein Dieb, ein Sclavenhändler und dergleichen. Und diesem mit Verbrechen besudelten Mann gibt die Verfasserin der Serena zur Frau, ein Wesen, die sie als ein wahrhaft himmlisches zu schildern versucht. Das ist ihr indeß, nach meinem Dafürhalten nicht geglückt, denn, ich kann bei Gott nichts dafür! diese Serena kommt mir immer vor wie eine weiße, lahme Ente.

„Nein, nun sind Sie in der That ungerecht und — ja boshaft," rief die älteste Schwester, die mit den Augen, „was können Sie gegen Serena haben?"

„Ich habe gegen sie einzuwenden, daß sie mir nur zu himmlisch ist," antwortete Hjalmar. „Ein solches hyperästhetisches Wesen kann sich im Himmel recht gut ausnehmen, auf Erden aber taugt sie nichts, gar nichts, am allerwenigsten aber als Frau eines ci-devant Sclavenhändlers, der allerdings zu seiner moralischen Regeneration eine gute Frau brauchte, aber auch eine Frau mit Charakterfestigkeit und einer guten Portion Härte, wovon Bruno selbst einen so großen Ueberfluß besaß."

„Indeß könnte man beinahe versucht sein, gegen die Frauen eine schwere, aber doch nach meiner Ueberzeugung ganz und gar ungerechte Beschuldigung auszustoßen, wenn man die von ihnen verfaßten Romane gelesen hat: den nämlich, daß die edelsten Frauen die charakterlosesten und niedrigsten Männer ertragen. Aber so ist es nicht, so kann es nicht sein, ich weiß es nur zu gut; und der Grund dieser Liebhaberei für moralisch corrumpirte Helden, die sich in den Frauenzimmer-Romanen findet, ist in dem erhabenen, aber unsicheren Glauben der Frauen zu suchen, daß sie durch ihre nachsichtige Milde und Güte den siebenmal gefallenen Mann aufrichten und veredeln könnten. Das ist gewiß sehr, sehr schön gedacht; aber es ist im Uebrigen leichter gesagt, als gethan, denn ein richtiger Galgenvogel bleibt Galgenvogel, auch wenn er unter den veredelnden Pantoffel gekommen ist."

Unter diesem Gespräch war der irrende Ritter mit seinen zwei Prinzessinnen dem prächtigen Schlößchen des Herrenhofes näher gekommen, und der Ritter wollte eben, die Mütze in der Hand, sich empfehlen, als der Eigenthümer des Gutes erschien. Nachdem Hjalmar gegrüßt und sich selbst vorgestellt hatte, wurde er von dem gastfreien Eigenthümer zum Abendbrode eingeladen, ein Anerbieten, das er natürlich mit Vergnügen annahm.

(Fortsetzung folgt.)

Als Schiller auf einem Gute seines Freundes **Körner** (Vater des bekannten Dichters) an Don Carlos arbeitete, und durch Wäscherinen, welche in der Nähe seines Zimmers um Mitternacht sich beschäftigten, gestört wurde, schrieb er unmuthig darüber folgende Zeilen, die noch sehr wenig bekannt sein dürften nieder:

1

Dumpf ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabacksdose ledig,
Der Magen leer, der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

2

Ich kratze mit dem Federkiel'
Auf die gewalkten Lumpen,
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlen Herzen pumpen?!

3

Gluth soll ich euch hauchen auf's Papier
Mit angefrornem Finger,
O Phöbus haßest du Geschmier:
So helf auch Deinem Jünger.

4

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe,
Und mich, mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipps Hofe.

5

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Secunden,
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

6

Ich schleiche durch die Gallerie
Des Schloßes und belausche
Die schöne Fürstin Eboli,
Im süßen Liebesrausche.

7.

Sie sinket an des Prinzen Brust
In wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust
Doch in den seinen Trauer.

8.

Schon ruft das holde Weib: Triumph!
Schon hör' ich: Tod und Hölle, was hör ich;
Einen nassen Strumpf,
Geworfen in die Welle.

9.

Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker soll die Dichterei
Beim Strümpfewaschen holen.

Bei der allgemeinen Illumination, mit welcher die Stadt Cöslin den Königs-Geburtstag feierte, las man von der Tischler-Herberge folgenden transparenten Reimspruch:
Gott segne unsern König Wilhelm!
Das wünschen sämmtliche Tischlergesellen.

Ein Bauer arbeitete eines Tages auf dem Felde in Sturm und Regen und kam Abends ermüdet und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thür trat ihm seine liebe Frau entgegen die den ganzen Tag zu Hause gewesen war. „Lieber Mann", sagte sie, „es hat immer so stark geregnet, daß ich kein Wasser holen konnte, und so war ich denn auch nicht im Stande, Dir eine Suppe zu kochen. Du bist einmal naß, hole doch ein paar Eimer Wasser; mehr naß kannst du nicht werden." Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden der Mann nahm also die Eimer und holte Wasser aus dem ziemlich weit entlegenen Brunnen. Als er wieder in sein Haus kam, saß seine Frau gemüthlich am Feuer; er nahm deßhalb einen Eimer nach dem andern und überschüttete mit dem Wasser seine Frau, worauf er sagte! „Nun bist Du eben so naß als ich, und kannst das Wasser selbst holen; mehr naß kannst Du doch nicht werden."

Ein echter Patriot — rief ein amerikanischer Volksredner bei einem Massenmeeting im Westen — ein echter Patriot muß für sein Vaterland sterben-können, selbst wenn es ihm das Leben kosten sollte. (Große Heiterkeit.)

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 15. *VII. Jahrg.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum [illegible] Wochenblatt und Kurier für [illegible].)

Sonntag den 14. April 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an war Hjalmar ein oft gesehener Gast auf dem Herrenhofe, und da er nothwendig einmal verliebt sein wollte, schenkte er dem schönen Fräulein mit den schönen Augen seine ungetheilte Huldigung, aber gleichwohl wollte es, zum Glück für unsern Helden, nicht recht gehen, denn, wie schön, lebhaft und liebenswürdig auch das schöne Fräulein war, es glich doch nicht seinem Ideal, welches sonderbar genug, sich beständig seinem geistigen Auge mit seinen niedergeschlagenen Blicken und thränenden Augen darstellte. Indeß arbeitete Hjalmar mit aller Kraft, dieses Bild mit dem seiner Amanda — so hatte er nämlich das schöne Fräulein umgetauft — zu vereinigen, und er begann schon zu träumen:

„Eine Hütte und ein Herz."

Fräulein Amanda, die sich immer gleich blieb, unterhielt sich fröhlich, freundlich, ja sogar oft vertraulich mit dem jungen Manne, der, ganz erblindet in seiner aufkeimenden Liebe, einen glatten Goldring von höchst fataler Bedeutung, den das schöne Fräulein an seiner linken Hand trug, gar nicht bemerkte. Das beweist am Besten, daß unser Held noch ein bedeutender Anfänger in der edlen Kunst der Courtoisie war; denn ein erfahrener Mann, der sich zu einem unbekannten Mädchen hingezogen fühlt, durchsucht zuerst ihre Finger, um sich zu vergewissern, ob das blühende Eigenthum vorher schon in den Besitz eines Andern übergegangen ist, oder nicht. Daß aber ein solches Verhältniß existiren konnte, fiel Hjalmar nie ein. War er nicht bei seiner „holden Schönen", so streifte er in den Wäldern umher, und träumte der Liebe glückseligen Traum. Bald schnitt er große, große „A" in die Birken, und bald, wenn der Paroxismus den höchsten Gipfel erreicht hatte, begann er, mit Stagnelius'schen Worten, wenn auch just nicht mit Stagnelius'schen Athem, der Zauberin Lob zu singen; aber ungeübt, wie er war im „Harfenspiel", brachte er selten mehr als die erste Strophe des allerdings in der Phantasie fertig liegenden Gedichts zu Papier. Aber sogleich bestieg er unerschrocken von Neuem den ungefügen Pegasus,

und so ging es eine Woche lang ununterbrochen. Wohl wissend, daß alle jungen Leute, „der ersten Liebe süße Schmerzen" in der glühenden Brust, von einer unüberwindlichen Schreibseligkeit, die all' dieses Uebermaß von Seligkeitsentzückung auszudrücken strebt, geplagt werden, können wir unserem Helden diese Thorheit gerne verzeihen, und zu unserem Vergnügen sogar einem oder dem andern seiner poetischen Ergüsse lauschen.

Sogleich der erste:

Amanda! Selbst von himmlischer Natur
Schwebst Du in dieses Edens schöner Flur
Und Blumen sprossen auf aus Deiner Spur;
Und jede Laube, duftend wie von Ambra
Wird zur phantastisch strahlenden Alhambra,
Wo Mandolinen und Guitarren . . . . .
schnarren.

In den Papierkorb!

Ein anderes:

Es sausen die Linden
Im schattigen Dache,
Im duftenden Laub.
Da irr' ich und weine.
Balsamischen Winden
Mein Schicksal ich klage;
Doch die Winde sind taub.
Amanda, die reine,
Die Himmelgeborne,
Die schon seit Aeonen —
So wollt' es die Norne —
Im Herzen ich trage,
Ist taub meiner Klage

In den Papierkorb!

Und noch eines!

Küssen Deine Lippen! Nippen
An der Liebe Festpokal!
Ach! Amanda, hehre! Kehre
Wieder! Mich verzehrt die Qual....

In den Papierkorb!

„Nein, das ist ja reine Narrheit!" rief Hjalmar, vernünftig genug, eines schönen Morgens, als er sein neunundneunzigstes Gedicht ärgerlich vor sich warf. „Man kann ja doch ein ziemlich großer Narr sein, ohne gerade Verse zu schreiben. Wie ist es aber auch möglich, Liebesgedichte zu schreiben, da es nicht einmal auf „Liebe" außer dem ewigen „Triebe" einen passenden Reim giebt; denn was hätten die noch übrigen Diebe und Hiebe in einem Liebesgedichte zu schaffen? Nein! Keine Zeile mehr und lebte ich noch hundert Jahre — keine Zeile mehr! das schwöre ich bei Apollo, der mich, scheint es, ganz und gar als Sohn verleugnen will. Aber sieh! da

kommt ja das Dampfboot! Ich will zur Brücke hinabeilen, denn sie, sie ist sicher dort, um einige Bekannte die sie erwarten, zu empfangen.

Obgleich Hjalmar auf den Flügeln der Liebe dahinflog, hatte doch das Dampfboot vor seiner Ankunft schon angelegt, und er kam gerade recht, um zu sehen wie seine sogenannte Amanda warm und herzlich von einem schlanken Officier umarmt wurde. Er stand wie versteinert und wollte kaum seinen Augen trauen, vor denen es beinahe schwarz zu werden begann. Und da nun die Schöne am Arm des Officiers munter forthüpfte, ohne unsern Helden auch nur eines Blickes zu würdigen, arbeitet sich ein gräßlich schwerer Seufzer aus seiner bekümmerten Brust und „Ha, Treulose!" dieser Stereotypausdruck der Eifersüchtigen, schwebte auf seinen Lippen. Während er nun so, stille und niedergeschlagen, blind und unzugänglich für Alles außer ihm, dastand, bemerkte er plötzlich, wie eine Hand ihn leicht auf die Schulter schlug, und da er sich umwandte sah er den schwarzbraunen Fremdling, dessen Bekanntschaft er so schnell in einem Wirthshause an der Landstraße, gleich am Anfange dieser kleinen Erzählung gemacht hatte, vor sich stehen.

„Welch angenehme Ueberraschung, Sie hier zu sehen!" sagte der Fremde, Hjalmar freundlich die Hand schüttelnd. „Ich will nämlich hoffen, Sie erkennen mich wieder. Wir trafen uns in einem Gasthause im verflossenen Frühjahre."

„Ja, ich erinnere mich dessen", sagte Hjalmar, der ihn in seiner augenblicklichen düsteren Gemüthsstimmung dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Aber der Fremde war durchaus nicht gewillt, ihn so leichten Kaufs fahren zu lassen.

„Halten Sie sich schon lange hier auf?" fragte er.

„Ein Paar Wochen", war die kurze Antwort.

„Wie! So lange schon? Ich habe auch im Sinne, einige Tage hier zu verweilen, weil ich noch nie diese schöne Gegend gesehen habe. Wollten Sie also, der Sie den Ort näher zu kennen scheinen, nicht das Amt eines Cicerone auf sich nehmen und mir sagen, wo ich auf ein Paar Tage ein einigermassen gutes Quartier finde?"

Hjalmar war gewiß sonst der dienstfertigste Mensch auf Gottes Erden, aber — Amanda gehört ja einem Anderen — wie war er da wohl im Stande, einem Andern im Aufsuchen eines so äußerst prosaischen Dinges, wie ein Quartier, an die Hand zu gehen? Nach langen Besinnen antwortete er also auf das Ersuchen des Fremden: „Ich weiß wirklich nicht, das ist äußerst schwer" ....

„Aber Sie müssen doch selbst irgendwo wohnen", fiel der Fremde ein, „vielleicht findet sich dort auch für mich ein kleines Kämmerlein."

Da Hjalmar einsah, daß er, ohne als unhöflich zu erscheinen, nun keine ausweichende Antwort mehr geben könne, sagte er: „Wenn Sie mir folgen wollen, werden wir weiter hören."

„Ich danke Ihnen. Sobald meine Equipage und meine Effekten an's Land gesetzt sind, werde ich die Ehre haben, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Darf ich bitten so lange zu warten?„

Hjalmar bejahte mit einer stummen Verbeugung. Die Equipage wurde gelandet, ein Paar schnaubende Vollblutrosse vorgespannt, und Hjalmar saß an der Seite des Fremden in dem prächtigen, englischen Reisewagen, den wir schon einmal gesehen haben. Der Kutscher sprang auf, und die muthigen Rosse, froh, einmal auf festen Boden gekommen zu sein, sausten wie im Fluge dahin.

„Wie gefallen Ihnen meine Rosse?" fragte der Fremdling.

„Ha, die sind unvergleichlich!" rief Hjalmar, der ein großer Pferdeliebhaber war, und nun über der Schönheit dieser Thiere für einen Augenblick den Treulosigkeit seiner Schönen vorgaß.

„Ja sie sind wirklich recht hübsch. Ich kaufte sie von dem englischen Gesandten in Stockholm, woher ich eben komme."

„Das muß ein rechter Kauz sein, der da", dachte Hjalmar und betrachtete den Fremden, der ihm nun ganz und gar verändert schien; denn der herbe Ausdruck, den er früher in seinem Gesichte fand, war total verschwunden und hatte einem milden, freundlichen Lächeln Platz gemacht, das man gerne sah. Aber seine Betrachtungen dauerten nicht lange, denn die raschen Pferde hatten in ein Paar Minuten die kurze Entfernung zwischen der Brücke und dem kleinen Dorfe zurückgelegt, und Frau Andersen war nicht wenig erstaunt, einen so „merkwürdig prächtigen Herrschaftswagen" vor ihrer Thüre halten zu sehen. Mit der Schürze in der Hand stand sie dort und verbeugte sich unaufhörlich gegen die aussteigenden Herren. Auf die Frage des Fremden, ob sie ihm noch ein Zimmer überlassen könne, antwortete sie, sie habe allerdings noch eines, es sei aber viel zu klein für einen „so großen Herrn."

„Hat nichts zu sagen, gute Frau. Wenn ich nur ein etwas gutes Bett bekomme, so bin ich vollkommen mit dem Zimmer zufrieden, wenn es auch noch so klein ist."

„Ja, Herr Baron, Federpolster habe ich genug, wenn die Ihnen recht sind," sagte die alte Frau, „aber", setzte sie zagend bei, „das allerschwerste ist, was soll ich denn einem so hohen Herrn zu essen geben?"

„Was Ihr wollt, gute Frau, ich bin an gute und schlechte Tage gewöhnt. Was Ihr wollt."

Nachdem nun alle Bedenken der Alten gehoben waren, ließ der Fremde Sack und Pack in sein kleines Zimmer bringen, wobei Hjalmar auf jede Weise behilflich war, wiewohl er nicht hindern konnte, daß zuweilen ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg.

Die Mittagsstunde war gekommen, und da Mutter Anderson zu allem Glück am Morgen einen fetten jungen Hahn geschlachtet und gebraten, und dazu noch einen saftigen Hammelsbraten mit Dillsauce zubereitet hatte, und die schönsten Erdbeeren mit dem fettesten Rahme hergerichtet waren, so konnte sie ohne Verzug eine Mahlzeit auftragen, von der kaum ein König hungrig aufgestanden wäre. Der Bediente des Fremden hatte auf dessen Geheiß unseren alten Bekannten, den Flaschenkorb, geöffnet und daraus eine Flasche ächten Madeira und eine dito ausgesucht feinen Burgunder hervorgeholt.

„Ich führe gerne meinen Wein immer mit mir", sagte der Fremde, denn meine Kehle hat sich noch nicht an all' das ungenießbare Zeug gewöhnen können, das man hier unter dem Namen von Wein in den meisten Gasthäusern unseres theuren Vaterlandes verkauft. Aber hier haben wir es wirklich vortrefflich mit unserer Herberge getroffen, und ich bin Ihnen zu vielem Danke verpflichtet, daß Sie mich hierherführten. Doch nur noch etwas, was ich beinahe vergessen hätte. Daß Sie Lingen heißen, weiß ich, weil ich Ihren Namen, nachdem Sie abgereist waren, im Postbuche las, aber wahrscheinlich sind Sie mit dem meinigen unbekannt. Ich heiße Frank, bin Kaufmann, jetzt aber, seit ich eine große Besitzung hier in der Gegend gekauft habe, Proprietär, oder wie man das heißen will. Ihr Wohl, Lieutnant Lingen!"

Hjalmar verbeugte sich und trank. Indeß überließ sich der Fremde mit ächtem Kennerblick den Freuden des Mahles, und schließlich löste sich auch bei Hjalmar das Band seiner Zunge, sei es durch die Freundlichkeit des Fremden, sei es durch die Stärke des ächten Madeira. Das Bild der unschuldigen „Treulosen" begann allmählig zu erbleichen, und statt dessen trat das des Ideals nach und nach um so viel klarer vor seine Seele. Seine Freude begann allmählig wiederzukeh-

ren. Er plauderte, lachte sogar, und als die zweite Flasche geleert war, schien die Wunde seines Herzens in voller Heilung begriffen.

„Es freut mich, Sie wieder fröhlich zu sehen," sagte Herr Franck, „Sie sahen so verstimmt aus, als ich Sie vorhin unten am Strande traf. Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes zugestoßen.

„Nein, gewiß nicht," stammelte Hjalmar und erröthete.

„Etwas muß es doch gewesen sein! Sie sind doch in Gottes Namen nicht verliebt?" fragte Herr Franck, und sah ruhig forschend auf Hjalmar, der nun noch mehr erröthete.

„Ich weiß schon, warum der Herr Lieutenant so „absonderlich" ist, fiel Mutter Anderson, die gerade eintrat, dazwischen. „Mein junger Herr Lieutenant ist sich gar nicht mehr gleich, seit er sich in die Fräuleins drüben auf dem Herrenhof vergafft hat."

„Ach, still! still!" bat Hjalmar verlegen.

„Aber nun ist der Bräutigam der einen gekommen und der der andern kommt auch bald, und das geht dem Herrn Lieutenant so zu Herzen," fuhr die Alte fort, ohne auf die Bitten Hjalmars zu achten.

„Aber meine beste Mutter!" rief Hjalmar und sprang auf, „warum sagtet Ihr mir denn nicht gleich, daß sie verlobt seien?"

„Bei Gott, das hatte ich vergessen, aber was ging mich dieses auch an?

Herrn Franck, der einige Augenblicke unruhig auf seinem Stuhle hin und her gerückt war, schien bei den letzten Worten der Frau eine schwere Last von der Brust genommen zu sein, und lächelnd sagte er: „Was hör' ich da? Sie gehen hieher und verlieben sich in die Braut eines Andern? Das lohnt sich wahrlich nicht der Mühe. Nein, mein junger Freund, fort mit dieser verdammten Liebe, die, wie man die Sache auch drehen und wenden mag, doch eine ewige Thorheit bleibt. Doch trinken wir ein Glas darauf, oder wie?"

„Topp!" sagte Hjalmar fröhlich und stieß an, woraus man leicht sehen kann, daß seine Liebesgedanken nicht allzutiefe Wurzel geschlagen hatten. Dazu war diese junge Liebe kaum einige Wochen alt, und mehr aus Stagnelius entsprungen, denn aus seinem eigenen Herzen. Indeß, Hjalmar hatte jetzt schon einmal im Feuer gestanden, und beschloß, sich für die Zukunft in Acht zu nehmen; denn hätte dieses kleine Abenteuer nur einen Monat länger gedauert — wer weiß, was da die Folge gewesen wäre.

Nachdem abgetragen war, blieben unsere beiden Herren nach englischer Sitte noch eine Stunde beim Weinglase unter allerlei Gesprächen sitzen. Dabei erinnerte sich Hjalmar der beiden unglücklichen Frauenzimmer, die er im Walde getroffen hatte, und er fragte deßhalb Herrn Franck nach ihnen.

„Ach, ich konnte sie nur unbedeutend unterstützen," antwortete dieser mit gleichgültigem Tone und wandte sich ab. — „Aber von Ihnen konnten sie nicht genug sprechen, Ihnen folgten ihre wärmsten Dankesbezeugungen nach, und sie baten mich, Ihnen, wenn ich Sie je wiedersehen würde, nochmal ihren herzlichsten Dank auszudrücken."

„Ach, das Wenige, was ich thun konnte, ist ja gar nicht der Rede werth!" sagte Hjalmar. „Aber ich wäre begierig, zu wissen, wo diese beiden unglücklichen Wesen sind, und wie es ihnen geht?"

„Ich weiß nicht, antwortete Franck kurz, und erhob sich. „Aber," fuhr er fort, „darf ich Sie nicht einladen, auf unser ländliches Mahl eine kleine Promenade zu setzen, um uns einmal die gepriesenen Herrlichkeiten von Kinnekulle anzusehen?"

Hjalmar nahm die Einladung mit Vergnügen an und hinaus zogen sie an den schönen Strand,

„Wo jede Laube, duftend wie von Ambra,
„Wird zur phantastisch strahlenden Alhambra."

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig XI. von Frankreich.

Von Ludwig dem Elften, welcher am 30. August 1485 starb, wird geschrieben: Der Charakter dieses Monarchen war so durchaus selbstsüchtig, so weit entfernt, irgend eine Absicht zu hegen, die sich nicht auf seinen Ehrgeiz, seine Habsucht und selbstische Lüsternheit bezog, daß er fast der eingefleischte Teufel selbst zu sein schien, der darauf ausging, sein Möglichstes zu thun, um alle Begriffe von Ehre von Grund aus zu verderben. Die Grausamkeit, die Falschheit und das argwöhnische Wesen dieses Fürsten wurden durch den groben und niedrigen Aberglauben, den er beständig erblicken ließ, nicht gemildert, sondern noch weit abscheulicher gemacht Bei seinem gänzlichen Mangel an Gewissen, oder wie es scheint, an jedem Begriff von moralischer Verpflichtung, besaß Ludwig XI. große natürliche Festigkeit und Schärfe des Charakters, verbunden mit einer so verfeinerten Politik, indem er die Zeiten, in denen er lebte, beobachtete, daß er sich zuweilen seinen eigenen Vorschriften fügte. Es gibt wohl kein düsteres Gemälde, welches nicht auch seine sanfteren Stellen hätte. Er kannte die Interessen Frankreichs und verfolgte sie treulich so lange, als sie mit seinen eigenen Hand in Hand gingen. Er führte das Land sicher durch die gefährliche Krisis des Krieges, genannt „für das öffentliche Wohl"; bei der Vernichtung dieses großen und gefährlichen Bündnisses der großen Kron-Vasallen Frankreichs gegen den Souverain würde ein König von minder scharfsichtigen und klugem Charakter und von mehr kühner und minder schlauer Gemüthsart als Ludwig XI. aller Wahrscheinlichkeit nach unterlegen sein. Ludwig besaß auch einige persönliche Eigenschaften, die mit seinem öffentlichen Charakter nicht in Widerspruch standen; er war fröhlich und witzig in Gesellschaft, er liebkosete sein Opfer gleich der Katze, die schmeicheln kann, wenn sie darauf ausgeht, die bitterste Wunde zu ertheilen, und keiner war geschickter, die Ueberlegenheit der schlechten und selbstischen Grundsätze zu behaupten und zu preisen, durch die er sich bestrebte, jene edleren Beweggründe zu Anstrengungen zu ersetzen, welche bei seinen Vorgängern aus dem hochsinnigen Geiste des Ritterthums hervorgegangen waren. Er warf die Grundsätze des Ritterthumes bei Seite, und ersetzte sie durch schlechtere Reizmittel. Statt der hohen Begeisterung, die Jeden zur Vertheidigung seines Vaterlandes trieb, führte Ludwig XI. den Dienst der stets bereitwilligen Miethsoldaten ein, und überredete seine Unterthanen, unter denen der Kaufmannstand sich zu heben begann, es sei besser, den Miethsöldnern Gefahr und Mühe des Krieges zu lassen, und die Regierung statt dessen mit den Mitteln jener zu bezahlen, als sich selber der Gefahr der Vertheidigung auszusetzen. Die Kaufleute waren durch solche Gründe leicht überredet

In den Tagen Ludwigs XI. kam es noch nicht so weit, daß auch die Landbesitzer und

Edelleute auf gleiche Weise von dem Kriegsdienste ausgeschlossen wurden, aber der schlaue Monarch leitete das System ein, welches seine Nachfolger nachahmten und das zuletzt die ganze militärische Vertheidigung des Staates in die Hände der Regierung legte. Auch waren Ludwigs Reden und Handlungen, im Privatleben sowohl, als öffentlich, nicht von der Art, daß sie so grobe Verletzungen gegen den Charakter eines Mannes von Ehre hätten gut machen können. Sein Wort, was doch allgemein als das Heiligste am Charakter eines Mannes, und dessen geringste Verletzung im Gesetzbuch der Ehre als Hauptverbrechen gilt, ward oft gewissenlos bei der geringsten Gelegenheit gebrochen und zwar in Begleitung der ungeheuersten Verbrechen. Wenn er seine eigenen, persönlichen Schwüre brach, so machte er auch mit den in öffentlichen Angelegenheiten geleisteten nicht mehr Umstände. Daß er eine gemeine Person als Herold verkleidet an Eduard IV. sandte, war in jenen Tagen, wo Herolde als heilige Bewahrer der öffentlichen nationalen Treu und Wahrheit galten, ein kühner Betrug, dessen sich wenige außer diesem gewissenlosen Fürsten würden schuldig gemacht haben. Kurz, die Manieren, Gedanken und Handlungen Ludwigs XI. standen ganz im Widerspruche mit den Grundsätzen des Ritterthums und sein kaustischer Witz war ganz dazu geeignet, ein System lächerlich zu machen, dessen Grundlage ihm ganz absurd erschien, da es sich darauf gründete, Mühe, Geschick und Zeit zu opfern, um Zwecke zu erreichen, welche, der Natur der Dinge nach, keinen persönlichen Vortheil gewähren konnten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Ludwig, in dem er so ganz offenbar die Bande der Religion, Ehre und Moral, durch welche die Menschheit sich zu edlerem Gefühl begeistert, verläugnete, große Vortheile in seinen Unternehmungen mit Andern zu erlangen suchte, welche sich selber für gebunden halten mußten, während er sich völlig frei bewegte. Aber die Vorsehung scheint stets das Vorhandensein ungewöhnlicher Gefahr mit einem Umstande zu verbinden, der diejenigen, die der Gefahr ausgesetzt, ihrem Schutz anheim gibt.

Das beständige Mißtrauen bei einer öffentlichen Person, welche wegen Eidbruch übel berührt ist, wird für sie dasselbe, was das Klappern für die giftige Schlange, und die Menschen beginnen dann zu erwägen und zu beachten, nicht sowohl was ihr Gegner sagt, als das, was er etwa thun mag; ein Grad des Mißtrauens, der mehr dazu dient, die Intriguen solcher treulosen Menschen zu hintertreiben, als ihnen die Freiheit von allen Gewissensscrupeln Vortheil gewähren kann. Das Beispiel Ludwigs des Elften erregte mehr Mißfallen und Argwohn als Lust zur Nachahmung unter den andern Völkern Europa's, und der Umstand, daß er mehr als einen seiner Zeitgenossen überlistete, verursachte, daß die übrigen auf ihrer Hut waren. Selbst das System des Ritterwesens, obwohl bei weitem nicht so allgemein ausgebreitet, wie früher überlebte die Herrschaft dieses schamlosen Monarchen, der so viel that, seinen Glanz zu verdunkeln und lange nach dem Tode Ludwigs XI. begeisterte es den Ritter ohne Furcht und Tadel und den tapfern Franz I.

Diejenigen, welche diesen Herrscher genau kannten, wußten wohl, daß die Absicht, woran ihm am meisten lag, stets die war, welche er am wenigsten gern kund that. Bei der Absendung von zwölf Gesandtschaften, hatten eilf einen ganz andern Grund, als den, der mit der Feder im Beglaubigungsschreiben aufgezeichnet war. Wer wird bei dieser Schilderung nicht an einen Charakter der Gegenwart erinnert?

Deutsche Höflichkeit.

Ein eben vom Festland heimgekehrter Engländer äußerte seine Ueberraschung über den höflichen Ton, der unter allen Volksklassen in Berlin zu herrschen scheine. Er sagte unter Anderm: „Wenn ein Deutscher in einer Restauration an demselben Tisch mit Andern Platz nimmt, so geschieht dieß immer mit einer Verbeugung, und wenn er eine Zeitung in die Hand nimmt, die Sie ausgelesen haben, so wird er sich dabei irgend eines Ausdrucks der Entschuldigung bedienen. In einem Laden werden einem beim Eintritt und beim Weggehen die der Tageszeit angemessenen Grüße geboten, und Niemand steigt in einen Omnibus oder Eisenbahnwagen, ohne seine Reisegenossen zu grüßen. Dabei ist dieß eine ganz natürliche Höflichkeit und keine solche, die einem zur Last fällt. Sie gehört eben ganz selbstverständlich zum alltäglichen Leben. Ich habe in den Straßen von London einen Reitknecht nach dem Wege gefragt und zur Antwort erhalten: „Zum Teufel, was weiß ich davon!" Ein amerikanischer Arbeiter wird allerdings eine sehr klare Antwort geben, aber in fieberischer Hast und so, daß man ihm ansieht, wie unangenehm es ihm ist, auf seinem Wege aufgehalten zu werden. Der Deutsche aber bleibt stehen, sagt mit einer leichten Verbeugung: „Haben Sie die Güte, die zweite Straße links ꝛc." und lüftet den Hut, während er sich entfernt. Möglich, daß dieses des Guten etwas zu viel ist; es ist aber immerhin recht angenehm."

Der Papagei. Ohnlängst fand eine komische Verhandlung vor dem Polizei-Bureau zu Dublin statt. Ein gestohlener Papagei wurde durch Mr. John Davis von M. Moore reklamirt und Ersterer verlangte, daß der Papagei als Zeuge vernommen werde. „Seien Sie versichert — sagte er zum Richter — daß mein Zeuge die Wahrheit sagen wird." (Man lachte.) Der Richter sprach ernst: „Man lasse den Zeugen eintreten. — Man brachte darauf einen großen mit einem blauen Tuch bedeckten Käfig in den Gerichtssaal. — Mr. Davis wendet sich zu dem Richter mit den Worten: „Ew. Herrlichkeit bitte ich, mir zu gestatten den Papagei, meinen Zeugen, sogleich zu befragen. Ich werde ihm 2 oder 3 Fragen vorlegen. Wenn er sie gehörig beantwortet, so muß ich meine Klage gewinnen. Ich beschuldige M. Moore nicht, mir den Papagei gestohlen zu haben; ich sage nur, daß dieser Papagei mein gewesen ist, daß ich ihn verloren habe und daß ihn vielleicht der Dieb an Mr. Moore verkauft hat. Ich bitte, meinem Zeugen Gehör zu schenken." — Der Advokat des Beklagten: „Auf welche Art soll Ihr Zeuge vereidigt werden? Ist er ein Heide? Ist er ein Türke? — Der Papagei fängt an zu pfeifen und dann zu singen; Nur Geduld Miß Lucy, nur Geduld ꝛc. (Allgemeine Heiterkeit.) — Der Käfig wird enthüllt; Mr. John Davis tritt zu dem Papagei und sagt zu ihm: „Gib mir einen Kuß." Der Vogel küßt durch die Stäbe Mr. Davis mit großer Herzlichkeit. — Ein Knabe unter dem Publikum ruft: „Ich will wetten, er macht es so mit aller Welt." — Mr. Davis „Sei deiner Sache nicht so gewiß, mein Sohn." — Der Knabe macht den Versuch, der Papagei schlägt zornig mit den Flügeln und beißt den Knaben, der sich heulend und in möglichster Eile entfernt. Die Heiterkeit der Versammlung ist auf ihrer höchsten Höhe. — Der Advocat des Beklagten: „Mein Client hält sich noch nicht für überführt; ich trage auf das Verhör des Zeugen an. Mr. Davis lege ihm seine Fragen vor." — Mr. Davis: „Sehr gern." Er nimmt den Vogel auf den Finger und sagt zu ihm: „Nun Papchen, sage uns wie es der Hund macht?" Der Papagei fängt mit aller Macht zu bellen an und man glaubt eine ganze Meute Hunde in der hitzigsten Verfolgung eines Fuchses begriffen zu hören. — Der Richter: „Genug, ich bitte Sie." — „Mr. Davis: „Mach' es wie die die Katze, miaue mein Papchen." — Der Papagei stimmt ein ohrenzereißendes Miauen an. — Der Richter: „Genug genug!" Mr. Davis: „Wenn Sie es wünschen, will ich mit dem dem Verhöre fortfahren." — Der Richter: „Der Beweis genügt: die Sache ist gehört worden (man lacht.) Mr. Davis, Sie können Ihren Papagei an sich nehmen." — Mr. Davis entfernt sich triumphirend mit seinem Papagei, der in Einem fort schreit es ginge wohl aber es geht nicht!" und das Publikum bricht in ein großes Gelächter aus.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 16. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 21. April 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

Mit Behagen lauschte unser Held den Erzählungen seines Begleiters, der viel von der Welt gesehen hatte, und mit Leichtigkeit und Anmuth zu erzählen verstand. Die ungekünstelte Herzlichkeit, womit Hjalmar außerdem von diesem Manne, für den er doch beinahe ganz und gar ein Fremdling war, behandelt wurde, erfreute sein für freundschaftliche Gefühle stets offenes Herz, und ehe der Abend kam, glaubte er in Herrn Franck einen älteren, bejahrten Freund zu sehen, zu dem er volles Vertrauen haben konnte.

Am folgenden Morgen sagte Herr Franck zu Hjalmar: „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich hier in der Gegend eine Besitzung angekauft habe, und ich muß nun dahin reisen. Aber nun habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie haben mir auf unserer gestrigen Promenade erzählt, daß Sie keine bestimmte Heimmath hätten außer dem etwas vagen Logis, das Ihnen Ihr Mantelsack bietet. Ich denke mir, das müsse auf die Dauer doch etwas unangenehm sein, und da ich auf meiner Besitzung mindestens ein Dutzend leere Zimmer habe, so würden Sie mir wirklich ein großes Vergnügen machen, wenn Sie ein Paar davon annehmen wollten. Allerdings kann es für einen jungen, lebhaften Mann nicht sonderlich lockend sein, mit einem alten Junggesellen zusammen zu wohnen, aber ich bin doch, darf ich hoffen, nicht gar so entsetzlich philisterhaft alt, und ich hoffe, wir werden unsere Tage ganz angenehm dahinbringen. Indeß bin ich es, armer Teufel von Einsiedler, der Ihnen für diesen Dienst verbunden sein muß, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollten; aber ich hoffe, Sie verzeihen mir diesen kleinen Eigennutz. Kann ich mir also mit der Hoffnung schmeicheln, Sie als Gast bei mir zu sehen?"

Hjalmar hatte mit steigender Rührung den Worten des wohlwollenden Mannes zugehört und da dieser geendigt hatte faßte er mit Wärme seine Hand, und dankte ihm in herzlichen Ausdrücken für seine Güte.

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich es bin, der Ihnen danken muß", rief Herr Franck

röhlich. „Aber lassen sie uns nun abreisen, je früher, desto besser, denn ich vermuthe, daß Sie noch nicht den Muth haben, von den „Bräuten" oben auf dem Herrensitze Abschied zu nehmen."

Bald saßen die beiden Reisenden in dem prächtigen Wagen; aber die gute Mutter Anderson hatte eine Thräne im Auge, als sie ihrem kleinen lieben Herrn Lieutenant" ihr letztes Lebewohl zuwinkte.

V.

Wir lassen nun Sommer, Herbst und Winter verschwinden, ehe wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen. Hjalmar hatte unterdeß immer mehr Wohlbehagen in seiner neuen Heimath und in der Gesellschaft seines edlen Freundes, die ihm mit jedem Tage theurer wurde, gefunden. Herr Franck hatte im Herbst in wichtigen Angelegenheiten auf ein Paar Monate eine Reise außer Land angetreten, aber vor seiner Abreise Hjalmar das feierliche Versprechen abgenommen, während der Zeit sich um keinen Preis verlieben zu wollen. Obgleich Hjalmar nicht begreifen konnte, weßhalb ein derartiges Versprechen von ihm gefordert wurde, gab er es doch gerne, und da sich gerade in der ganzen Nachbarschaft keine Mädchen fanden, denen er seine Huldigung hätte widmen können, so war es nicht schwer, dasselbe zu halten. Er konnte also seinem Freunde bei dessen Zurückkunft an Weihnachten versichern, daß sein Herz vollkommen frei sei, eine Mittheilung, die sichtbarlich ganz willkommen war.

An Neujahr hatte unser Held auch seinen versprochenen Wechsel erhalten, aber da er unter den jetzigen Verhältnissen nicht so viel Geld brauchte, vertraute er diese geheimnißvolle Sache Herr Franck an, indem er zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er seinen unbekannten Wohlthäter nicht entdecken konnte, um ihn jetzt zu ersuchen, diese Summe besser anzuwenden, als sie einer Person zu geben, die nichts bedürfe.

„Was schwätzest du da wieder?" — man sieht, die beiden Freunde hatten Smollis getrunken — „Geld ist immer gut zu haben. Was Du im Augenblicke nicht brauchst, kann Dir in der Zukunft einmal sehr zu Statten kommen, und damit Du nicht in Verlegenheit bist, was Du mit Deinen Capitalien anfangen sollst so will ich sie auf Zinsen anlegen, und Dir die Renten davon geben."

Eines schönen Morgens zu Anfang April kam Herr Franck auf Hjalmars Zimmer. Er setzte sich auf's Sopha und sagte nach kurzem Schweigen: „In einigen Wochen muß ich wegen wichtigen Angelegenheiten nach Paris reisen. Hast Du wohl Lust, mich dahin zu begleiten. Es versteht sich von selbst, daß ich die Reisekosten trage."

Hjalmar wollte kaum seinen Ohren trauen; nach dieser unermeßlichen Metropole der modernen Civilisation, an die er immer mit Vorliebe gedacht hatte, zu kommen — das war ein Glück, das er bisher nicht zu träumen gewagt hatte. Anstatt mit Worten zu antworten, flog er auf und schloß seinen edlen Freund heftig in seine Arme.

„Nun, nun, langsam", sagte dieser lächelnd; „aber es freut mich, daß Du so bereitwillig auf meinen Vorschlag eingehst. Suche nun um Urlaub nach, und mache Dich reisefertig, denn in den ersten Tagen des Mai müssen wir auf dem Wege sein."

Der Urlaub wurde erbeten und bald ertheilt, und unter beständigen Träumen von Paris und von All' dem Wunderbaren, das er sehen sollte, verflossen Wochen, allerdings langsam genug aber sie verflossen dennoch, und an einem hellen Maimorgen saßen Herr Franck und der glückliche Hjalmar im Reisewägen, um sich nach Göetheborg zu begeben, wo sie an Bord des norwegischen Postdampfbootes gehen wollten.

Da wir durchaus nicht gewillt sind, eine Reisebeschreibung zu geben, begnügen wir uns, zu erzählen, daß unsere beiden Reisenden an einem lieblichen Maiabend wohlbehalten mit der Eisenbahn in der großen Weltstadt anlangten. Es wäre vergeblich, Hjalmars Verwunderung beschreiben zu wollen als er an der Seite seines Freundes in diesem welthistorischen Labyrinthe umherwandelte, wo sich an jeden Palast unsterbliche Erinnerungen knüpfen. Mit einem gewissen Schauer sah er die gespensterhafte Kirche Notre-Dame, die er schon aus Victor Hugo's geistreichen aber unheimlichem Roman kannte. Bezaubert stand er auf der „Place de la concorde", wo der viertausendjährige Obelisk von Luxor mit seinen zahlreichen Hieroglyphen auf die lärmende Menschenmasse, die an seinem Fuße herumwimmelte, niederschaut. Weiter in der Ferne breiteten sich die elysäischen Felder mit ihren vielfältigen Alleen aus, an deren Ende Napoleons Triumphthor seinen colossalen Bogen ausspannte. Und wie erstaunte er nicht, als er in das Palais Royal, dieses einzige Haus, das eine Welt für sich genannt werden kann, trat, wo Alles was ein Mensch sich wünschen kann, vom Größten bis zum Kleisten zu erhalten ist, Notabene um's Geld, wie sonst überall, wo etwas zu bekommen ist.

Am folgenden Morgen, als Hjalmar an der Seite seines Freundes durch die endlose rue Richelieu schlenderte, schrie dieser ihm in's Ohr, denn sprechen reicht in Paris nicht hin, „da sieh' einmal das hübsche Mädchen hier oben am Fenster!" Hjalmar sah empor und blieb wie bezaubert von einer himmlischen Erscheinung einen Augenblick gefühllos gegen alle die kräftigen Stöße, die ihm reichlich von den ewigen Volksströmen ertheilt wurden, stehen.

„Mein Ideal!" rief er hastig, „ja wirklich mein Ideal. Wie sonderbar! Zu einer gewissen Zeit habe ich von einem solchen Engelsbild geträumt, das ich früher schon irgendwo einmal gesehen haben muß — aber das ist ja unmöglich — unmöglich —"

Hier erhielt der werthe Sprecher einen so tüchtigen Puff, daß er beinahe umgefallen wäre.

„Gehen wir in das Café hier gegenüber, da kannst Du nach Belieben gaffen, denn hier stehst Du nur im Wege, sagte sein Begleiter, und faßte ihn am Arm. „Aber, was schwatzest Du da von Deinem Ideal?"

„Du kannst über mich lachen," antwortete Hjalmar, „aber es ist nichtsdestoweniger gewiß und wahr, daß ich mir früher einmal das Mädchen, das ich würde lieben können, gerade so wie diese vorgestellt habe . . . Aber mein Herz ist so voll, daß ich gar nicht sprechen kann.

„Hm! Sehr sonderbar!" sagte Franck lächelnd, „aber nun sind wir am Platze, und hier an diesem Fenster hast Du eine vortreffliche Aussicht nach Deinem sogenannten Ideal!"

Sogleich stand Hjalmar am Fenster und betrachtete unverwandt die schöne Erscheinung. Und es war in der That eine sehenswerthe Erscheinung.

Mit jenem unnachahmlichen Geschmacke gekleidet, der nur den Pariserinnen eigen zu sein scheint, stand dort am Fenster gegenüber ein junges, schlankes, blühendes Mädchen, mit sittsam gesenkten Augen. Glänzend schwarze Locken beschatteten die schönsten vollen Wangen, und rollten sich herab auf einen Hals von blendendem Weiß. Und als sie nun ihre großen Augen aufschlug, und bemerkte, wie unerwartet sie von Hjalmar betrachtet wurde, breitete sich das tiefste Roth über das sanfte Gesichtchen. Doch blieb sie noch einige Augenblicke stehen, indeß der kleine Rosenmund sich zu einem unbeschreiblich milden Lächeln verzog. Darauf legte sie die Hand auf's Herz und verschwand eilig . . .

„Hast Du gesehen!" fragte Hjalmar schwer aufathmend.

„Ja, gewiß habe ich gesehen. Das war wirklich ein ausgezeichnet schönes Mädchen. Aber komm' nun, sie hat Deine Unbescheidenheit bemerkt, und kommt jetzt, bei meiner Treue, so bald nicht wieder zum Fenster zurück."

„Aber ach! wer kann sie sein? Wenn ich nur das wüßte!"

„Was könnte Dir das nützen? Es ist natürlich eine Französin, mit der Du in aller Ewigkeit nicht bekannt werden wirst. Komm' also! Ich will Dich zum Louvre begleiten, wo Du Dir einige Stunden die weltberühmte Gemäldegallerie ansehen kannst, indeß ich einige Geschäfte abmachen will."

Sicherlich war Hjalmar bei seinem Eintritt in die prächtige, mit einem verschwenderischen Luxus ausgestattete und vergoldete Gallerie, so reich an Arbeiten der größten Meister, überrascht; aber weder Raphael's noch Corregio's herrliche Madonna, noch Titian's oder Rubens Venus, konnten ihn das schöne Bild, das er vorhin am Fenster gesehen hatte, vergessen machen. An all' diesen Meisterwerken der Kunst ging er, um es kurz zu sagen, mit gleichgültigen Augen vorüber, und sehnte sich nur, jenes Meisterstück der Schöpfung wieder zu sehen, das mit seinem geträumten Ideal eine so große Aehnlichkeit hatte. Endlich wurde diese Sehnsucht so stark, daß er hinausstürzte, sich in einen Fiaker warf, und wieder zur rue Richelieu zurückkehrte, wo seine scharfen Augen sogleich das Haus wieder erkannten, das die Göttliche einschloß. Er ging in das Café, setzte sich an's Fenster, und richtete seine strahlenden Blicke auf das gegenüberliegende Haus, aber das Fenster war leer. Lange saß er dort, innerlich klagend über seine getäuschte Hoffnung, und schon wollte er wieder gehen, als er zu einer unbeschreiblichen Freude wieder die Erscheinung des Engelsbildes erblickte, die diesmal freilich sich nur auf einige Augenblicke zeigte, während deren er jedoch dasselbe flüchtige Errethen, dasselbe milde Lächeln zu bemerken glaubte, — nur blieb diesmal aus, daß sie die Hand auf's Herz legte, als die sylphidische Gestalt verschwand.

„Vielleicht erscheint sie noch einmal," dachte Hjalmar und blieb beharrlich auf seiner Warte sitzen; allein diese Hoffnung schlug fehl, obgleich er länger denn eine Stunde wartete. Mit schwerem Herzen kehrte er also zu seinem Hotel zurück, wo er Herrn Franck traf.

„Du bist mir ein sauberer Vogel," sagte dieser, „ich suchte Dich im Louvre, aber das Herrchen war schon ausgeflogen. Wo warst Du?"

„Im Café, dem Mädchen gegenüber," antwortete Hjalmar erröthend. „Ich kann mir die Ursache nicht erklären, aber es war unmöglich, der heftigen Sehnsucht, die mich wieder zu ihr zurücktrieb, zu widerstehen."

„Was Du ein närrischer Kauz bist! Aber was gibst Du mir, wenn ich Dich mit dieser Schönheit, die Dich so bezaubert hat, bekannt mache?"

„Fordre Alles, Alles!" rief Hjalmar eifrig.

„Nun, nun, ich fordre nichts, aber sieh', ich habe soeben erfahren, daß das Mädchen eine Schwedin ist, die sich auf Besuch bei ihren Verwandten hier aufhält, mit denen ich schon seit langer Zeit bekannt bin. Wenn ich nun diesen meinen Besuch mache, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß wir dorthin eingeladen werden, und da hast Du Gelegenheit, Dein Ideal zu betrachten, soviel es Dir beliebt."

„Himmel! Welche Eröffnung machst Du mir da! Gehen wir, gehen wir sogleich! Ich beschwöre Dich!" rief Hjalmar außer sich.

„Nicht so hitzig, mein Junge!" antwortete Franck lachend. „Du wirst mich wohl warten lassen können, bis wir dinirt haben."

Am Nachmittag ging Herr Franck aus, und kam, wie er versprochen, nach einigen Stunden mit einer Einladung zum Diner auf den folgenden Tag zurück. Hjalmar's Herz schlug dabei vor Freude hoch auf, und die mannigfaltigen Vergnügungen, die Paris dem Fremden bietet, konnten nicht hindern, daß ihm die Zeit grausam langweilig vorkam. Aber alles Warten nimmt einmal ein Ende — so auch das seine, und am folgenden Tage eilte er mit beinahe beflügeltem Schritte nach dem unvergeßlichen Hause in der rue Richelieu.

Beim Eintreten fand er nur drei Personen im Zimmer, einen Mann in den mittleren Jahren von fröhlichem, freundschaftlichem Aussehen, eine ditto Frau und die schöne Schwedin. Frank wurde von Wirth und Wirthin auf das Herzlichste bewillkommnet, worauf er ihnen seinen jungen Freund vorstellte. Darauf führte er ihn zu dem erröthenden Mädchen und sagte mit einem bedeutsamen Lächeln auf den Lippen: „Mein schönes Fräulein, ich habe das unbeschreibliche Vergnügen, Ihnen einen jungen Landsmann vorzustellen, der natürlich willkommener sein wird als ein alter, wie ich bin. Ich weiß aus Erfahrung, daß Bekanntschaften unter Landsleuten, die sich unvermuthet auf fremden Boden treffen, leicht geschlossen sind, weil man, wenn man sein Vaterland liebt, auch gerne einen Landsmann liebt, der ja einen kleinen Theil davon ausmacht — und ich will hoffen, daß weder mein schönes Fräulein, noch der Herr Lieutenant von dieser fast allgemeinen Regel eine Ausnahme machen werden."

Das schöne Mädchen schlug lächelnd ihre großen, dunkelblauen Augen auf und heftete sie mit einem besonders schwärmenden Ausdruck auf Hjalmar's schöne Züge. Dann reichte sie ihm, jungfräulich erröthend, ihre Hand und sagte mit melodischer, aber etwas bebender Stimme: „Ich kann nicht leugnen, daß es unendlich erfreulich ist, seine Muttersprache, wäre es auch mit einem uns ganz Fremden, zu sprechen."

„Um wieviel erfreulicher ist es nicht für mich," antwortete Hjalmar mit einer artigen Verbeugung, „hier, so ganz unerwartet, unsere schöne Muttersprache von so schönen Lippen hören zu können."

„Ich höre, Sie haben schon angefangen Franzose zu werden," antwortete das Mädchen und lächelte. „Aber sprechen wir nun von Alt-Schweden."

Die beiden jungen Leute ließen sich nun auf ein paar Tabourets nieder. Hjalmar bot seine ganze Beredsamkeit auf — schilderte seine verschiedenen Reiseeindrücke, sprach von seiner warmen Freundschaft für Herrn Franck, der ihm dieses Vergnügen bereitet habe u. dgl., u. dgl., und das schöne Mädchen horchte aufmerksam seinen Worten, indeß ihre schönen Augen sich hie und da mit einem unerklärlichen Ausdrucke, der ihm doppelt warm um's Herz machte, auf ihn hefteten.

Nun ward servirt, und der glückliche Hjalmar, als der einzige Cavalier, erhielt seinen Platz an der Seite der Schönen. Da Wirth und Wirthin nicht schwedisch verstanden, und Herr Franck den beiden jungen Leuten nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken schien, konnten sie ihr Gespräch ungestört fortsetzen, während dessen Hjalmar oft Gelegenheit hatte, die Naivetät seiner jungen Landsmännin, ihr anmuthiges, kindliches Wesen, vereint mit vielem natürlichen Verstand und einer gewissen stillen Schwärmerei, womit sie von dem Einen oder dem Andern sprach zu bewundern. Aber am meisten von Allem fesselten ihn ihre schönen Augen, wenn sie sich, wie vorhin, mit jenem rührenden, innigen Ausdruck, den er nicht zu erklären wußte, von dem er aber doch im vollsten Maße bezaubert war, auf ihn hefteten.

Die jungen Leute unterhielten sich auf diese Weise ununterbrochen einige Stunden und am

Abend, als Hjalmar endlich gehen mußte, und er zum Abschiede die Hand seiner Landsmännin mit Wärme drückte, glaubte er, von einem langjährigen Bekannten zu scheiden.

„Sie werden mich bald wiedersehen," lispelte er, und erhielt zur Antwort einen Blick, der viel, viel mehr als Worte sagte.

Während des Nachhausegehens fragte Herr Franck, was er von dem jungen Mädchen hielte, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte.

„Ach, sie ist bezaubernd!" rief Hjalmar, „und wenn ich nicht Deinen entschiedenen Haß gegen Alles, was Liebe heißt, kennen würde, so könnte ich Dir erzählen, daß ich bereits ganz und gar in sie verliebt bin."

„O, das ist wohl nicht so gefährlich. Ich hasse nur die dumme Liebe, die zu keinem andern Resultate führt, als zu Seufzern und schlaflosen Nächten, und die einen fröhlichen Jüngling zu einem weinerlichen Kerl macht, wie Du einer warst, als Du Dich in jene Braut auf Kinnekulle verliebt hattest. Aber mit diesem Mädchen ist es eine ganz andere Sache: sie ist à prendre und wird außerdem ein beträchtliches Vermögen haben, weßhalb ich Dir Deinen Geschmack durchaus nicht verargen kann."

„Ach, was kümmere ich mich um ihr Vermögen, wenn ich nur ihr Herz gewinne!" rief Hjalmar und seufzte.

„Das eine Gute schließt das andere nicht aus", antwortete sein Freund lächelnd, und beide gingen schweigend weiter.

Am folgenden Tage sagte Herr Franck seinem jungen Freunde, daß er eine Loge in der großen Oper genommen, und dahin den Wirth und die Wirthin von gestern, sammt der schönen Schwedin, eingeladen habe, „und ich stelle das Ersuchen an Dich, ihr Cavalier zu sein", fügte er lächelnd bei.

Daß dieses Ersuchen ziemlich überflüssig war, zeigte sich deutlich während der Vorstellung. Man gab den „Propheten"; aber worauf die jungen Leute oder vielmehr Landsleute hörten, das war keineswegs die schöne Musik. Die lispelnden Töne, die gegenseitig über die Lippen der Beiden flossen, schienen ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch zu nehmen, und viel lieber als auf die berühmte Schlittschuhparthie sah Hjalmar in die schönen Augen seiner Nachbarin, in denen sich eine ganze Welt sanfter Gefühle spiegelte.

Als er so einmal ihr reines, griechisches Profil betrachtete, lispelte er: „Wie wunderbar! Wenn ich Sie von der Seite ansehe, kommt es mir beinahe vor, als hätte ich Sie früher schon einmal gesehen — es ist ein Bild, das ich schon lange im Herzen trage — aber das ist unmöglich — kann nicht anders als unmöglich sein."

Er bemerkte nun, wie das Mädchen rasch erbleichte, und wie eine Thräne auf ihre Wange fiel. Er faßte ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, und lispelte: „Sie weinen? Um Gott! Warum?"

„Ach! Es ist nichts", antwortete das Mädchen leise, und Hjalmar glaubte zu bemerken, wie sie leicht seine Hand drückte — „ich habe eben an etwas gedacht, an eine liebe und schmerzliche Erinnerung von . . . von meiner . . . Kindheit her."

„Können Sie, ein so junges, glückliches, unschuldiges Wesen eine schmerzliche Erinnerung haben?" fragte Hjalmar.

„Ich hatte keine andere vor nicht langer Zeit", sagte das Mädchen, und gab Hjalmar einen liebestrahlenden Blick, in dem eine zarte Thräne glänzte.

Das Wort „Geliebte“ schwebte auf Hjalmars Lippen, aber da er wahrscheinlich glaubte, das wäre doch etwas zu rasch gehandelt, sprach er es nicht aus, sondern begnügte sich, ihr noch einmal die Hand zu drücken, die sie jetzt endlich der seinigen entzog. Aber als der Vorhang fiel und der sechste Act zu Ende war, schien es Hjalmar, als habe diese lange Oper nur einige Minuten gedauert.

„Heute“, sagte Herr Franck am folgenden Morgen, „werden wir eine Tour in der nächsten Umgegend von Paris machen, und dann einem meiner Freunde, der einen reizenden Landsitz in der Nähe von St. Denis bewohnt, einen Besuch machen; aber ich bitte Dich, Dich auf eine kleine Ueberraschung gefaßt zu machen.“

Neugierig, worin wohl diese Ueberraschung bestehen könnte, setzte sich Hjalmar in den Wagen, aber bald wurde ihre Aufmerksamkeit von all' den Herrlichkeiten, die sich ihren Augen vorstellten, angezogen. Mit Bewunderung betrachtete er die colossalen Straßenanlagen, die der Imperator durch diesen unruhigen Krater ziehen ließ, um die immer glühenden Herde der Revolution zu trennen und allmälig zu erlöschen. Mit einem aus Ehrfurcht und Grauen gemischten Gefühl betrat er die Gruft von St. Denis, wo die Könige von zwölf Jahrhunderten ruhen und von der Vergänglichkeit der Macht träumen.

„Es ist nun Zeit den besprochenen Besuch zu machen“, sagte Franck, da sie aus der Kirche traten. Er bezeichnete dem Kutscher ihr Reiseziel, und nach ein Paar Minuten hielt der Wagen vor einer kleinen, reizenden Villa in einer blühenden, englischen Anlage. Da nun Hjalmar in ein prachtvoll möblirtes Zimmer trat, sah er zu seiner Verwunderung seine schöne Landsmännin in einer Causeuse mit einem Buch in der Hand sitzen. Ueberrascht und erröthend fuhr sie auf und reichte lächelnd ihre Hand Herrn Franck, der zu Hjalmar gewandt ausrief: „Nicht wahr, Du erwartetest nicht, diese Dame hier zu finden? Aber ich kann Dir die Aufklärung geben, daß sie ein kleiner, guter Geist ist, der sich versetzen kann, wohin er will. Junge Leutchen, Sie werden mir indeß verzeihen, wenn ich Sie auf eine kleine Stunde allein lasse? Au revoir!“

Das junge Mädchen war in sichtbarer Verlegenheit. Sie erröthete und erbleichte abwechselnd, und gab nur halbe, abgebrochene Antworten auf Hjalmars feurige Fragen; aber er ließ sich dadurch nicht im mindesten abschrecken, denn ihre Blicke waren nun um so sprechender und strahlten noch freundlicher als vorher. Er bemerkte indeß, daß sie öfter unruhig nach der Thüre sah. Endlich öffnete sich diese und Franck führte am Arm ein bleiches, sanft lächelndes Frauenzimmer herein. Schweigend ging er auf Hjalmar zu, faßte seine Hand, und sagte mit tiefer Rührung in seiner männlichen Stimme: „Mein Freund! Ich habe das unbeschreibliche Vergnügen, Dich die Bekanntschaft mit einer mir unendlich theuren Person, die Dich niemals vergessen konnte, erneuern zu lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Londoner Witzblatt, „Punsch" sagt: Drei Dinge gibt es, welche die Frauen nicht lassen können. Erstens können sie keine Modehandlung passiren, ohne stehen zu bleiben; zweitens können sie kein hübsches Kind sehen, ohne zu fragen, wie alt ist der, die oder das Kleine? und drittens können sie kein Stück Leinwand betrachten, ohne zu fragen: was kostet die Elle?

Ein empfehlenswerther Bedienter.

Potier, der berühmte dramatische Künstler in Paris, hatte einen Bedienten, der an Pfiffigkeit und Bequemlichkeit seines Gleichen suchen konnte. Eigentlich war nicht er Potier's Diener, sondern Potier sein Diener. Eines Tages wollte Potier abreisen und daher seine Effecten einpacken. Javelle so hieß der liebenswürdige Diener setzte sich behaglich in einem Armstuhl. Kaum saß er, so behauptete er, die Sachen könnten nimmermehr in den Mantelsack gehen.

„Es muß gehen! sagte Potier.

„Unmöglich!" meinte Javelle.

„Versuch's nur."

„Aber wozu etwas versuchen, was nimmermehr geht?"

„Wie eigensinnig Du bist." Und zum Beweis, daß er Recht habe, begann Potier einen Rock zusammen zu legen, dann einen zweiten und packte ein Stück nach dem andern ein. Javelle sah von seinem Armstuhle zu und munterte seinen Herrn durch Zuruf und und Geberden auf.

„Sehr gut! rief er, gar nicht übel! Aber wo werden Sie das hinthun?

„Daher, sieh!„

Potier packte immer fort, bis Alles im Mantelsack untergebracht war.

„Nun zweifelst Du noch immer? fragte er den Diener.

„Führwahr, nicht im Geringsten mehr," erwiederte dieser und blieb in seinem Armstuhle sitzen, „Sie haben Alles gut hineingebracht, aber wie wird's nun mit dem Zumachen gehen? Darin steckt die Unmöglichkeit."

Potier troff schon von Schweiß, sprang aber, um seinen ungläubigen Diener zu überzeugen, auf den Mantelsack hinauf und trat und stampfte darauf herum, bis dieser nach unerhörten Anstrengungen sich schließen ließ.

„Siehst Du, Javelle, daß Du wieder Unrecht hatttest, sagte er.

„Wahrhaftig, Herr, Sie haben's vollbracht! — Aber gestehen Sie, es hat Sie viel Arbeit gekostet. Sie sind ja ganz in Schweiß gebadet, ruhen sie doch aus!"

Javelle gab noch einige solche Proben sei-Talente. Endlich aber gewann Potier die Ueberzeugung, daß es nicht gut sei, wenn der Diener zu viel Esprit habe, jagte Javelle fort, und nahm sich einen Dummkopf, wobei er sich viel besser stand.

Was ist eine Milliarde? Ein Franzose hat folgende Berechnung aufgestellt: Eine Milliarde Frankenstücke wiegt 10 Millionen Pfund. Zum Landtransport würde es ein Fahrzeug so groß wie die Arche Noah erfordern, — welche wie man weiß — 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch war. Wenn diese 10 Millionen Pfund zu Barren von einem Zoll im Geviert geschmiedet wären, so würden dieselben hinreichen, um Paris mit einem Gitter von 10 Fuß Höhe zu umgeben. Eine Linie, gebildet aus einer Millarde Ein Frankenstücke, würde 750 französische Meilen länger sein, als die Hälfte des Umfangs der Erde. Wenn man endlich eine solche Milliarde zur Zeit der Geburt Christi in eine Maschine eingeschlossen hätte, welche in jeder Minute einen Franken auswürfe, so würde diese Maschine, um sich vollständig zu leeren, jetzt noch ungefähr 62 Jahre lang zu arbeiten haben.

(Die vier Firmen.) In Leipzig bemerkte man noch unlängst auf der Dresdner Straße vier hintereinander hängende Firmen: Branntweinbrenner „Bruder". Glasermeister „Waibel". Branntweinschenke „Kratze" und Bäckermeister „Müg". Der Volkswitz stellte sie zusammen und es hieß nun: „Bruder Waibel kratze mich."

„Johann," rief ein aus der Stadt zurückkehrender Gutsherr, mach Feuer, ich bin durch und durch naß." — Wollten sie da nicht lieber Draine-Röhren legen, gnädiger Herr? fragte der ökonomische Diener.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. R[illegible]tsch

Nr. 17. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. April 1861.

Die Abenteuer eines Lieutenants.

Novelle.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung und Schluß.)

Hjalmar verbeugte sich und betrachtete verlegen das bleiche, milde Gesicht des Frauenzimmers.

„Ich weiß . . . ich glaube nicht“, stammelte er, „schon einmal die Ehre gehabt zu haben . . .“

„Erinnere Dich genau“, sagte Franck gerührt.

„Gewiß erinnere ich mich eines Gesichtes, dem dieser Dame gleichend, aber das ist unmöglich, das war unter anderen Umständen, himmelweit verschieden von . . . von . . .“

„Den jetzigen meinst Du“, ergänzte Franck. „Du erinnerst Dich also der beiden unglücklichen Wesen, die Du hilflos und ohnmächtig im Walde trafst. Nun wohl, hier, hier siehst Du sie wieder“, und dabei schloß er Mutter und Tochter, überwältigt von Rührung, zärtlich in seine Arme. Die beiden Frauen weinten leise an seiner Brust, und Hjalmar fühlte alsbald eine starke Neigung, dasselbe zu thun, als Herr Franck mit veränderter, froher Stimme ausrief: „Nein, da stehen wir, bei meiner Seele! und weinen, und vergessen ganz und gar, daß wir ein Freudenfest feiern wollen, und Hjalmar, der arme Junge, weiß ja eigentlich noch nicht, woran er ist! Mein Sohn, denn wie ein Sohn bist Du meinem Herzen theuer! Du siehst in dieser hier meine Frau, meine geliebte Frau, die mir Alles verziehen hat und die Dir eine zärtliche Mutter werden will — und dieses kleine Fräulein hier ist meine vielgeliebte Tochter Caroline, die Dich durch mich bitten läßt, Deine Schwester sein zu dürfen — bis auf Weiteres.“

Hjalmar war vor Erstaunen ganz außer sich, aber Franck rief fröhlich: „Sieh' da, steh' doch nicht so verschlagen da! Ich will Dir gleich die Aufklärung über all' das Wunderbare, was Du erfahren hast, geben, aber komme nur erst hieher und umarme Deine neue Mutter!“

Warm und herzlich schloß die bleiche Frau Hjalmar in ihre Arme und lispelte dabei: „Edler junger Mann; Sie sprachen prophetische Worte, als Sie, um mich in meinem Elende zu trösten, sagten: Hilfe wäre mir vielleicht näher, als ich glaubte, — und Sie waren gleichsam der rettende Engel, den die Vorsehung ausgesandt hatte, um mich zu dem Ziele zu geleiten, wo endlich meine Prü-

fungen ihr Ende erreichen sollten. — Nie, habe ich vergessen, Sie in mein Gebet einzuschließen, wie ich damals gelobte . . ."

„Aber umarme jetzt auch Deine Schwester, fiel Franck munter ein, „und küsse sie für mich. Du hast es ja früher schon einmal gethan, Du Schelm! wie sie mir erzählt hat." Daß Hjalmar von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, brauchen wir wohl nicht zu sagen; aber da er die frischen, warmen, rosigen Wangen des erröthenden Mädchens berührte, und in diese in Thränen lächelnden Augen sah, erfüllte seine Brust eine unnennbare Freude; — aber

Sind den Göttern nur verlieh'n;
Seligkeiten für Aeonen
Menschenherzen müßten brechen,
Würde nicht das Glück entflieh'n',

wie Franzén so schön singt, und es war deßhalb ohne Zweifel sehr heilsam für unsern Helden, daß das schöne Mädchen sich verschämt aus seinen Armen losmachte und sich an seinen Vater schmiegte.

„Aber daß Du mein Carolinchen gar nicht wiederkennen konntest", sagte der Vater, indeß er die rothen Wangen des Mädchens streichelte.

„Wie war es wohl möglich, sich in dem schönen, blühenden Fräulein Carolina das kränkliche, schwache Mädchen denken zu können, das . . . das . . ."

„Du nun nicht mehr Fräulein nennen darfst", ergänzte der Vater . . . „Ihr seid ja Geschwister, habe ich gesagt."

Lächelnd reichte Carolina Hjalmar ihre Hand, das „Du" war besiegelt.

„Aber es ist doch sonderbar", fuhr Hjalmar fort, „das Profil meiner Schwester, das ich schon bewunderte, als ich sie an Ihrer Brust schlummern sah, schwebte mir seither oft vor, obgleich ich, merkwürdig genug, mich nicht erinnern konnte, wo und wann ich diese himmlischen Züge gesehen hatte. Erst gestern in der Oper kam mir das bleiche, schlummernde Mädchen in den Sinn, obgleich ich mir, natürlicher Weise unmöglich vorstellen konnte, daß Carolina und sie eine und dieselbe Person wäre."

„Bist Du dabei", sagte Herr Franck, „so verlassen wir jetzt die Damen auf einige Minuten. Ich sehe Dir an, daß Du neugierig bist, zu hören, wie all' das zusammenhängt, aber wenn Du mir in den Garten hinaus folgen willst, wird das Räthsel bald gelöst sein."

„In meiner Jugend", begann Herr Franck, nachdem sie sich auf ein Berceau niedergelassen hatten, „in meiner Jugend war ich ein äußerst leichtsinniger und unnützer Bursche. Da ich ein kleines Vermögen geerbt, und überdieß ziemlich gute Kundschaften und Recommandationen hatte, etablirte ich einen Großhandel in Stockholm, und lebte dort eine Zeit lang auf so großem Fuße, als hätte ich die größten Geschäfte gemacht."

„Es ist natürlich, daß das nicht auf die Dauer so bleiben konnte. Meine Verhältnisse zerrütteten sich täglich mehr; doch wußte ich die Sache geschickt zu verheimlichen. Zu gleicher Zeit faßte ich eine heftige Liebe zu einem schönen, jungen, unerfahrnen Mädchen, deren Vater, ein alter, mürrischer Tyrann, der ein hohes Amt bekleidete, in demselben Hause wie ich wohnte, und zu dessen Soireen ich Zutritt hatte. Die unverhohlene Huldigung, die ich dem unglücklichen, von ihrem Vater so streng und lieblos behandelten Mädchen widmete, schien ihr zu gefallen, und bald konnte ich sehen, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Endlich verabredeten wir ein Stelldichein, was, da wir in demselben Hause wohnten, gar nicht schwer war, — diese Zusammenkünfte wurden immer

häufiger — ich Elender bethörte sie mit falschen Eiden, und war gewissenlos genug, die Schwachheit eines liebenden Weibes zu benützen."

„Gerade zur selben Zeit kamen einige meiner Wechsel mit Protest zurück. Meine Gläubiger öffneten nun ihre Augen und drängten mich von allen Seiten. Um einer entehrenden Strafe zu entgehen, entfloh ich Hals über Kopf nach Hamburg und begab mich von dort nach Nordamerika, wo ich so glücklich war, eine höchst vortheilhafte Stelle in einer der größten Handelsstädte zu erhalten. Durch Erfahrung klug gemacht fing ich nun ein anderes Leben an, und gewann bald durch Fleiß und Ordnung das Vertrauen meines Principals. Nach ein paar Jahren nahm er mich als Theilhaber in's Geschäft auf. Die Geschäfte gingen außerordentlich glücklich, und in kurzer Zeit hatte ich ein bedeutendes Vermögen erworben. Den ersten Gebrauch, den ich davon machte, war, daß ich meine Schulden in Schweden mit Zinsen und Allem bezahlte. Aber ich hatte noch eine andere Schuld, die schwer auf meinem Gewissen lag, so oft ich an die arme Cäcilia dachte. Großer Gott! Und ich wußte doch nicht Alles — ich hatte keine Ahnung, in welcher gefährlichen Lage ich sie gelassen hatte. Von meinen Correspondenten in Stockholm hatte ich keine andere Nachricht von ihr erhalten können, als das in Stockholm verbreitete Gerücht, sie sei gestorben, gleich wie ihr Vater."

„Das unbestechliche Gewissen, das, zu unserer wahren Besserung, nie schweigt, klagte mich nun oft als ihren Mörder an; aber um wie viel mächtiger würde es nicht seine Stimme erhoben haben, wenn ich gewußt hätte, daß ich Elend und Unehre über die Gefallene gebracht hatte — aber so glaubte ich sie todt, und ich beweinte sie oft, wenn ich meinen eigenen Fehltritt beweinte."

„Konnte ich auch mich selbst nicht glücklich fühlen, so glückten dagegen alle meine Unternehmungen, selbst die kühnsten, und mein Vermögen vermehrte sich mit jedem Jahr. Aber nachdem ich volle siebzehn Jahre mein Vaterland verlassen hatte, ergriff mich plötzlich ein unwiderstehliches Heimweh. Ich realisirte also Alles, was ich besaß, legte meine Fonds bei einem reichen Handelshause in London und Hamburg an, und eilte in mein Vaterland zurück, wo ich ein Paar Wochen eher eintraf, als ich dich, und, o wunderbare Fügung der Vorsehung! auch die, die ich in Unglück und Elend gestürzt hatte, traf. Weder kann noch will ich die wahrhaft vernichtenden Gefühle beschreiben, die auf mich einstürmten, als ich in den armen Frauenzimmern, die Du mir so warm an's Herz gelegt hattest, Cäcilia und mein Kind erkannte! — Genug davon! Sie, über die ich Schande und Elend gebracht hatte, verzieh mir mit englischer Güte und nun fühlte ich mich als einen ganz umgewandelten Menschen. Die Schuld, die lange Jahre hindurch schwer auf meinem Herzen lag, war vergeben, und als ich meine sanfte liebenswürdige Tochter umarmte erfuhr ich das glückseligste Gefühl in meinem ganzen Leben. In größter Heimlichkeit führte ich nun die beiden, mir so theuren Wesen nach Götheborg, und nachdem ich dort für ihre Garderobe gesorgt hatte, begaben wir uns sogleich nach Hamburg, wo ich in Gegenwart einiger alter, vertrauter Freunde mich mit meiner geliebten Cäcilie trauen ließ — die einzige Vergeltung, die ich ihr für alle ihre ausgestandenen Leiden geben konnte. Sie waren in der That entsetzlich, und nur ein so wahrhaft religiöser und zugleich edler und stolzer Charakter, wie der ihrige, konnten sie überdauern.

„Von ihrem herzlosen Vater verbannt und verstoßen, als sich ihr Unglück nicht länger verheimlichen ließ, verschwand sie ohne daß Jemand hatte erfahren können, wohin sie sich begeben hatte. In einer kleinen, entfernten Stadt lebte sie arm und unbekannt, und gab dort unserem unglücklichen Kinde das Leben. Mit Kinderunterricht und beharrlicher Arbeit gelang es ihr, sich

siebzehn lange Jahre unter unaufhörlichen Entsagungen das Leben zu fristen. Als aber die Mittel zu ihrem Unterhalte immer geringer wurden, beschloß sie, an einen anderen Ort überzusiedeln.

„Carolina erkrankte unterwegs. Ihre Krankheit währte lange, und das wenige, was sie zu diesem Zwecke erspart hatten, schmolz in kurzer Zeit zusammen. Dem Bettelstab nahe gebracht setzte sie, nachdem die Kranke einigermassen ihre Kräfte wieder gewonnen hatte, ihre Reise fort, und hier, in diesem hülflosen Zustand war es, wo du sie trafst. —

„Nun weißt Du in Kürze Alles; aber du weißt nicht, wie oft ich seither Dich dankbar für Deine Wohlthat, die du den Meinigen, die nie aufhörten, von dir zu sprechen, erzeigt hast, segnete. In Götheborg erkundigte ich mich nach Dir und Deinen Verhältnissen bei einem Artillerie-Offizier, der mit Dir auf der Kriegs-Akademie Cadett gewesen war. Ich hörte mit Vergnügen, was ich voraus wußte, daß Du ein vortrefflicher junger Mann seist, aber ich hörte noch etwas, was mich gleichfalls im höchsten Grade freute, daß Du ein armer Bursche seist, der ganz verlassen in der Welt stehe. Ich sandte Dir also einen anonymen Brief, worin ich mich für einen Freund, Deines verstorbenen Vaters ausgab. —

„Nein, keine Danksagungen," fuhr er fort, als ihn Hjalmar mit Wärme umarmte, ich bin Dir weit mehr schuldig, als mit Geld aufzuwiegen ist."

„Nun bleibt mir noch übrig, zu erklären, warum ich meine Frau und meine Tochter nach Paris brachte. Das hatte mehrere Ursachen, aber die hauptsächlichste war die, daß ich diese Armen, die bisher nur Sorgen und Entsagungen erduldet hatten, in die Hauptstadt des Vergnügens und Ueberflusses versetzen wollte, wo ich hoffte, daß ihnen so viel Neues und Wunderbares begegnen werde, daß dadurch die Erinnerung an ihre überstandenen Leiden allmälig verwischt würde. Auch wünschte ich die Erziehung meiner Tochter zu vollenden, wozu ihre Mutter bereits einen guten Grund gelegt hatte. Hierauf riefen mich Geschäfte in mein Vaterland zurück. Ich trennte mich von meinen Lieben und suchte nun Dich auf, woraus du ersehen magst, daß es nicht so ganz der Zufall war, der uns auf Kinnekulle zusammenführte. Aber länger als ein Jahr konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, Dich den Meinigen zuzuführen, denn ich hatte bereits, sollst Du wissen, in Betreff deiner einen Lieblingsplan geschaffen, als ich nämlich merkte, daß Du gleich von der ersten Stunde an einen tiefen Eindruck auf das junge Herz meiner Tochter gemacht hattest. — Du erröthest, Deine Augen leuchten. Das ist ein gutes Zeichen. Meinen Beifall und meinen Segen hast du bereits im Voraus, und wenn Du von Carolina's Lippen das Bekenntniß ihrer Liebe hervorgelockt hast, will ich eure Hände in einander legen."

Tief gerührt von so vieler Güte, umarmte Hjalmar seinen edlen Wohlthäter, außer Stand mit Worten seinen Dank, und die Freude, die sein Herz erfüllte, auszudrücken.

„Ach das ist ja reiner Eigennutz von mir," sagte der edle Mann lächelnd, und machte sich aus Hjalmars Armen los, „ich will meine Frau und mein Kind glücklich sehen. Sie waren lange genug unglücklich. Meine arme, todtgeglaubte Cäcilia, deren Jugendfehltritt — ach Gott, meine Schuld, meine Schuld! — wahrscheinlich Niemanden bekannt ist, kommt nun aus der Fremde wieder nach Hause unter die Zahl der Lebenden, und als die Frau eines reichen Mannes, und mein Töchterchen als verlobte Braut — und wer weiß? vielleicht sogar als junge Frau; denn ich sehe eine zeitige Heirath als einen großen Nutzen an, insbesondere für den Mann, der

dadurch vielen Thorheiten entgeht. Aber gehen wir nun hinein, denn unser Gespräch war ziemlich lange."

Wir haben nun nicht mehr viel beizufügen.

Wenige Tage vergingen, so lag die schöne Carolina mit jungfräulichem Erröthen und Thränen in ihren schönen Augen an Hjalmar's Brust, und gestand ihm ihre warme Liebe, die schon in dem kleinen, elenden Zimmer in jenem Wirthshause erwacht war. Sie hatte seither immer sein Bild in ihrem Herzen getragen, und als der Vater, bei seinem Besuche in Paris im verflossenen Herbst, ihr das Geheimniß ihres Herzens entlockt und ihr nicht undeutliche Winke gegeben hatte, daß ihr Traum leicht zur Wirklichkeit werden könne, hatte sie ihn mit all' der Hingabe, deren die erste Liebe fähig ist, zu lieben angefangen. Daher das unfreiwillige Erröthen als sie während Hjalmar's Fensterparade ihre Hand auf's Herz legte, — eine Bewegung übrigens, die durch den Papa, der Hjalmar, ehe er ihn in alle Geheimnisse einweihte, schon im Voraus etwas verliebt machen wollte, in's Werk gesetzt war.

Daß auf diese lieben Geständnisse eine Menge Küsse, Freudenseufzer, kurze Ausrufe u. dgl. folgten, versteht sich von selbst, und die Sinne der glücklichen Liebenden mußten sicherlich in fernen Regionen schweben; denn weder hörten noch sahen sie, wie Herr Franck am Arme seiner Frau leise eintrat und fröhlich lächelnd die schöne Gruppe betrachtete. Doch endlich wandte Carolina ihren von Seligkeit strahlenden Blick dahin, wo die Späher standen, und mit einem leichten Ausruf flog die erröthende Jungfrau auf, zu ihrer Mutter hin, und verbarg ihre brennenden Wangen an ihrer Brust. Aber der Vater faßte sie um die schlanke Hüfte, führte sie zu Hjalmar und legte segnend ihre Hände in einander.

Gegen den Herbst trat Herr Franck, der mit Recht das Reisen für ein vortreffliches Bildungsmittel für junge, für das Schöne empfängliche Gemüther ansah, eine Reise nach Italien an, wo sie den Winter über verbleiben, und dann im folgenden Frühjahre die Heimreise über Mailand, München, Dresden und Berlin antreten wollten.

Der Liebenden glückliche Träume unter Hesperiens klarem Himmel zu beschreiben, liegt außer meinem Vermögen. Gewiß ist Italien schön im Auge jedes Reisenden, aber wieviel schöner muß es nicht in Hjalmar's Augen gewesen sein, der an einer vergötterten Schönheit Arm alle diese Götterschönheiten beschauen konnte. Ja, ich glaube ihn zu sehen, wie er mit der liebenswürdigen Caroline

„Selbst von himmlischer Natur,
„Schwebt in dieses Edens schöner Flur."

Aber, obgleich er nun mehr als je Poesie in sich fühlte, fiel es ihm doch nie mehr ein, das Papier damit zu verderben.

Auf der Heimreise blieben unsere Reisenden einige Wochen in dem herrlichen Dresden, und feierten dort in Gegenwart einiger Familien, deren Bekanntschaft sie in Italien gemacht hatten, eines schönen Abends Carolinens und des überglücklichen Hjalmar's Vermählung.

So wurde unser Held endlich verheirathet, — und nun glaubt der Verfasser all' seine Schuldigkeit gethan zu haben, da er alle in dieser wahrhaften Geschichte handelnden Personen so glücklich gemacht hat, als es nur in seinem Vermögen stand. Es gibt genug Elend in dieser Welt, so daß man nicht erst große Mißgeschicke in kleinen Novellen zu dichten braucht, und deßhalb glaubt der Verfasser, obgleich er arm ist und nunmehr der Liebe entsagt hat, seinen

armen Helden so viel Geld und eine so schöne Frau geben zu müssen, als man sich nur irgendwie wünschen kann. Ist das nicht recht bescheiden, meine liebenswürdigsten Leserinnen?

Bei seiner Zurückkunft in die Heimath erhielt Hjalmar den Kaufbrief auf eine große, hübsche Besitzung in der Nähe seines freigebigen Schwiegervaters. Dort lebte er nun, nachdem er um seinen Abschied gebeten und ihn erhalten hatte, ein so glückliches Leben, wie man es nur irgendwie in Romanen finden kann, was gewiß sehr viel heißen will. Hin und wieder erhielt er Besuch von seinem Freunde, dem lustigen, reimenden Lieutenant, der, als Hjalmar ihn als Gevatter zu der Taufe seines Erstgebornen einlud, diesem ein Paar recht lustige Verse überreichte unter denen sich folgende Strophe fand:

O fände auch ich mein Paradies,
Wie Du, Glücklichster, in Paris!
Und käm' auch ich zu den Festen,
Wie Du im herrlichen Dresden!

Das Meerfräulein.

Mitgetheilt von Adolph Görling.

Unter den Mündel-Angelegenheiten, welche meine in der ausgedehntesten Praxis ergrauten ehrwürdigen Collegen, Mr. Whittington und Mr. Hatton, mir freundschaftlich übertrugen, befand sich eine, deren dünnes Actenbündel folgendermaßen überschrieben war: „Frederick Favell, Esquire, Chaldecotte-Hall in Devonshire: Nutznießer Doctor Thomas Crofton, London, Oxford Road 26."

Das Actenbündel enthielt einen von Fredereck Favell und seiner Gattin Eliza Favell, geboren Staunton, und einem gewissen Mr. Henry Shiver unterschriebenen Kaufcontract über eine Besitzung an der Exeterbai, zwischen Exeter und Exmouth gelegen. Das Datum des Contracts wies etwa fünfzehn Jahre weit zurück.

Außer diesem Document war ein sonderbarer Brief des Mr. Frederick Favell an meine Collegen vorhanden:

„Ich sehe diese schreckliche Besitzung, dies mörderische Chaldecotte-Hall, als den Fluch meines Lebens an. Ich kann hier keine Minute länger ausdauern. Ersparen Sie mir die Erinnerung an den Tod meiner Frau. Unglückliche Eliza! Weshalb bin ich nicht statt Deiner vom Himmel als Opfer gewählt worden! Verkaufen sie mir die Besitzung; thun Sie was Sie wollen, aber befreien Sie mich von ihr auf eine solche Weise, daß der Verlust, welchen meine liebe kleine Agnes an ihrem Vermögen durch diese Veräußerung erleiden wird, möglichst gering sey. Ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen, daß Sie mich zum Kaufe von Chaldecotte-Hall veranlaßten, aber danken werde ich Ihnen nur dann aufrichtig, wenn Sie mich von diesem Besitzthum befreien. Fr. Favell."

— Ein sonderbarer Brief! sagte ich zu Whittington, welcher mir am Tische gegenübersaß, als ich die Acten, die er mir übergeben wollte, durchsah.

— Der Brief ist unter dem Eindrucke eines großen Unglücksfalles geschrieben, erwiederte mein väterlicher Freund. Es ist schon eine Reihe von Jahren vergangen, seit diese Geschichte vorfiel, aber dennoch erinnere ich mich ihrer mit großer Lebhaftigkeit. Es ist nothwendig, daß ich sie Ihnen erzähle, damit Sie unter allen Umständen instruirt sind.

Mr. Frederick Favell, ein keineswegs glänzend situirder Beamter am Zollhause hier in London, machte eine ziemlich bedeutende Erbschaft von einem Onkel in Antigua. Einen Würdigern als diesen jungen Favell, hätte eine solches Glück schwerlich treffen können. Er war höchst gebildet, sehr glücklich mit einer überaus reizenden Frau verheirathet und war Vater eines Kindes, das damals drei Jahre zählte.

Mit einem Besitze von gegen 12,000 Pfund war das bisherige beschränkte Leben der Familie Favell, zu welcher übrigens noch die Mutter der jungen Frau, eine Mrs. Staunton, gehörte plötzlich geändert. Die zehnstündige Bureauarbeit Frederick Favells, welche der besorgten Frau schon manche heimliche Thräne gekostet hatte, war zu Ende. Die kleine Wohnung konnte gegen ein Landgut vertauscht werden, das glücklich oder vielmehr unglücklich genug für den armen Favell mir eben in jener Zeit zum Verkaufe anvertraut worden war.

Ich fertigte den sehr günstigen Kaufcontract aus. An einem wunderschönen Junimorgen fuhr ich mit der Familie Favell auf der Eisenbahn nach Winchester, und von hier mit dem Dampfboot nach Exeter, um das Besitzthum zu übernehmen.

Dasselbe übertraf selbst meine Erwartungen an Schönheit der Lage und Ertragsfähigkeit der Grundstücke. Das Herrenhaus liegt am Meere oder vielmehr an der Bai, war prächtig eingerichtet, hatte die herrlichste Aussicht auf die jenseitigen Berge von Devonshire und Cornwall, besaß eine prächtige Meierei, schöne Pferde, Equipagen — und das Alles gehörte nach dem letzten Federstriche unter dem Contract meinem hübschen Frederick und seiner noch viel hübschern Frau.

Ich machte mit Favell einen Ritt in die Umgebung, und Mrs. Favell hatte den Einfall, eine Fahrt auf einem netten Segelboote zu machen, das — gleich allem andern beweglichen Vermögen des frühern Besitzers von Chalbecotte-Hall — dem Käufer zur Verfügung gestellt worden war.

Als wir von unserm Ritte zurückkehrten, kam eben das Segelboot an die kleine Landungstreppe von Serpentinstein. Einer der Dienstleute, welche im Boote waren, hielt die dreijährige Agnes, welche laut nach ihrer Mutter schrie, auf dem Arme.

— Wo ist meine Frau? fragte Favell aufgeregt. Die Dienstleute zeigten nach dem spiegelglatt sich ausbreitenden Wasser.

— Ertrunken? schrie Favell, sprang in's Boot und geberdete sich wie ein Rasender.

Ich folgte ihm. Wir kamen an die verhängnißvolle Stelle. Tief unter uns, in vollkommen durchsichtigem Wasser, matt von dem gebrochenen Lichte beleuchtet, das in die Tiefe drang, unterschied ich die in reizender Lage sanft ruhende Gestalt der unglücklichen jungen Frau, welche, verlockt durch die zauberische Klarheit des Wassers, sich zu tief über Bord geneigt hatte und in einem Moment in dem tödtlichen Elemente begraben worden war.

(Schluß folgt.)

Der „Newyork-Herald“ berichtet über einen **internationalen Hundekampf** zwischen „Rosie“ aus Brooklyn in Amerika und „Beß“ aus Liverpool in England. Beide Hunde sind in beiden Hemisphären als muthige Helden berühmt, und Beß wurde zu diesem Kampfspiel, auf das in England, Californien und Neu-England an 10,000 Dollars Wett-Einsatz standen, eigens über das Weltmeer gebracht. Das Schauspiel fand in einem Hause in Newyork statt — in einem Saal, dessen Parterre von 16 Fuß Länge und 12 Fuß Breite war. Damit kein Geräusch bis auf die Straße dringen und die Polizei anziehen könne, hatte man Thüren und Fenster verhangen und verstopft, und in dem fast luftdicht verschlossenen Raum saßen auf amphitheatralisch um das Parterre aufsteigenden Bänken über 1000 Personen, deren jede ½ Dollar Entrée gezahlt hatte. Rühren konnte sich kein Zuschauer und geathmet wurde nur mit Noth. Unter den Präliminarien des Kampfes waren folgende die interessantesten. Beß — sagt der Bericht — ist ein kleiner Bulldachshund mit weißem Leib, schwarzen Ohren u. s. w. Seine Schönheit als Kampfhund entlockte den Zuschauern einstimmige Rufe der Bewunderung und des Entzückens. (Der Körper wird dann so genau wie einst in den „Times“ der Leib Mr. Heenan's geschildert.) Nachdem er von Jan M'Lougblin, dem Erzieher Rosie's, gewaschen worden, wurde er „gekostet“, d. h. M'Loughlin beleckte den Hund mit der Zunge, um sich zu überzeugen, daß man ihn nicht mit einer schädlichen Substanz bestrichen, um den Gegner während des Herumbeißens zu vergiften. Dieselbe Operation nahm dann der Abrichter von Beß mit Rosie vor. Der Kampf dauerte zwischen 35 und 40 Minuten und endete mit dem glänzenden Triumph des Großbritanniers, des tapfern Beß aus Liverpool.

Telegr. Depeschen des „Dorfbarbiers“.

Paris. Heute hat sich kein Börsenschwindler erhängt und erschossen.

Rom. Heute hat Franz von Bourbon keinen ausländischen Orden erhalten.

Frankfurt a. M. Heute hat der deutsche Bund einen Beschluß gefaßt, der den Beifall des deutschen Volks erhalten.

Leipzig. Heute hat die „Leipziger Zeitung“ sich belobend über den National-Verein ausgesprochen.

Deutsche Landtage. Heute ist ein Minister der Majorität gewichen und hat, da er für seinen Antrag nicht die hinreichende Stimmenmehrheit bekam, sein Ausscheiden aus dem Ministerium erklärt.

Zippeltiz. Heute ist hier ein Mensch entdeckt worden, der die freisinnigen Concessionen der Reaktion ernstlich gemeint glaubt.

Frankreich. Heute hat eine Volks-Abstimmung stattgefunden, die von der Regierung nicht beeinflußt worden.

Schweizerisches Gasthaus. Heute ist hier kein Fremder geprellt worden, weil keiner eingekehrt ist.

Dresden. Heute gelangte auf der Hofbühne ein freisinniges Stück zur Aufführung, worin nichts gestrichen war. Man munkelt, daß Kaspar der Thüringer der Verfasser sei.

Doppelte Stiefeln. In einem eleganten Hause wurde zu einer Fête noch ein fremder Aufwärter engagirt, um das Dienstpersonal zu vervollständigen. Der Mann erscheint schwarz befrackt mit weißer Binde, ein Paar feine Glanzstiefeln unter dem Arme und ein Paar lange Wasserstiefel an den Füßen, und macht große Entschuldigung, daß er ein doppeltes Stiefelpaar bei sich führe, doch er habe gefürchtet, bei dem schlechten Wetter mit schmutziger Fußbekleidung zu erscheinen und deßhalb Reserve mitgenommen. Die Frau vom Hause belobte diese Aufmerksamkeit und Toilette; der Herr Lakei wechselte seine Chaussure stellte die Pumpstiefeln in einen dunkeln Winkel des Vorgemaches, um keine unästhetische Störung abzugeben. Aber er scheint eine eigene Vorliebe dafür zu haben, denn während des Soupers stattet er dem Stiefelpaar häufig Besuche ab. Endlich kommt zufällig ein Mitglied des Hauses in den Winkel und stößt an die Stiefeln, die einen vollen Klang von sich geben. Man zieht sie an's Lampenlicht und siehe da! in jedem Stiefel steckt eine verschwundene Flasche Champagner mit Zubehör, als da sind ein halber Fasan, verschiedene Reh- und andere Braten nebst Nachtisch. Das Räthsel der eleganten Fußbekleidung war demnach gelöst.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 18. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. Mai 1861.

Die Mönche von Alt-St. Nicolas.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

Das Kloster des heiligen Nikolas, das reichste in ganz Ober-Ungarn, in dem Marktflecken Kabsdorf, der zu den Gütern des Grafen Csaky gehört, ist in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts erbaut. Merkwürdig ist davon die Kirche und der Klostergarten; die Kirche wegen ihrer schönen Colonnaden von grünem Lasurstein und wegen ihrer kunstvollen Orgel, das Werk eines italienischen Mönches, der weiter keinen Lohn forderte, als dereinst unter diesem Meisterwerke begraben zu werden, — der Garten aber ist dadurch berühmt, daß der ganze Untergrund aus dem starken Urgranit besteht und daß die sämmtliche Erde, die diesen bedeckt, durch Menschenhände hinaufgetragen werden mußte.

Die Regel des Klosters von St. Nikolas war ehemals sehr streng; die Mönche wohnten auf dem sogenannten, etwa eine Meile entfernten Schauberge, der auch der Zufluchtsfelsen genannt wurde, weil sich zur Zeit der Mongoleneinfälle im dreizehnten Jahrhundert die deutschen Einwohner des Zipser-Komitats hier drei Jahre verborgen hatten. Da aber die Zeit Alles abschwächt, so verlor auch die Regel nach und nach an Strenge und man fing an, das Kloster auf dem Berge nicht mehr auszubessern, und nachdem ein paar Säle durch die Last des Schnee's niedergedrückt waren, ließen die frommen Benediktiner-Väter das prächtige Kloster zu Kabsdorf erbauen, welches nun den Namen Neu-St. Nikolas erhielt. Bald nachher beim Anfange des Winters wurde Alt-St. Nikolas von den gesammten Mönchen mit allem beweglichen Eigenthum verlassen. Einige Jahre sprach man dann noch von der Wiederinstandsetzung des alten Baues; aber er unterblieb. Einige Zeit vor der Begebenheit hatte sich eine furchtbare Räuberbande der Ruinen von Alt-St. Nikolas bemächtigt, die nicht so schwierig in Rücksicht der Behaglichkeit waren, wie die guten Mönche, die ihnen ruhig den Besitz ihres Klosters überließen, da diese sich wiederum wohl hüteten, den Mönchen und den Bewohnern von Kabsdorf etwas zu Leide zu thun.

Dies wurde nun Veranlassung zu einer höchst merkwürdigen Verwechselung.

Im Jahre 1846 reiste der österreichische Graf Weber von Altenstein von Wien nach Ungarn um namentlich das Karpathengebirg zu besuchen. Er kannte seit lange das Dasein des Klosters

des heiligen Nikolas und den Ruf, den die frommen Väter daselbst in Betreff ihrer vortrefflichen Küche weit und breit erlangt hatten. Er wandte sich daher an den Grafen Csaky, den er in Wien kennen lernte, und erhielt von diesem einen Empfehlungsbrief an den Abt des Klosters, dem Graf Weber als ein frommer und gehorsamer Pilger empfohlen wurde und für den während der ganzen Zeit seines Aufenthalts im Kloster die aufmerksamste Gastfreundschaft gefordert wurde.

Graf Weber war ein deutscher Gelehrter auf österreichischem Untergrunde, das heißt, er hatte eine große Menge alter Scharteken gelesen und längst wieder vergessen, dergestalt, daß er zur Unterstützung seiner Behauptungen, so irrig und lächerlich sie auch sein mochten, eine Anzahl unbekannter Namen anführen konnte, welche seinen Widersprüchen einen schwerfälligen Glanz gaben. Unter diesen alten Scharteken hatte er ein Verzeichniß sämmtlicher Benedictiner-Klöster auf Erden und dabei die Bemerkung gefunden, daß die Regel die Mönche von St. Nikolas verpflichte, an der äußersten Schneegrenze der bewohnbaren Erde zu wohnen. Als er daher an den Fuß des Karpathengebirges kam, ließ er sich einen Maulthiertreiber kommen, dem er befahl, ihn nach dem Kloster des heiligen Nikolas zu führen. Dieser fragte ihn, ob er ihn nach dem Kloster Alt- oder Neu-St. Nikolas führen sollte, worauf der Graf mit Bestimmtheit antwortete: Nach Alt-St. Nikolas auf dem Schanberge oder Zufluchtsfelsen.

Das war ganz bestimmt gesprochen, ein Irrthum konnte nicht stattfinden. Dennoch wagte der Maulthiertreiber einige Bemerkungen, die der Graf durch die Antwort kurz abschnitt: Ich werde kut bezahlen. Man kennt die gewöhnliche Macht eines solchen Beweises. Der Maulthiertreiber machte eine tiefe Verbeugung und kam nach einer halben Stunde mit einem Maulthiere zurück.

Nun, was ist das? sagte der Graf.

Was das ist, Ew. Gnaden? erwiederte der Führer; es ist ein vortreffliches Maulthier.

Nun, wo pleibt meine Pagasche?

Ew. Gnaden will Bagage mitnehmen?

Kanz kewiß!

Ich glaubte, Ew. Gnaden wollten sie hier im Wirthshause lassen; das wäre sicherer gewesen.

Ich lasse niemals meine Pagasche zurück, hören Sie! sagte der Oesterreicher.

Der Führer antwortete nur durch ein unmerkliches Zeichen, welches so viel bedeuten sollte, als: Jeder hat seinen freien Willen und kann thun, was ihm beliebt. Dann holte er ein zweites Maulthier. Während dieses beladen wurde, hielt der ehrliche Führer für Gewissenspflicht, noch eine letzte Bemerkung zu machen:

Ew. Gnaden sind also fest entschlossen?

Kanz kewiß! wiederholte der Graf und steckte ein Paar köstliche Pistolen in die Satteltasche.

Ew. Gnaden wollen also nach Alt-St. Nikolas?

Ja, ich will dahin.

Ew. Gnaden haben also Bekannte daselbst?

Ich habe einen Prief an den Keneral.

An den Hauptmann, wollen Ew. Gnaden sagen.

Nein, an den Keneral, wie ich sage.

Hm! Hm! sagte der Ungar.

Uebrikens bezahle ich kut, ich werde kut bezahlen, hörst Du Mensch.

Verzeihen Sie, fuhr der Führer fort, aber da Ew. Gnaden in so gut r Laune ist, so würde es Ihnen vielleicht gleich sein, wenn Sie mich vorher bezahlten.

Woraus und warum das?

Weil es jetzt schon drei Uhr ist und wir vor Anbruch der Nacht nicht heimkommen werden, und ich dann sogleich umkehren möchte.

Nicht vor der Nacht? sagte der Graf. Aber man ißt doch im Kloster zu Abend?

Im Kloster?

Ja, ja im Kloster St. Nikolas.

Gewiß ißt man dort zu Abend und ich glaube, man wird dort bei Nacht die Küche besser bestellt finden, als bei Tage.

Die Schlauköpfe! sagte der Graf, indem ein wohlgefälliges Lächeln über sein Antlitz glitt. Hier hast Du etwas für die kute Nachricht, die Du mir gegeben hast. — damit reicht er ihn fünf Gulden aus einer wohlversehenen Börse

Danke Ew. Gnaden! antwortete der Maulthiertreiber, der jetzt, nachdem er seine Bezahlung erhalten, nichts weiter einzuwenden hatte.

Nun, brechen wir nun bald auf?

Sobald Ew. Gnaden befehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Meerfräulein.

Mitgetheilt von Adolph Görling.

(Schluß.)

Favell sprang in's Wasser; ich ebenfalls, und kaum konnte ich ihn retten. Mrs. Favell war, als sie herausgezogen wurde, rettungslos todt. Betäubt reiste ich wieder nach London. Jetzt ist der seltsame Brief genügend erklärt. Wie?

— Vollkommen, sagte ich. Aber was wurde aus Favell und seiner Tochter?

— Er ging nach Antigua, wo er jetzt noch lebt, so viel mir bekannt ist. Er besaß dort noch eine Schwester, glaube ich.

— Und Chalbecotte-Hall kam unter Ihre Verwaltung . . .

— Das nicht, mein Lieber! Ich hätte sicher einen günstigen Verkauf ermittelt; aber Favell hatte den Einfall, daß seine Frau, da solches im Leben ihr nur auf wenige Stunden beschieden gewesen war, desto länger im Tode Besitzerin von Chalbecotte-Hall bleiben solle. Er ließ ihr dort ein prächtiges Grabmal unmittelbar an der Herrenwohnung erbauen und benachrichtigte mich, daß er auf keinen Verkäufer, sondern nur auf einen zuverlässigen Pachter rechne.

— Sie fanden den Pachter? fragte ich.

— Nein, derselbe kam ungesucht — ein gewisser Doctor Thomas Crofton, ein Mann, dessen Ruf nicht der beste war. Ich würde den Dr. Crofton meinem Clienten gewiß nicht empfohlen haben. Aber Crofton hatte eine andere, wirksame Empfehlung — er war der Bräutigam der Schwiegermutter Favells . . .

— Und wurde formell als Pachter eingeführt . . .

— Was hier materiell und formell zwischen Favell und seinem plötzlich vom Monde gefallenen Schwiegervater vorgegangen ist, weiß ich nicht; sagte Whittington. Es ließ sich aber mit Favell eben nach jener Katastrophe nichts mehr anfangen. Er sagte mir, daß das Herrenhaus auf Chalbecotte-Hall verschlossen und nur für die nothwendigsten Reparaturen geöffnet werden solle. Die Pachtgelder solle ich einziehen und sicher gegen mäßigen Zins unterbringen . . .

— Ich finde aber hier keine solche Bevollmächtigung, bemerkte ich in den Papieren blätternd.

— Sie existirt auch nicht. Ich habe sie zwar schriftlich gefordert, erhielt jedoch von Antigua keine Antwort. Im Drange der Geschäfte kam mir die Angelegenheit aus den Augen . . .

— Und Doctor Crofton?

— Sagte mir: ich möge mich um Chalbecottehall nicht weiter kümmern. Er habe gegen bestimmte Jahresrente die Nutznießung des Gutes auf seine und seiner Frau Lebenszeit empfangen und stehe mit Favell in directem Vernehmen.

— Ich kann also diese Acten erledigt betrachten? sagte ich — als junger Advocat keineswegs mit sehr liebevollen Blicken das Chalbecotte Hall-Rubrum betrachtend.

— Das möchte ich nicht behaupten, entgegnete Whittington. Dieser Kaufcontract hier ist der einzige Rechtstitel, welchen Favell oder seine Erben besitzen, wenn jener Verkäufer z. B. das gleichlautende Document in seiner Hand verleugnen, oder wenn Crofton vielleicht, — was nicht so unwahrscheinlich wäre — unter günstigen Umständen Eigenthumsansprüche auf Chalbecotte-Hall erheben sollte.

— Haben Sie Chalbecotte-Hall seit jener Zeit wieder gesehen? fragte ich.

— Ein einziges Mal. Geschäfte führten mich nach Plymouth, und so risquirte ich die kleine Seitentour. Chalbecotte-Hall war, wie Favell es als seinen Wunsch geäußert, was das Schloß betraf, unbewohnt. Crofton hatte hier mit seiner Frau kurze Zeit lang gewohnt, — dann war Mrs. Crofton plötzlich verstorben. Der Doctor hatte seit der Zeit, daß er Chalbecotte-Hall übernommen, sehr rigoros die Pachtgelder eingefordert. Uebrigens wußten die Pachter von den Favells kein Wort. Ich hätte gern die Ruhestätte und den Sarg jener so früh abgeschiedenen Frau gesehen, welche mitten im höchsten Glücke dem Leben Valet sagen mußte; aber ich erhielt die Antwort, daß Dr. Crofton die Thür des Todtenkellers hatte vermauern lassen, seit seine Frau neben ihrer Tochter beigesetzt worden sey. Ich schied von Chalbecotte-Hall und denke erst heute wieder an die ganze Geschichte, seit ich die Acten erblickt habe.

Ich nahm die Acten mit nach meiner Expedition. In wenigen Tagen waren sie, sammt der Geschichte Favells unter dem Drange der Umstände vergessen.

Etwa sechs Wochen nach meiner Unterredung mit Whittington trat eines Morgens ein Mann in Bureau, welcher es ausdrücklich verweigert hatte, sich mit Namen anmelden zu lassen.

Ich betrachtete den Fremden ziemlich verwundert und wie ich glaube, inquisitorisch.

Dies war ein etwa fünfzigjähriger Mann mit grauem, straffem Haar — an der Stirn in die Höhe gebürstet — mit einem ausgemeißelten, aschenfarbenen Gesichte, verunziert — wo möglich — durch ein stereotypes, tiefergebenstes Grinsen des ungewöhnlich großen Mundes. Ich

würde mich gar nicht gewundert haben, wenn dieser, übrigens sehr sorgfältig gekleidete Mann meine Hülfe als Defensor wegen einer von ihm zu befürchtenden Anklage auf Diebstahl oder Fälschung in Anspruch genommen hätte.

— Gestatten Sie mir eine Frage, fing der Fremde an.

— Gern, Sir. Aber ich bemerke, daß ich principiell keine Frage beantworte, wenn ich Ursache habe, die Berechtigung des Fragenden in Zweifel zu ziehen. Als unberechtigte Frager gelten bei mir zunächst alle anonymen Leute . . .

— Bitte um Verzeihung . . . Ich war nicht gesonnen, Ihnen meinen Namen zu verschweigen . . . Crofton, Dr. Crofton, Ihr Diener.

Crofton? Wo hatte ich den Namen gehört? Richtig — das war der Mann des dünnen Actenbündels, der Nutznießer von Chaldecotte-Hall.

— Was steht zu Diensten, Sir? fragte ich. Ich konnte mich nicht entschließen, nur eine der gewöhnlichsten Phrasen in Bezug auf meine „angebliche" Freude über die neue Bekanntschaft auszusprechen.

— Sie sind der quasi geschäftliche Erbe — ein heiseres Lachen begleitete diese augenscheinlich witzig seyn sollende Bezeichnung — der Herren Whittington und Hatton, könnten mir vielleicht über theure Verwandte Auskunft geben.

— Wen meinen Sie?

— Nun, von Wem anders könnte ich nach den „Acten" sprechen, als vom Mr. Favell und seiner Tochter in Antigua . . . Ich hoffe bestimmt, daß sich Mr. Favell seiner alten Rechtsfreunde in London wenigstens von Zeit zu Zeit erinnert hat.

Dieser ganze, auf Schrauben gestellte hündischkatzenartige Kerl, welcher augenscheinlich auf Umwegen zu seiner Hauptsache zu gelangen suchte, brachte mich förmlich auf.

— Sprechen Sie deutlich, Doctor Crofton! sagte ich barsch.

— Ohne Zweifel werden Sie mir mittheilen, ob ich nach dem letzten Briefe Mr. Favells an Sie oder Whittington mich über das Wohlergehen meiner Verwandten, welche meinen letzten Brief nicht beantworteten, obgleich schon die zweite Post aus Antigua in England ankam — beruhigen darf, oder ob die schlimmsten Befürchtungen vielleicht . . .

Der Kerl zog das Taschentuch als ob er mich glauben machen wollte, er mache Anstalt zu weinen.

— Wann haben Sie die letzte Nachricht von den Favells empfangen, Sir? fragte ich

— Bei Gelegenheit der Uebersendung von Favells Empfangsbescheinigung über meine letzte Pachtzahlung in Hinsicht auf Chaldecotte-Hall! antwortete Crofton, mir starr ins Auge blickend.

— Eine Lüge! dachte ich. Und dieser Brief war geeignet, bei Ihnen Befürchtungen zu erwecken? fragte ich, ganz unbekümmert die Rolle eines Examinators aufnehmend.

— Das nicht; aber Favell sprach von seinem Testament . . . Er deutet darauf hin, daß ich bedingungsweise als Erbe . . . Sie wissen ja das besser, als ich . . .

— Wenigstens wollen Sie wissen, ob ich es besser weiß! schloß ich. Guten Morgen Sir!

— O, o! Nicht so schnell! Ich habe mir laut dieses Schreibens von Mr. Favell — wie Sie sehen — schon seit einem halben Jahre den Kaufcontract von Chaldecotte-Hall auszubitten gehabt . . .

— Ich werde mit Mr. Favell direct verhandeln.

— Ganz wie Sie wollen!

Und Crofton entfernte sich grinsend. Hatte einen Vortheil über mich errungen — Gott wußte aber welchen?

Am andern Tage sandten mir die Herren Henri Morten und Lewis, Rechtsanwälte, die Nachricht: daß Mr. Frederick Favell in Antigua gestorben, seine Tochter Agnes und im erbenlosen Todesfalle derselben — Herrn Doctor Thomas Crofton als einzigen Erben Chaldecott = Hall eingesetzt habe. Die Abschrift des Testaments lag bei — zugleich aber auch der von dem Capitän des Postdampfers „Bramah“ (fahrend zwischen Antigua, Madeira und Plymouth) ausgestellte Todtenschein von Mis Agnes Favell, Tochter Frederick Favells, über Bord gefallen auf der Höhe von Cabo de la Roca an der portugiesischen Küste — 20. Mai — also etwa sechs Wochen.

Ich sprang vom Sitze auf, setzte den Hut auf und lief zu Whittington. Diese Sache war falsch, falsch, und sollten tausend Documente sprechen.

— Wer hat Sie bestellt Freund? fragte Whittington verwundert, als er mich sah. Ich war im Begriff, Sie aufzusuchen. Erinnern Sie sich unseres Gesprächs über die Favells?

— Wie? Die Favells sinds, oder vielmehr dieser . . . schreckliche Doctor ists, was mich herführt . . . Lesen Sie, lesen Sie hier! Und dann sagen Sie, ob dies selbst ein Köhler zu glauben im Stande ist.

— O, das Testament also?

— Sie scheinen unterrichtet! wie ich merke!

— Und wie unterrichtet! Sie haben Unglaubliches, — ich habe aber Wunder zu erzählen.

— Hören Sie, Whittington, rief ich fast beleidigt.

— Ruhig! Das „famulus nunc aucupis“ gilt zwar nicht mehr für Sie, aber ein wenig können Sie mir immer noch gehorchen. Ich will Ihnen etwas von einem Meerfräulein erzählen, Freund, und zwar von einem interessanten. Ruhig! Seit mehreren Tagen ist meine Hausthür von einer Bettlerin belagert gewesen, welche durchaus mich zu sprechen verlangte. Zufällig bin ich unpäßlich und gehe erst heute zum ersten Mal seit acht Tagen wieder aus. Ich finde das Mädchen, fast zum Tode verhungert . . . . Ach, Sie sind Mr. Whittington . . . Nun? . . . Ich bin Agnes Favell, die unglückliche Tochter Ihres verstorbenen Freundes Frederick . . . Wollen Sie das Mädchen sehen, Theurer?

Whittington öffnete eine Nebenthür.

— Miß Favell wird gebeten zu kommen!

Einige Minuten später stand an der Hand der Gattin Whittingtons ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren in höchst eleganter Kleidung vor mir.

— Mis Agnes Favell! sagte die alte Dame.

— Ich habe Ihren Todtenschein gelesen; stammelte ich. Sie sind über Bord gefallen . . .

— Geworfen, Sir; antwortete Agnes mit geheimen Schauder. Geworfen von einem Master Hatton, welcher sich für den Collegen Herrn Whittingtons ausgab und versicherte: er sei expreß von London gekommen, um mich von Madeira abzuholen . . .

— Wie sah dieser Mr. Hatton aus? fragte ich, bebend vor Begierde. Straffes graues Haar, breites Maul, große Zahnlücke, ewiges Grinsen? Ja? Das ist Crofton, oder ich will hängen statt seiner!

Agnes erzählte ihre Geschichte. Ihre Tante hatte in Abwesenheit ihres Gatten aus An=

tigua an Dr. Crofton geschrieben, daß Mr. Favell verstorben sei und Agnes als Universalerbin eingesetzt habe. Begleitet von ihrer Gouvernante solle Agnes die Reise nach London antreten, um unter dem Beistande Whittingtons und Hattons die Angelegenheit mit Chaldecotte-Hall in Bezug auf Dr. Crofton zu ordnen. Die Briefschreiberin war so vertrauend gewesen, Crofton den Auftrag zu geben, Whittington zu informiren und denselben zu veranlassen, seinen Collegen Hatton nach Madeira zu senden, um dort das Schiff Agnesens zu erwarten.

Crofton selbst war als Mr. Hatton in Madeira erschienen, hatte schnell Agnesens Vertrauen gewonnen; das Kästchen mit ihren Documenten geschickt gestohlen und das Mädchen, während eines spätabendlichen Spazierganges auf dem Deck über Bord geworfen.

Agnes aber schwamm wie eine Nereide. Sie wenigstens sollte nach ihres Vaters Willen nicht ertrinken, wie ihre Mutter. Französische Fischer zogen die kühne Schwimmerin aus dem Meere und — von einem Fischerboot an das andere abgeliefert — gelangte sie ohne Fährgeld nach London und bis vor Whittingtons Thür.

Da war also das Meerfräulein.

Ich erklärte, daß der mörderische Crofton in einem einzigen Hiebe zermalmt werden solle. Ich Whittington, Hatton, die Gouvernante und Agnes selbst reisten von London ab, um am Tage der Uebernahme der Erbschaft von Chaldecotte-Hall durch Crofton gegenwärtig zu sein. Es war dem Schurken nicht die geringste Einrede von unserer Seite gemacht worden. Wir ließen uns den Empfangsaal aufschließen, Frühstück bereiten und brachten Agnes in einen Nebensaal, während die Constables in der Küche sich installirten.

Endlich langte die Extrapost mit dem Herrn Doktor Crofton auf dem Schloßhofe an. Er schien das Oeffnen der großen Pforte für eine Aufmerksamkeit des Pachters zu halten und stieg, von seinem Advokaten begleitet, mit wahrer Siegermiene aus.

Als er uns frühstückend und trinkend fand, nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, welcher wahrscheinlich eine noble Indignation bedeuten sollte.

Er verbeugte sich steif und wandte sich an seinen Advokaten.

— Ich bin eigentlich nicht gewohnt, daß Leute deren unehrenhaftes — ich sage Mr. Lewis — unehrenhaftes Mißtrauen gegen mich (er deutete mit dem Stocke nach mir) zur Explosion kam, in meinem Eigenthum sich benehmen, als wären sie hier zu Hause. Aber ich verachte es Eclat zu machen . . .

— Nun, Sir, rief Lewis, mit einer Wirthshaus-Brüderlichkeit Crofton auf die Schulter schlagend, was kanns denn kosten, he? Die Herren da müssen heute Morgen einen fetten Bissen ausliefern . . .

— An welchen sie übrigens nie, nie ein Recht hatten! fügte Crofton heftig hinzu.

— Ein gegründetes Recht haben! entgegnete ich aufstehend. Kennen Sie mich, Thomas Crofton?

— Thomas Crofton? sagte dieser. So hat mich seit meiner Knabenzeit Niemand zu nennen gewagt . . . Ich bin Doktor der Medizin . . .

— Der ganz eigene Mittel gebraucht, um gesunde Patienten aus der Welt zu schaffen . . .

— Sie wollen also ein Spektakelstück aufführen? rief Crofton seinen Stock zum Hiebe erhebend.

— Ein Spektakelstück mit einer Hinrichtung als letztem Akt; schrie ich, mit meinem Stocke auf den Tisch schlagend.

Auf dies Zeichen öffneten sich die Flügelthüren und herein trat in ihren zerfetzten Kleidern langsam und feierlich — Agnes Favell.

— Erkennt der Mörder sein Opfer? fragte das Mädchen, dicht vor Crofton sich hinstellend.

Crofton war in der That zerschmettert. Er schien zu glauben, die Leiche Agnesens sei gekommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen und sank ohnmächtig zusammen.

Als er erwachte, trug er Handschellen und fuhr mit den vier Constables als Gefangener zurück nach London. Bereits aber in der ersten Nacht erhängte sich Crofton im Gefängnisse.

Die schöne Agnes heirathete Whittingtons jüngsten Sohn. Als wir die Gruft auf Chalbecotte-Hall öffnen ließen, um der Tochter die theure Hülle der Mutter zu zeigen, ward auch die Leiche der Großmutter der jungen Dame besichtigt.

Mrs. Crofton war der Hals abgeschnitten, — Grund genug für ihren Mörder, die Gruft vermauern zu lassen.

Ein Geiziger, der seine Kinder hungern ließ, fragte seinen zehnjährigen Sohn einst bei Tische: „Was willst Du werden?" — „Satt!" versetzte der Knabe.

Ein neues Theaterstück wurde mißfällig aufgenommen; bald pfiff man ohne Schonung. Ein Schauspieler, der Liebling des Publikums, spielte eine Herren-Rolle und sagte zu seinem Bedienten: „Geh', schließ die Thüre, der Wind pfeift!" Die Pfeifer lachten herzlich und das Spiel ging fort."

In dem Salon einer in Wien lebenden ungarischen Gräfin wird, wie man der Oesterr. Ztg. mittheilt, ein Cylinderhut statt eines Spucknapfes benutzt. (Ein Cylinderhut bezeichnet in Ungarn einen Deutschen.)

Ein Wiener Witz läßt aus einer Volksgruppe bei den jüngsten Straßenaufläufen auf die Aufforderung, „sich zu zerstreuen", die Antwort erschallen: „Ja freilich, dafür sind wir ja da; aber mit was denn, wenn man nichts sieht?"

Ein gewisser Herr Albert in W. kam unlängst nach Hause und fand sein Zimmer sehr stark geheitzt. Sein Dienstmädchen, in Posen gebürtig, sagte ihm in größter Selbstzufriedenheit: „Err Halbert, eut ab ich Ihnen aber'mal Olz gespart". „Wie so?" fragte der Hausherr. „Ich ab nur mit Prügel eingeeizt," war die Antwort.

Am Ufer eines kleinen Flusses in der Grafschaft Cavan steht ein Stein mit folgender Inschrift: „Notabene, wenn dieser Stein nicht sichtbar ist, so ist es nicht sicher, durch die Furt des Fluß zu passiren." — Eine andere, noch merkwürdigere Dummheit stand vor einigen Jahren auf einem Wegweiser in der Grafschaft Kent, nämlich: „Fußweg nach Feversham. Wer nicht lesen kann, thut besser, auf der Landstraße zu bleiben."

Unter den Römern war das Geschenk eines Ringes ein Pfand und Zeichen der Befreiung von der Sklaverei. Verheirathete Leute können am besten erklären, ob es heutzutage noch ebenso gehalten wird.

Briefliche Katzenmusik. Ein schlechter Witz erzählt, eine hohe Person in Wien habe an einem Tage eine Menge von Briefen erhalten, die weiters nichts enthielten, als das einzige Wort „Miau".

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Kleisch.

№ 19. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum [illegible] Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. Mai 1861.

Die Mönche von Alt-St. Nicolas.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Der Führer half dem Grafen beim Aufsteigen und nun gings fort. Unterwegs sang er ein Lied, das mehr einem Klageliede, als einem fröhlichen Wanderliede glich. Aber der Graf dachte zu sehr an das herrliche Mahl, daß er auf dieß schwermüthige Lied gar nicht achtete. Schweigend wurde nun der Weg weiter fortgesetzt. Der Führer hatte endlich geglaubt, als er die Zuversicht des Grafen auf seine beiden Pistolen im Sattelkissen bemerkt hatte, daß er wohl besser mit den Bewohnern von Alt-St. Nikolas bekannt sein müsse, und daß er wohl gar zu der großen böhmischen Räuberbande gehöre, die mit den Banden Ungarns in gewisser Verbindung standen. Was ihn persönlich betraf, so wußte er wohl, daß er nichts zu besorgen hatte. Die Maulthiertreiber sind den Räubern immer heilig, und selbstredend doppelt angenehm, wenn sie ihnen einen so guten Kunden zuführen, wie Graf Weber von Altenstein zu sein schien. Dennoch hielt der Führer bei jedem Dorfe oder Hause, wo der Weg vorbei führte, unter irgend einem Vorwande an. Dies geschah aus einer Art Gewissenhaftigkeit, um den Grafen Zeit zum Nachdenken und zum Umkehren zu lassen, wenn das ihm vielleicht zweckmäßig erscheine. Aber bei jedem Anhalten rief der Graf:

Vorwärts, vorwärts, ins Deifelsnamen! Wir kommen sonst kar nicht mehr hin!

Und es ging weiter, angestaunt von den gaffenden Blicken der Bergwohner, welche das Ziel dieser auffallenden Pilgerschaft zu ahnen anfingen, und nicht begreifen konnten, wie Jemand freiwillig nach Alt-St. Nikolas gehen könnte. Endlich kamen sie an das letzte Dorf. Hier machte der Führer noch einen letzten Versuch.

Ew. Gnaden, an Ihrer Stelle würde ich hier bleiben und zu Abend essen und morgen früh ganz allein gehen als gingen Sie spazieren.

Hast Du mir tenn nicht kesagt, taß ich ein kutes Apendessen und ein kutes Pett finten würte?

Nun ja, das habe ich gesagt, erwiederte der Führer, wenn Sie nur Einlaß finden werden.

Aper, wenn ich Tir nun sage, taß ich einen Prief für ten Keneral pei mir habe.

Für den Hauptmann.

Nein, für ten Keneral.

Nun denn sagte endlich der Führer, da Sie es denn durchaus wollen.

Kewiß, will ich es!

Wohlan denn, brechen wir auf!

Und beide Reisenden setzten nun ihre Reise fort. Wie der Führer vorausgesagt hatte, war die Nacht bereits angebrochen, der Mond schien nicht und man konnte keine Hand vor Augen sehen. Da aber der Maulthiertreiber den Weg genau kannte, so war keine Besorgniß, sich zu verirren. Er schlug einen schmalen, kaum sichtbaren Fußweg ein. Allenthalben umgab sie dichter Wald. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde sah man eine dunkle Masse sich am Horizont auszeichnen, es war ein Gebäude, in dessen Fenstern man kein Licht erblickte.

Da ist Alt-St. Nikolas! sagte der Führer leise.

Ei, ei erwiederte der Graf, das ist ja ein Kloster in einer recht melancholischen Kekend.

Wenn Sie wollen antwortete der Führer, so kehren wir schnell wieder um. Wenn Sie nicht im Gasthofe schlafen wollen, so wird der Pfarrer meines Dorfes Sie recht gern aufnehmen.

Ich kenne ten nicht. Ueprikens will ich kerate nach St. Nikolas, und nicht nach Teinem Torfe.

Ein hartnäckiger Oesterreicher, murmelte der Ungar. Dann trieb er seine Maulthiere mit der Peitsche weiter und war fünf Minuten darauf an der Klosterpforte.

In der Nähe gesehen hatte das Kloster nichts Einladendes. Es war ein altes Gebäude aus dem dreizehenten Jahrhunderte, an welchem man die Stürme der Zeit seit seiner Gründung wohl wahrnehmen konnte; ein Theil oder Flügel war schon ganz in Trümmern gefallen. Indessen schienen die äußersten Mauern noch ziemlich erhalten, und man hatte darin Schießscharten angebracht, was dem alten Kloster des heiligen Nikolas mehr den Anschein einer Festung als eines Klosters gab. Dies Alles betrachtete der Graf mit ruhiger Miene und befahl dem Führer zu klopfen. Dieser, der bereits seinen Entschluß gefaßt hatte, hob den schweren, ganz verrosteten Eisenhammer auf und ließ ihn dann mit seiner ganzen Schwere fallen. Der Schlag durchtönte das Kloster, worauf eine Glocke mit schrillendem Tone antwortete. Fast gleichzeitig ging in einer Höhe von atwa zehn Fuß ein Fenster auf, aus welchen ein langes eisernes Rohr herausgehalten und gerade auf die Brust des Grafen gerichtet wurde. Ein bärtiges Gesicht zeigte sich in der Oeffnung, und eine Stimme, die nichts Mönchisches an sich hatte fragte:

Wer ist da?

Gut Freund! erwiederte der Graf, indem er ruhig den Gewehrlauf von sich abdrückte, gut Freund!

Gut Freund? hm, gut Freund? sagte der Mann am Fenster, und wer beweist uns, daß Du ein guter Freund bist?

Und damit gab er den Flintenlauf wieder die vorige Richtung auf die Brust des Grafen.

Mein kuter Pruter, antwortete der Graf, indem er mit derselben Kaltblütigkeit das auf ihn gerichtete Rohr zurückdrückte, ick pegreife sehr wohl, taß Ihr Vorsichtsmaßregeln ergreift, bevor ihr Fremte aufnehmt, und ich würte es ebenso machen, aper ich hape einen Prief von den Grafen Csaky für Eueren Keneral.

Für unseren Hauptmann? fragte der Mann mit dem Gewehr.

Nein, nein! für ten Keneral.

Nun, das macht weiter nichts. Aber höre, bist Du allein?

Wir sind unser zwei, kanz allein.

Warte, man wird Dir aufmachen.

Während dem drang ein köstlicher Bratengeruch aus dem offenen Fenster, der seine Seele erfreute. Hm! sagte daher der Graf, das riecht kut! und stieg vom Maulthiere ab.

Ew. Gnaden, fragte der Maulthiertreiber, der entzwischen das Gepäck des Grafen abgeladen hatte, bedürfen Sie meiner nicht mehr?

Du willst also nicht hier pleipen? erwiederte der Graf.

Nein, mit Ew. Gnaden Erlaubniß ziehe es vor, anderwärts zu schlafen.

Kut, thue das, sagte der Graf.

Soll ich Sie wieder abholen? fragte der Ungar.

Nein, der Keneral wird mich wohl zurückführen lassen.

Sehr gut, ich wünsche gute Nacht Ew. Gnaden.

Kute Nacht, mein Pester.

In diesem Augenblicke dreh.te sich der Schlüssel im Schlosse. Der Führer sprang rasch auf eines der Maulthiere, faßte das andere beim Zügel und jagte rasch den Berg hinab. Er hatte sich kaum fünfzig Schritte entfernt, als sich die Thür öffnete.

Das riecht gut, sagte der Oesterreicher, indem er den Geruch einzog, der aus der Küche kam, das riecht sehr kut.

Finden Sie das? sagte der fremde Thürwächter.

Ja, erwiederte der Graf, ich finde das.

Es ist das Abendessen unseres Chefs, der verreist ist, und dessen Rückkehr wir jeden Augenblick erwarten.

Dann komme ich ja zur rechten Zeit, sagte der Graf lachend

Kennen Sie denn unsern Chef? fragte der Thürwächter.

Nein aber ich habe einen Prief an ihn.

Ah, das ist etwas Anderes, lassen Sie sehen.

Da ist er.

Der Thürwächter nahm den Brief und las: An den hochwürdigen Herrn Abt und Benediktiner-General im Kloster zu St. Nikolas im Zipser Komitat in Ungarn.

Ah, nun verstehe ich, sagte der Thürwächter.

Ah, nun verstehen Sie; das ist recht schön, erwiederte der Graf und klopfte ihm auf die Schulter. In dem Falle, daß Sie verstehen, lieper Freund, so nehmen Sie meine Pagasche und achten Sie besonders auf den Mantelsack, darin ist meine Börse.

Ah darin ist Ihre Börse? Gut, daß ich das weiß, sagte Thürwächter und ergriff den Mantelsack mit besonderen Eifer. Dann nahm er auch das übrige Gepäck noch auf und sagte:

Ich sehe wohl, daß Sie ein guter Freund sind, kommen Sie und folgen Sie mir.

Das ließ sich der Graf nicht zwei Mal sagen und folgte seinen Führer

Der innere Anblick des Klosters bot nicht weniger Auffälligkeiten dar, als der äußere. Ueberall Trümmer, viel zerschlagene Tonnen, nirgens ein Kruzifix oder Heiligenbild. Der Graf blieb einen Augenblick stehen und drückte gegen seinen Führer sein Erstaunen über eine solche Verwüstung aus.

Dieser antwortete: Bedenken Sie, wir sind hier ziemlich einsam, wie Sie wohl bemerkt haben werden, und da das Gebirge voller Gesindel steckt, die weder Gott noch dem Teufel fürchten, so lassen wir unsere geringe Habe nicht fortschleppen. Alle unsere Kostbarkeiten sind in den

Gewölbe verborgen. Uebrigens wissen Sie, daß wir noch ein anderes Kloster in den Flecken Kabsdorf haben.

Nei tas hape ich nicht kewußt. Ihr hapt noch ein anteres Kloster, ei, sieh sieh!

Untersuchen Sie nun selbst Ihre Bagasche, damit Sie den Chef überzeugen können, daß nichts abhanden gekommen ist.

Na, tas ist sehr leicht, mein Mantelsack, ein Schlafsack und ein Felleisen. Ich empfehle Ihnen pesonders tas Felleisen, darin ist meine Pörse.

Also drei Gegenstände, nicht wahr; tas ist nicht viel.

Tas ist kenug.

Nun wohl; warten Sie hier, indem er den Grafen in eine Art Zelle treten ließ, ich denke, der Herr wird in etwa einer halben Stunde zurück sein, und er machte Miene sich zu entfernen.

Sagen Sie mir, lieber Mann, kann ich nicht inzwischen in die Küche hinabgehen? Ich werte vielleicht tem Koch kuten Rath keben können.

Bei meiner Treu! Das kann geschehen. Warten Sie, bis ich Ihr Gepäck in Sicherheit gebracht habe, dann will ich Sie abholen. Aber da fällt mir ein — wie viel haben Sie in Ihrer Börse.

Trei tausend sechshundert Tukaten.

Gut, ganz gut, erwiederte der Führer und entfernte sich.

Tas scheint mir ein kanz ehrlicher Pursche, sagte der Graf vor sich hin, er sieht aus, wie ein praver Mensch.

Zehn Minuten vergingen, dann kam der Führer wieder und sagte: Wenn Sie nun in die Küche kommen wollen, so folgen Sie mir.

Der Graf folgte seinem Führer von Neuem, der ihn in Klosterküche führte. Der Bratspieß war versehen, alle Kochöfen geheizt und überall brodelten die Töpfe.

Kanz kut, sagte der Oesterreicher, der auf der untersten Stufe stehen blieb und Alles mit einem Feldherrnblicke überschaute, kanz kut! es scheint, taß ich nicht auf einen Fasttag kekommen bin.

Ter Koch war unterrichtet und empfing daher den Grafen mit der ganzen Rücksicht, die er einem Feinschmecker schuldig war. Das veranlaßte den Grafen, die Deckel aller Töpfe aufzuheben und die Saucen zu kosten. Plötzlich sprang er auf den Koch los, der eben Salz zu einem Eierkuchen thun wollte, und nahm ihm das Gefäß aus den Händen, worin sich die Eier befanden, indem er rief:

Bas vollen Sie tenn ta machen?

Was ich machen will?

Pfui, vas vollen Sie machen, ich frage Sie?

Nun, zum Teufel, ich will Salz an den Eierkuchen thun.

Ach, Sie Unklücklicher, man thut kein Salz an ten Eierkuchen, man thut Zucker und Konfituren und eingemachte Stachelbeeren dazu.

Ich aber thue Salz daran! sagte der Koch und versuchte es, dem Grafen das Gefäß mit den Eiern zu entreißen.

Nein, nein! ich vill ten Eierkuchen packen, gib mir die Konfituren und das Eingemachte.

Teufel! rief der Koch zornig, wir wollen doch sehen, wer hier der Herr ist.

Ich bin es! rief eine mächtige Stimme, was gibt es hier!

Der Graf und der Koch wandten sich um; ein Mann von etwa vierzig Jahren in einer Mönchskutte stand auf der Treppe; er war hohen Wuchses und hatte ein strenges gebieterisches Aussehen, wie es denen eigen ist, die zu befehlen gewohnt sind.

Hm, der Hauptmann! sagte der Koch.

Ah, sagte der Graf, ter Keneral. Kuter Keneral, fuhr er fort, auf den Mönch zuschreitend, ich pitte Sie um Verzeihung, aber Sie hapen einen Koch, der keine Eierkuchen packen kann.

Sind Sie der Herr Graf Weber von Altenstein?

Ja, mein Keneral, erwiederte der Graf, ohne weder die Eier noch die Gabel loszulassen, ich pin der Graf Weber in Person.

Sie haben den Empfehlungsbrief gebracht, den mir der Bruder Thürwächter übergeben hat?

Der pin ich.

Seien Sie mir willkommen, Herr Graf. Ich bedaure nur, daß die einsame Lage des Klosters, seine Entfernung von allen menschlichen Wohnungen uns nicht gestattet, Sie besser aufzunehmen. Wir sind arme Gebirgs-Einsiedler, und Sie müssen uns verzeihen, wenn unsere Tafel nicht besser besetzt ist.

Wie! wie! nicht pesser pesetzt? das Abendessen scheint mir vortrefflich, und wenn ich den Eierkuchen mit dem Eingemachten gebacken haben werden . . .

Aber, Hauptmann, sagte der Koch.

Gib dem Herrn Grafen das Eingemachte, daß er den Eierkuchen nach seiner Weise backe, erwiederte der Mönch.

Der Koch gehorchte ohne Widerrede.

Und nun, Herr Graf, fuhr der Mönch fort, thun Sie, als wären Sie zu Hause, und wenn Ihr Eierkuchen fertig ist, so kommen Sie hinauf, wir erwarten Sie.

Das ist in fünf Minuten keschehen und ich werte kommen, lassen Sie immer anrichten.

Du hörst es, laß anrichten, sagte der Mönch zum Koch.

Er stieg die Treppe hinauf. Einen Augenblick nachher kamen zwei Mönche und fingen an fortzutragen. Inzwischen hatte der Graf im Triumphe seinen Eierkuchen fertig und stieg nun gleichfalls die Treppe hinauf. Oben erwartete ihn die ganze Brüderschaft, etwa zwanzig Männer, in dem hell erleuchteten Refektorium, wo er eine vollkommen versehene Tafel fand. Der Graf erstaunte über das prachtvolle Silberservice und über die feinen Tischtücher und Servietten. das Kloster hatte seine beste Wäsche an Leinen hervorgesucht, um seinen Gast zu ehren. In Betreff des Zimmers, so bildete das in seiner völligen Zerfallenheit einen sonderbaren Kontrast mit der prachtvollen Tafel. Es war dies ein großer Saal, der ehemals eine Kapelle gewesen war und worin nun ein Kamin angebracht war; die Wände hatten weiter keine Bekleidung, als Spinnengewebe, auch flogen einige Fledermäuse, die durch den hellen Lichtschimmer aufgescheucht waren, ganz nach ihrem Belieben durch die zertrümmerten Fenster hinaus und hinein. An den Wänden aber lehnte ein ganzes Arsenal von kurzen Büchsen. Dieses Alles überschaute der Graf mit einem Blick, und er bewunderte die fromme Enthaltsamkeit der guten Väter, welche im Besitze solcher Schätze sie dennoch den rauhen Stürmen des Wetters aussetzten, gleich den alten Einsiedlern auf den Berge Karmel und in der Thebaischen Wüste.

(Schluß folgt.)

Der Traum des Schulmeisters.

Eine irische Geschichte von Mrs. Hall.

James O'Leary war ein Schulmeister von großer Gelehrsamkeit und noch größerer Berühmtheit. Zehn Stunden im Umkreise gab es keine Schule, die so besucht war, wie die zu Donnybeg. Der Lehrer selbst sprach freilich immer nur von seiner „kleinen Schule" und von seinem „Häuflein Jungen"; denn die Elementarschüler, die nur Lesen, Schreiben und Rechnen lernten zählte er nie mit; kein Junge war nach seiner Ansicht werth, als Schüler bezeichnet zu werden, der nicht soweit vorgerückt war, daß er im Virgil las; die „Virgiliker" bildeten die untere, die „Homeriker" die obere Klasse. Auf Letztere war er sehr stolz und er bedauerte oft, daß er keine Gelegenheit habe, seine „Griechen" einmal nach Dublin zu führen, und mit den „dummen Jungen" in dem dortigen Kolleg einen Wettstreit eingehen zu lassen. Diese „Griechen" waren fünf oder sechs Jungen, denen die Kleider nur noch wie durch ein Wunder am Leibe hingen; aber auf ihr Griechisch und auf die lateinischen Verse, die sie auswendig hersagten, waren sie nicht weniger stolz als ihr Lehrer.

James O'Leary's Berühmtheit war nicht ganz unverdient. In seiner Jugend war er selbst ein armer Schüler gewesen und hatte verschiedene Schulen im Lande besucht; sein Diplom hatte er in der besten Hackenschule im Königreich Kerry erhalten. Eine Zeitlang hatte er vor, in das geistliche Seminar zu Maynooth einzutreten; aber glücklicher oder unglücklicher Weise — wie man's nehmen will — verlor er seinen Beruf zum geistlichen Stande, indem er sich in ein hübsches Bauernmädchen, Mary Bryne, verliebte. Er heirathete sie und wurde, trotz seines pedantischen Wesens, ein guter Ehemann. Mary war verständig und gelehrig, nur das ABC hatte sie nie lernen können; ihr Mann pflegte diese Thatsache als Beweis für seine Ansicht von der Inferiorität des schönen Geschlechts zu citiren.

Das Unterrichtssystem in den Nationalschulen verachtete James O'Leary. Er erklärte das Lateinische für die Grundlage aller wahren Bildung, und meinte, ein Lehrer, der kein Latein könne, verdiene überhaupt nicht den Namen eines Lehrers. Donnybeg, die Pfarrei, in welcher er wohnte, lag in einem abgelegenen Theile des Landes. Der Grund und Boden gehörte einem guten alten Herrn; die Pächter bezahlten ihm die jährliche Pacht, die schon sein Vater festgesetzt hatte; das drückte sie nicht und er konnte anständig davon leben. Im Uebrigen mischte er sich in die Angelegenheiten des Dorfes nicht ein. Die einfachen Pächter hatten sich so sehr daran gewöhnt, O'Leary für ein Wunder von Gelehrsamkeit zu halten, und er hatte sie so oft in dieser Meinung bestärkt, indem er ihnen in verschiedenen fremden Sprachen allerlei vorsprach, was sie auch nicht verstanden haben würden, wenn er es auf irisch gesagt hätte, — daß sie von der Errichtung einer von der Regierung subventionirten Schule nichts wissen wollten. Sie meinten, James O'Leary und seine Griechen und Lateiner wüßten mehr, als die ganze Schulkommission und James werde sich bereit finden lassen, dieses öffentlich zu beweisen. Der Gutsherr war auch kein Freund der Nationalschulen, und so wurde der Plan, eine solche in Donnybeg zu errichten, aufgegeben, ohne daß James Gelegenheit fand, seine Gelehrsamkeit vor der Schulkommission zu beweisen, — was er sehr bedauerte.

Ein schöner Zug bei James war seine Freundlichkeit gegen arme Schüler; er gedachte seiner eigenen Jugendzeit. Mancher erhielt Jahre lang von ihm unentgeltlich Unterricht, und seine gute Frau sorgte noch dazu für die leiblichen Bedürfnisse der armen Jungen, so gut sie

konnte, mit mütterlicher Liebe. Diese Liberalität vermehrte O'Learys Ruhm; mit der Zeit kamen auch aus entfernten Gegenden immer mehr Schüler nach Donnybeg, und zwar nicht blos arme, sondern auch Söhne von wohlhabenden Pächtern, die sich in benachbarten Bauernhäusern einmietheten und dem Lehrer für den Unterricht in den Klassikern und andern nützlichen Gegenständen ein anständiges Honorar bezahlten.

Nach mehreren Jahren konnte James sein Häuschen verschönern; auf dem Dache ließ er zwei Kugeln anbringen, eine die Himmelskugel, die andere den Erdglobus darstellend; der kleine Hof wurde mit dem Einmaleins in schwarzen und weißen Steinen belegt; im Garten legte er nach „geometrischen Prinzipien" ein Sommerhäuschen an, dessen Inneres mit Landkarten, mathematischen Figuren und andern nützlichen Zeichnungen verziert war. Ueber dem Hofthor stand in großen Buchstaben „Tusculum." Hatte er bis dahin schon viele Schüler gehabt, so strömten sie ihm jetzt zu, nachdem ein Tusculum erbaut war.

Aber der Reichthum — für einen irdischen Schulmeister fing James an reich zu werden — übte keinen guten Einfluß auf ihn. Er fing an, seine Gelehrsamkeit als ein gutes Mittel, um Geld zu verdienen, anzusehen: er wurde freundlich und nachsichtig gegen reiche Dummköpfe und tyrannisch und grob gegen seinen besten „Griechen", der freilich ein ganz armer Junge war. James war sich anfangs der Veränderung, die in seinem Herzen vor sich ging, nicht bewußt; aber eben weil er sich nicht bewachte, wurde diese neue Gesinnung mehr und mehr herrschend in ihm. Er kam so weit, daß er sich selbst schon oft fragte, warum er sich für Leute plagen solle, von denen er nichts habe. Diesen Gedanken bei Andern laut werden zu lassen, hatte er sich bis jetzt noch geschämt. Allmählig kam es auch dahin, daß er diese Scheu überwand.

Eines Abends stand Mary am Feuer und rührte in einem Topfe. James wußte, daß sie für den eben erwähnten armen Griechen, der seit einigen Tagen krank war, eine Suppe kochte. Nach einiger Zeit klopfte er seine Pfeife aus, schloß seinen Homer und sagte: „Mary, warum setzest du dich nicht ruhig hin und spinnst? Es ist schon spät."

„Sogleich, James," antwortete sie. „Es ist für den armen Abel, er ist recht krank, und die Leute, bei denen er wohnt, sorgen schlecht für ihn. Sie haben nichts Rechtes im Hause und wenn sie's hätten, wüßten sie's nicht zurecht zu machen für einen Kranken. Aber gleich bin ich fertig."

„Ach, warum plagst du dich damit? Es kostet dir Zeit und Mühe, und," fügte er etwas zögernd hinzu, „die gute Milch und die andern Sachen, und wir haben ja doch nichts von dem Jungen."

„Wir haben nichts von dem Jungen," sagte Mary verwundert, während sie die Suppe in einen kleinen Topf schüttete. „Du hast ja gehört, es ist für Abel; den hast du ja wie oft deinen besten Schüler, den Stolz deiner Schule, deinen besten — wie heißt's doch? — deinen besten Griechen genannt. Seine alte Großmutter, — Gott helfe dem armen Jungen! er hat sonst Niemand auf der Welt — die alte Frau ist ja neulich drei Stunden weit hergekommen bloß um ihn in deiner Schule obenan sitzen zu sehen und zufrieden zu sterben. Für Abel ist es!"

(Fortsetzung folgt.)

Polnisches Kirchenlied. Das neue „katholische Kirchenlied", welches Wielopolski in den Warschauer Kirchen zu singen verboten hat, lautet in deutscher Uebersetzung:

Gott! der Du Polen manch' Hunderte von Jahren
Umgeben hast mit Glanz, mit Ruhm und Kraft,
Der es mit seinem Schild bewahret in Gefahren,
Und Unglück abgewandt durch Deine Macht;
Zu Deines Himmels Thron bring' unser Flehen,
Schenk' Polen Freiheit, lass' es neu erstehen!

Du, der nachher von Polens Fall ergriffen,
Die Kämpfenden gestärkt im heil'gen Streit,
Nach Deinem Rathe hat's die Welt begriffen,
Sie zeuget jetzt für Polens Tapferkeit.
Zu Deines Himmels Thron rc.

Mit altem Glanz umgib das neue Polen,
Befruchte wieder die zertret'nen Auen,
Laß es durch Glück, durch Freiheit sich erholen,
Dein zürnend Aug' laß segnend auf uns schauen!
Zu Deines Himmels Thron rc.

Heiligster Gott! um Christi blut'ger Wunden
Erleuchte ewig die gefall'nen Brüder,
Die für's geplagte Volk den Tod gefunden,
Und nimm als Opfer an der Söhne Lieder.
Zu Deines Himmels Thron rc.

Indem jetzt Polens Volk im Trauerchore
Für unsre Märt'rer bittre Thränen weinet,
Flehn wir: Laß öffnen uns der Freiheit Thore,
Dann Polens Glück auf's Neue uns erscheinet.
Zu Deines Himmels Thron rc.

O heil'ger Gott! durch dessen ew'gen Willen,
Nur Deine Völker all' bestehen können.
Reiß' Polens Volk aus der Tyrannen Händen,
Der Jugend Streben wollst Du Segen spenden.
Zu Deines Himmels Thron rc.

Das Weib gilt bei den Hindus als eine Sache und lebt in ewiger Sklaverei. Kraft der Gesetze, die auf religiösen Anschauungen beruhen, ist das Weib dort immer unmündig, hat nie einen eigenen Willen. Mit 10 Jahren soll das Mädchen heirathen. Diese Ehen werden als eine Pflicht bezeichnet. Die heiligen Vedas dürfen von den Weibern nicht einmal gehört werden; die Worte Brahma's sollen nimmermehr durch die unreinen Ohren eines Weibes entheiligt werden. Die heilige Schrift der Hindus lehrt: als Mädchen geboren zu werden sei stets die Folge von Sünden, die ein Geist begangen. Ja die Kuh eines Brahmanen steht höher als das Weib. Weil das Weib die Vedas nicht kennt, kann es nicht zur Seligkeit gelangen. Nur ein Mittel gibt es für das Weib des Hindu, zur Seligkeit zu gelangen: wenn sie dem Manne in unbedingter sklavischer Unterwürfigkeit gehorsam ist, und wenn sie einen Sohn aufgezogen, der im Stande ist, ihre Leichenzeremonien zu verrichten. — In China ist die Existenz des Weibes bis zum Grabe eine Kette von Leiden, Entbehrungen und Erniedrigungen. Schon die Geburt eines Mädchens wird als eine Demüthigung, als Schande und Fluch betrachtet: oft wird das Kind gleich nach der Geburt getödtet. Selbst Mütter rechtfertigen den Mord weiblicher Kinder damit: ein augenblicklicher Tod sey besser, als ein solches Leben: und die Regierung duldet den Mord, damit die Bevölkerung nicht zu rasch anwachse. Auch das Verunstalten der Füße soll seinen Ursprung in der Absicht haben, durch Erschweren des Gehens das Weib an das Haus zu fesseln. Die Ehescheidung steht auch in China ganz in dem Belieben des Mannes; Jeder kann Nebenweiber nehmen und sie wieder verkaufen. So ist es gekommen, daß in neuerer Zeit sich unter den chinesischen Weibern eine Sekte der Enthaltsamen gebildet hat, die sich nur von Vegetabilien ernähren, weil sie hoffen, daß als Belohnung dafür ihre Seele nach dem Tode in den Körper eines Mannes wandern werde. Es ist das Gegenstück zu Plato, der meinte, die Männer würden, wenn sie nicht gut lebten, nochmals zur Welt kommen, aber dießmal zur Strafe für ihre Sünden als Weiber.

Aus Solothurn in der Schweiz wird gemeldet: Bei der eidgenössischen Inspektion des Reservebataillons Nr. 100 antwortete ein Soldat dem Oberst v. Reding auf seine Frage: Was er als eidgenössischer Wehrmann dem Vaterlande schuldig sei: „14 Fränkli für e Habersack, Herr Oberst, sunst nüt." (14 Franken für einen Habersack, sonst nichts.)

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 20. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. Mai 1861.

Die Mönche von Alt-St. Nicolas.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Schluß.)

Der Abt bemerkte sein Erstaunen und sagte lächelnd: Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung wegen des schlechten Mahles und des schlechten Nachtlagers, welches Sie hier finden. Vielleicht hat man Ihnen das Innere unseres Klosters als einen Ort der Armuth geschildert; so beurtheilt uns das Publikum, Herr Graf. Nach Ihrer Rückkehr, hoffe ich, werden Sie die Welt eines Besseren belehren.

Bei meiner Ehre, Keneral, ich wüßte nichts, vas tiesem Mahle fehlte und ich hape eine trefflich eingerichtete Küche kesehen. Vas den Vein betrifft —

O was den Wein betrifft, da sein Sie ruhig, unser Wein ist gut, sagte der Abt.

Kanz kut! venn der Vein gut ist, tann ist Alles vie es sein muß.

Ich fürchte nur, daß Ihnen unsere Manieren wenig mönchisch erscheinen werden. So speisen wir z. B. niemals anders, als daß Jeder ein Paar Pistolen neben sich auf dem Tische liegen hat, das ist eine Vorsichtsmaßregel gegen Zufälle, die uns in jedem Augenblicke an einem so verlasseren Orte begegnen können. Sie wollen uns also entschuldigen, wenn wir auch ungeachtet Ihrer Anwesenheit von unseren Gewohnheiten nicht lassen.

Bei diesen Worten hob der Abt seine Kutte auf und zog aus seinem Gürtel ein Paar kostbare Pistolen, die er neben seinem Teller auf den Tisch legte.

Thun Sie es, Keneral, thun Sie es, antwortete der Oesterreicher; tie Pistollen sint Freuntinen tes Mannes ich hape auch Pistollen pei mir. Ach ich muntere ich sehr, sie sehen kanz aus wie tie Ihrigen, tas ist erstaunlich.

Das kann wohl sein, erwiederte der Abt lachend, ich habe sie aus Deutschland kommen lassen, es sind ein Paar Kuchenreuter, sie sind sehr gut.

Kuchenreuter? Tas ist richtig. Lassen Sie toch tie meinigen holen, sie sind pei meinem Gepäcke.

Nach der Tafel, lieber Graf. Setzen Sie sich mir gegenüber; so ist's Recht. Kennen Sie das benedicite?

Ich hape es sonst kekannt, aper ich hape es verkessen.

Schlimm, sehr schlimm, sagte der Abt, denn ich rechnete darauf, daß Sie es sprechen sollten; aber da Sie es vergessen haben, so wollen wir es übergehen.

Wir wollen es üperkehen, erwiederte der Graf wohlgelaunt, wir wollen es üperkehn.

Und wirklich verzehrte der Graf seine Suppe ohne das benedicite, was auch die Mönche thaten. Als die Suppe abgegessen war, schob ihm der Abt eine Flasche zu und sagte:

Probiren Sie nun diesen Wein,! wie er Ihnen schmeckt.

Der Graf, welcher nicht im mindesten zweifelte, daß es vorzüglicher Wein sei, füllte ein kleines Glas, welches vor ihm stand, ergriff dies am Fuße und hielt es gegen das Licht, dann setzte er es an den Mund und schlürfte langsam mit sichtbarem Behagen.

Tas ist erstaunlich, sagte er, ich, ter ich klaubte, taß ich alle Veine kennte, ich kenne tiesen Vein nicht. Ist es Matera?

Nein, Herr Graf er heißt Marsala, ein Wein, der nicht bekannt ist nnd doch bekannt zu werden verdient. Ich habe ihn aus Sizilien kommen lassen; er hat alle geheimen guten Eigenschaften des besten Weines.

Wie sakten Sie, taß er heißt? fragte der Graf und goß sich ein zweites Glas ein.

Marsala!

Marsala! kanz kut! Tas ist ein kanz kuter Vein; wie theuer ist er?

Vier Kreuzer die Flasche.

Nur vier Kreuzer? sagte der Graf und füllte sein Glas zum dritten Male.

Mehr nicht, aber ich muß Sie auf einen Fehler aufmerksam machen, den er hat.

Er hat keinen Fehler, erwiederte der Graf.

Ich bitte um Entschuldigung, er steigt leicht zu Kopfe.

Steigt zu Kopfe, zu Kopfe, wiederholte der Graf verächtlich, ich verte tavon ein kanzes Quart trinken nnd ich verte so nüchtern pleiben, als hätte ich ein Klas Limonate ketrunken.

Ganz nach Ihrem Belieben, erwiederte der Abt, thun Sie als wären Sie zu Hause, ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß wir auch noch andern haben.

In Folge der Einladung begann nun der Graf wie ein ächter Oesterreicher zu essen und zu trinken. Aber man muß gestehen, er machte dem Rufe seiner Landsleute vollkommen Ehre. Die Mönche, von ihrem Abt aufgemuntert, wollten dem Fremden nichts nachgeben und bald wurde das fromme Stillschweigen gebrochen, welches beim Anfange des Mahles geherrscht hatte. Jeder fing an, leise mit seinem Nachbar zu reden, dann sprach man lauter zu Allen. Nach dem zweiten Gericht schrie Alles durcheinander und man fing an die sonderbarsten Abenteuer zu erzählen, die man nur hören konnte. Obgleich der Graf Ungarisch nicht vollkommen verstand, merkte er doch, daß von kühnen Räuberstreichen, geplünderten Klöstern, aufgehenkten Gensdarmen und Nonnenentführungen die Rede war. Aber es schien ihm nicht auffällig; die einsame Lage der würdigen Benediktiner, ihre Entfernung von der Stadt mußte sie öfters zu Augenzeugen solcher Scenen gemacht haben. Der Marsala wechselte mit Burgunder und so stark auch der Kopf des Grafen war, so fingen doch endlich seine Augen an, umnebelt zu werden, und seine Zunge ward schwer. Es wurden einzelne Reden gehalten und entsprechende Lieder folgten. Der Graf, der nicht nachstehen wollte, sann in seinem Gedächtnisse nach, aber ihm fiel nichts weiter ein, als Schiller's Räuberlied und er sang mit seinem tiefen Baß: „Stehlen, morden, rauben, balgen,“ wobei es ihm schien, als würfen die Mönche ihre Kutten ab und bildeten sich allmälig

in Banditen um, wilde Lust brach aus und das Mahl artete aus in ein schreckliches Saufgelage. Es wurde immer fort getrunken, und immer kamen neue, berauschendere Weine, Weine aus den Kellern des Grafen Grassalkowicz, des Fürsten Esterhazy und anderer ungarischer Magnaten. Man schlug mit den leeren Flaschen auf die Tafel, verlangte frische und stieß dabei die Lichter um. Das Feuer ergriff die Tischtücher und die Tische. Statt zu löschen warf man noch Stühle und Bänke in die Flammen, und bald war Alles ein großer brennender Scheiterhaufen, den die zu Banditen umgewandelten Mönche wie Dämonen umtanzten.

Mitten in diesem höllischen Getümmel erscholl die Stimme des Hauptmanns, welcher rief: „Die Nonnen! die Nonnen!" Ein allgemeines Hurrah war die Antwort. Kurz darauf ging eine Thür auf und vier Nonnen wurden von den Banditen hereingeschleppt. Großes Freudengeschrei empfing sie. der Graf sah dieß Alles nur wie im Traume und eine höhere Gewalt schien ihn auf seine Stelle zu bannen, während sein Geist anderwärts war. Die Banditen stürzten auf die Nonnen los; der Hauptmann wollte reden, aber seine Stimme wurde in dem Getümmel überhört. Da schien es dem Grafen, als nähme der Hauptmann seine berühmten Kuchenreiter, die denen des Grafen so ähnlich waren; er glaubte zwei Schüsse zu hören. Geblendet von dem Feuer schloß er die Augen; als er sie wieder öffnete, sah er wie sich zwei Banditen in ihrem Blute am Boden wälzten; weiter sah er nichts mehr. Er schloß seine Augen zum zweiten Male und war dann nicht im Stande, sie wieder aufzumachen. Die Beine trugen ihn nicht mehr er fiel nieder und war bis zum Tode betrunken.

Als der Graf erwachte, war es heller Tag; er rieb sich die Augen, streckte sich und blickte um sich. Er lag unter einem Baume am Fuße des Berges. Es schien, als habe er unter freiem Himmel auf einem weichen Sandbette mit dem Kopfe auf seinem Mantelsack als Kissen geschlafen. Erst entsann er sich nichts, dann rüttelte er sich allmälig aus seiner Lethargie auf; endlich entsann er sich der ganzen Geschichte, seines Aufenthaltes im Wirthshause, des Maulthiertreibers, seiner Ankunft im Kloster, seines Streites mit dem Koch, seines Empfanges beim General, des Gastmahles, des Marsalaweins, des Saufgelages, des Feuers, der Nonnen, der beiden Pistolenschüsse. Er blickte noch einmal um sich, er sah seinen Mantelsack, seinen Sattelsack und sein Felleisen. Er öffnete letzteres und fand seine Brieftasche, seine Zigarrentasche mit den Zigarren und zu seinem größten Erstaunen auch seine Börse darin, die noch eben so rund schien, wie sie gewesen war. Er öffnete sie, sie war bis oben voll Geld. Außerdem fand er noch ein Billet darin, er öffnete es schnell und las:

Herr Graf!

Wir bitten tausend Mal um Entschuldigung, daß wir uns so in dieser etwas rauhen Weise trennen mußten. Aber ein Zug von höchster Wichtigkeit entfernt uns von St Nikola; ich hoffe, daß sie mit der Gastfreundschaft der Benediktiner von Alt-St. Nicolas zufrieden sein und daß Sie den Herrn Erzbischof bitten werden, uns arme Sünder in sein Gebet einzuschließen.

Sie werden Ihr ganzes Gepäck wiederfinden, mit Ausnahme der beiden Kucheureiter die ich als Andenken behalten zu dürfen bitte

16. Oktober 1846.

Schobri,
Abt zu Alt-St. Nicolas.

Der Graf von Weber zählte sein Geld, es fehlte auch nicht ein Kreuzer. Als er zu

dem Gasthause zurückkam, wo er den Maulthiertreiber genommen hatte, fand er das ganze Dorf im Aufstande. das Kloster der heiligen Klara war gestürmt, das ganze Silberzeug geraubt und die vier jüngsten und hübschesten Nonnen waren entführt, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war. Der Graf nahm Extrapost und kehrte nach Wien zurück.

Etwa ein Jahr später las er in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der berüchtigte Räuberhauptmann Schobri der sich des Klosters Alt-St.-Nikolas auf dem Schaubergeim Zipser Komitate bemächtigt gehabt habe, um ein Raubnest daraus zu machen, sei nach dem furchtbarstem Widerstande gegen ein österreichisches Bataillon gefangen genommen und an den Galgen gehenkt worden, zur Freude aller Bewohner des Gebirges.

Der Traum des Schulmeisters.

Eine irische Geschichte von Mrs. Hall.

(Fortsetzung.)

„Das weiß ich," erwiederte James. „Das wußte ich eben schon. Ich will dir aber etwas sagen, Mary. Wir werden — nun noch nicht gerade alt; aber wir werden doch älter; wir sind schon über den Meridian des Lebens — ich meine über die fünfzig hinaus, und ich meine, es wäre rathsam, daß wir unsere paar Thaler zusammenhielten und nicht Geld verschwendeten an Jungens, wie Abel."

„James!" rief die Frau fast drohend aus.

„Ei Mary, ein Mal muß es dahin kommen; ich meine, ein Mal ganz ein Ende davon machen und" — er holte tief Athem und fügte dann schüchtern bei — „überhaupt keine arme Schüler mehr annehmen."

„O James rede nicht so," sagte die gute Frau. „Wenn ein armer Schüler ins Haus kommt, ist's mir immer, als ob er Himmelsluft mit sich brächte. Ich habe den Bissen, den ich ihnen gebe, noch nie vermißt. Mein Herz klopft mir, wenn ich sie mit ihren bloßen Füßen herankommen sehe, und es ist mir, als öffne sich die Thüre von selbst, um sie herein zu lassen.

„Aber, liebe Frau," sagte James, mit einem halb verlegenen, halb störrischen Blick, „wir müssen auch für uns selbst sorgen. Mary ließ sich mittlerweile in ihrer Beschäftigung nicht irre machen. Sie schloß den Topf mit einem Deckel und setzte ihn in ein Körbchen; dann rief sie ein Nachbarkind herein, welches auf dem Hofe auf dem Einmaleins herumhüpfte und befahl ihm die Suppe zu Abel hinzutragen. Er solle sie gleich essen, so lange sie noch ganz warm sei; aber beten müsse er doch vorher. Nachdem sie das besorgt, nahm sie ihr Spinnrad, setzte sich ihrem Manne gegenüber und fing an zu spinnen.

„Ich meinte James," sagte sie, „Abel sei ein rechter Liebling von dir; die letzte Zeit hast du freilich nicht mehr so viel von ihm gesprochen. Ich glaube, er wird dir noch einmal Ehre machen."

„Das wird aber auch alles sein, was ich von ihm habe."

„O, sage das nicht. Gottes Lohn ist auch eine schöne Sache. Und wenn du von deiner Gelehrsamkeit Andern mittheilest, so verlierst du ja nichts dadurch. Ich habe mich schon oft darüber gewundert, James. Wenn ich ja auch nur jedes Mal eine Handvoll Mehl aus dem Kasten nehme, so wird er leer; aber das Wissen in deinem Gehirn hält sich besser, als mein Mehl: so viel du auch herausnimmst, es bleibt immer gleich viel."

„Du bist eine eine Närrin, Mary," antwortete James; aber er lächelte dabei. Der Schulmeister war ein Mann, und alle Männer hören eine Schmeichelei nicht ungern, auch aus dem Munde ihrer Frauen.

„Eben das ist ein Grund," fuhr sie fort, „weßhalb du nichts dadurch verlieren kannst, wenn du einen Jungen unterrichtest. Ihnen nützt es und dir schadet es nicht."

Der Schulmeister entgegnete nichts; Mary plauderte weiter. Sie war eine Frau, wie sie eine sein muß: erst machte sie ihren Mann guter Laune, ehe sie vorbrachte, worauf sie es abgesehen hatte.

„Ich habe rothe Haare für ein Glückszeichen gehalten, James," sagte Mary.

„Die Alten schätzten diese Farbe sehr," antwortete schmunzelnd der Schulmeister.

„Was du sagst! Und ein Junge, den ich heute sah, hatte nicht nur rothe Haare, sondern auch ein Glücks-Mal unter dem linken Auge, gerade wie du."

„Was für ein Junge?

„Ein armes vater- und mutterloses Geschöpf. Er trug seine Schulbücher mit einem Riemen zusammengebunden auf dem Rücken und seine Sonntagskleider in einem Bündel unter dem Arm. Es erinnerte mich an die Zeit, wovon du mir erzählt hast, Männchen, wo du auch als ein armer Schüler zuerst von Hause gingest, — gerade so wie der arme Junge — nur ohne die Sonntagskleider."

„Was wollte er?" fragte James. Er sprach wieder in verdrießlichem Tone. Mit den letzten Worten hatte seine Frau einen Mißgriff gemacht. Sie beurtheilte seinen Charakter nach dem ihrigen. Sie gedachte in ihrem Wohlstande noch gerne der Tage, da sie arm gewesen, und das Glück machte sie nur freundlicher und wohlwollender gegen Bedürftige, aber sein Herz hatte es verhärtet.

„Er wollte gern noch ein halbes Jahr deine Schule besuchen; er hat anderswo schon gelernt."

„Hat er das Schulgeld mitgebracht?"

„Danach habe ich ihn wahrhaftig nicht gefragt. Das wenige Geld, welche solche arme Leute mitbringen, ist kaum hinreichend, daß sie Kost und Logis damit bezahlen, und es bleibt gewöhnlich nichts übrig für einen so reichen Mann, wie du bist, James O'Leary. Aber man schläft ruhig des Nachts und arbeitet mit leichterm Herzen des Tages, wenn man einem armen Jungen eine kleine Wohlthat erwiesen hat."

„Mary" sagte der Schulmeister langsam und bestimmt, das ist alles dummes Zeug."

Sie schrack zusammen und sah ihn mit großen Augen an; sie konnte kaum glauben, daß sie recht gehört. Aber da saß wirklich James O'Leary und sah so hart aus, als ob er ein Mann von Stein geworden wäre.

„Barmherziger Vater!" rief sie aus. „Sage das noch ein Mal, Mann; ich glaube, ich habe nicht recht gehört."

Er lachte. Es war aber kein munteres, fröhlich, sondern ein trockenes halbersticktes, hung-

riges Lachen. Aber ehe er antworten konnte, wurde die Thüre langsam und schüchtern geöffnet und man sah erst einen Kopf mit dichten rothen Haaren und einem blaßen klugen Gesichte, und dann kam auch der Leib, wozu er gehörte, nach.

„Das ist der Knabe, von dem ich dir gesagt habe," sagte Mary. „Komm herein, ma bouchal; der Lehrer ist jetzt zu Hause und du kannst ihn sprechen."

„Der Knabe trat vor. Seine Gestalt war von Studien und Entbehrungen gebeugt. Er sah mit seinen glänzenden, durchdringenden Augen aufmerksam auf den Schulmeister. Mary bot ihm einen Stuhl an! er blieb aber stehen und seine Finger preßten krampfhaft ein lateinisches Buch zusammen, aus welchem er geprüft zu werden hoffte.

„Wie heißest du? Steh' gerade!" sagte der Schulmeister barsch.

Der Knabe sagte, er heiße Edward Moore und sei gekommen, um den Herrn Lehrer zu bitten, er möge ihn an seinem Unterrichte Theil nehmen lassen.

„Aber, was willst du dafür geben?"

„Ich habe nicht viel, Herr Lehrer. Meine Mutter hat sechs Kinder und muß an einen Mann, dessen Angesicht wir niemals sahen, eine hohe Miethe für die Hütte bezahlen, in der wir darben. Mein Vater ist im Himmel; meine älteste Schwester ist verwachsen; nur der Freundlichkeit der Nachbarn und den Unterstützungen, die wir von ein paar Familien zu Weihnachten und Pfingsten erhalten, und vor Allem dem lieben Gott, der uns nie verlassen hat, haben wir es zu danken, daß wir nicht auf die Straße gehen und betteln müssen."

„Aber davon habe ich nichts," sagte O'Leary sehr kalt.

„Das weiß ich, Herr Lehrer," antwortete der Knabe, sah aber dabei aus, als wisse er es nicht.

„Aber Sie sind im ganzen Lande bekannt wegen Ihrer Güte ebensowohl, wie wegen Ihrer Gelehrsamkeit. Einiges Geld habe ich, achtzehn Schillinge und noch fünf Schillinge, die mir unser Pfarrer gegeben hat, als ich mir beim Abschiede den Segen holte; er hat gesagt, ich solle dieses Geld verwahren, damit ich etwas hätte, wenn ich einmal krank werden sollte. Ich dachte, wenn Sie von den achtzehn Schillingen zehn nehmen wollten, etwa für ein Vierteljahr. Ich weiß, das ist sehr wenig, aber behalten Sie mich um der Liebe Gottes willen. Wenn Wenn Sie die Güte haben wollten, mich im Lateinischen zu prüfen, — der Herr Pfarrer meint, ich würde darin gut bestehen."

„Laß mich ein Mal das Geld sehen," sagte O'Leary. Der Knabe zog ein baumwollenes Sacktuch aus der Tasche, in welches das Geld eingeknotet war, und reichte es dem Schulmeister hin. Aber Mary trat zwischen ihren Mann und die Versuchung.

„Stecke es bei, Kind," sagte sie, „der Lehrer will das Geld nicht haben; er hat nur sehen wollen, ob du es auch gut verwahrt hättest." Dann sagte sie leise zu ihrem Manne: „Laß den Arm sinken, James; der Teufel ist's, der dir den Ellbogen stützt. Du wirst doch nicht die dünnen Schillinge des Sohnes einer Wittwe begehren! Ich kenne dich heute Abend gar nicht wieder." Dann wiederholte sie, zu dem Knaben gewendet: „Stecke das Geld bei, Kind, und komm morgen zur Schule."

Aber der Schulmeister hatte das Silber durch das verschlissene Tuch blinken sehen — die dünnen Schillinge, wie Mary sie nannte — und ihr Glanz reizte seine Habgier. Er stand auf, schob seine Frau bei Seite — so schiebt man leider oft einen guten Rath bei Seite — und erklärte, er müsse das ganze Geld haben und ohne Schulgeld nehme er keinen Schüler mehr

an. Der lernbegierige Knabe gab das Geld fast ohne Bedenken hin und sagte nur: „Gott im Himmel wird mir wohl eine mildthätige Seele erwecken, die mir etwas zu essen und etwas Stroh, um darauf zu schlafen, gibt.“

So wurde der Handel abgeschlossen und der Knabe verließ ohne Geld das Haus. Er wußte, daß er wenigstens für diese Nacht in irgend einer Hütte ein Unterkommen finden würde, und dachte, für die Zukunft werde er wohl bei irgend einem armen Pächter, der seine Kinder nicht in die Schule schicken könne, die Knaben etwas im Lesen und Schreiben unterrichten und dafür Kost und Logis bekommen können. Der Schulmeister aber öffnete seinen Koffer und legte die „dünnen Schillinge“ des vaterlosen Knaben zu seinem Schatze. Mary setzte sich an den Heerd und stützte traurig den Kopf auf den Arm; sie entschloß sich nach langer Ueberlegung, am andern Tage den Pfarrer um Rath zu fragen in Bezug auf die Veränderung, die mit ihrem Manne vor sich gegangen war.

Das war der erste Versuch, den O'Leary machte, seinen Plan durchzuführen, keinen Schüler mehr ohne Honorar anzunehmen. Er schämte sich vor sich selbst. Er wagte es nicht, Mary's vorwurfsvollem Blicke zu begegnen. So setzte er sich denn, ihr den Rücken zuwendend, an seinen Schreibtisch, und saß dort lange, anscheinend in seinen Büchern vertieft, in der That aber in Gedanken immer wieder mit der Zeit beschäftigt, wo er selbst ein armer Schüler gewesen war. Er zeichnete geometrische Figuren, er blätterte im Homer; aber überall trat ihm das blasse Gesicht des armen Knaben entgegen.

„Mary,“ sagte er endlich, um sein Gewissen zu beschwichtigen, solche Jungen haben immer doppelt so viel Geld, wie sie sagen.

„War das vielleicht bei dir der Fall, Arik?“ versetzte sie. James schob den Tisch zurück, warf das Lineal nach der Katze, schlug die Thüre heftig hinter sich zu und ging zu Bette.

Er lag lange schlaflos, und als er eingeschlafen war, schlief er sehr unruhig und wälzte sich hin und her. Mary hörte es; sie nahm ihren Rosenkranz und bettete laut. Sie glaubte, ihr Gebet sei nicht erfolglos; denn er wurde bald ruhiger und schien fest zu schlafen. Sie betete weiter. Sie war im Dorfe bekannt dafür, daß sie lange beten könne; aber in dieser Nacht betete sie ununterbrochen einen Rosenkranz nach dem andern, bis ihr der Hahn, der immer um dieselbe Zeit zu krähen anfing, sagte, daß es vier Uhr sei. Da stand sie auf, um ein paar Stunden zu schlafen; denn sie konnte nicht nur beten, sondern auch schlafen, wenn sie wollte, wie man das oft bei unschuldigen Herzen findet. Als sie aber den Rosenkranz an den Nagel hängte, an dem auch das Weihwasserbecken hing, hörte sie ihren Mann laut stöhnen. Gleich darauf rief er sie an.

(Schluß folgt.)

Was ein weiser Spruch vermag.

R. Der Kaufmann einer deutschen Stadt hatte sich durch Fleiß und Geschick ein großes Vermögen erworben, so daß er endlich ein schönes Haus besaß und einen kostbaren Waarenladen führte, vor dem die Leute immer bewundernd stehen blieben. Unter diesen befanden sich nicht selten Arme und Taugenichtse, die sich in's Ohr zu sagen pflegten: der reiche Mann habe einst auch nichts besessen! Das hörte der Kaufmann einst und da er gewahrte, daß unter den Bewunderern seines Ladens gewöhnlich auch viele Kinder waren, die vor und nach der Schule stehen blieben, so hing er über der Ladenthüre eine Tafel auf mit folgender Inschrift:

Lern' was,
So kannst was,
So kriegst was,
Dann hast was!

Eines Tages, als der Kaufmann schon in hohen Jahren stand und sein Geschäft seinem Sohne übergeben hatte, bekam er einen Brief aus Cadix in Spanien und als er diesen öffnete, las er darin eine warme Danksagung von einem Menschen, den er nie gekannt, ja nie gesehen hatte; und wofür dankte der fremde Mensch dem Kaufmanne? Daß er einen fleißigen, ordentlichen Geschäftsmann aus ihm gemacht habe. Und wie so das? Der Briefschreiber war dazumal, wo der Kaufmann die schöne Inschrift aufgehängt, gerade Schulknabe und las, so oft er vor dem Laden stehen blieb, den Spruch immer mit nachdenklichem Sinn; er wirkte so auf ihn, daß er nicht nur in der Schule, sondern auch als Lehrling und Geschäftsmann emsig und wacker blieb und es endlich zu etwas Ordentlichem brachte; in Cadix standen über seinem Laden auch die goldnen Worte:

Lern' was,
So kannst was,
So kriegst was,
Dann hast was.

Merkwürdige Rechtsfälle unserer Zeit.

In Unzukiama in Japan wurde ein Dompfaffe dafür, daß er aus seinem Bauer, welcher zufällig nach der öffentlichen Hauptpromenade der Stadt hinausging, die Kosciusko-Polonaise gepfiffen, auf öffentlichem Markte enthauptet.

In Sekan wurde ein geheimer Medicinalrath zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er in seinem Krankenbericht an die Regierung sich des Ausdrucks bedient hatte: Leibes-Constitution.

In Jeddo erhielt ein Schafsbock die Knute, weil er sich nicht ruhig genug hatte scheeren lassen.

In Herath wurde ein Restaurateur zu zehnjähriger Karrenstrafe verurtheilt, weil er auf der Speisekarte seines Hotels unmittelbar nach dem Gericht Pudding à la prince royal, das Gericht: Schafskopf mit Rosinen-Sauce gesetzt hatte.

Zu Ardebill in Persien wurde ein Pudel des Landes verwiesen, weil er in einer Hunde-Komödie beinahe eben so gute Sprünge gemacht hatte, als die erste Hoftänzerin.

(Welcher ist es?) Ein englisches Blatt erzählt folgende Scribe-Anekdote: Ein Pariser Millionär schrieb an Scribe: „Mein theurer Herr! Ich hege den großen Wunsch, mich mit Ihnen zu einer dramatischen Dichtung zu vereinigen. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, ein Lustspiel zu schreiben und mir erlauben, daß ich einige eigene Zeilen beifügen darf? Ich werde dann das Stück auf die prachtvollste und kostspieligste Weise aufführen lassen, und wir wollen den Ruhm theilen." Hierauf antwortete Scribe: „Mein theurer Herr! Ich muß Ihren schmeichelhaften Antrag ablehnen, weil die Religion mich lehrt, daß man das Pferd und den Esel nicht in dasselbe Joch zusammenspannen soll." Auf Dies erwiederte der Millionär: „Herr! Ich habe Ihren impertinenten Brief erhalten. Mit welchem Rechte können Sie mich ein Pferd nennen?

Amerikanischer Laconismus. Ein Reisender begegnete vor ungefähr 7 Jahren in einer Bergschlucht unter den Goldwäschern einer Frau aus San Jose. Sie war an der Arbeit und schöpfte gerade Wasser aus dem Strome. Auf seine Fragen, wie lange sie schon hier sei und wie viel Gold sie an Einem Tage sammele, erwiederte sie: „3 Wochen und 1 Unze."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 21. VII. Jahrg.

Die
Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. Mai 1861.

Der Traum des Schulmeisters.

Eine irische Geschichte von Mrs. Hall.

(Schluß.)

Sie ging hinein. „Gib mir die Hand," sagte er, „und verzeihe mir, Mary." Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Gott segne dich, James."

„Mary," fuhr er fort, „liebe Frau, ich bin ein großer Sünder und alle meine Gelehrsamkeit ist — ist keinen rothen Heller werth." Mary verwunderte sich höchlich über diese Aeußerung. „Es ist mir vollkommen Ernst," fuhr er fort; „hier ist der Schlüssel zu meinem Koffer, gehe hin und nimm das Sacktuch des armen Jungen heraus, und sobald der Tag anbricht, suche ihn auf und sage ihm, ich wolle von ihm und seines Gleichen kein Silber und kein Kupfer anrühren; und Mary, wenn du kannst und willst, bringe alle armen Jungen im Kirchspiel in die Schule, und ich will sie mit Freuden unterrichten. Ich habe einen Traum gehabt, Mary, und ich will ihn dir erzählen. Du weißt besser als ich, wie dankbar man Gott sein muß für eine solche Warnung. Da bricht der Tag an, — Gott sei Lob und seinen Heiligen! Nun höre mir zu, Mary, und unterbrich mich nicht.

„Ich träumte ich sei todt. Ich schwebte in einem dunkeln Raume, und jeden Augenblick versuchte ich, in die Höhe zu fliegen, aber es hielt mich immer etwas zurück. Als ich mich etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah ich allerlei Gestalten umherschweben. Eine mit Flügeln wie eine Fledermaus kam auf mich zugeflogen, und als sie ganz nahe gekommen war, was war es? Ein Homer. Ich dachte ich wollte darnach greifen, so würde ich wohl mehr in die Höhe kommen; aber als ich darnach haschte, ging es in Rauch auf; dann kam eine große Eule mit rothen Augen, und als sie näher kam, starrte mir aus dem einen die griechische und aus dem andern die lateinische Grammatik entgegen. Auch einen Globus und ein Dintenfaß sah ich, Mary, und sie verwandelten sich vor meinen Augen in häßliche Kaulquappen und schwammen mir neckend vor dem Gesichte herum. Es war mir, als wäre ich tausend Jahre an diesem Orte. Und von allen Seiten hörte ich Stimmen und sie sprachen lateinisch und griechisch, aber so schlecht und so voll Fehler, daß einem Heiligen die Geduld hätte ausgehen müssen. Und ich

war nicht im Stande etwas zu sagen, und konnte auch nicht von der Stelle kommen. Ich glaube das war das Schulmeister-Fegfeuer."

„Das kann wohl sein, unterbrach ihn Mary, besonders weil sie dich das schlechte Latein nicht corrigiren lassen wollten."

„Aber endlich wurde es anders, nach tausend oder zweitausend Jahren. Ich war jetzt mitten in einem Nebel; er umgab mich von allen Seiten; aber es war ein ganz heller und schöner Nebel, und ich konnte mich frei bewegen. Ich ging einen Berg hinan, lange, lange Zeit, und der Nebel wurde immer dünner und theilte sich endlich nach beiden Seiten hin, und ich kam auf die Spitze des Hügels. Da sah ich vor mir eine andere Anhöhe; sie war heller, als irgend etwas, was ich in meinen Leben gesehen habe; und je länger ich hinsah, um so heller wurde sie, und doch blendete das Licht meine Augen nicht, sondern that ihnen wohl. Ich erkannte daß das der Himmel war und ich fiel auf die Kniee und ich dachte, wie ich wohl herüber kommen könnte. Denn zwischen mir und jener Anhöhe war eine tiefe Kluft und ich konnte, so viel ich mich auch umsah, keinen Weg entdecken, der hinüber führte. Ich fing an zu weinen; aber ehe ich zwei Mal bis zehn hätte zählen können, standen sieben Männer vor mir Ich erkannte sie gleich; es waren sieben arme Schüler, die ich unterrichtet hatte, und die später in den heiligen Ordensstand getreten waren. Manchen langen Tag habe ich mich mit ihnen abgeplagt — für den herrlichsten Lohn, den man bekommen kann, für Gottes Lohn. Da standen sie, Abel an der Spitze."

„Ei, sieh doch, der arme Abel! dachte ich doch, daß er dabei sein müsse."

„Das einzige Mittel, wie sie nach jenem seligen Orte kommen können," sagten sie, „ist dieses, daß wir Ihnen als Treppe dienen."

„Treppe!"

„Nun hören Sie mich doch zu Ende! Wir sind die Stufen," sagten sie, „über welche sie nach der Heimath der Seligen gelangen können. All' Ihre Gelehrsamkeit, worauf Sie so stolz waren, all' Ihre Untersuchungen und Forschungen, Ihre Algebra und Geographie, Ihr Griechisch und selbst Ihr Hebräisch, wenn Sie auch davon etwas wissen, sind jetzt keinen Pfennig werth. Alle menschliche Größe und alles menschliche Wissen gelten hier nichts; aber wir, lieber Lehrer, wir sind Ihre guten Werke. Da sind unser sieben, die Sie mit nützlichen Kenntnissen bereichert und in den Stand gesetzt haben, Gutes zu wirken, um der Liebe Gottes willen. Ueber unsern Rücken können Sie hinübergehen zu jenem hellen Lichte, und dort ewig selig sein.

„Ich erschrack sonderbarer Weise gar nicht über den Vorschlag, den sieben Heiligen auf den Rücken zu treten, die früher zwar nur arme Schüler gewesen, jetzt aber besser daran waren, als ich. Sie bückten sich der Reihe nach, und ich trat erst auf Abel's Rücken, dann weiter auf Paddy Blake und auf Billy Murphy und auf die andern. Als ich auf dem Siebenten stand, sah ich, daß noch fünf oder sechs mehr hätten dastehen müssen, und ich wäre ganz hinüber gekommen. Ich wollte den Versuch machen, hinüberzuspringen; aber zum Glück hielt mich Abel fest, sonst wäre ich, wer weiß in welche Tiefe hinabgestürzt. — Barmherziger Gott! rief ich aus, steht es so mit mir? Könnt ihr mich denn nicht weiter bringen, meine lieben Söhne? — ‚Es müßten unser mehr sein,' antwortete Paddy Blake. — Sie haben doch noch viele Jahre gelebt,' sagte Abel,' nachdem wir von ihnen weggegangen sind, und falls sie nicht Ihr Herz verhärtet haben, müßten doch jetzt noch mehrere unseres Gleichen da sein, um Ihnen hinüber zuhelfen. Sie werden ja doch nicht, nachdem Sie die stets zunehmende Süßigkeit von sieben

guten Werken gekostet, eingehalten und Ihre Aufgaben unvollendet gelassen haben. Wenn Sie aber das gethan haben, schloß er, da er meine Verlegenheit sehen mochte, wenn Sie ihre guten Werke nicht fortgesetzt haben, so thut es mir leid für Sie.

„Du kannst dir denken, Mary, wie mir da zu Muthe war, als ich die Herrlichkeit des Himmels vor mir sah und auf halbem Wege stehen bleiben mußte. Da fielen mir alle meine thörichten Gedanken und Reden von gestern Abend schwer auf die Seele, und ich wollte verzweifeln. Da wurde ich schwach. Ich bin überzeugt irgend ein heiliges Wesen muß für mich gebeten haben, während ich schlief, daß Gott mir eine solche Warnung gesendet hat."

Mary antwortete nichts; sie kniete vor dem Bette nieder und weinte vor Freude.

Und nun, Mary, laß mich aufstehen und an die Arbeit gehen, denn das Leben ist kurz. Du kannst heute unsere armen Schüler alle zum Frühstück hereinrufen, und dann erkundige dich im Dorfe gelegentlich, ob noch mehr arme Jungen in die Schule kommen wollen. Ich kann dich versichern, das Herz ist mir heute Morgen so leicht, wie eine Feder; das habe ich dem Traume zu verdanken."

---

* Humoristische Phantasie über das Papier.

Papier! — wer weiß nicht, welche Rolle, welch' eminente Bedeutung dieses Produkt in der gegenwärtigen Zeit behauptet, ja man darf es keck behaupten, daß die Existenz der heutigen Menschheit mit demselben auf's innigste verknüpft ist. Wir alle verkehren täglich mit demselben, sei es in Gestalt eines ehrwürdigen Hauptbuches oder einer Gewürzdüte, sei es als Prachtausgabe eines empfindsamen Romans, oder als Grundlage eines Mahnbriefes. Ja meine verehrten Leser, wären Sie sogar sämmtlich des Lesens und Schreibens unkundig, so würden Ihre Beziehungen zum Papier dennoch tausendfach sein. — Glauben Sie mir auf's Wort, ich bin im Stande mit einiger Sachkenntniß über diesen Gegenstand zu sprechen, denn meine Hauptthätigkeit im Leben besteht darin, denselben zu verderben. Gerade jetzt, indem ich diesen kleinen Vortrag niederschrieb, habe ich einigen Blättern hübschen Papieres den Garaus gemacht, welche ich indessen nicht für verloren erachte, wenn es mir gelingt, durch mein Geschreibsel Ihren Beifall zu erlangen.

Die Erfindung des Papieres gehört den Aegyptiern, welche dasselbe aus der Papyrusstaude verfertigten. Später wurde es aus Eselhaut fabrizirt, und erst die neuere Zeit macht dasselbe vorzüglich aus Lumpen; zwar nicht aus persönlichen, sondern sächlichen Lumpen; denn zu der Vollkommenheit, es aus ersteren verfertigen zu können, ist die Industrie noch nicht gelangt. Sollte dieß aber jemals geschehen, so steht bei der Massa des vorräthigen Rohmaterials jedenfalls ein sehr bedeutender Preisabschlag des Fabrikats zu erwarten, und das englische Parlament hat dann nicht mehr nöthig, sich wegen einigen lumpigen Millionen Papiersteuer herumzustreiten. Die Papiermühle ist die Qual unserer sämmtlichen Lappen und Lumpen; weder

Rang noch Stand des Besitzers schützt sein Kleid vor diesem Loose. Vom Hermelinmantel des Fürsten bis zum zerrissenen Wamms des Bettlers fällt ihr jedes anheim. Die Windel des zarten Kindes, der Strumpf der lieblichen Jungfrau, das betabakte Taschentuch der alten Matrone, Alles, Alles! wird das Opfer ihrer gierigen Zähne. O wenn diese Lappen und Läppchen, welche man in Massen aufgestoppelt sieht, reden könnten, — wahrlich! tausend und aber tausend lehrreiche und unterhaltende Geschichten ließen sich dann erzählen. Es gibt eine Unmasse von Papiersorten, von welchen ich jedoch nur die hervorragendsten näher betrachten will, nämlich die Schreib- und Druckpapiere. Erstere zerfallen wieder in viele Arten, als da sind: Colombier-, Imperial-, Royal-, Concept-, Post-, ja sogar pro patria-Papier gibt es, welch' letztere Bezeichnung übrigens wohl am Besten für die zahllosen Kassenanweisungen anzuwenden wäre, mit welchen die Bürger das theuere Vaterland zinslos unterstützen. Wie erfreut das Papier in Gestalt von Billet doux die Herzen der Liebenden! Wie werden diese sorgsam gefaltet und parfümirt, die in ihrer früheren Gestalt vielleicht viel profaneren Zwecken dienten! Welch großartige Rolle spielt das Papier in der Form von Hauptbüchern in der kaufmännischen Welt, wie verschieden sind die Eindrücke, die es als Conto-Corrent hervorbringt! Fürchterlich erscheint es als Rechnung und Mahnbrief dem armen Schuldner, erheiternd wirkt es als Einladung und Creditbrief auf das Gemüth des Empfängers. Eine besonders gefährliche Gattung sind die Wechselpapiere, Tagzettel und Verhaftsbefehle, erstere führen manchmal in den Schuldthurm, die zweiten leeren die Taschen, und letztere führen in's Criminal. Ich komme jetzt zu der zweiten wichtigen Abtheilung, zum Druckpapiere, welches wieder in verschiedene Sorten zerfällt. Welch' ein Unterschied zwischen einer Cotta'schen Prachtausgabe und dem bescheidenen Till-Eulenspiegel! Wie mächtig wirkt dies Papier als Fundament von tausend Ritter-, Räuber- und Schauer-Romanen auf den Bildungsgang des Volkes, als Catechismus auf seine Moral, und als Feuilleton auf den Schlaf! Das Papier ist geduldig, pflegt man zu sagen, um die Unzuverlässigkeit einer gedruckten Mittheilung zu bezeichnen. Und wahrlich, seine Geduld ist kaum hoch genug zu schätzen, wenn man bedenkt, wie gräßlich zuweilen der gesunde Menschenverstand auf ihm beleidigt, die Wahrheit zur Lüge und umgekehrt das Unrecht zum Recht gestempelt wird. Das Papier ist der treue Begleiter des Menschen auf seinen Lebenswegen. Als Geburtsschein empfängt es ihn bei seiner Ankunft, in tausenderlei Gestalten kettet es sich an sein Dasein, und als Todtenschein führt es ihn zur Ruhe. Ja, noch über das Grab hinaus verfolgt es ihn als Todtenzettel — wahrlich meine verehrten Leser, mit Recht nennt man unser Jahrhundert das papierene!

Der neueste Komet.

Die Berliner „Volkszeitung" berichtet: „Die Erwartungen, die der jetzt sichtbare Komet bei seinem ersten Erscheinen erregt hat, werden sich laut den Berechnungen der hiesigen Sternwarte nicht erfüllen. Seine sofortige Sichtbarkeit für das bloße Auge, wie seine sehr schnelle Bewegung ließen Anfangs vermuthen, daß er eine sehr glänzende Erscheinung darbieten werde.

Nachdem jedoch die Beobachtung aus Amerika und England hier eingetroffen und man auf Grund derselben und der fortgesetzten hiesigen Messungen seine Bahn näher bestimmt hat, ergibt sich, daß er an Helligkeit nicht sehr zunehmen und gegen den 20. d. ganz unsichtbar werden wird. Seine Bahn führt ihn sodann Anfangs Juni zu seiner Sonnennähe und auf seiner Rückreise von dort ins Weltall wird er in den Sommermonaten auf der südlichen Halbkugel wieder sichtbar werden; erst im Herbste wäre es möglich, daß er uns wieder erschiene, doch jedenfalls in so großer Entfernung, daß er nur durch die lichtstärksten Fernrohre aufzuspüren wäre.

Zum Trost für die getäuschte Erwartung können wir indessen die interessante Thatsache hinzufügen, daß dieser Komet, der keinem der bisher beobachteten gleicht, für uns sehr leicht der merkwürdigste aller Himmelskörper hätte werden können. Die Bahn des Kometen nämlich liegt so, daß sie an einem Puncte nur 50,000 Meilen von der Bahn der Erde entfernt ist. Am 8. Mai passirte der Komet seine Bahn, aber er that es zwanzig Tage zu spät, um bei uns Menschenkindern weltberühmt zu werden, denn die Erde hat bereits in ihrem Lauf am 19 April den Punct passirt, wo die beiden Bahnen sich am nächsten liegen, und ist am 8. Mai schon über 6 Millionen Meilen von dieser merkwürdigen Stelle entfernt. Welche Erscheinungen der Komet uns dargeboten hätte, wenn er und die Erde an einem und demselben Tage die zwei Puncte, wo die beiden Bahnen sich am nächsten liegen, durchlaufen hätten, das läßt sich kaum beschreiben. Der Kern des Kometen wäre uns viel größer als Sonne und Mond erschienen und seine Nebelhülle hätte den Himmelsraum ausgefüllt. Dem Kometen aber wäre es sicher schlimm ergangen. Die Anziehungskraft der Erde hätte seine Bahn vollständig abgeändert und wer weiß, ob er nicht ein tüchtig Stück seines Nebelmantels bei uns hätte zurücklassen müssen. Zum Glück für uns und für ihn liegen nun zwanzig Tagreisen zwischen uns und der interessanten Rendezvous-Stelle, und als der Komet am 8. Mai dort ankam, konnte er sich zwar den Weg nahe genug besehen, den die Erde am 19. April gegangen; da jedoch die Erde keineswegs in Schienen läuft und auch keine Radspuren wie eine Kutsche im Weltraum zurückläßt, so wird er sich wohl um die Bahn der Erde so wenig kümmern, wie wir etwa um die Bahn eines Steines, der uns nicht an den Kopf fliegt. Uebrigens müssen wir zur Ehre des Kometen sagen, daß er seine Natur nicht verleugnet und bei seinen jüngsten Beobachtungen einen in der Bildung begriffenen Schweif erblicken ließ, der ihn als reblichen Kometen legitimirt.

Indem wir diesem Himmelskörper für dießmal eine glückliche Reise wünschen, haben wir schon wieder einen andern Gast am Himmel zu begrüßen, nämlich zu einen allerneuesten kleinen Planeten, der in Mailand entdeckt wurde. Er ist der 68. dieser sich schnell vermehrenden Familie. Wir überweisen diesen neuen Himmelsvagabunden dem vortrefflichen Berliner astronomischen Jahrbuch, das ein wahres Findelhaus für diese kleinen Rundläufer ist und das im nächsten Jahrgang uns nicht weniger als sechzig derselben in wohlausgerechneten Bahnen vorführen wird."

Ein furchtbarer Oelbrand.

Zu Tidioute in Pennsylvanien fand kürzlich, während ein Schacht zur Gewinnung von Bergöl durchbohrt wurde, plötzlich ein so heftiger Ausbruch des Oeles statt, daß sich das Oel im Verhältniß von 70 Tonnen per Stunde ergoß, und der Oelstrom auf 41 Fuß über den Boden stieg. Ueber dieser Oelmasse erhob sich das Gas oder Benzin in einer dichten Wolke von 50 bis 60 Fuß. Sogleich wurden alle Feuer in der Nachbarschaft ausgelöscht, mit Ausnahme eines einzigen, welches in einer Entfernung von etwa 400 Klaftern brannte. Dieses Feuer entzündete dennoch das flüchtige Gas, und in einem Augenblicke stand die ganze Luft in hell lodernden Flammen. Sobald das Gas Feuer gefangen hatte, stand auch die Spitze des aufquellenden Oelstromes in hellem Feuer, und das siedende Oel fiel wie das Wasser einer Fontaine über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser in tausend brennenden Tropfen wie in eben so vielen Feuerkugeln zischend herab. Sogleich stand auch der Boden in Flammen, die mit rasender Schnelligkeit zunahmen und durch das herabfallende Oel fortwährend vermehrt wurden. Eine Scene unbeschreiblichen Schreckens erfolgte. Die Leute wurden zu Dutzenden auf eine Entfernung von 20 Fuß niedergeworfen, während Viele, schrecklich verbrannt, in ihrer Todesangst schreiend und kreischend aus der flammenden Hölle des Unglücks stürzten. Gerade inmitten des Flammenkreises sah man vier menschliche Körper im kochenden Oel sieden; einen Mann, der eben einen Graben auswarf, um das Oel in einen tiefern Theil des Bodens zu leiten, sah man, wie er während des Grabens über den Stiel seines Spatens fiel und von dem wüthenden Elemente gebraten wurde. Ein Hr. Rouse, der einen bedeutenden Antheil an dem Oelbrunnen dieser Gegend hatte, und daraus ein tägliches Einkommen von 1000 Dollars bezog, stand im Augenblicke der Explosion gerade nahe an der neuen Bohrung und wurde auf eine Entfernung von 20 Fuß weggeschleudert. Er raffte sich auf und lief noch 10 bis 15 Fuß weiter, wo er dann von zwei Arbeitern in Empfang genommen und in eine entfernter liegende Bretterhütte getragen wurde. Als er dort niedergelegt wurde, war außer seinen Strümpfen und Stiefeln keine Spur einer Bekleidung auf seinem Leibe zu sehen. Seine Haare, die Nägel seiner Finger, die Ohren und Augenlider waren weggebrannt, während die Augäpfel zu einem Nichts zusammengeschrumpft waren. In diesem Zustande lebte er noch neun Stunden. Hr. Rouse hatte sogleich nach einem Notar geschickt und sein Testament gemacht, worin er den Armen der Gegend 50,000 Dollars und den beiden Arbeitern jedem 200 Dollars vermachte. Er starb jedoch, ehe er seinen letzten Willen unterzeichnen konnte. Noch sechs andere Personen wurden getödtet, deren Namen unbekannt sind. Ferner sieht man noch Skelette von fünf Anderen im Flammenkreise glühen, und eben so viele Personen werden vermißt, welche Fremde sind, die gekommen waren, um die Einrichtung und das Arbeiten der Oelbrunnen zu sehen. Man glaubte, daß noch eine Anzahl anderer Menschen dicht an der Mündung der Bohrung zur Asche verbrannt wurden. Etliche dreißig Personen wurden schwer, viele leichter verletzt. Während der Explosion fing in der Nachbarschaft bis auf eine Entfernung von 900 bis 1000 Fuß Alles Feuer, und Bretterhütten, Maschinen- und Wohnhäuser standen in hellen Flammen. In einer Entfernung von mehr als 1200 Fuß zersprang zugleich der Dampfkessel in Dobb's Brunnen mit einem fürchterlichen Gekrache, wodurch der Ingenieur sogleich getödtet, und das Entsetzen des Abends auf schreckliche Weise vermehrt wurde. Zu dieser Zeit brannte die ganze Luft lichterloh. Der in einer Höhe von 40 Fuß aufspringende Oelstrom war eine helle Feuersäule, über welcher das aufblitzende, explodirende, flammende Gas

gegen den Himmel brannte, und die Wolken mit feurigen Zungen zu lecken schien. Während dieses schrecklichen Brandes war das Getöse der Explosionen und des Feuers so fürchterlich, daß man es nur mit dem Brausen eines im Walde rasenden Sturmes vergleichen konnte. Die Hitze des Brandes war so heftig, daß sich Niemand auf 150 Schritte nähern konnte, ohne sich Kleider und Haut zu versengen. Es war das schrecklichste und doch großartigste pyrotechnische Schauspiel, dessen menschliche Wesen je Zeuge waren. Freitag Morgens strömte das Oel noch immer aus, und lieferte stündlich wenigstens 100 Tonnen, die eine ungeheure brennende Fläche bedeckten. Der Verlust der Eigenthümer wird auf 20—25,000 Dollars täglich geschätzt. Keine menschliche Macht vermag den Brand zu löschen, und daß Oel muß brennen, bis der Brunnen erschöpft ist. Aber keine Feder vermag die gräßliche Schönheit zu beschreiben, keine Zunge die Großartigkeit des Unglücks zu schildern.

Ein Jagdabenteuer. Der evangelische Missionär Casalis, der viele Jahre das südliche Afrika bewohnt hat, erzählt in seiner Histoire des Bassoutes, von der bereits eine zweite Auflage erschienen ist, Folgendes: — Einer unserer Missionäre, ein ausgezeichneter Schütze, befand sich unterwegs und schritt eines Tages in der Hoffnung, einen schönen Schuß thun zu können, seinem Wagen voraus. Er machte ihn in der That. Ein herrliches Zebra wurde dadurch zu Boden geschmettert. Der Tag war brennend heiß, aber die Jagdbeute lag ganz nahe an einem reizenden Gebüsch. Unser Freund, der vor Freuden lächelte, ging auf das Gebüsch los, um sich dort im Schatten hundertjähriger Mimosen niederzulegen, mit dem Vorsatz, so lange dort zu bleiben, bis sein Wagen ihn eingeholt habe. Plötzlich aber zeigte sich in einer Entfernung von nur drei bis vier Fuß in dem Gebüsch ein sehr großer, ganz behaarter Kopf, der sich zuerst nach dem Zebra, dann nach dem bestürzten Jäger wendet. Er bückt sich einen Augenblick und erhebt sich dann stolzer. Der Löwe — es war der König der Thiere, dem jener Kopf gehörte — verfuhr als ein einsichtsvolles Geschöpf ganz methodisch. Seine Ideen, die anfangs ein wenig verwirrt waren, wie sie es ja selbst bei dem Menschen öfters sind, wenn er aus einer tiefen Siesta plötzlich aufgeweckt wird, fingen an sich aufzuklären. — Es war klar, daß er an diesem Tage nicht weit zu gehen brauchte, um zu jagen. Es fragte sich nur, sollte er das lebendige zweifüßige Geschöpf oder den todten Vierfüßler zu seinem Mahle wählen? Das war die wichtige Frage, die er sich stellte, und um sie besser entscheiden zu können, hatte er sein Lager von Laubwerk verlassen und sich ganz ernsthaft niedergesetzt. Nachdem er diese Stellung angenommen hatte, nahm er mit seinen Augen eine neue Consultation vor. Sein Blick schien sich länger und häufiger auf das schon bereit liegende Opfer zu richten. „König der Wüste, würdest Du mit meinem Zebra zufrieden gestellt sein?“ war der mehr todte als lebendige Jäger zu rufen bereit. Wenn er nichts rief so dachte er es wenigstens und wagte es versuchsweise, eine kleine Rückzugsbewegung zu bewerkstelligen. Der Löwe gab nunmehr seinen Augen den wohlwollendsten Ausdruck, erhob sich und machte einen Schritt in einer Richtung, welche über die Großmuth seiner Absichten keinen Zweifel mehr erlaubte. Der Vertrag war abgeschlossen; man konnte sich als Freunde trennen.

Amerikanischer Patriotismus. Newyorker Blätter bringen folgende Anzeige: „Dr. Zachary bietet dem Vaterlande seine Dienste an und benachrichtigt daher alle Freiwillige der Regimenter von Newyork, daß, wenn sie sich in seiner Wohnung Nr. 67 Brodway zwischen 4 und 9 Uhr Nachmittags einfinden, er sie unentgeldlich von ihren Leichtdörnen und Hühneraugen befreien wird.“ — Wenn die Bundesarmee in ihrem Marsch aufgehalten wird, so ist gewiß Dr. Zachary daran nicht schuld.

Aus dem Wiener Leben.

Ein Schauspieldirektor.

Wie überall, so sterben auch in Wien nach und nach die Originalmenschen aus. Man wird sie endlich nur noch in Theaterstücken oder in Büchern finden. Eine solche höchst originelle Erscheinung, die nun auch schon lange zu den Vätern gegangen, ist vor einigen Jahrzehnten ein Wiener Schauspieldirektor gewesen, den wir unsern Lesern vorführen wollen. — Es gab ehemals in Wien eine sogenannte Schauspieler-Herberge, welche den auf ihren Wanderungen nach Wien kommenden Schauspielern zum gebräuchlichen Einkehr- und Aufenthaltsquartiere diente und zugleich den Schauspieldirektoren Gelegenheit bot, sich hier um Ersatzmannschaft für ihre Bühnen umzusehen. Unter den Direktoren, welche sich mit dieser Absicht in der Schauspieler-Herberge öfters einfanden, zeichnete sich ein gewisser Scherzer durch die originelle Art und Weise bei Abschluß des Engagements besonders aus, wie denn überhaupt sein Wesen nicht so leicht seines Gleichen wieder fand

Eines Tages erschien er, um für das Fach des ersten Liebhabers einen Schauspieler zu engagiren. Wie gewöhnlich wandte er sich zuerst mit den Worten an den Herbergswirth: „Grüß di Gott, Bruder Riedel! Wie gehn die Gschäften? Sein Leut da? I könnt welche brauchen.“ Als ihm Riedel zur Zufriedenheit geantwortet, auch die künstlerischen und ökonomischen Verhältnisse der Engagementsuchenden mitgetheilt hatte, ging er einige Male, gleichsam Musterung haltend, das Zimmer auf und nieder, bis er sich seinen Mann ausersehen hatte; an diesen wendete er sich nun mit folgenden Worten:

„Schön guten Morgen — wünsch i! Wie schauts aus? Schon gfruhstuckt? I hör', der Herr sucht an Engagement? I könnt Einen brauchen. wie der Herr ist. — He, Kellner, Sepperl, bring' a Seidel Wein!“

Der Schauspieler erwiederte: „Ja, Herr Scherzer, ich suche allerdings Engagement und können wir uns über die Bedingungen einigen, so bin ich nicht abgeneigt, ein solches bei Ihnen anzunehmen.“

„Schon recht! — Sepperl, leg' auch a Bratwürstel dazu. — Wie viel Gage verlangt denn der Herr monatlich?“

„Sechzig Gulden.“

„Sechzig Gulden? — Sepperl, laß die Bratwürstel noch weg! — Sechzig Gulden? — Sepperl, kannst a den Wein noch fortlassen. — Weiß der Herr was? I will ihm vierzig Gulden geben.“

„Nein, Herr Scherzer: doch soll es mir auf zehn Gulden weniger nicht ankommen. Geben Sie also fünfzig Gulden, so mag der Contract abgeschlossen sein.“

„Fünfzig Gulden? Nu 's soll sein. — Sepperl, den Wein kannst bringen, aber die Bratwürstel noch nit. — Wie steht's denn mit dem Herrn seiner Garderobe? Hat der Herr Das, was an Liebhaber haben soll: a Paar kurze schwarze und a Paar kurze weiße Hosen?“

„Nein, damit bin ich gegenwärtig nicht versehen.“

„Nit? — Sepperl, kannst den Wein noch weglassen. Wann der Herr die Garderobe nit hat, da kann aus der ganzen Pastete nix werden.“

„Je nun, was ich nicht habe, läßt sich ja anschaffen. Geben Sie mir so viel Vorschuß als ich zur Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke bedarf und ziehen Sie mir monatlich fünf Gulden von der Gage ab.“

„Vorschuß geb' i nit gern, weil i den Herrn noch nit kenne und weil i grad kein Geld nit hab. Indeß da mir meine Tochter gsagt hat, i sollt und müßt an Liebhaber mitbringen, so will ich den Vorschuß geben. Hat der Herr sonst nichts einzuwenden?“

„Nein, vor der Hand wüßte ich weiter Nichts.“

„Nu, Sepperl, so bring zwei Seibel Wein und a Paar Bratwürsteln. I will a frühstucken, denn i bin beim Engagement völlig hungrig worden...“

Als bei einer Vorstellung von Göthe's Faust im Wiener Burgtheater Mephisto das Lied sang: „Es war einmal einmal ein König, der hatt' einen großen Floh —“ da sagte ein Zuschauer zu seinem Nachbar: „Da sieht man doch das ist auf dem Minister Metternich geschrieben!“

Der fortgesetzte Verlust. Bedienter: „Jetzt weiß ich nit, thut mir's mein Herr mit Fleiß, oder kennt er den Biersatz gar nit; schenkt mir da schon zweimal an Sechser und sagt: „Da Johann, da trinkt er a Maß Bier auf mei Wohl.“ — Und ich, ich verlier Allemal an Kreuzer dabei.“

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 22. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. Juni 1861.

Die „kleine Frau Hahn“.

Erzählung von R. von Moscherosch.

Es war ein ereignißvoller Zeitpunkt in meinem jungen Leben, als mein Vater uns seine Absicht ankündigte, unsere zwei Stübchen im Querhause an einen jungen Maler zu vermiethen, welcher sich einige Sommermonate in unserem freundlichgelegenen Städtchen aufhalten und dessen malerische, wechselvolle Umgebungen kennen lernen wollte. Nie zuvor hatte eine in ihrem ganzen Wesen und ihren Folgen so aufregende und ungewöhnliche erweckende Begebenheit die Eintönigkeit meines Daseins unterbrochen. Nie zuvor war meiner kindlichen Einbildungskraft ein solch weiter Tummelplatz, ein solcher Kreis der emsigsten schöpferischesten Thätigkeit angewiesen worden, und niemals vorher hatte mein Herzchen mit einem solch seltsamen Gemisch von Verwunderung und Vergnügen gepocht. Ein Maler, der Porträts und Landschaften in Oel malte, unter unserm braunen Dach, in den vier Wänden unseres eigenen alten Häuschens! welch eine seltene günstige Gelegenheit für meine Wißbegierde und meine neugierigen Augen, einen neuen Schatz von Wissen und Kenntnissen einzusammeln! Wie mußte ich da für meine kleinen Gespielinen ein Gegenstand des Neides werden, und wie spärlich und als wahren Leckerbissen wollte ich ihnen das wieder auftischen, was ich Tag um Tag dem wunderbaren Manne mit der wunderbaren Kunst ablernte!

Ich hatte allerdings zuvor schon viel von Malern gehört, welche große schöne Bilder malten: allein ich kannte sie nur so gewissermaßen in der Einbildung, in der Theorie, vom Hörensagen, wie ich die Feen kannte, von denen ich in den Feenmärchen las, oder die Könige und Fürsten und das Leben an den Höfen, von denen Papa bisweilen erzählte! So weit meine Erinnerungen zurück reichten, so lange hatten an den Wänden unsers Besuchszimmers Porträts meiner Großeltern und Urgroßeltern gehangen; aber ich hatte keinen Begriff davon, wie ihre Gesichter der dunklen Leinwand aufgedrückt oder wann und von wem ihre Conterfeie in diese schweren Goldrahmen hineingesetzt worden seien. Wie die Bäume, deren Wipfel um unsere Giebel rauschten, wie die Fliederbüsche, die an unserm Gartenthore alljährlich blühten, waren sie für mich immer so vorhanden gewesen, daß ich nie über ihren Ursprung gegrübelt hatte.

Allein nun sollte ich Aug' in Aug einen Mann sehen, der solche Bilder schaffen konnte,

und dessen Dasein und Kunst für mich seither nur eine Fabel, eine Mythe gewesen war. Was für ein merkwürdiger Mensch mußte das sein! Ich dachte mir ihn nicht anders, als in Gestalt eines riesengroßen Mannes mit dunklem Teint, ernstem Gesicht, langen rabenschwarzen Haaren und einem großen krausen Bart, denn folgerichtig mußte solch ein Maler doch jeder andern Person, die ich seither gesehen oder gekannt hatte ganz unähnlich sein!

Während mein geschäftiges Gehirn noch recht emsig über derartige Gedanken grübelte, kam der Gegenstand derselben an, und ich brauche wohl kaum erst zu sagen, daß er alle Speculationen und Erwartungen vollständig täuschte. Es war gar nichts Riesenmäßiges in der anmuthigen, geschmeidigen Gestalt, die aus dem Stellwagen sprang, und statt eines schwarzbärtigen ernsten Gesichts sah ich die offenen freundlichen Züge eines bartlosen Jünglings, umwallt von hellbraunen, weichen Locken, verklärt und beseelt von einem lustigen Paar lebhafter blauer Augen, welche von Muthwillen und Heiterkeit überzuströmen schienen. Er war hübsch, sehr hübsch, aber sonst ganz wie ein anderes Menschenkind. Auch sein Name wich in keiner Weise von anderen gutbürgerlichen Namen ab — er nannte sich kurzweg Franz Hayn. Und als er mit gefälliger leichter Anmuth meine kindliche Gunst zu gewinnen suchte, wäre ich ganz mit ihm zu Hause und vertraut gewesen, wenn nicht der Respekt vor seiner mir noch fremden und ganz erstaunlich wunderbaren Kunst mich förmlich überwältigt hätte. Es war eine sonderbare Grille für ein zehnjähriges Mädchen, aber es ging mir auf irgend eine wunderliche Weise durch den Kopf, ich dürfte ihm nicht gut sein, während gleichzeitig wieder meinen Willen eine Vorliebe für seine Ansichten, sein Thun und Treiben, sein Aeußeres und seine Manieren stark in mir heranwuchs. Sprach er mit mir, so lange irgend jemand ihn beobachtet, so war ich wortkarg und bebte schüchtern vor ihm zurück; wenn wir dagegen allein waren, plauderte und sang und zwitscherte ich wie ein junges Rothkehlchen. Mich dünkt, er muß es bemerkt haben und dadurch auf den Einfall gekommen sein, mich mit einem beinahe knabenhaften Muthwillen zu necken. Er sagte: für ihn seie ich nicht mehr Else Lesser, seit er wisse, wie viel mir an ihm liege. Für die Zukunft werde er mich Frau Hayn nennen, — die kleine Frau Hayn, sein kleines Frauchen, — und er werde es sehr übel vermerken, wenn nicht jedermann im Hause seinem Beispiele folge. Ich dürfe also kein Schätzchen mehr unter den Schulknaben oder meinen sonstigen Gespielen haben, seit ich meinen Namen verändert habe, sondern ich müsse ganz gesetzt und artig und zuthunlich sein, wie eine verheirathete Frau, die ihrem Gatten treu sei.

Er fragte mich, ob ich damit einverstanden seie?

Ich blickte von dem Saum meiner weißen Muslinschürze, welchen ich zwischen meinen Fingern zerknitterte, zu meiner Mutter auf, deren Augen mich lächelnd anschauten. Im Nu waren meine Lippen ganz entschieden versiegelt und verschlossen; er aber bemerkte sogleich die Ursache meines Schweigens, langte aus dem Fenster und pflückte eine Rose von einem Schlingrosenstocke, der sich beinahe bis zum Dachtrauf am Hause hinaufrankte.

„Die kleine Frau Hayn muß die Rose tragen,“ sagte er und steckte sie mir vor die Brust. „Es paßt und ziemt sich gar nicht für sie, das Köpfchen aufzuwerfen und ein Geschenk von ihrem Manne gleichgiltig von sich zu schlendern. Alle verheiratheten Frauen tragen die Blumen, welche ihre Gatten ihnen verehrten. Willst Du nun auch die Rose tragen, die ich Dir gepflückt, mein kleines Frauchen?“

Ich blickte mich zuerst wieder im Zimmer um; meine Mutter war nirgends zu sehen, und so sagte ich ihm denn, ich werde die Rose tragen, wann er es wünsche.

„Und willst Du fortan auch meine kleine Frau Hayn heißen?"

„Ja, das will ich auch," sagte ich.

Nun sei Alles in Ordnung, meinte er; er wollte sich nun nie nach einer Frau umsehen, und ich sollte auch an gar keinen andern Mann denken. Wir seien nun Herr und Frau Hayn. „Gefällt Dir das, Else?"

„Ei gewiß, das gefällt mir! Das ist hübsch und lustig!" rief ich.

— „Nun denn, so werd' ich Dir jetzt auch einen kleinen goldenen Ring kaufen, den Du am dritten Finger tragen mußt, damit die Leute wissen, daß Du schon einem Manne angehörst"

„Nein," sagte ich „den Ring will ich nicht und trage ich nicht."

— „Bah, bah, bah! Du wirst ihn schon tragen, und es ziemt sich gar nicht, daß Du ihn ablehnst. Leute, die mit einander verlobt sind, um sich einmal zu heirathen, die geben sich immer solche Pfänder!" sagte er. „Ich werde mit dem Papa darüber sprechen, daß Alles in die Reihe kommt. Und wenn er seine Erlaubniß dazu gibt, so wirst Du doch hoffentlich den Ring tragen."

„Nein, ich mag die Ringe nicht leiden!" rief ich.

— „Nicht doch! einen Ring, den ich Dir kaufe, den wirst Du doch wohl tragen?"

„Mit nichten, auch einen solchen mag ich nicht — ich will überhaupt keinen Ring haben!"

Franz Hayn's Aufenthalt in unserem Hause dehnte sich von Wochen zu Monaten aus, und während unseres ganzen Zusammenlebens bemühte er sich auf jegliche Weise vergebens, mich bezüglich des Verlobungsringes, wie er ihn nannte, auf andere Gedanken zu bringen. Ich war unerbittlich: ich wollte durchaus keinen Ring tragen. Selbst in den Tagen nicht, wo er sich zur Abreise rüstete und mir sagte: er werde binnen wenigen Tagen mehr als hundert Meilen weit von mir entfernt sein; selbst dann nicht, als er mir einen Haufen Zeichnungen und Gemälde vorlegte, die er in seinen Mußestunden für mich gezeichnet hatte, an den langen Sommer-Abenden, welche ihm so eintönig und langweilig geworden sein mußten in unserm stillen Häuschen und langweiligen ungeselligen Städtchen. Selbst der Gedanke an die Mühe, die er sich meinethalben gegeben hatte, konnte meinen Entschluß nicht erschüttern. Gerne nahm ich die schön ausgeführten Zeichnungen und sein eigenes hübsch eingerahmtes Bild, aber einen Ring wollte ich nicht von ihm haben.

Endlich verließ er uns. Ich werde nie jenen Herbstmorgen vergessen, noch wie kalt, langweilig und freudenlos mir der ganze Tag vorkam, wie öde und verlassen mir Alles erschien, nachdem er fort war. Es war kein gewöhnlicher Alltagskummer, der auf meinem jungen Herzen lag, und kein kindisches Versprechen, das ich ihm gab, als er meine bebenden Lippen küßte, daß ich ihn nämlich nie vergessen und immer seine kleine Frau sein wolle.

„Willst Du mir schreiben, liebe Else, und Dich als mein Weibchen unterzeichnen?" fragte er.

Ich versprach es ihm, und er sagte, ich seie ein liebes herziges Kind und er werde mich nie vergessen. Dann sagte er mir Lebewohl.

„Lebewohl!" stammelte ich auch. Meine Stimme bebte und versagte mir beinahe den Dienst bei diesem Worte. Es waren die schwersten Worte, die ich jemals bis dahin in meinem kurzen Leben hatte aussprechen müssen. — —

Während der darauffolgenden zwei Jahre hätte keine edle Dame ihrem abwesenden Ritter treuer zu sein vermocht, als ich es gegen Franz Hayn war. Die glücklichsten frohesten Augen

blicke meines Lebens hatte ich beim Empfang von seinen Briefen, deren Beantwortung mir die innigste Herzensfreude verursachte. Unter meinen Schulkameraden und Gespielen hatte ich keine kindische Liebe; ich hielt mich fern von allen Schlitten- und sonstigen Partbieen, wo ältere Knaben und Jünglinge den Mädchen ihre Dienste erwiesen, so beliebt derartige Vergnügungen auch in uns'rer Nachbarschaft waren. Wenn ich dieselben nicht allein mitmachen, nicht allein gehen und kommen konnte, so blieb ich lieber zu Hause, und ließ mich durch keinerlei Zureden oder Verlockungen von meinem Vorsatze und meiner Gewohnheit abbringen. Ich war die kleine Frau Hayn, und diese wollte ich auch bleiben.

Allein mitten in die Zeit herein, wo ich diesem heldenmüthigen Entschlusse lebte, fiel ein entsetzliches Gerücht, das mir zu Ohren kam, das Gerücht nämlich, Franz Hayn, mein selbst erwählter Herr und Gebieter, seie von der Akademie von Antwerpen, wohin er Behufs seiner künstlerischen Ausbildung geschickt worden war, zum Besuche in die Heimath zurückgekehrt und habe sich in der Residenz mit einer sehr hübschen und reichen jungen Dame verlobt. Dieß war ein furchtbarer Schlag für meine frühzeitigen Hoffnungen und Pläne, obschon ich lange gegen die Neigung ankämpfte, dieser Nachricht Glauben zu schenken. Hatte Franz mir nicht versprochen, sich nie um eine Frau umzusehen, und daß ich die einzige Frau sein solle, die jemals seinen Namen trüge? Schrieb er mir nicht regelmäßig alle vierzehn Tage, und eröffnete er nicht jeden Brief unwandelbar mit der Anrede: „mein herziges liebes Frauchen?“ Bat er mich nicht am Schlusse eines jeden Briefes, ich solle ihm doch treu sein? — Nein, ich konnte nimmermehr an dieses Gerücht, an Franzens Untreue glauben! Irgend Jemand hatte böswilligerweise auf ihn gelogen und diese alberne Geschichte nur erfunden, um ihm zu schaden. Ich konnte und wollte es nicht glauben, und wenn auch die ganze Welt aufgestanden wäre und mir die Wahrheit dieses Gerüchtes bezeugt und beschworen hätte.

Gleichsam zur Belohnung für meine Treue und um mein durch Vorurtheile und innere Kämpfe tief erregtes Gemüth wieder in's Gleichgewicht zu bringen, langte Franz schon wenige Tage darauf zum Besuche bei uns an: der Postomnibus setzte ihn wieder vor unserer Thüre ab. Er habe gedacht, er müsse selber herkommen und sein kleines Weibchen wieder einmal besuchen, sagte er, als ich schüchtern ihm entgegentrat und ihn begrüßte. Lächelnd neckte er mich, es seie recht böse von mir, daß ich so gewaltig in die Höhe schieße und ganz aufhöre, seine kleine Frau zu sein; er fürchte, ich wachse ganz aus meinem Verlöbniß heraus; er müsse mir einen Laib heißes Brod auf den Kopf legen, damit ich innerhalb der Grenzen bleibe. Wir seien nur zwei Jahre verlobt gewesen, ich sei nun erst zwölf Jahre alt und um einen ganzen Kopf größer als in meinem zehnten Jahr. Er gehe nun auf mehrere Jahre in's Ausland, nach Frankreich, nach Italien; was würde da erst aus mir geworden sein, bis er zurückkomme? Er wage gar nicht daran zu denken.

„Meiner Treu!“ sagte er, „mich dünkt, bis ich von meinen Reisen zurückkomme, bist Du mindestens so groß geworden, wie ich jetzt bin. Glaubst Du nicht auch?“

— „Ich hoffe es wenigstens,“ erwiderte ich spitzig, denn ich dachte gerade an das Gerücht von seiner Verlobung.

„Wie?“ rief er und lachte herzlich, „willst Du denn schon die Manieren einer schönen jungen Dame annehmen, meine kleine Else? Ich glaube, wenn ich Dich jetzt um eine Deiner braunen Locken bäte, Du wärest im Stande, sie mir abzuschlagen, und wenn mir auch das Herz darüber bräche!“

— „Allerdings bekämen Sie keine," sagte ich; „ich habe keine Locke übrig."

„Auch nicht eine einzige?"

— „Nein, auch nicht Eine."

„Und warum nicht?"

— „Weil . . . . weil ich . . . ." stammelte ich und blieb stecken.

„Weil Else so seltsame Gerüchte über Sie gehört hat," fiel meine Mutter neckend ein. „Sie thut ganz recht, sich keine Locke von Ihnen rauben zu lassen, lieber Hayn, so lange sie an Ihrer Treue gegen das Verlöbniß zweifeln muß. Sie hat Temperament und Charakter, wie Sie sehen."

— „Meiner Treu, das hat sie!" rief Franz fröhlich und heftete seine blauen Augen auf mein Gesicht; „und ich glaube, daß ich sie gerade deßhalb so sehr liebe. Kümmere Dich nicht um müssige Klatscherei, mein liebes, kleines Weibchen!"

Ich antwortete ihm nur durch ein stummes Schmollen, während er die Hand nach mir ausstreckte, um mich wieder auf sein Knie zu setzen.

„Nein, ich setze mich nicht mehr auf Dein Knie!" rief ich und stieß seine Hand beiseite, während die Thränen, die mir inzwischen in die Augen getreten waren, plötzlich hervorbrachen und über meine glühenden Wangen hinabrannen. „Ich setze mich nie, niemals wieder auf Deinen Schooß!"

— „Wirklich, meine liebe, süße, kleine Else?" fragte er und es lag ein wirkliches Pathos in seiner vollen, männlichen Stimme, und ein wilder, durchdringender, erstaunter Blick aus seinen klaren blauen Augen begleitete diese Worte; dann flog ein rascher, wunderbar ergreifender Ausdruck von Zärtlichkeit über sein Gesicht, während er mit tiefbewegter Stimme hinzusetzte: „Gott segne Dich für und für, meine süße, kleine Else!"

Ich riß mich von ihm los und schlich mich ganz stille aus dem Hause, in den Garten hinaus; dieser brünstige Segenswunsch lag frisch und tief auf meinem kindlichen Herzen, und ich warf mich im Schatten der alten Obstbäume nieder und schluchzte laut, bis die Wehmuth und Schwere wichen, die auf meinem gepreßten Gemüthe lagen. Stundenlang lag ich so hier in dem weichen, goldenen September-Sonnenschein und grübelte und sann über den kleinen Roman, welcher auf solch stille und seltsame Weise in den Zettel meines kindlich unbefangenen Mädchenlebens herein gewebt worden war. Ich weinte lange vor meiner Zeit über jene kostbaren Kümmernisse, welche sich auf ewig an eine süße, bewußte Weiblichkeit anhängen.

Als ich in's Haus zurückkehrte, hatte sich Franz schon wieder verabschiedet; aber in meinem Strickkörbchen hatte er mir eine kleine Muschelschachtel zurückgelassen, welche einen einfachen goldenen Ring enthielt. Ob ich ihn trug? Bist Du ein Frauenzimmer, meine holde Leserin, und kannst noch fragen.

(Schluß folgt.)

Das Erdbeben in Mendoza.

Ueber die schreckliche Katastrophe, welche die am östlichen Abhange der Anden in der argentinischen Republik belegene, etwa 12 bis 14,000 Einwohner zählende Stadt Mendoza am 20. März. d. J. betroffen hat, sind nähere Mittheilungen durch Briefe und Zeitungen aus Valparaiso eingelaufen, denen wir nach der „Wes. Z." Folgendes entnehmen: Das Erdbeben fand Abends 8½ Uhr statt, und nach dem, was man hier erfahren hat, scheint es eins der schlimmsten gewesen zu sein, welches jemals vorgekommen ist. Die ersten Erschütterungen waren der Art, daß Niemand Zeit blieb ins Freie zu flüchten und alle Einwohner, welche in ihren Wohnungen waren, wurden erschlagen oder verschüttet. Sämmtliche Häuser ohne Ausnahme, so wie alle Kirchen sind eingestürzt, und in letzteren sollen viele Menschen verunglückt sein, da gerade während der Zeit des Erdbebens Gottesdienst abgehalten wurde. Von 100 Personen, welche im Gefängniße waren, sollen 92, von 132 Nonnen im Kloster 110 umgekommen und von Geistlichen nur 4 übrig geblieben sein. Man kann sich danach einen Begriff von dem Umfange des Unglücks machen. Die speziellen Nachrichten lauten immer grauenvoller; Anfangs hieß es, daß von den 12 bis 14,000 Einwohnern etwa zwei Drittel, später drei Viertel und jetzt sicherlich 10 bis 12,000 Menschen umgekommen seien, und Letzteres scheint leider das Richtigste zu sein. Ganze Familien sind verschüttet: so z. B. ist Don. C. Holar, einer unserer Bekannten, mit seiner ganzen Familie und Gesinde umgekommen, von den Familien zweier Brüder von D. Villanueva sind nur ein kleines Kind und ein Vater übrig geblieben. Der erste Stoß muß sehr plötzlich und zugleich sehr stark gewesen sein, denn die Häuser Mendoza's sind alle einstöckig und dabei die Straßen nicht eng zu nennen, so daß, wenn das Erdbeben nach und nach eingetreten wäre, ebenfalls Zeit zur Rettung gewesen sein würde. Der Verlust an Menschenleben ist nur dadurch erklärlich, daß der Stoß gleich Anfangs so heftig gewesen und Alles hat fallen müssen.

In den Zeitungen werden unter den Verunglückten auch zwei deutsche Namen genannt, Bergmann und Schubert; letzterer ist aber jedenfalls gerettet. Das Elend muß schrecklich gewesen sein und es ist kaum möglich, sich einen Begriff davon zu machen; zudem sollen die Gauchos noch plündernd eingebrochen sein und Raub und Mord wird die Lage der unglücklichen Mendozinos noch trauriger gemacht haben. Anfangs hieß es, daß auch die Stadt San Juan von diesem Erdbeben betroffen sei und durch Austreten des Flusses noch mehr gelitten hätte, allein diese Nachricht hat sich als falsch herausgestellt, und scheint überhaupt, daß Mendoza allein gelitten hat; in Urpallata sind einige Hütten eingestürzt. Wir fügen aus südamerikanischen Zeitungen noch einige Details hinzu: Der argentinische Vizeconsul in Aconcagna berichtet, daß die Erschütterung so plötzlich und heftig eintrat, daß die furchtbare Katastrophe das Werk kaum einer Minute war. Die Erde gerieth in eine solche Schwingung, daß die Menschen in den Straßen niederfielen; dazu trat durch den aufwirbelnden Staub eine plötzliche Verfinsterung des Mondlichts ein, so daß Niemand den andern erkennen konnte, an Hilfe und Rettung war aus diesem Grunde nicht zu denken. Einem andern Schreiben entnehmen wir, daß die Erschütterung am Abend des 20. März 8 Uhr 40 Minunten erfolgte und nur 5 bis 6 Sekunden dauerte! der erste Stoß ging von Süden nach Osten, und ein zweiter Gegenstoß folgte unmittelbar von Norden nach Westen. Ein anderer schreibt: Alles ist ein Trümmerhaufen; nur eine Säule von Santo Domingo und die Façade von San Augustin und San Francisco stehen noch aufrecht. Ich eilte durch den Ort, sobald ich mich unter zwei Wänden, die auf mich gefallen waren, los-

gemacht hatte. Ueberall hörte man das unterirdische Rufen der Verschütteten, die um Hülfe flehten, das Schreien der durch den Schrecken ihres Verstandes Beraubten, die um Eltern, Geschwister und Kindern jammerten; Weiber und Kinder hingen sich an die Soutanen der Priester und flehten um Absolution, dazu das Stöhnen der Verstümmelten; und beleuchtet wurde dieses grausige Bild durch die Flammen der in Brand gerathenen Passage Soto. Die Erschütterungen dauern noch fort (am 22.). Die Menschen sind in der größten Verzweiflung. Alle Kleidung, alles Geld liegt unter den Trümmern, wir kampiren unter freiem Himmel, Lebensmittel beginnen zu mangeln. Die Landleute, anstatt zu helfen, räumen nur die Trümmer hinweg, um zu plündern. Wir müssen mit Gewalt sie zwingen, die Leichen fortzuschaffen, welche durch Fäulniß schon die Luft verpesten.

Herr Professor H. Burmeister in Halle macht aus Anlaß der Nachricht, welche eben jetzt durch die Zeitungen geht, daß die Argentinische Stadt Mendoza von einem heftigen Erdbeben zerstört worden sey, folgende Mittheilungen: Die Stadt Mendoza, worin ich vom 8. März 1857 bis 19. April 1858 mich aufhielt, liegt in der Ebene der Pampas, am Fuße dieser nicht ganz 9000 Fuß hohen Vorkette, eine Meile vom Gebirge, nach meinen Messungen, nur 2354 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Die dortige Gegend ist eine öde, kahle, oder mit niedrigem (3—4 Fuß hohem) Buschwerk bekleidete Steppe, worin künstliche Wasserleitungen aus dem benachbarten Rio de Mendoza, einem kleinen Flüßchen, viel unbedeutender an Wassergehalt als die Spree, die Bodenkultur erst möglich gemacht haben; es liegt dermalen wie eine Oase in der Wüste, 3—5 Leguas weit von kultivirten Flächen umgeben, auf denen hauptsächlich Obstkultur, namentlich Weinbau, getrieben wird. Die Stadt hat nicht ganz 10,000 Einwohner, 5 große Kirchen, aber nur wenige solide Häuser; die meisten Gebäude sind einstöckig, mit flachen Dächern, ausgestampfter Erde oder Luftziegeln ausgeführt und besitzen kein hohes Alter; die älteste Inschrift, welche ich gesehen habe, war 1789, vielleicht das älteste Gebäude der Stadt. Ihre Gründung fällt indessen schon viel früher, in das Jahr 1557. Während meines Aufenthalts hatten dreimal Erdbeben daselbst statt, den 8. Mai 1857, den 16. Okt. 1857 und den 23. Nov. 1857, aber die beiden ersten waren so unbedeutend, daß ich nichts davon verspürte, freilich aber zur Stunde auch mehrere Leguas von der Stadt entfernt war. Das dritte war ziemlich heftig, es trat gegen Abend $7\frac{3}{4}$ Uhr ein, als ich gerade mitten auf dem Hofe saß; die Erde zitterte etwa 2 Sekunden unter meinen Füßen die Fenster klirrten heftig, die Thüren rüttelten in den Angeln, aber, Schaden verursachte auch diese Erschütterung nicht: alles blieb ruhig an seinem Platze.

Das Gefühl bei einer solchen Katastrophe ist ein höchst eigenthümliches; man merkt seine eigene vollständige Machtlosigkeit nur zu deutlich und ergibt sich unwillkürlich seinem Schicksal. Ich blieb ruhig auf meinem Stuhle sitzen, während meine Bedienung herbeistürzte, um mich zu fragen, was das sei. Hieraus folgt, daß so heftige Katastrophen der Art dort unbekannt waren, man seit langer Zeit kein so heftiges Erdbeben erlebt hatte. Indessen sagte man mir, daß vor 100 Jahren die Hauptkirche bei einem Erdbeben eingestürzt sei und alle Hauptgebäude der Stadt erst seitdem neue aufgeführt werden.

O was Modi!

Wir Deutsche lieben, scheint es, die „Mannigfaltigkeit in der Einheit" nicht blos in Bezug auf die politische Gestaltung des großen Gesammtvaterlandes, sondern auch in Bezug auf die Moden. Englisch, französisch, italienisch, ungarisch, polnisch angethan wandeln wir einher und wenn wir uns fragen, worin wir denn noch deutsch aussehen? so bleibt uns höchstens die Antwort übrig — im Gemüth! O ja, auf unser Gemüth und unsern Geist nehmen wir immer Vorschuß, wenn wir mit einer ordentlichen Antwort nicht herauszuzahlen wissen; es ist aber doch ein seltsames Gemüth, welches nicht zu einer eigenen Nationaltracht hingezogen wird und ein seltsamer Geist, der nicht einsieht, wie viel Charakter und Einsicht uns in fremder Tracht entzogen werden! Daß diese Modesucht in ihrer krausen Abwechslung schon ein ziemlich altes Uebel bei uns ist, möge folgende Philippika des weiland so berühmten Abraham a Santa Clara des Ergötzlichen darthun.

„Von sechzig Jahren her" ruft er „o was Modi nur in Hüten! Bald ein hoher Hut, bald ein steyerischer Kegel, bald ein niederer Hut, wie ein Pückelfell, bald ein glatter Hut wie eine Scheermaus, bald ein breiter Hut wie ein Faßboden, bald ein schmaler Hut wie ein Milchtopf, bald einfach gestulpt, bald doppelt gestulpt, bald dreifach, daß er also drei Hörner vorstellet (da sich unterdessen eines wegen zweier schämt.) Bald ist ein Hut, der mit Federn prangt, bald ist ein anderer, der da maust, bald ein Hut mit einem silbernen oder goldenen Raif, bald ohne dergleichen Zinkel. In Summa, eine stete Veränderung ist in denen Hüten, außer die Sauschneider, die bleiben bei einer Tracht. O was Modi nur in Krägen und Ueberschlägen! Ein Weil hat man ein Knös gehabt wie lauter Holippen aufeinander, ein Weil hat man glatte tragen wie ein Halskürres, ein Weil mit langen Spitzen, wie ein Juden-Leilach, ein Weil ganz schmal wie ein Bachstelzen-Schweif ein Weil ganz breit wie ein Schießscheiben. Anjetzo trägt man Halstücher wie ein Kinder-Windel. O was Modi nur in Röcken! bald französisch, bald kalabresisch, bald portugiesisch, bald velasisch, bald lukesisch, bald serbonesisch, bald bolognesisch, bald chinesisch, bald voller Knöpf, bald unten Knöpf, bald auf der Seiten Knöpf, bald umb und umb Knöpf, bald gar grobe Knöpf. O was Modi nur in Hosen! Lange Hosen, bange Hosen, bloder Hosen, loder Hosen, enge Hosen, strenge Hosen, Schürzel-Hosen, runde Hosen, bunde Hosen, gärbte Hosen, gefärbte Hosen, mit einem Wort unbeständige Hosen . . . Die Frösch allein bleiben bei ihrer Tracht, denn wenn man ihnen die grünen Hosen auszieht, so legen sie keine andern mehr an! . ."

George Wilson, der unlängst in Carstairs Lodge bei Wigton in der Grafschaft Cumberland starb, hinterließ ein Testament unter dessen Bestimmungen eine folgendermaßen lautet: „Ich gebe und vermache der Person des dermaligen Kaisers von China die Summe von neunzehn Pfund neunzehn Schillingen als Zeichen meiner Dankbarkeit für die zuvorkommende Behandlung, die mir während meiner chinesischen Reise im Jahre 1855 von Seiten der Beamten jenes Reiches zu Theil geworden ist." Ob sich wohl andere Staaten dies zu Aufmunterung dienen lassen werden?

Kurz vor der Einnahme der Stadt Königsberg durch die Franzosen reiste die Gräfin v. W. in einem Wagen mit dem General K. schleunig dort ab. Der Schall der Kanonen und der Lärmen des Gefechts kamen dem eilenden Fuhrwerke immer näher; dieß beunruhigte den General; er beugte sich häufig mit dem Kopfe über die Wagenthür hinaus und sah rückwärts. — „Aber so sitzen Sie doch stille; fragte die würdige charakterfeste Frau. — „Ja mein Gott, die Franzosen! — wenn uns die Franzosen kriegen!" — erwiederte der General. — „Nun, was wäre es denn weiter?" fuhr sie fort; „dann bekämen die Franzosen ein paar alte Weiber!"

„Die Sach' hat so gegangen: der Schreiner hat den Hirschwirth einen verlogenen Spitzbuben geheißen, da hat der Hirschwirth einen Prügel genommen und hat dem Schreiner hinten aufgehauen, daß es gepatscht hat. Ob er ihn aber getroffen, kann ich nit sagen, ich hab' grad' g'schnupft" — so sagte Hans Schwab als Zeuge vor Gericht.

№ 23. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. Juni 1861.

Deutschland über Alles!

Eine der größten Regungen für das sittliche und politische Wohl der Staatsgesellschaft ist die innige Verbindung ihrer Glieder und nichts ist zugleich erhebender und fruchtbringender, als jene Freundschaft, welche die anstrebende Jugend und das reife Alter zu einem hohen Zwecke für das Wohl des Vaterlandes verbindet.

Diese Idee ist in der Rede, welche Herr Advokat Titus bei Gelegenheit des Fahnenfestes des Turnvereins zu Bamberg hielt, in so herrlichen Worten verklärt, daß wir dieselbe zu recht weiter Verbreitung und Beherzigung nachträglich hier folgen lassen:

„Turner!

Wenn gleich Eurem Kreise, Eurer Turner-Verbrüderung nicht unmittelbar als Mitglied angehörig, wenn gleich vermöge meines Alters Eurer eigentlichen Thätigkeit längst entwachsen, halte ich es doch für die Erfüllung einer mir gebotenen Dankespflicht, ob der an mich ergangenen und mir so schätzbaren Einladung als Festgenosse, einige Worte an Euch, Ihr jungen Turner zunächst, zu richten.

Nehmt diese Worte, wie sie gemeint sind, ohne Rückhalt, ohne Deutelei, sie kommen, ich kann Euch die Versicherung geben, aus tiefem, warmen Herzen.

Wenn ein kranker, von Leiden gebrochener Körper an den künstlichen Heilmitteln verzweifelt, nimmt er seine Zuflucht zu den Heilmitteln der immer gütigen Mutter Natur. Er sucht das Sonnenlicht und seine immer wohlthuende erkräftigende Wärme. So sucht auch der Mann, wenn er in Folge mannichfach bitterer Erfahrungen an den Geschicken seines Volkes und Vaterlandes verzweifeln will, die Jugend und die immer neu belebende, neu erkräftigende Wärme der jugendlichen Gefühle.

Seit Jahren an das öffentliche Wort gewohnt, fühle ich mich doch heute in Eurer jugendlichen Mitte in der That, offen gestanden, einigermaßen befangen, denn es will mich neben dem Gefühl herz-inniger freudiger Bewegung zugleich das Gefühl der Wehmuth beschleichen. Eine längst vergangene Jugendzeit mit all' ihren Träumen, Wünschen und Idealen, sie steht, wenn ich meinen Blick auf Euch richte, durch die Macht der Erinnerung in lebendiger Gestalt vor

mir, und es will mich fast bedünken, es will mir schier scheinen, als könnte ich in diesem Widerstreit der Gefühle nicht so recht die volltönenden Accorde anschlagen, ohne einen Mißton hervorzurufen.

Ich will Euch, Ihr jugendlichen Turner, nur Eines sagen.

Auf Euch, auf die deutsche Jugend zunächst, hat das Vaterland, das in kurzer Zeit vielleicht schwer bedrängte, hart bedrohte, sein Auge gerichtet. Die Jugend kennt keine Furcht, keine Engherzigkeit, keinen Egoismus, sie kennt vor Allem nicht die rücksichtsvollen Erwägungen und Bedenken des Alters, sie ist die Zeit des unbedingten vollen Vertrauens, der rücksichtslosen Treue und Anhänglichkeit. O wendet all' den Vorrath Eures unverbrauchten Vertrauens, Eurer unverbrauchten Liebe und Anhänglichkeit dem Vaterlande zu:

„An's Vaterland, an's ganze schließt Euch an,
Das haltet fest in Euern jungen Herzen!"

Vor allem aber bewahrt die Reinheit Euers jugendlichen Gefühles, die Reinheit in Sitte und Wort auch für das Mannesalter. Sie läßt Euch all' die Widerwärtigkeiten, all' die Täuschungen und Enttäuschungen des Lebens, die sicherlich auch für Euch nicht ausbleiben werden, und die Ihr zuverlässig bei Euerm Wirken für das Edle und Gute mit in den Kauf nehmen müßt, mit Gleichmuth und mit Mannesruhe ertragen, sie allein bewahrt Euch in oft treuloser Zeit vor wetterwendischem Gesinnungswechsel und vor dem Treubruch an der Fahne, der Ihr morgen als Turner-Eidgenossen zuzuschwören gedenkt.

Dieses jugendlich reine Gefühl, verbunden mit nie wankender Treue, das bedeutet auch das Wort „fromm", wie Ihr es in Euerm Wahlspruch als Turner aufgenommen habt. Fromm, biderb, treu, wacker, in der Sprache unserer germanischen Altvordern, und nicht fromm, frömmelnd in der Ausdruck- und Auffassungsweise der Pharisäer und Gleißner.

Euch vielleicht ist das Glück beschieden, die Zeit zu erleben, wo man nichts mehr weiß von einem getheilten, zerklüfteten, zerrissenen Deutschland. Wir, die Aeltern, werden nicht murren und nicht mit dem Schicksal rechten und hadern, wenn wir mit unbefriedigter Sehnsucht, mit unerfüllten Wünschen von hinnen scheiden müssen; da des einzelnen Menschen heiligste und heißeste Wünsche in keinem Verhältnisse stehen zu dem langsamen aber doch nie das Ziel verfehlenden Gange der Völker-Entwicklung. Wir sehen, wie der große und geistreiche Humboldt sagte, den Strom der Völker-Bewegung bald jäh aufschäumen, bald träge, sumpfartig sich fortbewegen, und manchmal sogar in rückwärts schlagenden Wogen hinstürzen. Aber eines wissen wir auch: Principien, Grundsätze überdauern, überleben Alles. Lebensberechtigten Principien, lebensberechtigten Grundsätzen, Turner, gehört zuletzt doch die Welt, ihnen gehört zuletzt doch der Sieg, trotz alledem und alledem!

Ein solch' lebensberechtigtes Princip, ein solch' aller klügelnden Berechnung spottender heiliger Gedanke ist das tiefgefühlte Bedürfniß der Einigung im deutschen Volke, der deutschen Einheit. Wenngleich naturgemäß heimathberechtigt im deutschen Volke, wie kein anderer Gedanke, mußte denn doch der Gedanke der deutschen Einheit lange, allzulange, gleich einem Nomaden im eigenen Lande, im eigenen Volke von den Schlachtfeldern der Jahre 1813 und 14 in die Presse, von der Presse in die unmittelbaren Kreise des Volkslebens, in die Turn- und Gesangvereine und jetzt, Turner, ich brauch' Euch das nicht zu sagen und zu erklären, weil es Jedermann auch außer uns weiß, jetzt im gegenwärtigen Augenblicke kann man keine Frage, wie sie auch heißen mag, keine politische, keine materielle, keine volkswirthschaftliche und selbst nicht die militärischen Fragen lösen, wenn man nicht, wie Ihr, des Vaterlandes gedenkt, des einigen Deutsch-

landes. Das Vaterland, ein einiges Vaterland, das allein ist die geheimnißvolle Macht, welche für uns Deutsche alle Räthsel löst.

Mancher von Euch wird sich fragen, welche Berechtigung hat der Mann hier, den wir größtentheils nicht kennen, vom Vaterlande zu uns zu sprechen?

Wir freilich, ich und so mancher meiner Freunde, haben für diese unsere Worte keine Ordensbänder, keine Titel, keine bevorzugte Stellung als Legitimations-Urkunde aufzuweisen. Von Kindesbeinen auf dem Volke angehörig und bis zur Stunde noch durch unsere Berufsstellung mit dem Volke verwachsen, können wir Euch keine andere Legitimations-Urkunde vorlegen, als eine treue, nie treulos, nie treubrüchig gewordene Liebe zum Vaterlande. Eines blos können wir in geziemender Bescheidenheit, mit dem offenen, freien Muthe wahrheitsliebender Männer von uns sagen, daß wir seit langer, langer Zeit, im Glücke wie im Unglücke, in ruhiger wie in sturmbewegter Zeit, im lauten Gewühle des öffentlichen Lebens wie in der Einsamkeit des Kerkers, in der Heimath wie in der Verbannung immer auf einer Seite gestanden sind, immer die Tricolore hochgehalten haben, deren Streifen Ihr jetzt als Sinnbild der deutschen Einheit über Euch im Festesschmucke prangen seht. Wenn wir, die wir Euch an Jahren weit voran geeilt sind, auch nicht mehr „Bahn frei" rufen können, für rüstige, jugendfrische und jugendlich kräftige Turngelenke! ein Recht, ein Vorrecht haben wir uns vorbehalten, „Bahn frei" zu rufen bis zum letzten Athemzug auf dem Boden des geistigen Kampfes, „Bahn frei" zu rufen für immer für die heiligen urewigen Gedanken des Rechtes und der Freiheit.

Auf daß Recht und Freiheit bald heimisch im ganzen Vaterlande, bald Gemeingut aller deutschen Bruderstämme werden mögen, darauf bringe ich, Turner, Euch diesen freundlichen Mannesgruß: Deutschland, Deutschland über Alles!!"

Die „kleine Frau Hahn".

Erzählung von R. von Moscherosch.

(Schluß.)

„Else, Else! die Mutter sagt, Du sollest heraufkommen! Es sitzt ein Herr in der guten Stube, der Dich sprechen will!" rief mir mein jüngster Bruder in den Garten hinab.

Diese Vorladung unterbrach mich jählings in meinen angenehmen Träumen, denen ich mich den ganzen langen goldenen Juli-Nachmittag hindurch in der ununterbrochenen Stille unserer Flieberlaube im Garten hingegeben hatte. Zu meinen Füßen auf dem Boden lag eine französische Grammatik und Fenelon's Télémaque, mit dem ich meinen armen Kopf abgequält hatte, um ohne Lehrer französisch zu lernen, und auf meinem Schoos ruhte in zerknittertem Zustande meine Näharbeit, von welcher die Nadel an einem langen Zwirnsfaden beinahe bis zum Boden herunterhing, als ob sie froh wäre, dem eintönigen Säumen eines Bettüberzuges entgangen zu sein, der allerdings erst etwa ein halbes Dutzend Stiche aufzuzählen hatte.

Wer ist denn der Herr, der mich zu sprechen verlangt?" rief ich, stund hastig auf und ging meinen Brüderchen entgegen, der damals ein siebenjähriger Junge war. „Weißt Du nicht Karlchen, wer er ist?"

— „Nein, ich kenne ihn nicht — es ist eben ein Herr! Mama sagt, Du sollst sogleich heraufkommen!"

„Wer mag es nur sein?" fragte ich. Da fiel mir bei, daß ich etwa vor einer Stunde einen Herrn in leichten Reisekleidern mit einem langen, dichten, röthlichen Vollbarte hatte die Straße heraufschreiten sehen; allein ich war allzu sehr in meine eigenen Gedanken und Träume vertieft gewesen, um ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Und doch, als ich mir sein Gesicht und seine Gestalt wieder in's Gedächtniß rief und seinen raschen sprungkräftigen Schritt, däuchte mir darin irgend etwas längst Bekanntes wieder aufzudämmern. Wer mochte es sein? Mein Herz pochte rasch und laut. Sicherlich hatte ich dieses Gesicht und diese Gestalt schon vorher gesehen, und plötzlich trat mir unwillkürlich ein Name auf die bebenden Lippen, der mir von jeher ungemein theuer war: „Franz Hahn!"

Allein ich vermochte es nicht über mich, zu ihm hinaufzugehen und ihm zu begegnen, und wenn ich auch tausendfach dazu aufgefordert worden wäre. Ich wollte ihn nicht sehen — wozu denn auch? Es war ja ganz unnütz. Ich war nicht mehr das thörichte kleine zwölfjährige Mädchen, das er vor sechs Jahren im Leibschürzchen verlassen hatte — ich war nun eine hochaufgeschossene erwachsene Jungfrau. Ich war nicht mehr das Kind, mit dem er tändeln, das er necken konnte. Ich wollte nicht zu ihm hinaufgehen. Ueberdem hatte der Gedanke, daß er da sei, mir plötzlich Schwindel und heftigen Kopfschmerz verursacht, so daß ich kaum aus den Augen sehen konnte. Die Mutter konnte doch nicht verlangen, daß ich ihn begrüße, wenn ich mich kaum auf dem Stuhle halten konnte. Daher schlich ich in mein Stübchen hinauf und warf mich auf mein Bett. Aber was mochte er von mir denken? mochte es ihm gleichgültig sein, oder nahm er es mir übel? Erinnerte er sich überhaupt noch seines kleinen Weibchens, wie er mich früher genannt hatte?

Seines kleinen Weibchens? wiederholte ich bei mir selbst, als ich vor dem langen, schmalen Spiegel meines Stübchens stand, der mir mein genaues Ebenbild zurückstrahlte, das ich jetzt mit meinem früheren Ich verglich. Die liebe Eitelkeit flüsterte mir zu, der Vergleich falle nicht zu meinem Nachtheil aus. Ein schlanker Wuchs, eine erträgliche Gestalt von mittlerer Größe; ein klarer, brunetter Teint, große graue Augen; frische, blühende Wangen und rothe Lippen, schmale weiße Zähne; eine breite, nicht sehr hohe Stirn; ein weiches, glänzendes kastanienbraunes Haar, das in breiten Scheiteln das Gesicht wie in einem Rahmen faßte — so trat mir mein Bild im Spiegel entgegen.

Mit einem Seufzer wandte ich mich von dem Glase ab und blickte auf meine Hand herunter, an deren Goldfinger ein kleiner einfacher Ring steckte. Das Blut schoß mir in die Wangen bei diesem Anblick. Ich mochte den Ring nicht mehr tragen; Er soll niemals erfahren, daß ich ihn überhaupt getragen hatte. Ich wollte ihn vom Finger streifen, aber er wich keine Linie breit; er war gleichsam ganz in das Fleisch hineingewachsen. Gerade in diesem Augenblick kam mein Bruder wieder an die Thür meines Zimmers und brachte mir eine neue Ladung:

„Die Mutter sagt: die kleine Frau Hahn sollte gleich herunterkommen, man müsse sie haben!"

— „Ich habe furchtbaren Kopfschmerz, Karlchen! bitte, geh' und sag' es Mama!" rief ich und sank dicht neben dem Fenster auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf eine Stuhllehne.

„Du lieber Himmel! wenn sie mich nur in Ruhe lassen wollte!" flüsterte ich vor mich hin, als das Gemurmel ihrer Unterhaltung ganz deutlich an mein Ohr schlug. — Eine Stunde verging; dann hörte ich Stimmen in der Hausflur, Thüren zuschlagen und jemand die Straße hinuntergehen und sich raschen Schrittes entfernen. Ich schaute nicht begierig zum Fenster hinaus, ich lugte nicht vorsichtig durch die halb geschlossenen Fensterläden, sondern drückte meine Hände dicht über die Augen, bis der Schall der Fußtritte in der Entfernung verhallte. Alsdann schlich ich mich leise die Treppe hinab und trat verstohlen in das Besuchszimmer, wo er vorhin gewesen war. Noch hatte ich die Mitte des Zimmers nicht erreicht, so bemerkte ich schon, daß ich nicht allein sei; und ehe ich mich noch flüchten konnte, erfaßte jemand meine Hand, und eine volltönige, weiche, klangvolle, fröhliche Stimme, deren Ton mir im innersten Herzen wiederklang, rief: „So wahr ich lebe, das ist ja mein einziges liebes Weibchen, meine süße kleine Frau Hayn! Wie glücklich bin ich, Dich wiederzusehen!" und ein Paar bärtige Lippen beugten sich zu den meinigen hinab. Stolz bog ich den Kopf zurück. Ich war ja kein kleines Kind mehr; ich konnte mir sogar von ihm die Liebkosungen nicht mehr gefallen lassen, die er noch vor sechs Jahren an mich verschwendet hatte.

„Ah, Sie sind es, Herr Hayn?" sagte ich und verbeugte mich auf eine förmliche, würdevolle Weise; „ich freue mich sehr, Sie wieder bei uns zu sehen!"

Mein Benehmen wirkte ganz niederschlagend und frostartig auf sein warmes, gemüthliches, herzliches Wesen. Er trat sogleich von mir zurück, ließ meine Hand los, warf seine feingeschnittenen Lippen auf und sagte: „Verzeihung, Fräulein Lesser! ich hatte ganz vergessen, daß Sie inzwischen zu einer feinen jungen Dame herangewachsen sind!"

Statt aller Antwort verbeugte ich mich gegen ihn und warf ihm dabei einen raschen, ungestümen, ungeduldigen Blick zu. Allein dießmal versuchte er keine Neckerei, keinen Scherz, und als meine Mutter einige Augenblicke später in's Zimmer trat und lachend auf unser ehemaliges Verlöbniß anspielte, antwortete er ihr in einigen hastigen und ausweichenden Worten, als ob dieses Thema für ihn kein angenehmes wäre. Er war offenbar empfindlich verletzt.

Unser Verhältniß war ein gestörtes. Die Dinge hatten eine unglückliche Wendung genommen, allein es war zu spät, um den Bruch zu heilen, und Tag um Tag verging, ohne daß wir uns gegenseitig näherten. Franz hatte wieder die beiden Stübchen im Oberhause bezogen und zeichnete und malte in der Umgebung nach der Natur. Täglich begegneten wir uns, aber er blieb gegen mich so kalt und fremd, wie er seit dem ersten Augenblick war, wo ich ihn zurückgestoßen hatte. Ich hätte Welten darum gegeben, wenn es in meiner Macht gestanden wäre, jene unglückseligen Worte zurückzunehmen; und dennoch gewann ich es, seit sie ausgesprochen waren, nicht über mich, auch nur auf einen Augenblick aus meiner ruhigen, kalten Würde herauszutreten, obschon ich mich so elend und unglücklich fühlte, als ich es nur sein konnte bei dem Bewußtsein, daß ich Herrn Hayn ebenso unglücklich und armselig gemacht hatte.

So oft ich mich, ohne unartig und unhöflich gegen den Gast zu sein, oder meine häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, auf mein Stübchen zurückziehen konnte, flüchtete ich mich dorthin und grämte mich im Stillen. Ganze Nächte verweinte ich über meine eigene Thorheit und

meinen schroffen Dünkel gegen den Mann, der es so herzlich mit mir gemeint hatte. Endlich fielen meine Verstörtheit und Blässe und mein ungewöhnliches seltsames Aussehen sogar meinem Vater auf, und er äußerte sich zuweilen offen vor unserm Gaste über meine umgewandelte Stimmung.

„Was ist Dir denn, Else?“ fragte auch meine liebe Mutter mich eines Morgens. „Du kommst mir so sonderbar und ganz verwandelt vor, und ich weiß gar nicht, was ich aus Dir machen soll. Ich fürchte sehr, Du hast Herrn Hayn gekränkt, und er muß nach Deinem kalten Benehmen glauben, seine Anwesenheit in unserm Hause sei Dir zuwider. Du machst Dir jede nur irgend mögliche Gelegenheit zu Nutze, um ihm auszuweichen, als ob er das widerlichste Ungethüm wäre, und nicht unser lieber, aufrichtiger, treuer Freund, der es mit uns Allen so herzlich gut meint. Was hast Du denn, Mädchen?“

— „Gar nichts, Mama. Mein seltsames Aussehen ist nur Folge der Gedanken, die mich beschäftigen. Ich kann nichts dafür. Ich bin so unglücklich. Herr Hayn haßt und verachtet mich nun! . . . .“ stammelte ich und verbarg meine überströmenden Augen in die Hände.

„Du bist eine Thörin, Else!“ sagte meine Mutter ernst und vorwurfsvoll. „Warum sollte er Dich hassen?“

— „O ja, Mtter, er haßt mich und mit Recht!“ rief ich; „er haßt mich wirklich . . . .“

„Um Vergebung, liebe kleine Else! — Fräulein Lesser wollt' ich sagen! Er haßt Sie nicht!“ fiel mir die seelenvolle melodische Stimme des Malers in's Wort, und er erfaßte milde meine Hand. „Sie irren sich in Ihrem alten Freunde. Unter allen Personen in der Welt sind Sie . . . ,“ Er hielt inne und im nächsten Augenblicke hörte ich, daß meine Mutter leise das Zimmer verließ.

— „Ich bin nicht kalt und stolz hochmüthig,“ rief ich, den Kopf aufrichtend und sah ihm in's Gesicht; „ich bin Ihnen noch ebenso gut als . . . . als damals . . . .“

„Weiter, weiter, liebe Else! was wollten Sie sagen?“ fragte er gierig und ein plötzlicher Ausdruck von wilder Freude leuchtete in seinen Augen auf.

— „Noch ebenso gut als . , . . jemals . . . .“ stammelte ich.

„Und wie gut ist das?“ rief er. „So gut, daß Sie während all' dieser traurigen Jahre der Trennung auch nie mit einem leisen Gedanken an die Zukunft gedacht haben, in welchen Sie mich nicht einschlossen? So gut, daß jede kühne leidenschaftliche Hoffnung Ihrer weiblichen Natur sich beständig nur auf mich bezog? So gut, wie ich Ihnen war? Haben Sie mich so geliebt, wie ich Sie, Else — bis daß jeder Pulsschlag Ihres Herzens nur für mich schlägt? Sind Sie mir so gut, Else?“

Ich bedeckte mein Gesicht, damit er nicht den ganzen Ausdruck und Umfang meiner Liebe in meinen verrätherischen Augen lesen und sich davor entsetzen möge, daß ich ein solch leidenschaftliches wildes Wesen geworden war, das mit der Liebe zu ihm beinahe Abgötterei trieb.

„Else, liebe süße Else, willst Du nun im Ernste meine kleine Frau Hayn werden?“ fragte er und zog mich auf meinen alten Sitz auf seinem Knie.

— „Ja!“ stammelte ich erglühend und barg mein Gesicht an seiner Schulter.

„Und willst Du endlich meinen Ring tragen?“ fuhr er fort. Ich hielt ihm den Goldfinger meiner rechten Hand unter die Augen. „Mein herzliches, liebes Weibchen! Meine süße, kleine Else! Jetzt mußt Du in Wirklichkeit meine Frau Hayn werden!“ rief er und bedeckte meine Lippen mit Küssen.

Am Abend dieses Tages wurden mir von allen Seiten bedeutsame Winke und pfiffig fragende Blicke zugeworfen, und am Abend dieses Tages schien mein Vater sich ganz zu vergessen, und nannte mich wieder die „kleine Frau Hayn.“ —

Meine liebe, holde Leserin! ich bin schon seit drei Jahren, drei glücklichen Jahren voll Freude und Sonnenschein verheirathet und Du wirst ohne Zweifel schon errathen haben, daß ich sagen darf: mein Name ist Hayn.

Ein Weiser und ein Narr.

Vor dem weisen Cato einst
Stand ein Narr voll Bangen,
Bat um einen weisen Rath,
Sprach mit bleichen Wangen:

„Denke Dir, was heute Nacht
Wunderbar's geschehen,
Was in meinem eig'nen Haus
Ich mit angesehen.“

„Tief hinein in meinen Schuh,
Der noch nicht zerrissen,
Hat mir eine schlimme Maus
Frech ein Loch gebissen.“

„Weiser Mann, jetzt frag ich Dich,
Was mir das bedeute;
Ob ich morgen sterben muß,
Oder gar noch heute? —“

Und der gute Cato sprach:
„Geh' getrost nach Hause,
Du mein lieber Unglücksmann,
Lebe fort und schmause.“

„Ein weit größ'res Wunder wär's,
Wahrlich sollst Du wissen,
Hätte umgekehrt Dein Schuh
Jene Maus gebissen — “

George Morin.

(Diplomatische Rache.) Baron Thugut war vom österreichischen Hofe mit einer besondern Mission an König Stanislaus Poniatowsky von Polen betraut worden. Kaum in Warschau eingetroffen, wurde er für denselben Abend noch zum Privatzirkel des Königs geladen. Ohne diesen von Person zu kennen, sprach Thugut irrthümlich den sich mit gewöhnlicher Hoffahrt voranstellenden russischen Gesandten Stackelberg als König an. Dieser ließ in boshafter Weise sein Kompliment ganz vollenden und sagte dann, auf Stanislaus deutend, bloß: „Monsieur, voici le roi!“ — Beim l'hombre wirft Thugut den Buben aus als „roi“; von einem Mitspieler aufmerksam gemacht: „cher baron, ce n'est pas le roi, c'est le valet!“ entgegnete Thugut höhnisch, den Stackelberg anlächelnd: mon dieu, c'est la deuxiéme foi aujourd'hui, que je prends le valet pour le roi!“ (Mein Gott, es ist schon das zweitemal heute, daß ich den Buben für den König nehme!)

— Eine Dame, mit Namen Smith in New-York, welche nicht wußte, was aus ihrem Mann geworden, veröffentlichte vor Kurzem in dem Journale folgendes Aviso: „Ein Individuum ist verloren oder gestohlen worden, welches ich in einem Momente der langen Weile und der Verlassenheit so dumm war, zum Manne zu nehmen. Es ist ein Bursche von freundlichem Ansehen, aber schwachen Charakter, indeß klug genug, wenn es ihm wieder einmal gefällt, zurückzukehren, falls ihm eine schöne Frau ihren Regenschirm anbietet. Er hört auf den Namen Jim. Als man ihn das letzte Mal sah, spazirte er gerade mit Julie Harris, indem er voll verliebten Blickes auf offener Straße seinen Arm um ihren Leib schlang. Wer den armen Teufel erwischt und ihn soweit in meine Gewalt zurückbringt, daß ich ihn ernstlich von seiner Lust zum Nomadeleben heilen kann, ist zum Thee geladen bei Henriette A. Smith.“

Man muß nur die Hälfte glauben. „Sehen Sie, Frau Nachbarin, da geht die Putzmacherin! Kein Wunder, daß sie so'n Staat macht, die Leut sagen, sie hätt'n Dutzend Liebhaber!“ — Ja das is möglich! Aber die Welt ist so böse, Frau Pannemann! Von Allem, was die Leute sagen, muß man immer nur die Hälfte glauben.

Nicht Alles ist Gold, was glänzt.

Wer sich im Leben ein wenig umblickt, der bemerkt gar leicht, wie oft der bloße Schein und Klang der Dinge die Menschen irre führt.

Vergebens ruft man: „Hütet euch, prüft genauer, denn der Schein trügt!“

Es ist in die Luft gesprochen.

Da steht in einem neuem Hute: „Aus Paris“ — sogleich ist man gläubig, daß er deshalb gut sein müsse; dort findet man auf einer Stahlarbeit ein englisches Fabrikzeichen — gleich möchte man schwören, daß sie deshalb unvergleichlich sein müsse! — Und doch ist bekannt genug, daß man in Deutschland die meisten dieser Dinge eben so gut, oft gar noch besser verfertigt, als im Ausland und — die fremden Zeichen nur lügenhafter Weise darauf setzt . . .

Mit klangvollen Namen geht es oft gerade so. Weil man sie immer hört und weil sie in der fremden Sprache herrlich klingen, sind gar viele Menschen deshalb schon überzeugt, daß sie auch Großes, Außerordentliches bedeuten müssen. Am besten ist es auch hier, sich Namen und Verdienste recht genau anzusehen, denn die bloßen Namen entscheiden nicht! . .

Ein deutscher Sprachkenner hat sich den Scherz gemacht, einige fremde Dichter-Namen, die außerordentlich schön klingen, in's Deutsche zu übersetzen und es war erstaunlich, wie ganz alltäglich sie auf einmal klangen.

So lautet Don Pedro Calderon de la Barca: Herr Peter Kessel vom Kahne; der große Torquato Tasso heißt: angeketteter Dachs; der herrliche Dante nichts Anderes, als: Hirschfell; und Giovanni Boccacio gar: Hans Großmaul! . .

Wenn nun diese Männer nichts als den schönen Klang ihres Namens hätten, wie wenig müßten sie aller Welt bedeuten? Aber — „Tugend macht die Menschen schön“ heißt's im Sprüchwort — und „Verdienste machen den Namen wohlklingend!“ muß man hinzusetzen. Trachtet daher vor Allem nach guten Werken und Verdiensten und man wird euer Angesicht schön und eure Namen wohlklingend finden!

Es ist eine denkwürdige Erscheinung, daß die Deutschen im Ausland oft zu einer viel bedeutenderen Entfaltung ihres Charakters und ihrer Anlagen gelangen als in ihrem Heimathlande; in Rußland hat sich diese Erscheinung besonders im vorigen Jahrhundert ganz erstaunlich gezeigt und der Geschichtschreiber Bartholb sagt sehr schön hierüber: „Seit Peter der Große sein Asien europäisch machte, wie hat das moskowitische Leben in alle Adern das deutsche Blut als ein vornehmeres, veredelndes eingesogen und dieses Blut dennoch sich abgesondert! Als welche großartige, herrliche Naturen, der anerzogenen Zahmheit und Unterwürfigkeit zum Trotze, treten alle diese Deutsche auf, in der Heimath gering, zum Theil in Niedrigkeit geboren! Souveräne, Feldherrn, verschwenderisch mit russischem Blute, die wilde Tapferkeit der Türken beugend und die Feinde besiegend; gebieterische Staatsmänner, welche klugen Geistes das Geschick Europa's in Händen tragen; allgeltende Günstlinge, welche die mächtigsten Herrscher nach Willkür lenken; Gelehrte, gebietend und schaffend in der Wissenschaft; Künstler und Handwerker, durch Unterricht und Vorbildung überall Großmeister; kurz, überall von Unternehmungsgeist, Ehrsucht, Thatendrang, Liebe zum gefahrvollen Wagniß erfüllt, haschend nach Antheil an Politik mit einem Muth, welcher dem deutschen Vaterlande zumal in jenem 18. Jahrhundert, der Zeit allgemeiner Dienstbarkeit und Unterthänigkeit, fremd war.

Wer Christum an's Kreuz schlug, darüber steckt eine Mailänder Zeitung (Nr. 82) uns Deutschen ein historisches Licht auf. In grotesker Weise erzählt „Il regno d'Italia“ mit geschichtlichem Ernst, daß sich die alten Fürsten im Oriente eine aus Deutschen gebildete Leibwache hielten; die Königin Cleopatra habe ein solches Regiment dem Herodes, König in Judäa, geschenkt. Ganz zuverlässig sei die Tradition, daß die Kreuziger Jesu Christi deutsche Physiognomien hatten, und zur Kopfbedeckung sich einer Art Mützen bedienten, wie solche die österreichischen Soldaten tragen. Ob Holz- oder Ledermützen, wird nicht gesagt. (Vielleicht bringen die Herren Italiener noch heraus, daß Herr Adam auch ein geborner Deutscher war, der eine österreichische Soldatenmütze aufhatte, als er in den Apfel biß; sie können dafür um so leichter eine Wahrscheinlichkeit herausklügeln, als die Oesterreicher von jeher gewohnt waren in Aepfel, freilich in sauere, zu beißen.)

Redaction, Druck und Verlag von A. F. Rietsch.

Nro 24. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. Juni 1861.

Der Fächer.

Eine Kriminal-Geschichte.

1.

Vor etwa siebzig Jahren stand unter der Kaufmannschaft von Havre de Grace kein Name in höherm Ansehen, als der Name Duravel. Der Gründer dieses Hauses war zu der Zeit, wo wir unsere Geschichte anheben, so eben gestorben, und die Firma „Claude Duravel und Söhne," hatte sich demgemäß geändert in „Gebrüder Duravel," allein trotzdem war der Kredit dieses Hauses nicht einmal durch hämische Vermuthungen erschüttert worden. Claude, der ältere der beiden Söhne, hatte nämlich schon seit einigen Jahren das Geschäft geleitet, und nichts konnte die Behutsamkeit, Umsicht und den Unternehmungsgeist in den Geschäften übertreffen, welche das Haus unter seiner Leitung machte, als das glänzende und solid fundirte Vermögen, welches die Mittel zu diesen Geschäften lieferte. Kurzum, die Duravel waren sprüchwörtlich geworden wegen ihres gediegenen Charakters, ihrer freigebigen Wohlthätigkeit und ihres seltenen Glückes. Man hätte glauben können, sie haben in dieser Hinsicht einen Talisman. Alles was sie angriffen, gelang ihnen. Wurden ihre Fahrzeuge von englischen Kaperschiffen verfolgt, so kam ihnen gewiß irgend ein gelegener Nebel oder ein befreundetes Segel zu Hülfe, um sie zu befreien. Litten ihre Fahrzeuge Schiffbruch, so geschah es gewiß auf der Ausfahrt, und wegen der bedeutenden Assekuranz, welche sie darauf genommen hatten, waren es dann nur die Versicherer, welche den größten Verlust erlitten. Alle Handelskrisen gingen an den Duravel spurlos vorüber. Keine treulosen Commis bestahlen sie, und jeder Bankerott schien von den Häusern fern zu bleiben, denen sie kreditirten.

Allein obschon das Lebensschiff beider Brüder unter solch günstigen Auspizien vom Stapel gelaufen schien, und die Beobachter keine wesentliche Veränderung wahrnahmen, so war doch in dem Comptoir nicht mehr Alles so, wie es vordem gewesen. Die beiden Brüder Claude und Jerome waren nicht nur an Jahren, sondern auch an Charakter sehr von einander verschieden, obschon die hervorstehenden und bezeichnenden Eigenschaften das jüngern Bruders zu seines Vaters Lebzeiten nicht so sehr hervorgetreten und zur Erscheinung gekommen waren. Claude seinerseits

schien niemals jung gewesen zu seyn; der aufmerksamste Beobachter konnte sich keiner Jugendstreiche und Jugendthorheiten erinnern, welche Claude Duravel je begangen hätte; kein Austoben hatte seinen ernsten und regelmäßigen Fortschritt durch eine Reihe von untergeordneten Posten bis zu der Stelle eines Chefs des Hauses unterbrochen. Auch von Person war er das getreue Ebenbild seines Vaters, dessen Porträt mit seinen schmalen Lippen, dem scharfen Profil, der vorspringenden Stirn und dem eisgrauen Haar ebenso gut für ein Konterfei seines Sohnes und Namensbruders hätte gelten können. Jerome, der jüngere Sohn, welcher ganz von seinem Vater und Bruder erzogen worden war, hatte einige Familien-Aehnlichkeit mit beiden, zeigte jedoch ab und zu auch Spuren eines leidenschaftlichen feurigen Temperaments, welches sich hauptsächlich in heftigen Ausbrüchen von Eigensinn kundgab. Inconsequent, unschlüssig und wankelmüthig wie er war, gab er jedoch meist aus freien Stücken Dasjenige wieder auf, für was er sich kurze Zeit vorher begierig gestritten hatte. Ueberdem strafte Jerome's Gesicht den Charakter eines tüchtigen Geschäftsmanns Lügen; er hatte zwar dieselben scharfen und eckigen Züge der beiden Claudes, aber sein Mund war voll und sinnlich und seine Augenbrauen stießen über der Nase zusammen, was — wie schon Goethe bemerkte — das unzweideutigste Merkmal eines sinnlichen, ausschweifenden Temperaments seyn soll.

Die beiden Brüder wohnten in demselben Hause, einem großen, stattlichen Hotel, das inmitten eines schönen, mit Bildsäulen, Badehäusern, Fontainen, Lusthäusern, Laubengängen u. s. w. reich geschmückten Gartens in italienischem Style lag, und allgemein als das Hotel Duravel bekannt war. Vier Jahre lang nach des Vaters Tod blieben beide unvermählt, und schienen so einmüthig mit einander zu leben, daß man selbst auf dem Comptoir nicht von dem geringsten Wortwechsel zwischen beiden wußte. Allein die Sachen sollten nicht immer auf solch ruhige und gemüthliche Weise verlaufen. Eines Abends, auf einem Balle zu Ehren des glänzendsten Sieges, den der erste Konsul erfochten hatte, machte Jerome die Bekanntschaft einer gewissen Madame Corisande de Cardillac, welche erst seit Kurzem in den glänzenden Cirkeln von Havre erschienen war. Das Gerücht wußte gar seltsame Dinge über den Lebenswandel dieser Dame und ihre Vergangenheit in der Hauptstadt zu berichten. Wie viel davon wahr, sey dahingestellt; so viel war jedoch gewiß, daß sie sich prächtig kleidete, erbarmungslos kokettirte, über die Maßen spielte und sonach die letzte Person war, mit welcher ein vorsichtiger Geschäftsmann eine Verbindung angeknüpft hätte. Nicht weniger zuverlässig war jedoch die Thatsache, daß kaum sechs Wochen nach dem Ball zu Ehren der Schlacht von Marengo diese zweideutige Dame, mit Einwilligung und Billigung Claude's, die Gattin von Jerome Duravel wurde. — Diese Einwilligung und Zustimmung des ältern Bruders war jedoch nichts so Befremdendes; er gab dem jüngern Bruder nur nach, weil er nicht anders konnte, denn seit Jerome die Bekanntschaft der Alles bezaubernden Corisande gemacht hatte, begann er ungemein hoch zu spielen. Der Cirkel, in welchem er eingeführt wurde, bestand aus lauter leichtsinnigen Strudelköpfen, welche nur dem Vergnügen nachjagten. Die Schmeicheleien, womit man ihn überhäufte, berauschten ihn und brachten ihn in Versuchung, enorme Summen auf das Rollen des Kügelchens in der Roulette oder auf das Glück der Karten im Landsknecht zu setzen. Anfangs war das Ergebniß in beiden dasselbe: Corisandens Freunde verloren stets, und der Kaufmann gewann immer. Nach einiger Zeit schlug jedoch das launische Glück um und wandte sich so sehr gegen den Kaufmann, daß er ganz in Verzweiflung gerieth. Hierauf kam ihm die genannte Dame zu Hülfe und unternahm es, für ihn zu spielen. Wie durch Zauberschlag gingen die Goldrollen und die Haufen Banknoten

auf ihre Seite des Tisches über. Kurzum, es war der alte Streit zwischen List und Tücke einer- und Unwissenheit und Kurzsichtigkeit andrerseits, und die erstern gewannen wie gewöhnlich das Spiel. Obschon Corisande anfangs es unternommen hatte, für Jerome zu spielen, so ward er durch die Gewinne seiner reichen Partnerin nicht reicher. So oft er lächelnd um Ausfolge seines Gewinnantheils bat, ward dieß gewandt in's Scherzhafte hinüber gespielt und lachend abgelehnt. Das Verlangen der Pariserin an kostbaren Geschenken war unersättlich, und Jerome, der sich hoffnungslos in die Netze dieser Frau verwickelt fühlte, wußte nach einiger Zeit nichts Besseres zu thun, als seinem Bruder Claude die ganze Wahrheit einzustehen. Gerade in diesem Augenblick befand sich das Haus, zum ersten Mal seit dreißig Jahren, in einer kritischen Lage. Baares Geld war von der größten Wichtigkeit, und nur ein einziger Plan schien ausführbar; die verlorenen Summen konnten durch eine Verbindung mit der Gewinnerin derselben wieder erlangt werden, und so heirathete denn Jerome Madame Corisande „mit Claude's Zustimmung und Einwilligung."

Allein der Geschäftstheilhaber, welcher einmal den Rausch des Hazardspiels gekostet hatte, war nicht wieder an das verhältnißmäßig langsame Werk des ehrlichen Handels und Wandels zurückzubringen. Der ältere Bruder hatte ihm ein Versprechen abgenommen, daß er nie wieder ein Spielhaus betreten oder mehr als eine bedungene Summe von Franken auf ein Kartenspiel wagen wolle. Allein alle diese Vorsichtsmaßregeln waren vergeblich. Die schlaue Madame Duravel war sogleich mit diesen Anordnungen einverstanden, und rieth dem ältern Bruder sogar noch, er solle sich ein möglichst sicherstellendes Pfand für die Erfüllung seiner Zusage von Jerome geben lassen, aber hiedurch ward eigentlich nur das Mittel oder die Art und Weise ihrer Operation gewechselt. An die Stelle der Karten traten nun die Staatspapiere: Jerome und seine Frau spielten nicht mehr — sie spekulirten.

Für das kalte berechnende Temperament dieser Frau hatten die ungeheuerlichsten Wagnisse kaum etwas Aufregendes. Die Qualen der Erwartung aber und die Rückschläge wilder Hoffnung und tiefer Verzweiflung entflammten das ungestüme Temperament Jerome's wie feuriger Wein. Unter falschen Namen und durch verschiedene Agenten kauften und verkauften sie alle möglichen Staatspapiere, und eine Zeit lang schien Corisandens Glück im Steigen; allein nach kurzer Frist war jene schmale und kaum bemerkbare Schranke überschritten, welche den Unternehmungsgeist von der Tollkühnheit scheidet. Unbesonnen und rastlos wagten sie immer mehr; ein Unternehmen um das andere schlug fehl. Die Tagespolitik war voll unvorhergesehener Umstände und Ueberraschungen. Eine abergläubische Zuversicht auf den Glücksstern Napoleon's war beinahe der einzige leitende Grundsatz in Corisandens Glauben gewesen, und sie hing noch lange, nachdem er sich als treulos bewährt hatte, demselben an. Mittlerweile hatte Claude Duravel, ohne jegliche Ahnung von den Ereignissen, die sich unter seinen Augen zutrugen, fortwährend sich emsig und regelmäßig seinen Comptoir-Geschäften gewidmet und den Pflichten Genüge geleistet, welche ihm die Leitung des Handelshauses übertrug; mit der Beobachtung des Standes der großen Waarenmärkte und des Geldmarktes, sowie mit der Ueberwachung der auswärtigen Korrespondenz und der Treue des Personals war er so vollauf beschäftigt, daß er sich nicht um das Treiben seiner Schwägerin bekümmern konnte. Ohnedem lebten die Brüder seit Jerome's plötzlicher Verheirathung beinahe ganz getrennt. Das junge Ehepaar bewohnte noch immer eine Reihe von Gemächern im Hotel Duravel aber kam nur selten und nur bei besondern Anlässen in gesellige Berührung mit dem Chef des Hauses. Corisande hatte es sich aus Politik sehr an-

gelegen seyn lassen, mit Claude in gutem Einvernehmen zu bleiben und sich seine gute Meinung zu erhalten, und in Berücksichtigung der stärksten Vorurtheile seiner Natur, die sie dabei zu überwinden hatte, gelang ihr dieß auch ausnehmend gut. Er hatte diese Verbindung anfangs mit Schauder betrachtet, und sich erst etwas freundlicher stimmen lassen, als sich dadurch der Firma ein solch bedeutender Vermögenszuwachs darzubieten schien. Er lebte zu einsam und abgeschlossen, als daß ihm die vielerlei Gerüchte die über seine Schwägerin im Umlauf waren, zugekommen wären. Er hegte eine absolute Verachtung gegen Spieler, aber Spieler waren in seinen Augen nur diejenigen, welche verloren. Ein solch glänzendes und augenfälliges Glück, wie dasjenige Corisandens, flößte ihm unwillkürlich etwas wie Achtung ein. Unter so bewandten Umständen nahm die Feindseligkeit zwischen beiden die artige Form einer schlauen behutsamen Neutralität an, und diese ging allmählig in artige, wenn auch nicht herzliche Beziehung über. Madame Corisande wußte ja auf Jedermann ihren Zauber zu üben; wie ist da zu verwundern, daß ihr der Versuch erst recht gelingen mußte, wenn sie es speziell darauf abgesehen hatte, Jemand für sich einzunehmen?

So schlichen die Dinge fünf Jahre lang hin, äußerlich anscheinend ruhig und sicher; aber Niemand vermöchte in Worte zu fassen, welche seltsame und urplötzliche Wechselfälle von Todesangst und wilder Freude in dieser Frist durch Jerome's Seele zogen!

2.

Eines Morgens im Oktober 1804 verbreitete sich plötzlich ein seltsames und erschütterndes Gerücht in Havre, das blitzschnell und mit sichtbarer Sensation von Mund zu Mund flog. Unter der Handelswelt und in den Kreisen der Müssiggänger bildete es sogleich das Tagesgespräch. Es gab in jenem Jahr politische Ereignisse genug, um die Kannegießer zu beschäftigen, allein weder die Ermordung des Herzogs von Enghien, noch der Umschlag der englischen Politik unter Pitt, noch die Annahme des Kaisertitels von Seite dessen, der so lange schon kaiserliche Autorität ausgeübt hatte, erregte auch nur halb so viel Interesse in der guten Stadt Havre, als dieses Gerücht über ihren größten Kaufherrn. Die Deutungen, welche man dem Gerüchte gab, waren so romantisch, so widersprechend, so geheimnißvoll. Claude Duravel ward vermißt; die Einen flüsterten einander schaudernd zu, er sei ermordet worden, Andere wollten wissen, er habe sich als betrügerischer Bankerottirer mit einer großen Baarsumme aus dem Staube gemacht; wieder Andere beklagten ihn als Selbstmörder, während eine andere Partie das Schicksal des Handelsherrn mit der rücksichtslosen Polizeiwillkür Fouché's in Zusammenhang bringen wollten, von der man sich zitternd die ungeheurlichsten Dinge zuflüsterte. Alles dieß war natürlich nur Ungewißheit und Vermuthung, und nur Eines Thatsache: Monsieur Claude Duravel war verschwunden und nirgends zu finden. Die Behörden und die Verwandten des Vermißten, welche die Sache untersuchten, vermochten nur sehr dürftige Einzelnheiten zu ermitteln. Am Morgen des 18. Oktober hatte man den unglücklichen Mann noch wie gewöhnlich auf seinem Comptoir gesehen, und nicht das mindeste Ungewöhnliche an ihm bemerkt. Er hatte ausgesehen wie sonst, und seine Arbeiten genau in der gewohnten und hergekommenen Weise besorgt. Um vier Uhr etwa ging er nach Hause, speiste allein, da sein Bruder und seine Schwägerin auf's Land gefahren waren; dann hatte er einige Stunden auf seinem Zimmer gelesen. Von dieser Zeit an war nichts Genaues oder Verbürgtes mehr über ihn zu ermitteln gewesen. Ein Gartengehilfe glaubte ihn in der Orangerie gesehen zu haben, allein er war seiner Sache nicht gewiß. Nur so viel war zuverlässig, daß er geschellt habe, damit man das Dessert abtrage, und der Lakei, welcher dieser Wei-

sung gefolgt, war die letzte Person gewesen, welche beschwören konnte, daß sie ihn gesehen habe. Jerome und seine Frau boten Alles auf, um den Vermißten aufzufinden. Große Summen wurden Jedem geboten, der irgend eine, wenn auch noch so unbedeutende Nachweisung über ihn zu geben im Stande wäre. Der Teich im Garten ward abgelassen, die aus dem Hafen auslaufenden Schiffe wurden durchsucht, die Aufenthaltsorte der Verbrecher und die verdächtigen Personen der Stadt unter die genaueste polizeiliche Controle gestellt. Allein Geld und Zeit, Fleiß und Mühe schienen in gleichem Maaße vergeudet zu sein. Die Polizei ließ die Sache in ihrem seitherigen Zustande, als ein ungelöstes Räthsel! —

Wie in allen derartigen Fällen, so ward auch in diesem das öffentliche Interesse immer kälter. Das Haus Duravel stand noch so fest als jemals, und der Argwohn, als ob pekuniäre Verlegenheiten irgendwie in Beziehung stünden mit Claude's räthselhaftem Verschwinden, erwies sich als gänzlich unbegründet. Nach einiger Zeit jedoch hieß es, Jerome's Gesundheits-Zustände gestatten ihm nicht mehr, an der Leitung des Geschäfts sich persönlich zu betheiligen. Persönliche Freunde von ihm ließen bedeutende Winke fallen, sein Leiden, eine Nervenverstimmung und übermäßige Reizbarkeit, rühre vorzugsweise von häuslichem Kummer und Mißverständnissen her. Jedermann konnte auch bemerken, daß Jerome aus irgend einem Grunde ungemein schnell alterte. Endlich zog er sich ganz von dem Geschäfte zurück und verließ mit seiner Frau Havre. Die ersten weitern Nachrichten, welche man von dem Ehepaar erhielt, waren, daß sie sich in den Bädern von Lucca aufhielten und in Italien bleiben wollten, was für sie einen doppelten Reiz hatte, weil Jerome seiner Gesundheit wegen auf Anrathen der Aerzte eines mildern Klimas bedurfte, und er selbst Kunstkenner und Dilettant in der Malerei war und als solcher in Italien einen Zeitvertreib für seine gezwungene Muße fand, welcher ihm mehr zusagen mochte, als die eintönigen Komptoir-Arbeiten. Später erfuhr man auch, daß die beiden Gatten sich auf Grund eines freiwilligen gegenseitigen Abkommens getrennt hätten, daß Jerome in Rom zurückgeblieben, Madame Duravel aber auf Reisen gegangen sei. Diese Neuigkeit erregte einiges Aufsehen unter ihren ehemaligen Bekannten, und ward auf verschiedene Weise zu deuten versucht, allein die Abwesenden sind bald vergessen, und so ward auch ihrer bald kaum mehr gedacht.

3.

Seit diesem letzten Ereigniß, der Trennung der beiden Gatten, waren zwanzig Jahre vergangen, und wir versetzen uns im Geiste in eine der besten Privatlogen in der großen Oper in Paris. Die heutige Vorstellung ist eine festliche und die unter dem besondern Patronat der königlichen Familie. Das ganze Haus starrt von Uniformen, reichen Toiletten und bunten Kostümen, und die zahlreichen Lichter spiegeln sich millionenfach in den Facetten der Diamanten und Juwelen. Wohin sich das Auge auch wenden mag, eröffnet sich ihm ein interessanter, fesselnder Anblick: berühmte oder vornehme Männer und reizende reichgeschmückte Frauen. Hier ein sonnverbrannter Veteran, erst vor Kurzem mit dem Marschallstabe belehnt, dort ein berühmter Diplomat, mit einem ganzen Firmament von Ordenssternen und Cordons auf der Brust; hier die Gesandten von mehr als fünfzig Höfen, dort die schönsten Damen aus aller Herren Ländern, und zwischen hinein sogar orientalische Kostüme. Wie immer bei solchen Veranlassungen gewährte schon der Zuschauerraum an sich ein fesselndes Schauspiel, und jede einzelne Loge bildete mehr oder weniger einen Anziehungspunkt für die Neugier. Dieß war in besonderm Grade auch mit der Loge der Fall, worein wir uns versetzt denken, — nicht sowohl wegen des hervorragenden Ranges oder der blendenden Schönheit der Dame, welcher sie angehörte, sondern um des außer-

ordentlichen Rufes willen, dessen die Dame bezüglich ihres Reichthums und politischen Einflusses genoß. Die Zeit hatte zwar in ihrem Gesichte große Veränderungen zuwegen gebracht, allein diejenigen, welche damals auf jenem Marengo-Ball in Havre anwesend gewesen waren, hätten trotz Puder, Schminke, Toilettenkünsten und Parfüms in der Inhaberin dieser Loge die Züge der ehemaligen Corisande de Cardillac wieder erkannt. An ihrer Seite saß eine blendend schöne junge Dame, die sie für eine Verwandte ausgab, die aber eigentlich nur den Lockvogel bildete, welcher die männliche Jugend der vornehmen Welt in ihre Salons zog; und so waren denn auch heute nur zwei oder drei Auserwählte aus dem männlichen Theile ihres Cirkels in ihrer Loge zugelassen, mit denen sie jedoch ein ununterbrochenes Kreuzfeuer von Witz, Satyre, Scherzen, geistvollen Einfällen und kritischen Bemerkungen unterhielt. Diese Dame ist eine Art Autokratin auf dem Gebiete der Kunst; ihr Bouquet ist das höchste Ziel der Sehnsucht einer jungen Debütantin, denn ihm folgen mehr als dreißig anderer Bouquets und sichern den Erfolg und den Kredit der jungen Anfängerin. Heute Abend können alle ihre Bekannten bemerken, daß Madame Duravel in ihrer köstlichsten, rosenfarbensten Laune ist.

„Betrachten Sie einmal Madame Duravel!" heißt es von Mund zu Mund; „ist sie nicht charmant? Es dürfte fürwahr unter unsern modernen Damen nur wenige geben, welche sich in den Fünfzigen so vortheilhaft ausnehmen würden, wie sie!"

Die Oper, welche an diesem Abend aufgeführt wurde, war eine ganz neue; eine berühmte Sängerin trat in derselben zum ersten Male auf. Daher wendete sich die Aufmerksamkeit des Publikums in nicht geringem Maße auch der Bühne zu. Der Erfolg der Oper und der Darstellerin der Hauptrolle waren schon mit Beginn des zweiten Aktes so gut wie entschieden, allein nun kam ein meisterhaftes Duett, und von Scene zu Scene stieg das Interesse der Zuhörer, da der Komponist wirklich alle Hilfsmittel aufgeboten hatte, um seine Zuhörer förmlich zu überraschen. Die Sängerin ward vergöttert: Dacapo-Rufe, Herausrufen bei offener Scene, Bouquets verkündigen ihr den errungenen Erfolg, und so oft ein Akt schließt, wurden sie und einige der beliebteren älteren Künstlerinnen und Sänger herausgerufen.

„Heute Abend scheinen die Künstler insgesammt in einem Wetteifer begriffen, um einander zu übertreffen, — Lablache, Mario, die Grisi sind ausgezeichnet, das Orchester unübertrefflich!"

— „In der That, Sie haben Recht! Ich habe mich förmlich ergötzt, als ich vorhin die Gesichter der Zuhörer musterte. Niemand scheint zu einer Kritik aufgelegt!"

„Ausgenommen der sauertöpfische Herr hier in der Nebenloge, der einen Damenfächer in der Hand hält!"

— „Fürwahr," sagt Madame Duravel, „ich fragte mich schon längst, was dieser Mensch mit dem fatalen Gesicht in jener Loge zu suchen habe. Aber Horch! die Klingel des Regisseurs."

Der Vorhang geht auf und einer der beliebtesten Sänger eröffnet den Akt mit einem Solo, — diese Arie ist ein Wunder von korrekter Vocalisation und Phrasirung. Das Auditorium ist in einer neuen Raserei des Entzückens, und unsere Madame Duravel in einer nicht geringen Verlegenheit, denn sie hat alle ihre Bouquets schon geworfen.

„Geschwind, Eugenie, gib mir die Rose aus Deinem Nacken!" flüstert sie dem schönen Mädchen zu, das neben ihr sitzt. „Ich habe Lablache noch nie so wundervoll singen hören, und zum ersten Mal in seinem Leben spielt er eben so gut als er singt. Geschwind Deine Rose, mein Kind! Er wird mehr Werth darauf legen, als auf alle Bracelets aus der königlichen Loge!"

Das Mädchen zauderte erglühend, und Madame Duravel errieth im Nu die Ursache davon.

„Aha, diese Rose hat Dir ein gewisser Jemand vorhin in's Haar gesteckt, nicht wahr? Wie böse von mir, daß ich nicht daran dachte. Jenun, so muß ich ihm ein Armband spenden! Mais, mon Dieu! ich vergaß, daß ich mein Smaragd-Bracelet bereits der kleinen Schelmin von Tänzerin zugeworfen habe."

„Sie müssen es morgen Lablache sagen, Tante, das wird ihm ebenso lieb sein!"

— „Nein, nein! Lablache muß etwas von der Duravel bekommen! — Wie, gar keine Bouquets mehr, meine Herren? Da bleibt mir fürwahr nichts Anderes übrig, als ihm meinen Fächer zuzuwerfen! Wo ist er, mein Kind? Es ist das Alexander-Fest darauf gemalt, und er wird darin ein absichtliches Kompliment sehen.

Der vermißte Fächer konnte jedoch nicht aufgefunden werden; die gefälligen Cavaliere suchten vergebens unter den Theaterzetteln und Opernmänteln nach ihm. Da beugte sich der Fremde in der Nebenloge zu Madame Duravel herüber, und flüsterte ihr leise und mit eigenthümlich tiefer Stimme zu: „Könnte dieser Fächer hier vielleicht Ihrem Zwecke entsprechen, Madame?" Dabei reichte ihr der Fremde, dessen ernstes Gesicht und fortwährend forschender Blick die Dame schon den ganzen Abend hindurch unangenehm berührt hatte, einen offenen Fächer hin.

Madame Duravel verbeugte sich mit einem verbindlichen Lächeln und heftete einen Blick flüchtiger Neugier auf den dargebotenen Fächer. Kaum aber war ihr Auge darauf gefallen, so haftete es stier und wie von einem Basiliskenblick angezogen auf der Malerei desselben, und die starren, entsetzenerfüllten Züge der Dame erblaßten unter der weißen und rothen Schminke. Ihr Auge war mit einer schreckenerregenden Starrheit auf den Fächer gerichtet, ihr ganzer Körper schauerte wie von Fieberfrost durchrieselt, ihre juwelenbedeckten Finger klammerten sich krampfhaft und wie im Todeskampfe in die Falten ihres Kleides — ein seltsamer, gellender Schrei entrang sich ihrer Brust, dann brach sie ohnmächtig zusammen. Alle Gäste ihrer Loge drängten sich um sie her, Aller Augen waren auf ihre Loge gerichtet. Die Herren wollten theils Eugenien wegführen, theils der Ohnmächtigen beispringen, aber der fremde Herr, welcher rasch über die Zwischenbalustrade der Loge gestiegen war, wies sie zurück und blieb dicht bei dem bewußtlosen Körper Corisande's stehen. Ein wirres Gemurmel erhob sich unter den Logennachbarn, man schrie um Hilfe. Einige wähnten, der Fächer habe ein feines Gift enthalten, welches auf diese Weise Madame Duravel gereicht worden sey, und verlangten laut die Verhaftung des Herrn, welcher ihr den Fächer geboten habe. Von allen Seiten des Theaters her gebot man Schweigen; — die Vorstellung mußte unterbrochen werden, und erst nach einiger Zeit gelang es, die Ruhe wieder herzustellen.

(Schluß folgt.)

Ernst und Scherz.

Unter allen deutschen Fürstensöhnen sind die Prinzen Coburg doch die glücklichsten; der Eine in England kann alle Tage Viktoria, der Andere in Portugal, so oft es ihm beliebt, Gloria rufen.

Ein Einfaltspinsel erkundigte sich bei einem jungen Sausewind, wie er es mache, daß ihm alle Mädchen gewogen wären. „Als einem Bekannten,“ erwiederte der Befragte, „will ich Ihnen das Mittelchen sagen: es besteht darin, mit den Damen recht romantisch zu sprechen. Z. B.: Kann ich die Ehre haben, meine wertheste Dame, mit Ihnen in Florens Tempel zu lustwandeln? Werden Sie diesen Abend in Thaliens Tempel gehen? u. s. w.“ „Schon gut,“ erwiederte jener erfreut, „in solchen Reden habe ich Genie.“ Jeder Herr führte seine Dame, als es spät wurde zur Tafel. Lange hatte der Pinsel studirt, was er zu der Dame sagen wollte; endlich ging er hin und sprach: „Engelchen, aus dem irdischen Reiche, kann ich die Ehre haben, Sie zur Krippe zu führen?

Genugthuung nach Genugthuung. Ein Major schalt beim Exerziren in der Hitze einen seiner Offiziere, hörbar für Andere, einen Tölpel; er glaubte demselben die verlangte Genugthuung nicht verweigern zu können. Als sie, jeder mit zwei Pistolen, sich gegenüberstanden, rief der Major: „Schnell, mein Herr, schießen Sie!“ Der Gegner schoß und fehlte. „Schießen Sie noch einmal, aber fehlen Sie nicht wieder, denn alsdann beim Teufel, bin ich an der Reihe!“ Der Gegner schoß um so übereilter und fehlte wieder. Kaltblütig ging der Major auf ihn los, und indem er seine beiden Pistolen in die Luft schoß, sagte er: „Mein Herr! Es thut mir leid, aber ich bin genöthigt zu wiederholen, daß Sie ein Tölpel sind.“

Pereat mundus vivat medicina! „Herr N . . . ist doch gestorben,“ sagte man zu dem Doktor Delon, der durch den Magnetismus alle Krankheiten heilen wollte, „und doch versicherten Sie, daß Sie ihn ganz gewiß heilen würden.“ „Was Sie da in den Tag hineinschwatzen!“ versetzte der Dokter, „haben Sie denn den Herrn N . . . während seiner Krankheit beobachtet? — Ich sag' Ihnen, er ist geheilt gestorben.“

Tapferkeit. Eine Compagnie Fußvolks sah sich von dem Angriffe eines überlegenen Trupps leichter Reiterei bedroht. „Nur Courage,“ rief der Hauptmann, „sie sind nicht stärker als wir, laßt sie nur heran und dann nehm' ein Jeder seinen Mann.“ — „Ich nehm' ihrer zwei,“ erwiederte der tapfere Flügelmann, „einen mit der Kugel, den andern mit dem Bajonnet.“ — „Gut! so bin ich überflüssig,“ sagte der hinter ihm stehende Soldat und lief davon.

Ein vierundachtzigjähriger Greis erschien an der Seite eines sechzehnjährigen Mädchens in der Kirche, um sich trauen zu lassen. — Das Taufbecken befindet sich an jener Seite, sagte der Küster. — Was soll ich mit dem Taufbecken? — Verzeihen Sie, ich glaubte, Sie wollten dies Kind taufen lassen! versetzte der Küster ironisch.

Ein Schauspieler, welcher eine Gastrolle schlecht spielte, beklagte sich über die Kälte des Publikums und wunderte sich, daß man nicht klatsche. Ihn zu trösten, sagte einer seiner Collegen, daß es zu voll sei und daher an Raum gebreche. „Dem wäre zu begegnen,“ erwiederte spöttisch eine nahe stehende Actrice, sie könnten ja die Hände über den Köpfen zusammenschlagen.“

Sonst und jetzt. Als Kurfürst Friedrich II von der Pfalz einmal mit dem Bischof von Eichstädt Karten spielte und einen Groschen setzte, machte ihm der Bischof daraus eine Gewissenssache und nannte es ein hohes Spiel, bei dem man ja wohl einen ganzen Gulden verlieren könne. — Wie haben sich doch die Zeiten geändert!

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 25. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. Juni 1861.

Der Fächer.

Eine Kriminal-Geschichte

(Schluß.)

Mittlerweile war es den Herren in jener Loge gelungen, die ohnmächtige Madame Duravel in einen der Vorsäle (Foyers) hinauszuschaffen, wobei jedoch der fremde Herr nicht von ihrer Seite wich. Hier im Vorsaale ward die Ohnmächtige noch von Krämpfen befallen, und nachdem ein halbes Dutzend der geschicktesten Pariser Aerzte, die der Vorfall aus ihren Logen und dem Parquet herbeigelockt, vergebens alle Hilfsmittel ihrer Kunst aufgeboten hatten, ward Madame Duravel nach ihrem Hotel gebracht. . . . Sobald die krampfstarren Finger der Ohnmächtigen den Fächer hatten fallen lassen, den sie seither noch umspannt, hob ein Herr aus ihrer Umgebung, bei welchem die Neugierde die Furcht überwog, denselben auf, und untersuchte ihn. Der Griff war von Elfenbein, von wunderbar schöner chinesischer Arbeit, und auf dem Fächer von Atlas war die Ansicht eines Badehauses in italienischem Styl inmitten eines Gartens gemalt; unter der Landschaft stand mit großen goldenen Buchstaben in Lapidarschrift:

„Claude Duravel,
„le 18 octobre 1810.“

außerdem war an dem ganzen Fächer gar nichts Auffallendes oder Ungewöhnliches, was die merkwürdig erschütternde Wirkung, welche der Fächer auf Madame Duravel hervorgebracht hatte, zu erklären oder zu rechtfertigen vermocht hätte

4.

Am andern Morgen beschäftigte sich ganz Paris mit verschiedenen Erklärungen und Darstellungen des Vorfalls, welcher am vorigen Abend die Beherrscherin der Mode in der großen Oper betroffen hatte. Wie zwanzig Jahre zuvor, so machten sich auch jetzt wieder Erfindung, Neid, Mißgunst, Bosheit und Uebertreibung mit dem Namen Duravel zu schaffen. Die Einen behaupteten, die alte Kokette sei ob dem Anblick eines früheren Liebhabers in Ohnmacht gefallen. Andere hielten sich an die erste Annahme von einer geheimnißvollen Vergiftung, und sahen in

dem ganzen Vorfalle schon eine Geschichte à la Brinvilliers oder Borgia. Ein Dritter wollte wissen, die berühmte Spekulantin und Spielerin sei wegen betrügerischen Spieles verhaftet worden. Diese und ähnliche Erdichtungen und Vermuthungen machten am andern Tage die Runde in den Salons; aber schon am Abend ward der wahre Zusammenhang bekannt und man erfuhr, daß der fremde Herr mit der barschen, tiefen Stimme, welcher Madame Duravel den Fächer angeboten, ein mit besonderen Instruktionen versehener Polizeibeamter gewesen sei, und daß Madame Corisande, welche inzwischen wieder theilweise zur Besinnung gekommen, sich in Untersuchungshaft befinde, angeschuldigt eines vor Jahren begangenen Mordes an Verwandten, und daß der Chef der Criminalpolizei bereits auf seinem Bureau ein Verhör mit ihr angestellt habe.

Der weitere Verlauf dieser Untersuchung ist in wenigen Worten zusammenzufassen. Am Tage vor jenem Auftritt in der großen Oper war ein armer Mann in sehr dürftigem Aufzuge und mit den unverkennbaren Spuren großer Ermüdung von einer langen Fußreise in einer armseligen Kneipe des Faubourg Saint-Antoine angekommen und hatte sich für einige Sous ein Bett genommen. In der darauf folgenden Nacht erkrankte er schnell sehr gefährlich und tobte in seinem Delirium auf solch' wilde und unzusammenhängende Weise, daß die andern Schlafgänger in jenem Zimmer verlangten, man solle ihn fortschaffen. Die Wirthin der Herberge dachte jedoch menschlicher, und schickte nach einem Priester. Es dauerte aber lange, bis ein solcher herbeigeschafft werden konnte, und mittlerweile erschien ein Polizeibeamter in der Herberge, um nach einem gefährlichen Individuum zu fahnden, welches hier logiren sollte. Der Bursche, welchen der Polizei-Agent aufsuchte, schlief in demselben Zimmer mit dem delirirenden Fremden, und ward von dem Polizei-Agenten auch wirklich aufgefunden und verhaftet. Während der Polizeimann wartete, bis sein Arrestant sich angekleidet hatte hörte er die verworrenen Aeußerungen, welche der Fieberkranke ausstieß; insbesondere aber fielen ihm einige Namen und Worte auf, welche der Kranke immer wiederholte, und besonders der Umstand, daß er eines Fächers erwähnte, welchen er Madame Duravel überreichen wollte; der Name dieser Dame genügte, um die Aufmerksamkeit des Polizei-Agenten noch mehr zu fesseln, denn sie war schon in manche verdächtige Geschichte in der politischen wie socialen Sphäre verwickelt gewesen und stand, ohne es zu wissen, unter genauer polizeilicher Aufsicht. So unzusammenhängend, leidenschaftlich und widersprechend die Aeußerungen des delirirenden Greises auch waren, so entnahm der Scharfblick des Polizei-Agenten daraus doch so viel, daß es der sehnlichste Wunsch des Kranken gewesen war, den Fächer, welchen er in einem kleinen zerrissenen Ranzen bei sich trug, der berühmten Königin der Mode zu überreichen. Der Agent berichtete das, was er gesehen und gehört hatte, seinem Chef, nahm dann auf dessen Weisung den Fächer zu sich und ließ den Kranken nach einem der großen Spitäler bringen, wo er gut verpflegt, aber von einem Polizeibeamten bewacht wurde. Am darauffolgenden Abend aber warf sich der Polizei-Agent in einen eleganten Gesellschafts-Anzug, verschaffte sich einen Sitz in der Loge, welche an diejenige der Madame Duravel stieß, und führte in der oben geschilderten Weise den Lieblingswunsch des Kranken aus. Die Entdeckung, zu welcher jene Scene führte, war jedoch von ganz anderer Art, als man erwartet hatte. Die Polizei hatte irgend eine halb politische, halb merkantile Intrigue zu entdecken gehofft, und in der Ueberreichung des Fächers ein Signal für irgend ein Experiment mit den Fonds vermuthet. In Wirklichkeit aber war der Fächer nur der Schlüssel zur Entschleierung eines entsetzlichen Geheimnisses, das Zauberwort, welches ein schon längst verstummtes und verhärtetes

Gewissen zum Reden bringen sollte. Es war die Absicht der Polizei-Behörde gewesen, den fieberkranken Fremdling mit Madame Corisande zu confrontiren, allein er war gestorben, ehe die Untersuchung so weit gediehen war. Dagegen hatte man bei ihm ein Taschenbuch gefunden, auf dessen erstem Blatt der Name „Claude Duravel“ stand und das ein ziemlich vollständiges, theils in fortlaufender gewöhnlicher Schrift, theils in Chiffern geschriebenes Tagebuch enthielt. Einige wenige klare und ganz verständliche Sätze desselben setzten den Chef der Kriminalpolizei in den Stand, an Madame Duravel solche Fragen zu stellen, daß sie glauben mußte, er wisse um die ganze Wahrheit, und daß er ihr das volle Bekenntniß ihrer Schuld abrang.

Madame Duravel und ihr Gatte Jerome hatten bald nach ihrer Verheirathung, wie wir bereits wissen, sich in sehr gewagte Spekulationen eingelassen, bei welchen das Glück allmählig so von ihnen gewichen war, daß sie in höchst peinliche Verlegenheiten und in sehr tiefe Verbindlichkeiten bei Bankiers, Wechselagenten u. s. w. geriethen. Einige Zeit hindurch gelang es Jerome, durch verschiedene Manöver bei Wucherern rc. den gegen ihn heraufziehenden Sturm zu beschwören. Allein hiedurch wuchsen seine Verbindlichkeiten nur noch höher an, und es kam endlich eine Zeit, wo er gar keine andere Rettung mehr für sich sah, als sich die Kasse des Handlungshauses anzueignen. Dieß konnte jedoch begreiflicherweise nicht ohne Claude's Zustimmung geschehen und der von jeher feige Jerome fürchtete sich jetzt mehr als je, seinem Bruder die Wahrheit zu gestehen. Die Gläubiger drangen von Tag zu Tag ungestümer auf ihr Geld. Da kam die Abenteurerin Corisande auf einen teuflischen Einfall, dem sie die Verwirklichung sogleich auf dem Fuße folgen ließ. Corisande und ihr Gatte verließen einen Tages Havre, um einen benachbarten Badeort zu besuchen, kehrten aber auf halben Wege um und heimlich nach Hause zurück: sie kannten Claude's Gewohnheiten ganz genau und richteten ihre Rückkehr so ein, daß sie ihn an jenem abgelegenen Orte im dichtesten Theile des Lustgehölzes seines Gartens überraschten. Jerome schlug hier seinen Bruder mit einer eisernen Stange nieder, dann schleppten beide Gatten den Betäubten nach einem längst nicht mehr benützten Badehause in der Nähe der Orangerie, wo sie Claude vollends erdrosselten und seine Leiche dann in dem Heizgewölbe unterhalb des Badezimmers versteckten.

Die beiden Gatten hatten jedoch wenig Genuß von diesem Verbrechen, und beide führten ein höchst elendes Leben, denn diese entmenschte Frau, die Charakterschwäche ihres Gatten kennend, war in beständiger Furcht, Jerome könnte durch Gewissensbisse zu einem plötzlichen Geständniß gedrungen werden. Aus diesem Grunde hatte sie ihn vermocht, sein Geschäft aufzugeben, Havre zu verlassen und nach Italien zu gehen, wo sie in den Bädern von Lucca ein Spielhaus etablirte. Aber auch hier ward der schwache feige Mann ihr bald zur Last. Ein Anschlag auf sein Leben durch eine Tasse vergifteter Choclade scheiterte an seinem Argwohn, führte jedoch eine Trenung herbei. Jerome ging nach Rom mit der erhaltenen Versicherung, daß Corisande ihm, der inzwischen gänzlich verarmt war, sein Stillschweigen durch Ausbezahlung eines sehr freigebigen Jahresgehaltes abkaufen wolle, wobei er insbesondere noch die Bedingung zu erfüllen hatte, nie wieder nach Frankreich zurückzukehren. Im Laufe der Zeit aber hatte Jerome eine abergläubiche Scheu und Furcht angewandelt, das Blutgeld noch länger zu beziehen, und er hatte sich bemüht, seinen Unterhalt selbst zu erschwingen. Vermöge seines Talents zur Malerei gelang es ihm auch am Ende, sich schlicht und recht, wenn auch kümmerlich zu ernähren, indem er als Porträtmaler von Stadt zu Stadt zog und gelegentlich auch Fächer und Aehnliches malte. Als freiwillige, sich selbst auferlegte Buße hatte er unter Anderm auch auf einen solchen Fächer die Ansicht jenes

Badehauses im Garten des Hotel Duravel zu Havre gemalt, dessen Bild seinem Gedächtniß mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt war und seine schlaflosen Nächte, wie seine unruhigen Träume erfüllte. Es war sein Plan gewesen, diesen Fächer gelegentlich einmal ganz unversehens seiner verhärteten Mitschuldigen vor Augen zu halten und sie dadurch zu heilsamer Reue und Buße zu erschüttern, denn er hatte in Venedig zufällig erfahren, daß sie in Paris, umgeben von allen Genüssen des Luxus und befriedigter Eitelkeit, auf das Ueppigste lebe, während er häufig mit bitterem Mangel rang. Endlich fühlte Jerome rasch seine Kräfte schwinden, und von Heimweh wie von einem gewissen Rachedurst getrieben, machte er sich auf den Heimweg nach Frankreich, ohne jedoch, wie wir gesehen haben, sein Vorhaben ganz ausführen zu können. Sein Paß und die Aufzeichnungen in dem Taschenbuche, das er einst seinem erschlagenen Bruder abgenommen, setzten die Polizei in den Stand, seinen Zweck zu vollführen und es dahin zu bringen, daß diese moderne Klytämnestra nicht mit der religiösen Buße davon kommen sollte. Sie ward vor die Geschworenen gestellt und überführt, an der Ermordung ihres Schwagers theilgenommen zu haben, obschon sie die anfänglichen Geständnisse ihrer Schuld später wieder zurückgenommen hatte. Ihr Urtheil lautete auf Todesstrafe durch das Fallbeil. Allein selbst dieser Richterspruch genügte nicht, das erbitterte Volk zu beschwichtigen, welches dieses einst so bewunderte und beneidete Weib auf dem Rückweg vom Gerichtssaale nach dem Kriminalgefängnisse zerrissen oder gesteinigt haben würde, wenn sie nicht ein zahlreiches Detachement Gendarmen geschützt hätte.

Die oberste richtliche Instanz, oder der König oder irgend sonst jemand zögerte noch, das Todesurtheil zu bestätigen, weil die Thatsache, daß die Verurtheilte, obschon intellectuelle Urheberin jenes Mordes, auch an demselben aktiven Antheil genommen habe, noch nicht genau erwiesen war. Nach den Aufzeichnungen ihres Gatten, deren Chiffern längst enträthselt waren, sollte Corisande dem Ermordeten selber die Schnur ihres Mantels um den Hals gelegt und ihn damit erdrosselt haben — eine rothseidene, mit Goldfäden reich durchwirkte Schnur. Es ward daher nach Havre der Befehl ertheilt, hierüber Näheres zu ermitteln und die Leiche auszugraben. Endlich kam die gewünschte Auskunft mit der vollsten Bestätigung der Aufzeichnungen Jerome's. Beim Aufbrechen des Steinbodens in jenem Badehause im Garten des Hotels Duravel fand man das flachgesprengte Heizgewölbe von Backsteinen darunter theilweise eingestürzt und unter dem Schutt und den Trümmern das modernde Gerippe eines Mannes, das noch die verhängnißvolle Mantelschnur um den Hals trug und an einem Ring an der Knochenhand und verschiedenen Resten von Stoffen der Kleidung als die Leiche von Claude Duravel identifizirt wurde.

Zwei Tage nach Eingang dieser Nachrichten wurde Corisande Duravel durch das Fallbeil enthauptet. — Der Mord will immer an den Tag.

Ein Schwurgerichtsfall in München.

Ein Bild schrecklicher menschlicher Verworfenheit entrollte sich am 12. — 14. Juni vor dem Münchener Geschwornengerichte. — Im Jahre 1850 hatte sich der Bauer Franz Janson, obgleich schon 47 Jahre alt, zum drittenmale verheirathet, und zwar gegen den Rath seiner Freunde mit der Schullehrerstochter Regina Haberl von Hilgertshausen, einer erst 25 jährigen leichtsinnigen Person. Die ersten Jahre der Ehe gingen ziemlich gut vorüber; die junge Frau war eine Schmeichlerin, verhehlte aber Freunden gegenüber nicht, daß sie zu ihrem Manne keine Neigung hege. Mit der Zeit wuchs ihre Abneigung und schon im Jahre 1856 fing sie mit dem Bauernknecht Augustin Huber ein förmliches Liebesverhältniß an, das Anfangs etwas geheim betrieben, bald aber schamlos zur Schau getragen wurde. Ihr Mann hatte volle Kenntniß hievon, doch er schwieg, weil er für sein Leben fürchtete, wenn er etwas sage. Im Jahre 1858 kam der Bruder des Augustin Huber, Johann, ein 19 jähriger Bursche, zu Regina Janson auf Besuch, und ward bald neben seinem Bruder der erklärte Geliebte derselben. Im Jahre 1859 kaufte sich Augustin Huber in Pischelsdorf an, und ließ seinen Bruder allein im Besitz der bisher gemeinschaftlichen Geliebten, die ihren schwachen Mann bald dahin zu bringen wußte, daß er den Johann Huber im Jahre 1860 als Knecht einstellte. Das schamlose Treiben zwischen der Bäuerin und dem Knechte nahm täglich zu. In diesem Taumel tauchte der erste Mordgedanke bei der Bäuerin auf und sie äußerte zu Joh. Huber: „wenn nur Jemand aufzutreiben wäre, der es übernähme, den Janson aus der Welt zu räumen; ich und du können es nicht thun, da auf uns der Verdacht zuerst fallen würde.“ Sie suchten beide lange vergeblich einen Mörder zu dingen, bis sie ihn endlich in dem Knechte Mich. Oberrain, dem Geliebten einer Dienstmagd der Bäuerin fanden. Auf Betreiben des ehebrecherischen Liebespaares trat Oberrain zu Johanni 1860 bei einem Bruder des Joh. Huber in Dienst und nach längerem Drängen und Unterhandeln erklärte er sich zur That bereit um den Blutpreis von 100 fl., einigen Kleidungsstücken und dem Versprechen, nach der That zur Ehelichung seiner Geliebten Ther. Sedlmaier Unterstützung zu erhalten. Zuerst versuchte Oberrain durch Zauberei und „Todtbeten“ den Bauer aus der Welt zu schaffen, jedoch natürlich vergebens. Auf's Neue drangen nun die Bäuerin und ihr Geliebter in ihn, den Bauer zu tödten, weil die Zeit nahe, wo der nun 21 jährige Johann Huber zur Conscription sollte. Am 4. September v. Js. brachte Oberrain die Nacht bis nach 12 Uhr bei Therese Sedlmaier zu, und befahl ihr, wenn sie zum Dreschen aufstehe, nicht sogleich zur Hausthüre hinauszugehen, sondern den Bauern zuerst hinausgehen zu lassen.

Als nun gegen 2 Uhr Morgens Franz Janson vor die Thüre treten wollte, erhielt er einen furchtbaren Hieb in's Gesicht, so daß er anscheinend leblos niederstürzte. Während dieser Szene stand die Bäuerin in dem Wohnzimmer und wurde in dem Augenblicke, als der Mann zur Hausthür trat, von der Magd Sedlmaier am Rocke gezupft und aufmerksam gemacht, daß jetzt der Knecht handeln werde. Der Bauer war aber nicht todt, obwohl er eine bedeutende Quetschwunde über das rechte Auge erhielt. Der ihn behandelnde Bader hielt die Verletzung zwar für verdächtig, erstattete aber dennoch keine Anzeige bei Gericht, indem er der Erzählung der Janson von einem Schlaganfalle Glauben schenkte. Während der Krankheit heuchelte das Weib die innigste Theilnahme, schüttete aber heimlicher Weise die verordneten Medizinen ganz weg oder verdünnte sie mit Wasser. Einer Vergiftung oder Erstickung des Bauern Joh. Huber widersetzte sie sich mit der Erklärung, daß ihrem Manne im Hause nichts geschehen dürfe. Franz

Janson wußte recht wohl, daß man einen Mordversuch an ihm verübt hatte; theilte er doch einem Freunde mit, er habe einen Schlag in's Gesicht erhalten, sage aber, es habe ihn der Schlag getroffen, weil er mit dem Lumpenchor nichts zu schaffen haben wolle und überhaupt durch Verkauf seines Anwesens los zu werden trachte. Die Bäuerin und ihr Geliebter drängten nun noch stärker in Oberrain, weil sie das Vereiteln ihrer Pläne durch den Verkauf des Anwesens fürchteten. Am Abende des 7. Dez. endlich erklärte Franz Janson, am andern Morgen nach Pfaffenhofen fahren zu wollen, um Hopfenstangen zu kaufen; sogleich gab die Bäuerin dem Oberrain hievon Kenntniß und sandte Nachts über und noch in aller Frühe zu verschiedenen Malen die Therese Sedlmaier zu ihm, um ihn zu dem Morde anzuspornen. Um 5 Uhr Morgens fuhr der Bauer ab; als er in die Nähe des sogenannten Grubenhofholzes kam, stürzte Oberrain mit einem dicken Prügel hervor und führte einen Hieb über dessen Gesicht. Der Getroffene schrie laut auf, erhielt aber rasch zwei neue kräftige Hiebe auf den Kopf, die ihn sofort tödteten. Der Mörder warf nun das Wägelchen so um, daß Janson darunter zu liegen kam, und eilte dann nach Hause. Zwei Stunden später wurde die Leiche gefunden: die öffentliche Meinung bezeichnete sofort die Regina Janson, ihren Geliebten und den Knecht Oberrain als die Mörder; alle drei und mit ihnen die Geliebte des Letzteren, Therese Sedlmayer, wurden verhaftet. Schon im 2. Verhöre machte Oberrain umfassende Geständnisse, die er in der öffentlichen Verhandlung wiederholte. Regina Janson und Johann Oberrain legten jedoch nur limitirte Geständnisse ab und suchten die größere Schuld sich gegenseitig zuzuwälzen. Bei Therese Sedelmayer wurde konstatirt, daß sie dem Oberrain fortwährend von der That abrieth. Von den Geschworenen für schuldig erkannt, wurde Michael Oberrain und Johann Huber wegen doppelt und Regina Janson wegen einfach qualifizirten Mordes zum Tode, Therese Sedlmayer jedoch wegen Gehilfenschaft III. Grades mit Ausschluß der eigennützigen Absicht zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Ein Theaterzettel aus Bopfingen (Würtemberg).

(Wörtlich nach dem gedruckten Theaterzettel vom 21. April 1851.)

Kennt Ihr die „Räuber" von Schiller? Gewiß, dem Namen nach. Wer sie jedoch nicht kennen sollte, dem will ich einige Worte darüber sagen: Schiller schrieb dieß Stück vor achtzig Jahren in Karlsruhe. (!) Es war damals eine Zeit, gerade wie jetzt. Man las in den Zeitungen von lauter Raub und Mord, Reisende wurden aus ihren Equipagen gerissen und beraubt, arme Wanderer geplündert, Schlösser und Klöster angezündet, der ewige Landfrieden war gebrochen, Teutschland, wie jetzt, in tausend Schwulitäten. Dieß war dem unvergeßlichen Schiller zu arg, er wollte ein warnendes Schauspiel von der Bühne herab geben, und schrieb die „Räuber". Allein die Censur sprach: der Dichter gehe zu weit, sein Stück wurde verboten, und er bei Wasser

und Brod auf dem hohen Asperg eingesperrt. (!) Der badische (!) Gesandte befreite ihn nach Jahr und Tag und die „Räuber" durften sogar in Stuttgart gegeben werden, wo Schiller noch heutzutage als Karl Moor abgebildet ist. (!)

Kommt nun, und seht das Stück; ich führe es heute auf, wie Schiller es geschrieben. Ich selbst spiele den Franz Moor, den größten schleichendsten Intriguanten, den noch die Bühne gezeigt hat. Den Karl spielt ein Urenkel (!) Schillers, Hr. Machler von Ulm, mit erschütternder Wahrheit.

Ich mach' das edle Publikum von Bopfingen auf die großen Schönheiten dieses Trauerspieles aufmerksam. Die Räuber-Scenen im Walde sind in gräßlicher Wahrheit hingestellt. Die Schloß-Scenen mit Amalia und Franz und dem alten Moor athmen verwüstetes Familienglück und heuchlerische Tücke. Die Scene, in welcher sich Franz Moor mit der Schnur von seinem Hute erhängt, spiele ich ganz nach dem Originale. Schweizer, ein Haupträuber, rettet mich, indem er durch das brennende Schloß hereinstürmt und mich abschneidet, dafür kommt Roller recte vom Galgen, mit dem Strick um den Hals, auf einem Abdeckerkarren. Eine herzzerfleischende Scene. Der Auftritt am Hungerthurm wird selbst den stärksten Nerven zu thun geben. Hermann, „mein Rabe," wird in der That von Hrn. Rabe gegeben. Den Kapuziner spielt Herr Kirchmeyer, mehr sage ich nicht. Den Räuber-Chor singen junge, angehende Dilettanten; Herr Krappler, den Ihr aus Eybler's Bierhaus, seiner schönen Baßstimme wegen, kennt, wird sich extra ein Räuberlied einlegen.

Die Decorationen sind nach den Kupferstichen von Chodowiecki gemalt; das Costüme neu, bis auf das der Räuber, denn diese gingen historisch in abgetragenen Wämsern herum. Es sind also keine Kosten gespart worden, um die Räuber nach der Natur darzustellen.

Preise der Plätze: die bisherigen. Die einzige Loge unseres Schauspielhauses ist bereits vergriffen. Der Anfang ist, wegen des Nachmittags-Kränzchens in Eybler's Bierhaus, um 8 Uhr Abends. — Man bittet die Hausschlüssel mitzunehmen. Vor 11 Uhr geht die Vorstellung heute nicht zu End.

Friedrich Wohler,
Director des Theaters in Bopfingen.

Unterschied

G. Sage mal Weseker, weeßt du den Unterschied zwischen gerösteten Zwiebak und en Jarde-Lieutenant? — W. Ne! — G. Denn will ick'n dir sajen: En geröfteter Zwiebach, der is zwee Mal in't Feuer jewesen und en Jarde-Lieutenant noch jar nich. —

Das schöne Geschlecht.

Doctor R. trat in eine Gesellschaft, in welcher ihm die durchweg häßlichen Damen auffielen. Obgleich selbst eben nicht der Schönste, wandte er sich an einen Nebenmann, der auch nicht über zuviel an Reizen zu klagen hatte und sagte ihm leise in's Ohr: „Heute sind wir das schöne Geschlecht."

Gelehrte Aufklärung.

Lieber Mann, fragte eine junge Frau ihren Gatten, als sie eben mit ihm an einer Farbenhandlung vorüberging und angekündigt las: „Hier bekommt man Wiener Weiß und Berliner Blau," Warum sagt man denn Wiener Weiß und Berliner Blau? Mein Kind, erklärte der gelehrte Gatte, indem er die Augengläser reinigte und eine Prise nahm: Wiener Weiß sagt man, weil die lustigen Wiener die Gewohnheit haben, den Leuten etwas weiß zu machen; Berliner Blau hingegen, weil die Berliner gern Jeden blau anlaufen lassen. — Es ist doch etwas Schönes um die Gelehrsamkeit.

Weiber gleichen den Metallen, sagte ein ärgerlicher Ehegatte zu seiner Frau: je rostiger sie werden, desto mehr wollen sie geputzt sein.

Trigamie. In Lautenburg hat sich der seltene Fall von Trigamie zugetragen. Ein dort ansässiger Gerber, der in einem Orte in Polen eine Frau und drei Kinder zurückgelassen hatte, vermählte sich in Lautenburg zum zweiten Male, worauf er nach Amerika reisen wollte Seine Frau weigerte sich Anfangs, ihm zu folgen, in Straßburg jedoch, wohin sie ihn begleitete, änderte sie ihren Entschluß und wollte nun nach Lautenburg zurückkehren, um dort befindliche Sachen zu holen. Unterdessen setzte aber ihr ungetreuer Herr Gatte die Reise fort und ließ sich in Graudenz eine dritte Frau, ein Mädchen aus Tarpen antrauen, mit der er wohlgemuth nach Amerika segelte.

Mehemed Ali fragte einst den österreichischen Konsul, Hrn. Laurin, in welchem Verhältniß denn die deutschen Fürsten zum Kaiser von Oesterreich und zu einander ständen? „Dieß Alles,“ antwortete Herr Laurin nicht ohne diplomatische Verlegenheit, „ist sehr schwer, Ew. Hoheit so schnell zu erklären; es besteht ein deutscher Bund, ein eigenes Verhältniß; Ew. Hoheit würden mich kaum verstehen, wenn ich dessen Zusammenhang in Folge historischer Vorgänge und Umwandlungen entwickeln wollte. — „Wohlan!“ rief Mehemed Ali, „dann bedarf ich Ihrer Erklärung nicht, denn wenn der deutsche Bund so schwer zu verstehen ist, so bin ich im Voraus überzeugt, daß er nichts taugt.

Am verwichenen Sonntag Vormittags begab sich in A. folgende lustige Geschichte: Ein Herr, der zur Schwimmschule geritten war, ersuchte einen Mann, der eben das kühlende Bad genossen haben mochte und mit Hemd und Schwimmhose bekleidet vor ihm stand, er möchte das Pferd einstweilen halten, bis auch er den Fluthen entstiegen wäre. Der Mann im Hemde entsprach bereitwillig diesem Ansinnen; hielt es aber für gut, seinen Wartposten auf dem Pferde sitzend zu versehen. Kaum hatte er sich zu diesem Behufe auf das Pferd geschwungen, als dieses mit seinem ungewohnten Reiter durchging. Beim alten Einlaß fand das Pferd es für gut, den kühnen Reiter abzusetzen und ohne ihn den Weg weiter fortzusetzen. Glücklicherweise gelang es den Leuten, welche das Kostüm des Reiters aus den Zeiten Herrmanns des Cheruskers herbeigelockt hatte, das Pferd einzufangen, und dem Reiter zuzuführen, der es dann im Laufschritt durch die staunende Menge wieder zur Schwimmschule führte. Glücklicherweise hat der Reiter wider Willen keinen Schaden gelitten.

(Heirathsschellen.) Johannes Milesius schreibt von den Hochzeitgebräuchen der wendischen Völker, insonderheit der preußischen Wenden und ihrer Nachbarn der Litbauer, also: „Mannbare Töchter trugen kleine Glöcklein oder Schellen an ihren Gürteln; das war ein Zeichen, daß sie heirathen wollten.“ Heutigen Tags würde zu viel Geklingel werden, thut auch weiter keine Schelle nöthig, das Glöcklein der Kehle klingelt genug, und man sieht von selber, was die Glocke geschlagen hat.

Ein kurhessischer Landrath in M....... äußerte neulich bei Bearbeitung der Wahlmänner zu Gunsten eines Regierungscandidaten: „Wenn Ihr den ..... nicht wählt, dann muß ja unser allergnädigster Kurfürst abdanken.“ Die Wähler haben aber trotzdem den also Empfohlenen nicht gewählt, sondern einen entschiedenen Oppositionsmann. Was wird nun geschehen? (Da wird wohl — der Landrath abdanken müssen!)

Die Zahnärzte in Deutschland sollen über Mangel an Verdienste klagen, weil es jetzt so viele Ausreißer gibt.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 26. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. Juni 1861.

Der Virtuose.

Novelle von L. Mühlbach.

1.

In einem reich decorirten eleganten Gartensalon saß der Commerzienrath Baller, in behaglicher Ruhe ein Pfeifchen dampfend, vor dem Frühstückstisch, auf dem die Theemaschine ihr geheimnißvolles und inhaltreiches Sumsen und Zischen vernehmen ließ. Während der alte Herr mit gutmüthigem Lächeln diesen liebgewordenen Tönen lauschte, und manche längst verrauschte Stunde dabei mit leisem Geistergruß an ihm vorüberzog, war Aurelia, des Commerzienraths Tochter, dem Vater gegenübersitzend, bemüht, aus dem vor ihr aufgeschlagenen Zeitungsblatt irgend eine mittheilbare Neuigkeit aufzufinden. Aber die Zeitung mußte heute nicht inhaltsvoll sein, denn eine geraume Zeit schon war vergangen, ohne daß Aurelia ihrem Vater irgend etwas vorgelesen, und nur das Klingen und Singen der Theemaschine unterbrach die tiefe Stille umher. Jetzt aber zuckte Aurelia plötzlich zusammen, eine dunkle Röthe überzog einen Moment ihre Wangen, um dann einer tiefen Blässe zu weichen, und ihre dunklen Augen leuchtenden Blicks von dem Blatte erhebend, rief sie mit freudigem Ton: Er kommt! O, er kommt! Hier steht es! Ja es ist möglich, daß er schon hier ist!

Wer denn, mein Kind? fragte der Commerzienrath, halb mürrisch über die Gluth der Tochter, die ihn in seinen Erinnerungsträumen gestört.

Der berühmte Virtuose Tausendfinger, mein Vater, erwiederte Aurelia eifrig, und mit ihren schlanken weißen Fingern eine Stelle des Zeitungsblattes bezeichnend fuhr sie fort: hier steht es geschrieben! Er kommt, um hier heute Abend ein großes Concert zu geben! O, das ist herrlich! Vortrefflich!

Ja es ist mir auch willkommen, sagte der Commerzienrath, bemüht durch seine Ruhe die Aufregung seiner Tochter zu dämpfen. Es ist, so viel ich weiß, der Virtuose der unsere Stadt besucht, — ein erfreuliches Zeichen, daß sie aufgehört hat zu den unbekannten Provinzialstädten gerechnet zu werden. Und das Alles, fuhr er fort, seine Pfeife mit behaglicher Ruhe auf's Neue stopfend, während Aurelia wieder in die Zeitung schaute, und wieder und immer wieder die Con=

certanzeige überlas, ja, das Alles verdanken wir der neuen Zeit, die Alles verändert, Alles näher an einander rückt mit ihren Locomotiven und ihrem Dampf. Wie sich die Zeiten ändern! Vor zwanzig Jahren war Dampf durchaus nichts Respectirliches, und wenn man einen Schwindelkopf bezeichnen wollte, so sagte man: ach Gott! der ist ein rechter Hans Dampf! Jetzt aber spricht man mit Verehrung vom Dampf und den Hans Dampf von früherher nennt man heut zu Tage lion! Und wieder um zehn Jahre, wie wird es da sein? fragte er halblaut sich selber, und hielt den brennenden Fidibus an seine Pfeife, ja, wie wird es da seyn? — da wird vielleicht die Luft den Dampf vertrieben haben, da fährt man vielleicht mit Luftlocomotiven und Luftschiffen, und wenn ein verliebtes Mädchen seufzt, so mag ihr Seufzer schon vielleicht genügen, sie von Berlin nach Petersburg zu schnellen.

Also, fragte er dann, sich wieder an seine Tochter wendend, der berühmte Virtuose ist da?

Aurelia hatte von ihres Vaters langer Rede nichts als den Schluß gehört, und erwiederte freudig: ja, er ist da und ich heiße ihn mit Entzücken willkommen!

Der Commerzienrath schüttelte halb unwillig den Kopf und sagte verdrießlich: ich begreife Dich nicht, Aurelia. Du, sonst in allen Dingen so verständig, mit diesem unvernünftigen Enthusiasmus für solches umherziehende Künstlervolk!

Wie, mein Vater, rief Aurelia erglühend, so sprichst Du von den Männern, die ganz Deutschland, ja ganz Europa verehrt und preist?

Gott sei's geklagt, brummte der Alte, daß die ganze Welt solchen Marionetten huldigt! Es sind nichts als Eintagsfliegen, weiter nichts! Mein Kind, fuhr er mit liebevollem Tone fort, mehr denn fünfzig Jahre sind an meinem Haupte vorübergezogen, und haben manche Lehre und Erfahrung in meinem Hirn zurückgelassen. Die wichtigste davon war diese, daß, so wie Einzelne, so auch ganze Völker stets etwas haben müssen, für das sie sich enthusiasmiren können, und wenn es an großen Dingen fehlt, nehmen sie dazu die kleinen. Zur Zeit der Kriege, da war es eine Begeisterung, da pries man nichts als die Freiheit, wollte nichts lieben, als diese, und kümmerte sich wenig um Virtuosen oder Künstler, und diese tauchten erst empor, als die andere Begeisterung längst zu Grabe getragen war.

Aber man kannte zu jener Zeit noch solche Meister nicht, wie jetzt, sagte Aurelia lebhaft.

Ja, ja, murrte der Alte, jede Zeit hat ihre besondere Krankheit; unsere leidet am Virtuosenfieber!

Gegen Fieber hilft China, rief Aurelia spöttisch.

Und mancher Staat wendet jetzt auch schon mit Glück chinesische Mittel an, sagte der Alte. Ich wollte, ich könnte Dir auch ein Pülverchen davon geben, denn diese Deine Virtuosensucht hat Dich bereits um einen edlen Gatten, mich um einen Schwiegersohn gebracht.

Aurelia war aufgestanden, und sagte jetzt mit fliegendem Athem: mein Vater, nicht davon, lassen Sie uns nicht davon sprechen! Was vergangen ist, mag auch vergessen sein! Wecken Sie nicht Erinnerungen in mir, die, ach nur zu mühsam von mir bekämpft worden sind! Ich kann, was ich gethan, nicht zurücknehmen. Lassen wir es also vergessen sein!

Ja, wenn es noch wenigstens Dich gebessert hätte, murrte ihr Vater, aber auch das nicht! Dasselbe, was Du Aarfeld sagtest, hast Du seitdem allen Deinen Verehrern wiederholt: entweder einen Virtuosen, oder Keinen!

Wenn ich dem Edelsten der Männer solche Antwort gab, sagte Aurelia stolz, was sollte

ich dann den Anderen Besseres sagen, den Anderen, die nicht um mein Herz, die nur um mein Geld warben?

Ihre Stirne hatte sich verdüstert, während sie so sprach, und ein wehmüthiger Zug legte sich, einer leisen Klage gleich, um ihre Lippen, sie verwischte ihn aber schnell, und sagte heiter: nun bleibt es dabei, kein Anderer als ein Virtuose erhält meine Hand!

Meinetwegen, sagte ihr Vater verdrießlich, und stand auf, um hinunterzugehen in den Garten, seine blühenden Rosen zu betrachten.

Aurelia blieb im Salon zurück, und nachdem sie halb instinktmäßig umher geschaut, und sich überzeugt hatte, daß sie allein sei, sank sie nachläßig in ihren Sessel zurück und gab sich rückhaltslos ihren trüben und schwermüthigen Gedanken hin... Lebhafter als je standen die Bilder der Vergangenheit vor ihrer Seele, und riefen längst verrauschte Tage in ihr Gedächtniß zurück. Aurelia seufzte tief, und ihren bebenden Lippen entfuhr ein Name, aber so leise und schüchtern, als fürchte sie ihn selbst der Luft anzuvertrauen. Dann stand sie auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, als ein lautes Klopfen an der Thür ertönte und gleich darauf diese sich öffnete.

Ach, Herr Wunder! sagte Aurelia freundlich, und der Angeredete schlüpfte mit vielen Verbeugungen herein. Es war ein kleiner beweglicher Mann mit stechenden schwarzen Augen, und einem eignen, halb ironischen, halb grausamen Zug um die Lippen, der seltsam contrastirte gegen die stets heitern und lustigen Worte. die aus denselben hervorsprudelten.

Entzückt, mein Fräulein, rief er, Aureliens Hand an seine Lippen ziehend, ganz entzückt, Sie wohl zu sehen! Danke ihnen, daß Sie mich so freundlich willkommen heißen, habe eine große Bitte an Sie.

Sie wissen daß ich Ihnen gern nützlich sein mag, sagte Aurelia mit gütigem Lächeln.

Ja ich weiß, erwiederte Herr Wunder, weiß, daß Fräulein Aurelia das mächtigste Mädchen der ganzen Stadt ist, weil sie die klügste und schönste ist, und ihr Vater der reichste Mann. Ich weiß, daß Sie die edle Musika verehren und lieben, und darum gerade komme ich zu Ihnen.

Ah, sagte Aurelia, gewiß wünschen Sie, daß Ihr Sohn, das merkwürdige Wunderkind, in dem Concert des Virtuosen heute Abend spiele, nicht wahr?

Getroffen, sagte Herr Wunder fröhlich, und da wollte ich Sie, Allvermögende, um Ihre gütige Fürsprache bitten. Gewiß wird der Herr Tausendfinger doch den Honoratoren der Stadt Visite machen, also bei Ihnen anfangen, und da wird es Ihnen leicht werden, sich für mich zu verwenden. Wenn ich noch etwas verdienen will mit meinem Sohne, so muß es jetzt sein, denn er fängt schon an in die Höhe zu schießen, daß bald keiner mehr glauben wird, er sei ein Kind.

Es ist eigen sagte Aurelia, daß Ihre beiden Kinder so früh schon so Außerordentliches in der Musik geleistet.

Eigen fragte Herr Wunder mit einem seltsamen Ausdruck seiner kleinen Augen. Nun ich meine, es hat auch Mühe genug gekostet, sie dahin zu bringen, denn, die Wahrheit zu sagen, meine Kinder hatten wenig, oder gar kein Talent zur Musik.

Wie fingen Sie es aber an, fragte Aurelia fast ängstlich, sie so früh zu Künstlern zu erziehen?

Darf ich Ihnen das ausführlich erzählen? fragte der Mann.

Aurelia nickte bejahend, und Herr Wunder sagte: sehen Sie, Gnädigste, ich war früher Organist hier, und es ging uns gut. Meine Tochter war fünf Jahre alt, mein Sohn zwei,

meine Frau todt, als ich meines Amtes entsetzt wurde, weil, — nun weil ich zu oft durstig gewesen war. Jetzt ging es uns schlecht! Kindergeheul, Magenkneifen vor Hunger, Durst ohne Löschung! Erbärmliche Zeit! Ich schicke Sophien zum Kaufmann, uns einen Häring zu holen; sie bringt ihn eingeschlagen in ein Stück Papier. Diese Papiere waren damals meine einzige Lectüre, und diesmal war's interessant genug, denn es war ein Stück Zeitung, und enthielt die Geschichte eines fünfjährigen Knaben, der die Welt alarmirte durch seine Klugheit und seine Kenntnisse. Kaum ein Vierteljahr alt, hatte er schon die gelehrtesten Bücher gelesen, und als er drei Jahre war, sprach er alle Sprachen, wie ein deutscher Professor. Als er fünf Jahre alt war, machte er Kunstreisen, besuchte alle Universitäten und unterhielt sich mit den Professoren in allen Sprachen. Niemand begleitete ihn, als seine Amme, denn er nahm keine andere Nahrung zu sich, dieser gelehrte Säugling, als von seiner Amme Brust, und wenn er mit den Herren sprach, so mußte seine Amme immer hinter ihm stehen; von Zeit zu Zeit drehte er sich dann nach ihr um, und sagte feierlich: Amme mich dürstet! Sie tränkte ihn, und wenn er satt war, sprach er weiter. Als ich dies gelesen, fuhr Herr Wunder in komischem Pathos fort, da war's als riefe eine Stimme in mir: erziehe deine heulenden Bälge dort zu Wunderkindern. Ich sprang auf, gab Sophien in der Freude meines Herzens eine Ohrfeige, trug sie an's Spinett und legte ihre Hände auf die Tasten. Von nun an ward alle Tage sechs Stunden geübt. Da half kein Schreien, kein Bitten; sie mußte spielen! Spielte sie schlecht, gab es Schläge, nichts zu essen! Nach drei Jahren war das Wunderkind fertig!

Entsetzlich! rief Aurelia erbleichend, und sich mit kälterm Ton als zuvor an Herrn Wunder wendend, sagte sie: ich muß Sie bitten, mich zu verlassen, da ich einige nothwendige Briefe zu schreiben habe, verspreche Ihnen aber, mich für ihren Sohn bei dem berühmten Virtuosen zu verwenden.

Wunder küßte mit dankbaren Exclamationen der Dame die Hand und entfernte sich eiligst.

Aurelia aber bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und ächzte laut. Wäre es wahr, rief sie dann mit schneidendem Schmerzenston, dennoch wahr, daß ich mich getäuscht! Wäre diese Meisterschaft, die ich so oft bewundernd, der ich in thörichtem Wahn mein Glück geopfert, dennoch nichts als das dürftige Resultat mühevollen Fleißes und angestrengter Uebung! Nicht Seele, nicht Genie? Ein Künstler würde nicht geboren, er könnte auch erzogen werden? — Nein, nein, fuhr sie fort, und richtete sich stolz empor, ich will es nicht glauben! Diesen Trost mindestens muß ich mir bewahren, daß ich mich nicht getäuscht! Diesen Trost, um nicht zu unterliegen!

Sie weinte aber, als sie so sprach, und während die Thränen langsam die Wangen hinabrollten, flüsterten ihre Lippen leise und sehnsuchtsvoll den Namen: Aarfeld!

2.

Das Gerücht von der Ankunft des berühmten Virtuosen hatte sich schnell durch die ganze Stadt verbreitet, und je seltener ein Künstler in der abgelegenen Provinzialstadt gesehen worden, um so mehr mußte jetzt die Anwesenheit eines solchen Aufsehen erregen. Man eilte, sich frühzeitig mit Billets zum Concert zu versehen, die Damen waren beschäftigt, ihre Toilette zu diesem seltenen Kunstgenuß zu ordnen, die jungen Herren eilten, dem Künstler selbst ihre Aufwartung zu machen. Selbst einige Kammerjunker und Barone hatten es nicht verschmäht, den großen Virtuosen aufzusuchen, und während sie im Vorzimmer warteten, unterhielten sie sich mit vornehmer Geringschätzung über „solche Personen“, die jetzt die Welt enflammirten.

Wahrhaftig, sagte Herr von Laufhain, gehörte es nicht gerade zum bon ton, diese Plebejer als zur Gesellschaft gehörig zu betrachten, und mit ihnen zu verkehren, als wären sie unsers Gleichen, so würde ich gewiß nicht hier sein!

Und ich auch nicht! rief der Kammerjunker Jagdfeldt. Aber die Mode, die Mode, das ist unsere Tyrannin!

Und unsere Geliebte, lächelte der Journalist Goldfeder; wir verlassen die Eine, um der Andern zu huldigen! Aber still, unterbrach er sich selbst, die Thür geht auf!

Alle verstummten und richteten ihre Blicke auf die sich öffnende Seitenthür, aus welcher so eben zwei Herren hereintraten. Der eine, ein langer blasser Mann, mit leeren geistlosen Zügen, ward von seinem Begleiter als „der berühmte Virtuose Tausendfinger" vorgestellt, und die Herren umringten ihn, um in den respectvollsten Ausdrücken ihre Freude darüber an den Tag zu legen, den großen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Schweigend und nur mit einem leisen Neigen des Kopfes alle diese Schmeicheleien erwiedernd, setzte sich der Virtuose in den Divan und starrte aus glanzlosen Augen vor sich hin.

Sein Begleiter Dorval aber sagte mit vornehm herablassendem Ton: ich begreife Ihre Sehnsucht nach dem berühmten Virtuosen vollkommen! Wo wäre Jemand, der diese nicht hätte! Wen verlangte es nicht, den größen Mann seiner Zeit einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Ueberall wo er erscheint, macht er die größte Sensation! Wir kommen, wie Sie wissen, aus der Residenz! Dort verliebte sich eine reiche russische Fürstin so sehr in ihn, daß sie ihm ihre Hand anbieten ließ! Er lehnte sie aber natürlich ab! Was können Virtuosen Rang und Titel bedeuten! Sein Name genügt um ihm alle Pforten zu öffnen! Ja mit dem einzigen Namen Tausendfinger habe ich die Pforten der Paläste aufspringen, habe Fürsten und Könige von ihrem Sitz sich erheben sehen, um den größten Mann seiner Zeit zu begrüßen! O, was soll einem solchen berühmten Manne ein Fürstentitel!

Ja, was sollte ihm ein Fürstentitel, sagte der Chorus seiner Bewunderer.

Kein Dichter, kein Gelehrter, rief der Jouralist feurig, kann sich jemals eines solchen eminenten Erfolges rühmen!

Was sind auch Dichter, Geleherte gegen einen Virtuosen, sagte Dorval verächtlich. Was ist für ein Verdienst dabei, Dichter zu sein! Wie kann man einen solchen erheben und für das was er sich nicht gegeben, was ihm geworden, ohne sein Verdienst! Einen Dichter schafft, die Natur, der Zufall, das Ungefähr, und aus ihm heraus ertönt, was Gott, nicht ertönt, in sich hineingelegt. Und nun gar ein Gelehrter! Diese langweiligen Ungeheuer vollgepfropft von grichischen und lateinischen Floskeln, denen die Kunst nicht halb so viel werth ist, als die vermoderten Schriftsteller des Alterthums, und mehr entzückt sind über irgend eine dumme, inhaltlose, von ihnen aber entzifferte Inschrift, als von des größten Virtuosen geistdurchdrungenem lebensvollem Spiel!

(Fortsetzung folgt.)

Der Mord der rheinischen Missionäre auf Borneo.

Am 7. und 10. Mai 1859 wurden von den Dajakken auf Borneo die Missionäre der rheinischen Mission: Ferd. Rott, Ernst Hofmeister nebst Gattin, Fritz Wigand nebst Gattin, Wilhelm Kind nebst Gattin getödtet. Rott's Frau allein, die bereits mit ihrem, von einem vergifteten Pfeile in der Brust tödtlich verwundeten Gatten nach entschwundener letzter Hoffnung auf Rettung sich in den Strom geworfen hatte, wurde wunderbar mit zweien ihrer Kinder gerettet und befindet sich wieder im deutschen und bayerischem Vaterlande. Es ist jetzt eben ein näherer Bericht über jene Katastrophe erschienen, der wohl auch im weiteren Kreise Theilnahme finden wird. Ein Verwandter Rott's, Konrektor Otto Brauns, hat auf Grund der Mittheilungen von Rott's Lehrer, dem bekannten Missions-Inspektor Wallmann zu Berlin, ferner der durch die Güte unseres Landsmannes, des Missionsinspektors Dr. Fabri in Barmen, ihm zugestellte Berichte und Briefe Rott's selbst und der Aufzeichnungen von dessen Gattin „das Leben, Wirken und Ende des Ferdinand Rott" (Hermannsburg, Missionsdruckerei 1861) zum Besten der Wittwe und ihrer Kinder herausgegeben. Der Preis ist sehr niedrig, nur zu 8 Sgr. gestellt. Wir lassen Einiges aus dem Berichte des Büchleins über die Katastrophe hier folgen. Die Nacht auf den 7. Mai (der Vorabend von Rott's 35. Geburtstag) war, bekannt mit der Gefahr in der wir alle waren, in schweren Aengsten durchwacht. Es war Morgens geworden, die ausgestellten Wächter waren in ihre Häuser zurückgekehrt, auch die Bedrohten und Geängsteten hatten sich etwas zur Ruhe begeben: da erhebt das Kindermädchen der Rott, eben während sie der kleinen Lina auf der Hintergallerie des Hauses den Reisbrei gibt, den Ruf: Da kommen die Leute, welche die Tuans (Missionäre) ermorden wollen. Mutter Rott hört den Schrei zuerst, bringt ihn ihrem Gatten, eilt nach ihren Kindern, insbesonders nach dem Töchterlein im Arme des Kindermädchens draußen, sieht aber dieses schon mit dem Kinde weit entfernt im Laufe nach dem Walde. Sie kommt zu den Freunden im Hause zurück, und beschäftigt wie sie nun mit ihren Kindern ist, wird sie nicht gewahr, wie Rott, der mit den andern Gefährten zur Abwehr vor das Haus auf die Vordergalerie hinausgetreten war, zurückkehrte und alsbald nach seinem Eintritt auf einem Stuhl niedersinkt. „Marie", ruft Wigand's Frau ihr zu, „Marie, sieh doch deinen Mann!" Er war von einer vergifteten Lanze tief in der Brust verwundet und in eine starke Ohnmacht gesunken. Sie wäscht schnell dem Gatten die Wunde aus, legt etwas Arnica darauf und verbindet sie mit ihrem Handschuh. Beim Erwachen aus seiner Ohnmacht ruft Rott: „Jetzt muß ich hinaus zu den Brüdern, es müssen die Leute sehen und wissen, daß ich noch lebe" — und die Mutter verläßt die Kinder um mit dem todtbleichen Gatten an die Stelle der größten Gefahr, vor die Galerie des Hauses zu treten. Ein dichter Nebel benimmt die fernere Aussicht, doch sieht man eine große Menge mit Spießen, Pfeilen und Blasröhren das Haus in einiger Entfernung umstehen, welche von den beiden bis jetzt noch nicht verwundeten Brüdern Kind und Wigand in beweglich bittenden und ernsten Worten zur Abwehr angesprochen wird. Kind aber hatte die rettungslose Lage vollkommen erkannt und beim Heraustreten der Mutter an der Seite ihres Gatten es kund gegeben: „Unsere Prauen (kleinen Fahrzeuge) sind weg, es ist keine Rettung; laßt uns auf den Tod gefaßt sein!" Mutter Rott ließ nun den Gatten, an einen Pfeiler gelehnt, um den andern Frauen mit den Kindern im Hause ihre schreckliche Lage mitzutheilen. Der Entschluß der Frauen ist gefaßt: „wir wollen nun zu unsern Männern gehen und mit ihnen zusammen bleiben." Als sie heraustraten, war Alles noch in der alten Stellung; aber Rott ist

dem Zusammensinken nahe. Ihn hält seine Gattin, und die Kinder umklammern beide. Da leuchtet noch einmal ein schwacher Hoffnungsstrahl. Mahnworte der Brüder an die Mörder, daß sie doch die Rache des unschuldig vergoss'nen Blutes ihrer Lehrer und Wohlthäter scheuen, sich mit deren Gut und Habe zufrieden geben und sie ruhig abziehen lassen sollten, hatten — so schien's — einen Eindruck gemacht „Geht denn", war ihre Antwort, „wir werden ein Prau bringen;" und einige gingen an den Fluß, die dort stehenden Prauen zu lösen, während die Andern aufhörten auf mit Pfeilen auf sie zu schießen. „Wir verließen dann unser Haus und gingen," erzählt Frau Rott, „zu beiden von den Brüdern Kind und Wigand geschützt, Rott auf mich gelehnt, zur Anfurth am Fluß. Nun war der Trug offenbar. Ein Theil Volkes hatte, sich auf's Haus zur Plünderung geworfen, die Uebrigen umstellten uns am Ufer in geringer Entfernung, eine Rettungsprau war nicht vorhanden, und Pfeile, Erdklötze und Holzstücke fielen dicht wie Regen auf uns nieder. Rott lag in meinen Armen, mein Kind Hans stand an meiner Seite, mit meiner Marie betete Schwester Kind, und ihr Gatte stand schützend zur Seite vor uns; Schwester Wigand saß mit ihrem 6 Wochen alten Kinde nieder, und vor beiden stand ihr Mann.

Wir waren zum Tode gefaßt und bangten nur vor Einem, daß man uns die Männer tödten und uns entweder zu Tode peinigen, oder zu etwas noch Schrecklicherem bewahren würde. Deßhalb riefen wir uns den Entschluß zu: „Wenn sie es merken, daß wir uns nicht mehr wehren können — denn die Brüder hatten keinen Schießbedarf mehr — und auf uns loskommen, so wollen wir uns in den Fluß werfen, damit wir mit unsern Männern sterben." Mein Mann hatte nun den Brand in seiner Wunde und heißen Durst, und ich kühlte mit Wasser, im Schuh geschöpft, seine brennende Hitze; Bruder Kind hatte einen Pfeil gerade in die Brust erhalten; er wie Bruder Wigand hatten nichts mehr in den Gewehren. Man stürmte auf uns ein. Wir alle umarmten uns, mein lieber Mann mit dem Seufzer: „Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist! Schwester Kind mit Maria auf dem Arme — so warfen wir uns in den Fluß. Ich sah noch, wie sie mit Lanzen auf uns loskamen. Auf einmal fühlte ich, wie mein lieber Rott aus meinen Armen entschwand; auch mein Hans war mir genommen; es deckte alle ein Grab. Jedoch dauert es nicht lange, da fühlte ich mich mit kräftiger Hand gefaßt und herausgezogen. Man setzte mich in eine Prau, und als ich mich im stummen Schmerze umsah, sah ich, daß man meinen Hans dahin trug. Dringend bat ich: Laßt mich und mein Kind mit den Andern sterben und bei meinem Gotte sein; man antwortete mir: Du sollst nicht sterben, und damit Du Dich tröstest, haben wir Dir auch Dein Kind gelassen. Auch das entflohene Kindsmädchen hatte Lina, das andere Kind, zurückgebracht. Frau Rott war mit ihren Kindern allein gerettet, jetzt freilich nur für etwas Härteres, als der gemeinsame Tod in den Fluthen gewesen wäre; aber nach drei finstern Nächten und drei bangen Tagen wurde sie durch die Dazwischenkunft eines Kriegsdampfers gerettet. Wir wollen nicht weiter exzerpiren, sondern verweisen den fühlenden Leser auf das Büchlein selbst. Es kann ja der schwer geprüften Wittwe und ihren Waisen, mit welcher auch die Dajakkenfrauen Mitleid empfanden, im Kreise der christlichen Frauen die Theilnahme nicht fehlen.

Zur Gedächtnißfeier
an
Johannes Guttenberg
am Johannistage 1861.

Es rühmt die Welt die Meister,
Die Großes je gethan
Die in dem Reich der Geister
Gebrochen sich die Bahn:
Du, deutsches Volk, vor allen
Hast eine reiche Wahl
In Deines Ruhmes Hallen,
In Deiner Geister Zahl!

Dir, deutsches Volk, vor allen
Brach Einer kühn den Pfad,
Die Fesseln sind gefallen,
In Halmen steht die Saat;
Von allen Deinen Söhnen
Vergiß den Einen nicht
Mit jenem Kranz zu krönen,
Den nur die Nachwelt flicht.

Denn alle Deine Weisen
Und Deiner Dichter Schaar —
Wie sollten wir sie preisen,
Wenn nicht ein kühner Aar
Sie mit zum Sonnenlande
Auf seinem Fittig trug,
Der Geisteknechtschaft Bande
Mit festem Sinn zerschlug?

War auch des Geistes Walten
Schon segnend vor ihm da,
So treten doch die Alten
Durch seine Kunst uns nah;
Der Grund, auf den wir bauen,
Er hat ihn uns gelegt,
Die Früchte, die wir schauen,
Sein Geist hat sie gepflegt.

Und was wir auch errungen
Zum Nutzen uns und Heil
Und was uns auch gelungen,
Daran hat er sein Theil:
Der Ruhm von allen Thaten,
Die Ehre jedes Werk's —
Die Ernte geist'ger Saaten
Sind Früchte **Guttenberg's!**

Zu ehren Dein Gedächtniß
Ist Deiner Jünger Bund —
Zu wahren Dein Vermächtniß —
Vereint zu dieser Stund;
Dank für Dein mächtig Schaffen —
Des deutschen Geistes Zier,
Die unbesiegten Waffen
Johannes, dankt er Dir! —

J. Priem.

Das Schinkenglöcklein.

Merkur ist durch und durch perfid! Eben hat er seiner Treulosigkeit wieder ein neues Opfer dargebracht — den armen Chaudeurdy, der mit dem Gesichte eines Märtyrers vor den Schranken des Pariser Zuchtpolizeigerichts nicht begreift, wie man wegen eines Stückchens so viel Aufhebens machen kann. Er wollte ein „winzig Stücklein" Schinken nehmen, und wie er es berührt, da — hub der Schinken zu läuten an, wie das Glöcklein von Juisfer! Ja er wollte es nur „nehmen", um es anzuschauen, oder noch eigentlicher, er hat es nur gestreift mit seinem Fuß oder seiner Mütze — es war nur ganz ein merkwürdiges Pech und der Schinken war verzaubert! Der Zeuge „Monsieur Beaufils", Weinhändler, erzählt das Faktum jedoch anders und klärt uns über das Mysterium des läutenden Schinkens auf. Er sagt: Es mochte 10 Uhr Morgens sein, als sich der Herr Angeklagte in meiner Weinstube befand und ein Gläschen leerte. Ich war hinausgegangen, als ich plötzlich das „Schinkenglöcklein" klingeln hörte Präs: Was für ein Glöckchen? — Zeuge (lachend); Ah das ist so: In meiner Weinstube hängen nämlich immer einige Schinken, Würste 2c. an einer Schnur. Da es mir schon öfters vorkam, daß mir davon, während ich im andern Zimmer war, etwas gestohlen wurde, so habe ich an die Schnur ein Glöckchen befestigt. Dieses nun hört' ich läuten und sagte gleich: „Horch, mein Schinken ruft um Hilfe" — und da fand ich diesen Herrn. Präs. (zum Angeklagten): Nun was sagen Sie dazu? — A.: Es war ja nur ein ganz kleines Stückchen. — Z.: Doch noch eine Hälfte. — A.: Ja aber die Hälfte von einem ganz winzig kleinen Stückchen kaum der Rede werth! Der Gerichtshof fand es aber doch einer sechsmonatlichen Haft werth.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 27. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. Juli 1861.

Der Virtuose.

Novelle von L. Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Es ist ein Frevel an der Kunst, sagte der Journalist empört.

Solche Barbaren sind kaum Menschen zu nennen! rief Herr von Laufhain heftig und ein Chorus von Stimmen ertönte: entsetzlich! fürchterlich!

Dorval aber fuhr in seiner enthusiastischen Lobrede fort: betrachten Sie dagegen einen Virtuosen, welch' ein Unterschied! In ihm vereint sich Alles, um ihn zu des Jahrhunderts größten Mann zu machen! Die Natur senkte in ihm den Geist der Kunst, des Menschen Wille war der Gärtner, der diesen Senker pflegte und ihn trieb, bis er zu einem Baum des Wissens und der Kraft empor geschossen, und so vereinigt er in sich den Dichter und Gelehrten zur schönsten Harmonie. Seine Finger sind ihm dienstbeflissene Geister, und was dem Virtuosen in Herz und Kopf lebt und webt, verkünden sie laut mit bewältigender Macht!

Abermals zollten Alle dem Sprecher Beifall. Dorval aber zeigte, plötzlich verstummend, verstohlen auf den Virtuosen hin, der, bis dahin bewegungslos, jetzt plötzlich begann, seine Finger zu rühren und seine Hände über den Tisch, hinfahren ließ, als sitze er am Clavier und entlocke den Tasten die rascheften und glänzendsten Läufe. Während er jetzt mit beiden Händen die Bewegung der Triller machte, flüsterte Dorval leise: sehen Sie ihn an, meine Herrn! Der Geist kommt über ihn! Die Psyche der Musik breitet ihre Schwingen über ihn aus! Vor seinen Ohren erklingt Musik! Er glaubt die Tasten zu berühren! Der Genius drängt ihn! Erlauben Sie, daß ich ihn zu seinem Instrument führe!

Leise faßte er des Virtuosen Hand, der willenlos ihm folgend, sich von Dorval in das anstoßende Gemach führen ließ, und die rauschende Musik, die sogleich von dorther ertönte, sagte den entzückten Lauschern, daß der Virtuose nun dem mächtigen Drängen seines Geistes Genüge thue. —

Dorval aber, wieder zu den Herren zurückkehrend, bat diese, seinem Freunde zu verzeihen, daß er sie nicht bemerkt. Ein Künstler sähe selten, was um sich vorgehe, und wüßte in steter Selbst-



beschauung nichts von der Außenwelt. Dann sprach er seine Hoffnung aus, die Herren heute Abend in dem vom Virtuosen veranstalteten Concerte zu sehen. Sie äußerten sich unbestimmt zweifelnd, als aber Dorval Jedem ein Freibillet hingereicht, zeigten sie sich freudig entschlossen hinzugehen; nur der Journalist Goldfelder schwur sich mit heimlichen Flüchen, den Virtuosen in seinem morgigen Zeitungsartikel herunterzureißen, da er nichts bekommen als ein einziges Freibillet.

Kaum waren die Herren gegangen, Dorval allein, als er in ein lautes, fröhliches Lachen ausbrach, und die breite, schwarze Binde, die bis dahin sein linkes Auge und die Wange bedeckte, sammt der rothhaarigen Perrücke abreißend, sich nun als einen schönen, jungen Mann darstellte, während er bis dahin das Bild der Häßlichkeit gewesen.

Geht nur hin, betrogene Thoren, sagte er lachend, geht und verkündet der Stadt des großen Virtuosen Ruhm! Ha meine List ist also gelungen, und meine Rache! — Seine Züge, vorher so heiter, nahmen einen ernsten, triumphirenden Ausdruck an, als er sagte: und sie, auch sie wird von dem allgemeinen Rausch ergriffen werden! Ha, und wenn sie ihn liebt den Virtuosen, wenn sie sich ihm ganz zu eigen gibt, dann will ich vor sie hintreten und ihr sagen, wer —

Aber still, unterbrach er sich selber, auch die Wände haben Ohren, und Niemand darf mein Geheimniß kennen! Er nahm Perrücke und Binde wieder vom Boden auf, und sich am Spiegel sorgsam damit verhüllend, sagte er leise: Niemand wird mich erkennen! Niemand! Und jetzt zu ihr, als des Virtuosen Bote! Schöne Worte will ich ihr sagen, als sein Dolmetscher will ich sie für ihn begeistern, für ihn entzücken! Fort zu ihr!

Hastig griff er nach seinem Hut und stürmte hinab auf die Straße.

3.

Bleich und matt lehnte sich Ernst Wunder auf den Arm seiner Schwester Sophie. Er fühlte sich ungewöhnlich erschöpft und angegriffen, und hatte kaum Kraft zum Athmen. Selbst ein Spaziergang in die frische Luft hatte ihm nicht mehr wohlgethan, sondern ihm seine große Erschöpfung nur noch fühlbarer gemacht.

Es war etwas Rührendes und Herzergreifendes in den Zügen des armen Knaben, die neben dem Ausdruck von Kindlichkeit so viel Schmerz und Resignation reiferer Jahre zeigten, so viel Weisheit der Erfahrung neben so viel Unschuld der Jugend.

Auch Sophie seine Schwester trug in ihren sanften bescheidenen Zügen den Ausdruck schmerzlicher Resignation und jenes Friedens, der nicht Ergebniß des Naturells, sondern den die Seele mit manchem Thränenstrom und mancher bittern Pein erst erkämpft hat. Ihre eigenen Schmerzen kümmern sie wenig; wenn aber ihre tiefblauen, dunklen Augen sich auf ihren Bruder hefteten, sprach daraus ein fast verzweiflungsvoller Kummer, und ihre Züge durchzog es wie ein Kampf. Sie mußten dann ihr Gesicht abwenden, um ihren Bruder diese Qualen nicht ahnen zu lassen, und wenn sie ihr holdes Gesicht ihm zuwandte, war es friedlich und sanft, wie immer.

Lehne Dich fester auf meinen Arm, fester! sagte sie jetzt zärtlich, als das laute Athmen des Bruders ihr seine zunehmende Schwäche verrieth.

Leise und schonend führte sie ihn dann zu einem Sessel, und nachdem sie ihn sanft darauf niedergelassen, kniete sie vor ihm nieder, seine Füße in das wollene Tuch zu wickeln, das sie von ihrem Halse nahm. Dann sahen sich die Geschwister an und lächelten sich zu. Als aber ihre Blicke lange auf einander geruht, verschwand das Lächeln von ihren Lippen und ihre Augen füll-

ten sich mit Thränen. Sophie wollte sie zurückhalten, Ernst aber hatte sie schon gewahrt, und seine schmale welke Hand auf die Stirn seiner Schwester legend, sagte er leise: weine doch; man ist so glücklich, wenn man weinen darf! —

Er beugte sich zu ihr nieder, sie sanft umschlingend und während ihre Lippen sich zu einem langen innigen Kusse begegneten, vermischten sich ihre Thränen mit einander. Arme Geschwister, deren einziges Glück darin besteht, mit einander weinen zu dürfen, die vom Schicksal nichts weiter verlangten als ihrem Schmerz sich ungehindert ergeben zu können. Arme Geschwister, die inmitten des Elends und der Noth, die sie umgab, in ihrer ärmlichen einsamen Wohnung sich reich gedünkt hätten und glücklich wenn sie nur ihre Klagen einander gestehen, ihren Jammer sich zeigen konnten! Ach, arm und hungrig wie sie war, hätte Sophie gern ihre letzte Habe, hätte ihr letztes Stück Brod hingegeben, hätte willig ihr ganzes Leben hingedarbt, wenn sie dafür auf ihres Bruders Wangen die Röthe der Gesundheit und des Frohsinns wieder dämmern sähe, und elend und schmerzvoll, wie seine Tage waren, freudlos und peinvoll hätte Ernst dennoch ohne Murren gern das Leben noch lange ertragen mögen, nur um seiner Sophie sagen zu können: ich bleibe bei Dir: — Arme Geschwister!

Aber jetzt trockneten sie rasch ihre Augen; denn draußen hörten sie ihres Vaters Stimme, und der duldete es nicht, daß sie weinten, das wußten sie wohl. Sophie erhob sich hastig von ihren Knieen, und setzte sich an ihr kleines Arbeitstischchen zu ihrer ach oft schon mit Thränen benetzten Arbeit!

Der Vater kommt, flüsterte Ernst, jetzt wird es sich also entscheiden, ob ich heute Abend spielen muß! Die Geschwister sahen sich an und seufzten.

Jetzt öffnete sich die Thür, und mit lautem Singen trat der alte Wunder herein. Mit einer ungestümen Bewegung warf er seinen Hut zur Erde und rief: lustig, Kinder! Es ist gelungen, wir werden wieder Geld bekommen, können morgen wieder warmes Essen haben. Ich komme eben von dem Herrn Virtuosen her. Er will Dich spielen lassen, will Dir zwanzig Thaler geben! Kinder, kommt, umarmt mich! Heute bin ich ein glücklicher Vater, denn wir werden wieder Geld bekommen! Geld, Geld! Bedank Dich bei Deinem Vater, Ernst, fuhr er fort, ganz erschöpft vom hastigen Sprechen sich auf den hölzernen Schemel werfend, bedank Dich, daß ich Dich so erzogen, Dich in den Stand gesetzt habe, Geld zu verdienen! Bleibe nun aber auch so hübsch klein, dann kannst Du noch viele Jahre für ein Wunderkind gelten! – Und jetzt Ernst, rief er, wieder aufspringend, und öffnete hastig das himmelblaue Spinett, jetzt komm und übe Dich! Schnell an's Clavier.

Ernst richtete sich seufzend auf, und war im Begriff, dem Befehl seines Vaters zu gehorchen als Sophie, all ihren Muth zusammen raffend, ihn sanft zurückhielt. O mein Vater bat sie dann, sieh ihn nur an, wie bleich und matt er ist! Gewiß, er darf heute nicht spielen! Der Arzt hat es verboten, weil seine Nerven so angegriffen sind

Unsinn, polterte der Alte; was versteht der Arzt von den Nerven eines Wunderkindes. Er soll spielen, sag' ich Dir, fuhr er heftiger fort, als Sophie nicht aufhörte zu bitten, und wenn Du nicht schweigst, so —

Drohend hob er seine geballte Faust, deren Schwere die arme Sophie ach nur zu oft empfunden. Aber die Gefahr, in der ihr Bruder schwebte, ließ sie jetzt alle Furcht, alle Scheu vor ihrem Vater überwinden.

Schlage mich mein Vater, sagte sie fest und muthig, thue es, aber schone meinen armen

Bruder. Erlaß ihm diese Marter! Opfere nicht um armselige Zwanziger dein Kind! um zwanzig Thaler Dein Kind! Zwanzig Thaler! Da sind meine Hände rief sie strömenden Auges und hielt dem Vater ihre schlanken bleichen Hände entgegen, ich will arbeiten! Tag und Nacht will ich arbeiten, nähen, abschreiben, Alles, Alles! Ich will nicht ruhen, bis ich diese zwanzig Thaler erworben habe, — nur erlaß ihm für heute das Spielen!

Sophie dachte in der Aufregung ihres Schmerzes nicht daran, daß sie allnächtlich heimlich in ihrer Kammer saß, und für Geld nähete, um ihrem Bruder das Nöthigste was er zu seiner Pflege bedurfte, anzuschaffen; sie dachte nicht daran, wie viele schlaflose Nächte, wie viel Augenschmerz und Brustwehe erst zu bestehen sein würde, ehe sie durch den Fleiß ihrer Hände diese zwanzig Thaler erworben hätte. Sie dachte nicht daran, daß es dem Fleißigen so schwer wird, eine so geringe Summe zu erwerben, daß man Sänger oder Tänzer sein muß, um in kurzer Zeit so viel Geld zu verdienen! Sie wußte nur, daß ihr Bruder leide, und daß sie bereit sei, für ihn zu leiden bis zum Tode.

Nichts da, schrie Wunder zornig, er spielt — und damit Basta!

Als aber Sophie flehend seine Hände faßte und ihn beschwor, von seinem Entschluß abzustehen, stieß er sie unsanft zurück und sagte wüthend: laß mich, lange Dirne!

O wie bist du so hart mit mir, seufzte Sohpie leise. Was that ich denn, Deinen Zorn zu verdienen? Sonst nanntest Du mich doch Dein liebstes Kind.

Ja, sonst! rief der Alte mit höhnischem Lachen. Sonst warst Du auch noch klein und niedlich, sonst machte ich auch noch Glück mit Dir, zog umher mit Dir, gab Concerte! Und wenn Du an's Clavier trippeltest, die kleinen Hände auf die Tasten legtest, und die schwersten Rouladen und Läufe machtest, und alle Welt Dir Beifall zurief! Ach, das war eine schöne Zeit! Aber da mit einem Male! Da kam das Unglück! Ich denke, mich rührt der Schlag, als ich zum ersten Male sah, wie das weiße Atlaskleid, das Du als Wunderkind in den Concerten trugst, nicht mehr zur Erde reichte, und doch hatte das Kleid nur das Wunderkindermaß. Keine acht Wochen später war es ganz und gar zu kurz, und Niemand wollte mehr glauben, daß Du ein Wunderkind seist, Du ausgewachsene Dirne.

Ja, es ist wahr, sagte Sophie wehmüthig, Niemand applaudirte mehr, wenn ich spielte, und es waren doch dieselben Piecen, die ich wenige Monate früher mit so vielem Beifall vorgetragen, und ich spielte sie nicht schlechter, wie sonst!

Sehr natürlich, Du lange Dirne, unterbrach sie ihr Vater. Als Wunderkind, da war's merkwürdig, daß Du das spielen konntest, als erwachsene Person ganz natürlich. Jede erwachsene Person tastert heut zu Tage ihr Thalberg'sches Stück herunter! Und darum muß man die Zeit nutzen, so lange man noch Wunderkind ist. Schnell an's Clavier, Ernst!

Ernst legte schweigend seine Hände auf die Tasten und Sophie bedeckte laut weinend mit den Händen ihr Gesicht.

Der Alte aber nahm ein Notenblatt, und es zu einem Tactirstock zusammen drehend, schwang er es in dreieckigen Wendungen über seinem Haupte.

Jetzt fange an, Ernst, Allegro maestoso, eins, zwei, drei —

4.

Welch' ein Gedränge vor dem Concertsaale, welch' ein Schieben und Drücken und Vorwärtseilen! Wie stemmte man in heiligem Kunsteifer die Ellenbogen in die Seite, um seinen Nebenmann bei Seite zu schieben, und rascher als dieser in den Saal zu kommen. Selbst die

sonst zuvorkommenden, dienstbeflissenen Herren vergaßen ihre Pflicht, und merkten nichts von den Seufzern der gequetschten und gestoßenen Damen, sahen nicht ihre flehenden und winkenden Blicke, mit denen sie ihre Ritter zum Beistand heranzuzaubern hofften. Es galt hier eine Festung zu erobern, und da darf sich kein echter Ritter von schönen Weiberaugen bestechen lassen.

Die Herren und Dandy's bewiesen aber heute zum ersten Mal, daß sie auch in der Residenz gewesen und dort gelernt, was heut zu Tage zum guten Ton gehöre, und als jetzt die Pforten des Concertsaales geöffnet wurden, da stürmten die muthigen Ritter voran und das schwache Geschlecht zog sich mit Seufzen und Ach und Oh, mit zertretenen Füßen und zerstoßenen Schultern zurück, den muthigen Kämpfern den Vortritt überlassend.

Ein so überfülltes Concert war in den Annalen der Provinzialstadt unerhört, und doch hatte der berühmte Virtuose das Doppelte des gewöhnlichen Preises festgesetzt. Aber dafür war er ja auch ein berühmter Virtuose, und zwar der Erste, der diese Stadt besuchte, und man hätte wohl das Vierfache gegeben, schon um ihn nur zu sehen, den berühmten Mann.

Muß ein berühmter Mann nicht ganz anders aussehen, als gewöhnliche Männer? Muß er die Nase nicht ganz anders tragen, und den Kopf dazu? Haften nicht gewöhnlich noch immer wunderbare Geheimnisse und Schicksale an dem Leben des berühmten Mannes? Sollte nicht auch Tausendfinger, von dem man sagt, daß er so blaß ist, so schweigend und schwermuthsvoll, sollte nicht auch er ein wunderbar geheimnißvolles Schicksal zu verschweigen haben? Horch, dort erzählt ja auch schon der Journalist Goldfeder der athemlosen Dame, die soeben keuchend vom Drängen und Schieben neben ihn auf einen Stuhl niedergesunken ist, von des Virtuosen interessanten Schicksalen, die, wie er sagt, der Virtuose ihm unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit vertraut hat. Erzählt er nicht, wie Tausendfinger eigentlich ein Franzose sei, ein Graf dazu, und aus Eifersucht, weil er sie in den Armen eines Andern fand, seine Braut erstach, und dann aus Frankreich floh, einen andern Namen annahm, und sich durch sein Talent nun ernähren muß? Und hat sich nun nicht in einigen Minuten durch den ganzen Saal flüsternd von Nachbar zu Nachbar die Kunde verbreitet, daß der Virtuose ein französischer Graf sei und eine Art Mörder obendrein? Gott, wie die Damen das interessant finden, wie ihre Herzen ihm entgegen schlagen, wie sie in Ungeduld fast vergehen nach dem berühmten Mann! Nur Aurelia hört nichts von diesem Geflüster, dessen Neuigkeiten. Ernst und schweigend lehnt sie in ihrem Sessel, und wenn sie ihr Auge mit festem Blick auf jene Thüre heftet, durch welche der Virtuose kommen muß, so liegt in diesem Blick ein fürchterlicher Ernst. Es ist ihr, als würde dieser Abend über das Schicksal ihres ganzen Lebens entscheiden, und sie wünscht, daß es so sein möge! Aber es zittert eine unendliche Wehmuth durch ihr armes Herz, und immer noch glaubt sie Dorvals Stimme zu hören, diese Stimme, die sie heute zum ersten Male gehört, und die ihr doch geklungen, wie längst vertraute, liebgewordene Laute, bei deren Klang sie Thränen in ihren Augen gefühlt, und doch in ihrem Busen eine tiefe, wehmüthige Freude. O, diese Stimme erinnerte sie an ihn, — ihn, dessen Herz sie zurückgestoßen im Uebermuth der Jugend, und den zu vergessen sie sich selber mit Thränen und Seufzen beschwört. — Horch, da erklingen die ersten Töne der Ouvertüre zum Don Juan; Aurelia empfindet deutlicher, wie er die Zaubergewalt der Musik, es ist ihr, als öffne sich vor ihrer Seele ein sonst stets verschlossener Vorhang, und in himmlischen Gefühlen und Träumen, in kühnen Gedanken und Empfindungen fühlt sie ihre Brust sich heben in neuer Werdelust. Auf den Schwingen der Musik regte ihre Seele sich mit jauchzendem Leben, und schwebt in begeisterndem Schauer auf den ziehenden Tönen empor über den

Welt und über dem Schmerz. Und unter dem Jubel und den Entzückungen dieser Töne fühlt sie eine heilige Andacht in sich, ihre Gedanken sind Gebete, und ihre Freude ein Hallelujah.

Die Ouvertüre ist beendigt, — keine Hand regt sich zum Applaudiren und Beifallklatschen, — man hat nichts gehört von dieser längst bekannten Musik, — man dachte nur an den Virtuosen. — Eine athemlose Stille tritt ein, aller Augen blicken starr nach der Thür, durch welche der große Mann kommen muß, der Held, der in Paris ein Concert gegeben, der im Journal des Debats gelobt ist, der dann in Berlin ein Concert gegeben, und natürlich über die Maßen gelobt ist, da er in Paris gefallen hat.

Ist das nicht eine Ehre, daß er diese Stadt als die dritte schon sich erwählt, dort seine Triumphe zu feiern? Man wird natürlich dankbar sein!

Sieh, jetzt öffnet sich die Thür, — welch ein Moment! — man hält den Athem an, — da, da ist er! Und nun heben sich alle Hände, nun braust ein Beifallsgetöse durch den Saal von dem Wände erzittern, nun ruft man mit Jauchzen und Schreien des großen Künstlers Namen!

Langsam und ernst tritt er hervor, kein Lächeln umzieht sein Gesicht, stolz verneigt er sich, und läßt dann seine Blicke neugierig spähend über die Menge schweifen. Dann nimmt er mit einer ganz gleichgültigen Ruhe einen Stuhl, und setzt sich an den Flügel. Nun zieht er die Handschuhe aus, — ah, welch ein Moment! — nun reibt er die Hände, — jetzt, — jetzt! — man athmet nicht mehr, — jetzt — der erste Ton, — nun beginnt er! Ha, wie die Läufe auf und nieder rollen, wie Triller sich zu Triller verschlingen, — oh, dieser chromatische Lauf in beiden Händen ist göttlich. Wie in flüsternden Windungen und Schwingungen der Discant hier zwitschert, wie in ungeheueren Läufen der Baß dazu donnert! Wie die Hände sich herüber schleudern in riesenhaften Sprüngen, so schnell, so zauberhaft schnell, daß man die Finger gar nicht mehr unterscheiden kann.

Man steht auf, und reckt die Hälse, um diese Meisterschaft recht genau zu sehen, um recht dieses künstlerische Ereigniß zu genießen, nun staunt man erst recht, da man diese unglaubliche Fertigkeit recht *sieht!*

Jetzt hat er geendet! Welch ein Jubelruf nun, welch ein Vivat- und Bravorufen! Von *Musik* hat man nichts *gehört*, aber desto mehr *gesehen*. Aurelia allein blickt wehmüthig zur Erde, sie allein bleibt kalt und ernst, und leise fragt sie sich: ist es möglich, daß ich mich einst begeistern konnte für solche Fingervirtuosität? —

Jetzt trat Ernst, das bleiche Wunderkind, zum Flügel, und nachdem er einen schmerzlichen Blick auf das Publikum geworfen, das ihm applaudirte, setzte er sich nieder, und begann seine Thalbergischen Variationen.

Freilich spielte er nicht mit jener Virtuosität und Kraft, die man eben an Tausendfinger bewundert, aber wenn man auf seine kleine schmächtige Gestalt blickte und bedachte, daß er noch ein so junges Kind sei, so fand man es natürlich sehr merkwürdig, und applaudirte sehr. — Als Ernst aber nach diesem Beifallsdonner in das Vorzimmer zurückgetreten war, wo Sophie seiner harrte, stürzte ein Blutstrom aus seinem Munde, und ohnmächtig sank er in die Arme seiner weinenden Schwester.

Nach dem Concert war beim Commerzienrath Baller eine große Gesellschaft, zu der auch der Virtuose und sein Begleiter sich einstellten. Tausendfinger blieb stumm und einsilbig, und wenn er sprach, waren es die gleichgiltigsten, trivialsten Bemerkungen. Man fand ihn aber natürlich sehr geistvoll und interessant, und flüsterte sich mit wichtiger Miene seine „pikanten"

Aussprüche zu. Der Commerzienrath bemerkte mit Wohlgefallen, wie der Virtuose gar nicht von Aureliens Seite wich, und ihr zwar eine stumme, doch in Blicken sehr beredte Huldigung darbrachte.

5.

Und all' das Geld ist mein? fragte Tausendfinger, mit behaglichem Schmunzeln in einer Chatoulle mit Geldstücken umherwühlend, die vor ihm auf dem Frühstückstische stand.

Ja, alles das ist Dein! bestätigte Dorval, es sind vierhundert Thaler, die das gestrige Concert eingetragen.

Vierhundert Thaler! rief der Virtuose freudig. Ja, Herr Baron, Sie haben recht, niemals hätte ich in so kurzer Zeit diese Summe verdient als —

Still, unterbrach ihn Dorval, sprich dies Wort nicht aus! Denke jetzt nur daran, was Du bist, nicht, was Du warst. Erinnere Dich stets daran, daß Du der berühmte Virtuose Tausendfinger bist.

Ja, Gott sey's geklagt, das bin ich! seufzte dieser. Ach, es ist ein unglückliches Handwerk, die Virtuosenschaft, ein trübseliges Geschäft! Morgens, — üben, — Mittags, — üben, — Abends üben! — Und ewig und immer dieselben unendlichen drei Piecen, die nun schon seit zwei Jahren mein einziges Tagewerk sind. Ja, ich versichere Sie, Herr Baron, es graut mir oft förmlich vor diesen drei Piecen, mit denen ich mich nun schon zwei Jahre herum martere!

Und doch, sagte Dorval lachend, hast Du es dadurch allein zu dieser Meisterschaft gebracht! Du theilst auch darin das Schicksal aller Virtuosen, denn wenige sind unter diesen, die mehr als höchstens sechs solcher Bravourstücke zu spielen wissen, und damit reisen sie umher und entzücken Europa.

Ach, sagte der Virtuose leise, wenn das entzückte Europa nur wüßte, wie viel man beim Ueben geschwitzt und geflucht hat, ehe man es so weit brachte, daß man so gefühlvoll spielen kann!

Ach Europa ist es schon gewöhnt, düpirt zu werden! sagte Duravel leicht, und dann nach einer Pause fuhr er fort: wir sind heute Abend wieder zum Commerzienrath Waller geladen.

Wo die vornehme kluge Tochter ist, der ich die Cour machen soll! seufzte Tausendfinger.

Eben dahin! Es ist heute dort große Gesellschaft, und da kommt es darauf an, daß Du dich recht zusammen nimmst. Gib dir also vor allen Dingen jenes noble Air, an dem man überall die Virtuosen erkennt. Sei vornehm grob und unverschämt, wirf Dich nachläßig auf Deinen Stuhl zurück; die Füße ein wenig von Dir gestreckt, starre in die Luft, und reibe Dir die Hände. Wenn man Dir über dein schönes Spiel Schmeicheleien sagt, so lächle mitleidig, und nimm sie oben hin. Sprich überall wenig, aber was Du sagst, sage mit einem gewissen Nachdruck, mit einer unerschütterlichen Sicherheit, und nicht so bescheiden, wie ich es leider oft an Dir bemerkt habe. Sprich laut, entschieden und absprechend, und sei es der größte Unsinn, den Du sprichst, trage es nur so vor, als sey es Weisheit, und alle Welt wird glauben, daß es Weisheit ist. Nur wenn Du genau nach diesen Vorschriften handelst, wird man in Dir den wahren Künstler erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Bestrafter Vorwitz. Es war zu Anfang der Vierziger Jahre, als zu Dresden der Dr. Robert Schmieder die Redaction der „Abendzeitung“ übernommen hatte und mit unerbittlicher Stahlfeder grausame Theater-Kritiken losließ. — Da reiste eines Tages die bekannte Schröder-Devrient nach Leipzig, die am Bahnhofe den Dr. Schmieder traf und mit demselben in einem Coupé zweiter Classe Platz nahm. - Hier saßen noch einige fremde Herren und Damen, welche Dresden besucht hatten. Man unterhält sich, und damals, wo es keine Politik gab, natürlich vom Theater und Frau Schröder-Devrient. — Eine Dame, welche keine Ahnung hatte, daß sich die berühmte Künstlerin mit im Coupé befindet und am Abend vorher die „Euryanthe“ mit angehört, moquirt sich über die Schröder-Devrient in herben Ausdrücken. Da heißt es: „Sie ist viel zu alt für diese Rolle, für die Bühne überhaupt, sie hätte derselben schon längst Lebewohl sagen müssen. Früher mag sie bedeutend gewesen sein, aber jetzt — sie hat ja keine Stimme mehr, ist unförmlich dick geworden — ich habe nicht die ganze Oper aushalten können. — Nun und Sie, mein Herr,“ wendete sich die kritisirende Dame an einen ihr zur Seite sitzenden, ihr völlig fremden, schwarzen Herrn. „Sie lächeln und sagen gar nichts, habe ich nicht Recht? Die Schröder ist doch vorbei?“ — „Wollen Sie das nicht der Madame Schröder-Devrient selbst sagen? Sie sitzt Ihnen gegenüber,“ entgegnete mit graziöser Handbewegung der Gefragte. — Es treten einige, für das ganze Coupé höchst peinliche stumme Augenblicke ein. Man sieht sich gegenseitig verblüfft an. Es kommen jetzt stückweise aus dem Munde der Dame alle möglichen, unter so mißlichen Umständen nur etwa denkbaren Entschuldigungen. — „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung. Mein gestriges Unwohlsein mag wohl den größten Theil der Schuld tragen, daß Ihr Auftreten nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete — und dann habe ich leider nur den kleinsten Theil Ihrer Rolle gehört — Gott! man ist so voreilig! Ach, und dann war ich schon von vornherein gegen Sie eingenommen, ich fand Sie in der „Abendzeitung“ stets so sehr getadelt, verzeihen Sie mir, ich bitte fußfällig, verehrte Frau! . . . Aber dieser Schmieder, der die „Abend-Zeitung“ schreibt, er muß ein abscheulicher Mensch sein?“ — „Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen,“ entgegnete die Schröder-Devrient, die bisher schweigend zugehört hatte, auf den schwarzen Herrn zeigend, „er sitzt neben Ihnen.“

Das „Elberf. Kreisbl.“ erzählt: „In einer Stadt, die uns so nahe liegt, daß wir sie näher gar nicht bezeichnen können, ging eines Abends spät ein Polizeidiener durch die Straßen, um auf Recht und Ordnung zu sehen. Unser Polizeidiener war eine gute hinterpommersche Haut, geboren in Stadt Stolp. Als er aus einer der Seitenstraßen in die Hauptstraße einbiegt, begegnet er einem Spectakelmacher, der sein Liedchen singt und schüchterne Versuche macht, den Leuten die Fensterscheiben einzuschlagen, die sie nicht durch Laden geschützt haben. Unser Polizeimann nimmt ihn natürlich beim Kragen und schlägt mit ihm den nächsten Weg zum Rathhause ein. Der Lärmmacher wird dadurch nüchtern, er geht wie ein Lamm neben dem Manne der Gerechtigkeit her; als er jedoch das Rathhaus vor Augen bekommt, wird ihm unbehaglich, und er stößt auf gut hinterpommerisch einige Verwünschungen aus. Der Polizeidiener stutzt bei den langentbehrten Heimathsklängen. „Bist du ein Pommer?“ fragt er. „Ja wohl.“ — „Wo zu Hause?“ — „In Stolp!“ — „Na, dann scheere dich zum Teufel!“

Ein jüdischer Knabe stand auf dem Markte mit einer Karre voll Löffel und bot diese feil. Ein anderer kam und fragte: „Na, Jakob wie gehts?“ — Der Gefragte erwiederte, mit den Achseln zuckend: „Wie solls gaihn?! Wie den Kranken, alle Stunden anen Löffel.

(Zerstreuung.) Der Vater eines Studenten verwies seinem Sohne eine Ungeschicklichkeit und sagte: „Was soll das bedeuten? Hast du mich so etwas thun sehen, als ich noch in Deinem Alter war?“

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 28. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 14. Juli 1861.

Der Virtuose.

Novelle von L. Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Ach Gott, das ist ja unverschämt, bemerkte Tausendsinger schüchtern.

Dorval sagte ernst: nur bei gewöhnlichen Menschen, bei Künstlern nicht! Bei diesen nennt man solches Betragen nur Sicherheit, und Grobheit heißt bei ihnen Genialität. Wenn man mit Dir von andern Virtuosen spricht, so wirf den Kopf mit einem mitleidsvollen Lächeln zurück und zucke verächtlich mit den Achseln. Es ziemt sich nicht, daß ein Virtuose den andern als Virtuosen anerkennt und ihn gelten läßt. Und nun vor allen Dingen, fuhr er nach einer Pause fort, muß ich Dir sagen, wie Du Dich gegen Fräulein Aurelia zu betragen hast.

Ach Gott, vor der habe ich eine wahre Furcht, sagte der Virtuose. Sie ist so klug und spricht so schön, und immer spricht sie mit mir; ich weiß ihr aber niemals etwas zu antworten

Das ist auch nicht nöthig, entgegnete Dorval schnell, höre ihr aber stets aufmerksam zu unterbrich sie zuweilen mit einem Oh! und Ach! sieh sie immer an, fasse zuweilen im völligen Selbstvergessen ihre Hand, drücke sie an Deine Lippen und seufze. Wenn es zur Tafel geht, biete ihr den Arm, und drücke ihn leise an Dein Herz. Mit einem Worte, zeige Dich verliebt in sie. Wenn du dies Alles noch acht Tage genau befolgst, bekommst Du von mir fünfhundert Thaler.

Fünfhundert Thaler! rief der Virtuose entzückt, dann habe ich schon neunhundert Thaler und kann mir in Berlin die größte und eleganteste Bar —

Ein Klopfen an der Thühr unterbrach ihn, und auf Dorvals Herein! ward diese geöffnet und Sophie trat schüchtern mit niedergeschlagenen Augen ein.

Verzeihung stammelte sie leise, wenn ich Sie störe, meine Herren. Mein Vater schickt mich her, ob sie vielleicht die Güte hätten, ihm das Geld für meinen Bruder Ernst zu senden.

Oh, für das Wunderkind! bemerkte Dorval flüchtig, und reichte dem Mädchen die ausbedungene Summe hin. Sie nahm sie erröthend und seufzend, und schickte sich an zu gehen, als Dorval

sagte: Sagen Sie doch Ihrem Vater, es sollte uns lieb sein, wenn sein Knabe im morgenden Concert wieder spielt.

Ach mein Herr, sagte Sophie mit zitternder Stimme, ich möchte wohl eine Bitte an Sie richten.

Es lag etwas unendlich Rührendes in dem zugleich schüchternen und flehenden Blicke, den sie auf Torval heftete, und dieser bat sie mit freundlichen Worten, ihm ohne Rückhalt ihre Wünsche vorzutragen

Sophie faltete bittend ihre schmalen Hände und sagte leise mit flehenden Ton: Ach möchten Sie doch meinen Vater nicht erlauben, daß mein armer Bruder in ihrem Concert spielen darf.

Warum denn nicht?

Ach mein Herr, Sie wissen nicht, mit welchen Leiden mein armer Bruder das bezahlen muß. Er ist so krank und leidend vom ewigen Musiciren. Jetzt liegt er bleich und athemlos auf seinem Lager; er hat nicht Kraft sich aufzurichten und doch muß er spielen, wenn es der Vater verlangt, ob er sich auch bis zum Tode ermattet fühlt! Gott gebe, meine Herren daß Sie es nie erfahren, wie die Musik ein armes Menschenherz quälen kann! seufzte die arme Sophie, und trocknete sich mit dem Zipfel ihrer weißen Schürze die in Thränen überfluthenden Augen.

Liebt denn Ihr Bruder die Musik auch nicht? fragte Tausendfinger der näher getreten war und das weinende Mädchen mit theilnahmsvollen Blicken betrachtete.

Ach, wie könnte er lieben, was ihn täglich quält, rief Sophie heftig, was der Grund seiner Schmerzen und seines Unglücks ist! Ach Sie kennen nicht die Qualen, fuhr sie erregter fort, in Erinnerung an die Leiden ihres Bruders ihre frühere Scheu und Aengstlichkeit ablegend, Sie kennen nicht die Qualen eines Wunderkindes, nicht die Schmerzen Kind zu sein, und sich doch nicht als Kind fühlen zu dürfen weil man ein Wunderkind sein soll. Wenn Sie wüßten was ein solches armes Geschöpf zu dulden hat! Wenn der Sommer da ist, die Bäume blühen, die Vögel singen wenn Alles jauchzet und fröhlich ist — das Wunderkind weiß nichts davon! Traurig, mit Thränen in den Augen steht es wohl am Fenster, schaut hinaus, und seufzt, wenn draußen andere Kinder fröhlich spielen und lärmen. Es möchte wohl auch gerne fröhlich sein und Kinderspiele treiben, aber es darf nicht! Es könnte sich ja einen Finger beschädigen, sich die Hand verletzen, und dann wäre es mit seinem Clavierspiel vorbei. Und das arme Kind hat ja auch gar keine Zeit zum Frohsein, es muß ja üben, muß alle Tage sieben Stunden am Clavier sitzen, und Groll, Langweile und Todesschmerzen in der kleinen Brust muß es diese sieben Stunden immer dieselben Stücke üben Stundenlang oft nur zwei Finger bewegen, den andern Tag zur Abwechslung vielleicht drei Finger, — das sind des Wunderkindes Freuden!

Wie traurig! rief der Virtuose, und faßte Sophiens Hand, sie sanft in der seinen drückend.

Ja, es ist auch traurig! fuhr das arme Mädchen immer glühender fort, herzzerbrechend ist es! So ein armes Kind wird alt, wenn es noch ein Kind sein sollte, und in Erfahrung reif, wo andere Kinder noch nichts von Erfahrung wissen. Schmerz und Kummer macht so verständig und so alt. Und dann — nach der Neigung eines solchen bedauernswerthen Wunderkindes wird nie gefragt! Ob es üben mag, ob nicht, das gilt ganz gleich, es muß üben! Es möchte gerne auch andere Dinge lernen, möchte schreiben, lesen, — das Wunderkind hat keine Zeit dazu. Unwissend muß es bleiben, und leer in sich, kann nichts erlernen als Notenlesen, Tacteintheilung und Clavierspielen.

Thränen erstickten Sophiens Stimme, und als sie ihren umflorten Blick, wie mitleidflehend

auf Tausendfinger richtete, der noch immer ihre Hand in der seinen hielt, sah sie auch in seinen Augen Thränen stehen. Dankbar drückte sie des Virtuosen Hand, — ihre Blicke begegneten sich, und hafteten lange mit innigem Ausdruck auf einander.

Sie waren auch wohl so ein armes Wunderkind, da Sie diese Leiden so genau kennen? fragte Dorval.

Ja, mein Herr, erwiederte sie wieder schüchtern und kaum hörbar, ich kenne diese Leiden!

Armes, liebes Mädchen, rief Tausendfinger tief bewegt, glauben Sie mir, ich verstehe Sie, ich kenne Ihre Schmerzen!

Ein strenger Blick Dorval's, der dem seinen begegnete, machte ihn verstummen.

Erinnere Dich, wer Du bist, raunte Dorval ihm leise zu.

Gewiß, Herr Baron, flüsterte der Virtuose; aber erlauben Sie mir nur einige Fragen an das Mädchen zu richten.

Nun, so frage, war die Antwort, aber sei auf Deiner Hut!

Tausendfinger wandte sich wieder zu Sophie, und ihr tief in die Augen sehend, fragte er: „wie heißest Du, liebes Mädchen?

Ich heiße Sophie, sagte sie leise, und unter des Virtuosen Blick fühlte sie ihr Herz sich zusammenzieh'n, sie wußte nicht weßhalb.

Ein schöner Name, Sophie! ich will ihn nie vergessen! rief Tausendfinger, und sich näher an des Mädchens Ohr neigend, flüsterte er: Sophie, nicht wahr, Sie haben noch keinen Liebsten?

Sie sah ihn befremdet und unwillig an, und erwiederte nichts.

Sein Sie nicht böse, Sophie, flüsterte er weiter. Nicht wahr, Sie haben keinen Liebsten?

Es mußte etwas Versöhnendes für Sophie in Tausendfingers innigen Blicken liegen, denn sie sah ihn wieder freundlich an, und erwiederte treuherzig: nein, gewiß nicht!

Das ist schön, rief er freudig, ich —

Sie wollen üben, unterbrach ihn Dorval streng. Ich weiß es! Und Sie, Mademoiselle Sophie, gehen Sie ohne Sorge heim; ich verspreche Ihnen, der arme Bruder Ernst soll morgen im Concert nicht spielen!

O ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, rief Sophie, ein liebliches Lächeln der Freude verklärte ihr sanftes Gesicht. Tausend Dank für Ihre Güte! Nun will ich schnell zu meinem Bruder eilen, und ihm die frohe Nachricht bringen.

Sie verneigte sich leicht und verließ das Gemach.

Tausendfinger aber, ihr nachblickend, rief leidenschaftlich: keine andere, als sie, soll meine Frau werden! Sie denkt wie ich und haßt die Musik wie ich!

Vergiß aber nicht, daß Du die Musik noch einige Zeit lieben mußt, um Geld zu verdienen, sagte Dorval streng. Geh' in Dein Zimmer und übe.

Tausendfinger entfernte sich seufzend, und während vom Nebenzimmer bald die rollenden Töne seiner Uebungen sich vernehmen ließen, ging Dorval gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Wie ist sie schön, sagte er dann leise vor sich hin, wie liebreizend in ihrem jungfräulichen Stolz. Und dieser wehmüthige Schmerzenszug, der zuweilen, wenn sie sich unbemerkt glaubt, durch ihre Züge fliegt! O Aurelia, fuhr er glühend fort, wäre es möglich, daß Dein Herz um den trauert, den Du einst von Dir stießest, hätte diese Trauer Dich von Deinem Irrthum geheilt, o dann, dann — Er unterdrückte gewaltsam die leidenschaftlichen Worte, die seinen Lippen entströmen wollten, und wandelte wieder schweigend auf und ab. Dann riß er mit einer heftigen Be-

wegung die Perücke und die schwarze Binde, und sie verächtlich zur Erde werfend, sagte er: elende Larve, die mich ihr verbirgt, und mich ihr als einen Fremden gegenüber stehen läßt, während mein Herz in jeder Miene zu ihr spricht in unverhüllter Wahrheit der Empfindung. Und doch, beruhigte er sich selbst, doch muß es so seyn! Noch einmal will ich ihr Herz prüfen, und wenn es siegend aus der Prüfung hervorgeht, o dann sei mein ganzes Leben ihr in unendlicher dankender Liebe geweiht!

Ich will ihr schreiben, fuhr er nach einer Pause fort, will ihr in des Virtuosen Namen schreiben. Sie kennt meine Handschrift nicht, und ich darf nicht fürchten, ihr dadurch verrathen zu werden. Ha, dieser Brief soll ihr beweisen, welche Harmonie zwischen ihr und dem Virtuosen ist. Er soll sie weich und gefällig stimmen, und sie zu den Ereignissen dieses Abends vorbereiten. Rasch an's Werk.

Hastig griff er nach der Feder und setzte sich, Aurelien zu schreiben.

6.

Gedankenvoll lehnte Aurelia im Divan, und den schönen Kopf in ihre Hand gestützt, blickte sie von Zeit zu Zeit auf ein vor ihr entfaltetes Papier, — es war des Virtuosen Brief, den sie so eben empfangen, und der ihr Herz erbeben ließ in wunderbarer wehmüthiger Freude.

Ich hätte mich also nicht getäuscht, flüsterte sie leise, dieser ist, was er scheint, und seine Worte sind so seelenvoll wie seine Musik. Es spricht ein edler Geist aus diesen Zeilen, und eine schöne Seele athmet aus jedem dieser Worte, und dennoch, dennoch! — Warum, fuhr sie nach einer Pause fort, warum muß gerade jetzt der Gedanke an ihn lebhafter noch und mächtiger als sonst in mir wach werden! O Aarfeld, hast du mich schon ganz vergessen? hat das thörichte Wort eines unerfahrenen Mädchens Dich mir auf ewig entrissen? und doch folgt Dir mein Herz als Du von mir gingest, um ewig, ewig Dir zu eigen sein. — Aber nein, sagte sie dann stolz, und richtete sich empor, nicht so will ich an ihn denken! Es kann nicht sein! Er hat mich aufgegeben, und ich ihn! Ich will es glauben, daß mein Schicksal damals, unbewußt mir selber, aus mir gesprochen hat. Ja es bleibe, wie ich ihm gesagt, — nur ein Virtuose wird mein Gemahl!

Ein Bedienter trat ein, und meldete, daß die Gesellschaft im Salon versammelt sei.

Aurelia steckte den Brief in ihren Busen, und sagte: nun wohlan denn, meinem Schicksal entgegen! Ich ahne, daß es sich bald entscheiden muß! Vielleicht sendet es mir in diesem Virtuosen seinen Willen, und — meine Strafe. Fort denn zur Gesellschaft! — Ach seufzte sie leise, wenn Durval's Stimme mich nicht mehr an ihn erinnern wollte. Ich könnte diesen Mann, so häßlich er ist, ich könnte ihn lieben um seiner Stimme willen, die für mich ihm alle Mängel seiner Persönlichkeit ersetzt!

Sie ging, ihre Gesellschaft zu begrüßen. — —

Während man im Salon in den schönsten und zierlichsten Redensarten sich erging, und bemüht war, dem großen Virtuosen Tausendfinger immer neue sinnvolle Schmeicheleien zu sagen, und während dieser dann, den stürmischen Bitten seiner Bewunderer nachgebend, sich an den Flügel setzte, um der athemlos lauschenden Gesellschaft eines seiner Prachtstücke vorzutragen, befand sich Commerzienrath Baller mit Dorval in seinem Gemach. Seltsame Eröffnungen und Entdeckungen mußten hier vorgefallen sein, denn Dorval stand unverhüllten Angesichts da, die Perücke und schwarze Binde in der Hand, während der alte Herr laut lachend ihm in's Gesicht schaute.

Nein, bei meinem Leben, ich hätte sie nicht erkannt, sagte er jetzt fröhlich. Was so eine rothe Perücke nicht thut. Aber man muß gestehen, lieb.r Freund, eitel sind Sie nicht. Sich gerade eins Ihrer schönen Augen zu verbinden, die ich damals in Ems von allen Damen als die schönsten Männeraugen preisen hörte!

Für Aurelia gäbe ich gern eines meiner Augen hin, wenn ich mit dem anderen sie nur sehen könnte, wie sie mir liebvoll lächelt, sagte Durval.

Sie lieben das Mädchen mehr, als sie es verdient, sagte der Cammerzienrath nachdenklich. Jedenfalls bin ich vollkommen mit Ihrem Plan zufrieden, und werde ihn nach Kräften unterstützen. Diese Cur wird Aurelia heilen, oder ihre Krankheit ist unheilbar und dann, — aber ich will nichts fürchten, sondern ihrem gesunden Sinn vertrauen.

Ist denn der saubere Herr Virtuose von allem gehörig unterrichtet?

Ich habe ihn, bevor wir kamen, instruirt, antwortete Durval, und ihm die Phrasen, die er zu sagen hätte, genau eingeprägt.

Nun so setzen Sie ihre schöne Morgenröthe wieder auf, und verhüllen Sie als ein ächter König der Nacht dieses sonnige Auge, sagte der Commerzienrath mit heiterm Scherz, und lassen Sie uns wieder zur Gesellschaft zurückkehren.

Als Durval vor dem Spiegel seine Toilette wieder in Ordnung gebracht verließen sie, sich einander zuwinkend, das Gemach, und traten in das anstoßende Zimmer, von welchem man durch die geöffneten Flügelthüren in den hell erleuchteten Salon sehen konnte.

Sehen Sie, flüsterte Dorval, der Virtuose hat meine Weisung gut verstanden, er weicht nicht von Aureliens Seite. Jetzt nähern Sie sich dieser Thür. An's Werk denn! Winken Sie ihnen!

Während Dorval sich in den Salon begab und sich unbefangen wieder unter die Gesellschaft mischte, winkte der Commerzienrath seiner Tochter, die sogleich zu ihm eilte, gefolgt von Tausendfinger, der diesen Abend unzertrennlich von ihr schien.

Eine schöne Geschichte das, sagte der Alte und Aureliens Hand fassend zog er sie an eine Fensternische um unbemerkt weiter plaudern zu können, und gab den Virtuosen ein Zeichen, ihnen dahin zu folgen. Eine schöne Geschichte; veni, vedi, vici, wie die alten Römer sagen.

Ich verstehe Sie nicht, mein Vater! sagte Aurelia befremdet.

Aber Herr Tausendfinger wird mich desto besser verstehen, Nicht wahr?

Der Virtuose lächelte, und der Alte fuhr fort: ich habe dir also eine Neuigkeit mitzutheilen, mein Kind, Du bist Braut!

Wie? rief Aurelia erschrocken, und ich —

Weiß nichts davon, willst Du sagen? unterbrach sie ihr Vater. Ja, ja so geht es, man ist oft etwas im Leben und weiß nicht wovon und woher. Ist doch mancher Mensch ein Narr, ohne es zu wissen, warum sollte man nicht Braut sein können, ohne es zu wissen?

Ernsthaft, ernsthaft, mein Vater, rief Aurelia ungeduldig. Man soll nicht scherzen mit heiligen Dingen.

Ich scherze auch nicht, entgegnete ihr Vater, Du bist Braut und dieser ist Dein Bräutigam, fuhr er fort, des Virtuosen Hand nehmend, und ihn seiner Tochter zuführend.

Sie scherzen grausam und ungehörig, mein Vater! rief Aurelia, und erröthete tief.

Nein, göttliches Mädchen, er scherzt nicht, sagte jetzt Tausendfinger, Aureliens Hand an

seine Lippen ziehend. Es ist so, wie Ihr Vater sagt. Ich warb bei ihm um Ihre Hand! Und werbe nun bei Ihnen um Sie selbst. Ich liebe Sie!

Und ich gebe meinen Segen, rief der Alte, die Hände der Beiden in einander legend.

Und Sie? fragte Tausendfinger.

Ich? sagte Aurelia tonlos, bin zu überrascht, verwirrt. —

Wie, Du zögerst? fragte ihr Vater, und schwurst doch einst nur einem Virtuosen Deine Hand geben?

O, halten Sie Wort, flehte Tausendfinger.

Aurelia blickte schweigend zur Erde. Ein heftiger Kampf schien in ihrem Innern vorzugehen, denn ihre ganze Gestalt erbebte, und tiefe Blässe überzog ihre Wangen. Dann richtete sie sich stolz auf, und den Virtuosen mit einem klaren, ernsten Blicke ihre Hand reichend, sagte sie fest: wohlan, es sei, ich bin die Ihre.

So laßt uns unsere Gäste mit dem frohen Ereignisse bekannt machen, sagte der Alte heiter, und als Aurelia leise flehte, nur für heute Abend noch ein Geheimniß daraus zu machen, sagte er lachend: warum so verschämt holde Braut? Die Glückwünsche seiner Freunde kann man niemals früh genug empfangen, sie sind ein neues Bindemittel für das Glück!

Kommen Sie, meine schöne Braut, flehte Tausendfinger, und Aurelia folgte halb betäubt den Herren in den Salon, wo der Commerzienrath den erstaunten Gästen die rasche Verlobung mittheilte. Schweigend, und fast bewußtlos empfing Aurelia die Glückwünsche ihrer sie umringenden Freunde. Als aber Dorval zu ihr trat, und, ihre Hand an seine Lippen drückend, mit innigem Tone sagte: ich wünsche Ihnen Glück von ganzem Herzen! -- zuckte Aurelia zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Das war s e i n e Stimme, mit solchem Ton hatte er einst zu ihr gesprochen. —

Aurelia wandte sich ab, um die Thräne nicht sehen zu lassen, die langsam über ihre blasse Wange rollte.

7.

Arme Sophie! Mit welchen schmerzlichen, fast verzweiflungsvollen Blicken sie auf ihren Bruder schaute, der mit der Bleiche des Todes auf seinen eingefallenen Wangen, matt ächzend, in dem ledernen Großvaterstuhl liegt. Arme Sophie! Wie sie auf ihn schaute mit ängstlichem Herzklopfen und hochathmender Brust, dachte sie daran, daß die Liebe zu ihrem Ernst der einzige Lichtpunkt in ihrem umdüsterten kummervollen Leben gewesen, der einzige Schimmer von Glück, der ihre kalten Tage erwärmt hatte, und daß sie in Ernst nicht bloß ihren Bruder, sondern alle ihre schönen Empfindungen, all' ihre Liebesfähigkeit besessen und gepflegt hatte. Sie faltete die Hände in heißem Gebete und ihre zitternden Lippen flehten zu dem großen Geiste der Liebe, sie nicht von dem einzigen Herzen zu trennen, von dem sie hienieden verstanden und geliebt worden, sie flehte aber nicht um das Leben für Ernst, sondern um den Tod für sich. Mit ihm sterben, mit ihm hinunter sinken in die Ruhe des Todes! das war der Inhalt ihres Gebetes, und an dem tiefen Schmerz, der ihre Brust durchzuckte, glaubte sie, verkündige sich ihr die Gewährung ihres Flehens. Sie weinte nicht mehr, sondern schaute mit heiterer Ruhe zu ihrem Bruder empor, dessen erkaltende Füße sie in ihrem Schooße gebettet, und als Ernst jetzt matt und langsam die Augen aufschlug, begegneten sich die Blicke der Geschwister zu einem langen innigen Anschauen, und schweigend legten sie ihre Hände in einander.

Wie ist Dir jetzt? Fühlst Du Dich besser? fragte Sophie sanft und zärtlich.

Besser! seufzte Ernst mit einem matten Lächeln und einer Stimme, so leise wie das verhallende Echo eines Tones. Ja, es wird besser werden, und ich hoffe bald!

Du sagst das so ernst, so eigen, daß ich mich gar nicht darüber freuen kann, seufzte Sophie, daß ich weinen muß. Und sie weinte schon.

Weine nicht, Sophie, weine nicht, bat Ernst mit leisem Aechzen. Wenn Du mich liebst, mußt Du Dich ja freuen, daß nun bald Alles überstanden ist. Ach, ich hoffe ja so viel vom Tode.

Sprich nicht vom Tode, rief Sophie mit herzzerreißendem Jammertone. Ich ertrag' es nicht!

Und ich? kann ich das Leben denn ertragen? fragte ihr Bruder tonlos. Kannst Du wünschen, daß ich das arme kummervolle Dasein noch länger dulde? Ach Sophie, fuhr er fort, und eine fieberhafte Röthe überflog noch einmal sein Gesicht, man hat mir oft gesagt, die Welt und das Leben sei schön. Und zuweilen, wenn ich von unserm Fenster aus den blauen Himmel und die grünen Bäume sah, dann habe ich wohl gefühlt, daß es in der Welt schön sein kann. Dann füllten sich meine Augen mit Thränen, und eine große Sehnsucht nach dem Leben kam dann in meine Seele. Du weißt, wir haben aber niemals wahrhaft gelebt, und so hoffe ich nun auf das Sterben, hoffe von dem Tode, daß er mir Leben gibt, das Leben, nach dem ich mich so lange gesehnt!

Ach, hoffe noch im Leben für das Leben, flehte Sophie, und drückte ihres Bruders Hände mit aller Angst der Liebe an ihre Brust, als wollte sie ihn festhalten, daß er ihr nicht in den Tod entfliehen könne. Sieh, es kann noch Alles, Alles gut werden! Du bist in letzter Zeit so groß geworden, und bald wird Dich Niemand mehr für ein Kind halten. Dann kannst Du Dir einen Beruf wählen nach Deiner Neigung, und hast nicht mehr nöthig Musik zu treiben.

Musik, sagte Ernst schaudernd, ich bitte Dich, sprich dies Wort nicht aus! Ich hasse es! Es ist das Gift, das Tag um Tag in mein Blut geträufelt ward, und meine Kraft zerstörte. O, ich hasse die Musik, die mich um meine Jugend betrogen, die mir dem Kinde, den Ernst des Alters, die Erfahrungen des Greises gab, die ein Fluch meines Daseins gewesen, ein Mehlthau, der sich auf die Blüthen meiner Jugend legte, und alle, alle im Keim schon erstickte! Wann gab sie je mir Freude, sie, die doch die Spenderin der Freuden sein soll, fuhr er mit jener Heftigkeit und Kraft fort, die oft dem Tod voran zu gehen pflegt, und dem letzten hellen Aufflackern einer Lampe gleicht, wann gab sie mir jemals Genuß, sie, von der man sagt, daß sie die Sprache der Seele sei? Ach, Tag um Tag, und Jahr um Jahr spielte ich Noten, Töne, — aber nicht Musik! Denn die Musik ist nicht bei Noten und Tönen, sie ist ein Geist, und Geister lassen sich nicht zwingen! Sie flieht, wenn man sie zwingen will, zu nahen, und sie verachtet es, wenn man ihren Wechselbalg Virtuosität für sie selbst hält. Am allerwenigsten ist Musik bei Virtuosen! Was sollte sie auch? Die Virtuosen suchen nicht Musik, sie suchen Töne, Glanz, Effect, sie suchen Künstlichkeit, nicht Kunst, sie wollen Noten spielen, nicht Musik.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Spleen. Vor etwa fünfzehn Jahren verlor die Baronin X. in Paris, deren Familie zu den vornehmsten und reichsten gehörte, ihren leidenschaftlich geliebten Gatten. Begabt mit allen Vorzügen der Schönheit und Jugend, des Geistes und Talents, entschloß sich die junge Wittwe dennoch von diesem Moment an zum wunderlichsten Einsiedlerleben und führte dasselbe mit unerschütterlicher Beharrlichkeit bis zu ihrem Ende fort. Schloß sie sich in ein Kloster ein? Dies nicht, sondern in ihr Schlafzimmer, welches sie in eine Art von Klosterzelle verwandelte. Ihre Nahrung, Wäsche und sonstigen Lebensbedürfnisse ließ sie in ein kleines Vorzimmer legen, wo sie sie wegnahm, ohne mit den dienenden Personen in Berührung zu kommen; nur durch ein kleines Schiebfenster in der Thür ihrer Zelle stand sie mit dem Innern ihres Hotels in Verbindung, von der Außenwelt sah sie den Boulevard St. Martin. — Im Gegensatz zu diesen Einrichtungen behielt sie eine zahlreiche Dienerschaft und ihr prachtvoll eingerichtetes Logis; ein Intendant versorgte das Hauswesen, wo das ganze Leben so fortgehen mußte, als ob die Herrin des Hauses zugegen sei. Wie ehemals wurden häufig Gesellschaften eingeladen, ausgesuchte Diners und Soupers servirt u. s. w. Auch verkehrte die Baronin durch das Schiebfensterchen ihrer Thür mit den versammelten Gästen, erkundigte sich nach ihrer Gesundheit und bezeugte ihnen alle jene Aufmerksamkeiten persönlicher Theilnahme, wie man sie von der feingebildeten Salondame erwarten konnte. Aber Alles nur schriftlich. — Wenn sie irgend etwas gefragt oder verlangt hatte, mußte ihr mit der Antwort zugleich ihr eigenes Billet zurückgestellt werden; sie genoß nur die einfachsten Speisen, schlief auf einem ganz harten Lager, besorgte selber die Reinigung ihrer Zelle und warf des Nachts das Kehricht auf den Boulevard. Trotzdem hatte sie eine Kammerfrau, deren Dienst jedoch eine Sinecure blieb, und welche ihre Herrin sogar erst nach deren Tod von Angesicht kennen lernte. Sich nicht erblicken zu lassen, darin bestand nämlich die Monomanie der im Uebrigen geistig vollkommen gesunden Baronin; sie bildete sich ein, abschreckend häßlich geworden zu sein und verschiedene große Augen bekommen zu haben. Niemand konnte sie eines Besseren belehren, denn sie ließ sich vor Niemanden sehen, und erst nach ihrem Tode überzeugte man sich, daß trotz ihrer abnormen Lebensweise die Baronin ihre Schönheit wunderbar bewahrt hatte. — Daß ein solches Raffinement der Entsagung nicht auf gewöhnliche Weise enden werde, war vorherzusehen gewesen. Einmal hatte man 48 Stunden lang kein Lebenszeichen der Baronin vernommen; sie hatte nicht geklingelt und auf Klopfen nicht geantwortet. Aengstlich geworden, riefen die Dienstleute den Viertelscommissär herbei, welcher mit einem Arzte in die Zelle drang und dort die Dame als Leiche auf ihrem Bette hingestreckt fand. Sie glich einer sanft Eingeschlafenen. Aber nebenbei stand auf einem Tisch ein Fläschchen mit dem Rest einer starken Opiumtinctur. Das freiwillige Ende der Baronin konnte also keinem Zweifel unterliegen.

In einem Marktflecken in der Nähe von Leitmeritz herrscht folgender **interessanter Gebrauch.** Jener Ort besitzt ein kleines hölzernes Rathhaus, welches kleine Rathhaus sich einer blinden Uhr erfreut. Der Ort hält im Jahre vier Märkte, wozu nur Handelsleute aus der nächsten Umgebung sich einstellen; dennoch wird an jedem Markttag, um die Respectabilität des Platzes zu wahren, ein Individuum gedungen, welches die Uhrenzeiger, so lange der Markt dauert, nach einer ausgeliehenen Taschenuhr langsam zu drehen hat.

In **Berlin** hat die Polizei die Entdeckung gemacht, daß auch Todte noch geben können. Es heißt in einem Polizeiberichte wörtlich: „Man führte den Mann nach einem anderen Zimmer, und gewahrten die Umstehenden, daß er kein Lebenszeichen mehr von sich gab und erstickt war!“

Zu Mikulicz in Galizien haben die Bewohner zwei Leichen auf dem Friedhofe ausgegraben und — geköpft, weil die Verstorbenen für Vampyre gehalten wurden und schlechte Witterung veranlaßt haben sollten.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 29. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Anzeiger für Niederbayern.)

Sonntag den 21. Juli 1861.

Der Virtuose.

Novelle von L. Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Staunend hatte Sophie ihm zugehört, und sie lächelte freudig, denn sie nahm diese ungewöhnliche Kraft und Lebendigkeit die doch nur eine Botschaft des Todes war, für eine Verkündigung des Lebens. Aber jetzt sank Ernst kraftlos zurück in seinen Sessel, mit geschlossenen Augen und leise röchelnder Brust. Schon begannen die Schatten des Todes sich über seine Züge zu legen, und das Licht seiner halbgeschlossenen Augen drohte zu erlöschen. Schauerlich tönte das krampfhafte Röcheln des Sterbenden in der Stille umher, und ertönte Sophien, die sich laut weinend zu den Füßen ihres Bruders wand, wie das Grabgeläute ihres Lebens. — Horch, da ertönet leise neben ihnen sanfte Musik, in hinschmelzenden Melodien steigen die Töne sanftgeschwellet auf und ab, bald fast verklingend, bald lauter ertönend in mächtigen Accorden. Und wie diese Melodien fort und fort in ihrer Lieblichkeit und Frische erklingen, schwinden die Schatten von des Leidenden Angesicht, er schlägt das halbgebrochene Auge empor, und ein himmlischer Glanz ist in seinen Blicken. Leise, wie gehoben von unsichtbaren Gewalten richtet er sich auf und die Arme ausbreitend wie zum Umfangen wendet sich sein verklärtes Auge empor, mit einem Blicke solchen Entzückens, als schaue er in den Himmel hinein.

Sophie rief angstvoll: Ernst mein Bruder! Wie bist Du so bleich! O, mein Bruder, hörst Du mich nicht? Still, still sagte er laut, und es dünkte Sophien, als habe sie nie so klare und reine Laute vernommen, still, rufe mich nicht, störe mich nicht, denn ich höre, — höre wunderbare Töne, und himmlische Gestalten schweben vor mir. Ernst, besinne Dich, schrie das arme geängstigte Mädchen in krampfhafter Angst, es ist ja die Nachbarin, die spielt.

Aber Ernst hörte nicht mehr, seine Ohren hatten sich einer Musik erschlossen, die in himmlischen Tönen ihm erklang, seine Züge strahlten wie in höchster Verklärung und um seine bleichen Lippen spielte ein Lächeln des Entzückens. — Horch, sagte er jetzt, und schon war seine Stimme ganz verändert, Sophie erkannte sie nicht mehr, horch, das ist Musik, ist Klang, ist Melodie!

Ach, welch himmlischer Gesang! Ach, ich sehe Engel auf- und niedersteigen mit weißen Schwingen, mit verklärtem Lächeln. O, es ist Musik in diesem Lächeln. Horch, welche Töne! Ich höre dich, Musik! Ja, das ist Melodie, die Seele der Musik! Leicht und rein steigt sie empor die Melodie, leicht und selig wie ein Engel!

Ernst, mein Ernst, stammelte Sophie unter Schauern der Angst und des Schmerzes, sieh mich doch an, ich bin es ja, ich, Deine Schwester! O, strecke Deine Arme nicht so empor, komm, lege sie um meinen Nacken! Bleibe bei mir, Ernst! Du bist ja mein einziges Glück auf Erden, bleibe bei mir.

Der Sterbende aber begann nach einer Pause wieder: ah, jetzt singen sie, die Engel! Das ist Gesang! Die Engel sind nicht Virtuosen nein, da droben kennt man nur Musik! — Sieh, sie winken mir, sie wenden ihre Harfen nach mir her! Sie singen, ah, welch schöne Worte!

Schon begannen die Schatten des Todes sich wieder über sein Gesicht zu breiten, und kämpften mit den Entzückungen, die seine Züge verklärten. — Oh, welche Worte, rief er leise, und mit stammelnder, schon versagender Lippe recitirte er leise, was ihm die Engel sangen, die er in himmlischen Gesichten vor sich sah:

Seliger Geist, schwing Dich empor!
Himmelsmusik! erreiche sein Ohr
Und auf Schwingen der Melodie
Aufwärts den Geist zum Himmel zieh!

Ernst richtete sich empor, und die Arme ausstreckend rief er mit lauter voller Stimme: ich komme! ich komme! — Er sank zurück — nun noch ein leises Röcheln, — ein langer Seufzer — die Züge durchfliegt es, wie ein letztes Lächeln, — jetzt sind sie ruhig, — und die Brust hat keinen Athem mehr! Er ist todt, er ist todt! O, könnte ich mit ihm sterben! jammerte Sophie, und warf sich laut weinend über die Leiche hin. Nimm mich mit Dir, mein Ernst! Ich bin ja hier so einsam und verlassen! Habe Niemand, der mich liebt!

Du sollst nicht mehr verlassen sein, Sophie, sagte eine weiche Stimme neben ihr, und als sie erbebend sich aufrichtete, begegneten ihre Blicke den in Thränen schwimmenden Augen des Virtuosen Tausendfinger. Unbemerkt von ihr war er eingetreten, und ein Zeuge von dem Tode des Knaben gewesen.

Die Musik hat den armen Ernst getödtet, Sophie, sagte der Virtuose schluchzend, und wir Beide hassen sie. Ich liebe Dich darum, und nie, so lange ich lebe, sollst Du verlassen sein.

Er zog das Mädchen an seine Brust, und weinte mit ihr.

8.

Nein, nein, länger ist es nicht auszuhalten, dies Virtuosenleben, rief Tausendfinger zornig. Ich versichere Sie, Herr Baron, es ist mir zuweilen, wenn ich so sieben Stunden immer dasselbe Stück spielen muß, als sollte ich verrückt davon werden. Sieben Stunden! Es ist fürchterlich!

Geduld, Geduld, sagte Dorval lachend. Du leidest nur, was alle Virtuosen leiden! Wie sollten denn unsere Fingerkünstler, genannt berühmte Klavierspieler, entstehen, wenn sie nicht Jahr um Jahr dieselbe Weise leierten? Uebrigens hoffe ich, daß Deine Prüfung noch heute zu Ende geht!

Heute noch? fragte Tausendfinger freudig. Wie wird es aber möglich sein?

Wenn Du Dich unbedingt in meinen Willen fügst, war die Antwort, so ist die Summe von fünfhundert Thalern Dein.

Gern, gern, sagen Sie mir nur, was Sie wünschen! rief Tausendfinger ungeduldig.

Füge Dich darein, daß heute Dein Hochzeitstag ist.

Mit Fräulein Aurelia? fragte Tausendfinger erschreckt, und als Dorval es bejaht, fuhr er fort: nein Herr Baron, das geht zu weit! Dazu gebe ich nun und nimmermehr meine Einwilligung. Aber dieß ist zu viel! Zu Ihrem Plaisir eine Frau nehmen! Nein! Ich habe Sophien mein Wort gegeben, und keine andere, als sie, wird meine Frau.

Beruhige Dich, sagte Dorval ernst, ich hoffe, daß Alles sich zum Guten fügt. Zur Trauung mit Aurelia wird es in keinem Falle kommen. Darum nimm Dich zusammen, und befolge meine Vorschriften! Der Commerzienrath hatte seiner Tochter befohlen, sich heute zur Hochzeit zu schmücken. Also komm' auch Du zur Toilette. Dabei sage ich Dir, was Du zu thun hast.

9.

Ein weißes Atlasgewand umhüllte die edle Gestalt der schönen Aurelia, und der Brautkranz lag vor ihr auf dem Tische. Aber kein bräutliches Lächeln war auf diesen schmerzlich zuckenden Lippen, keine Röthe der Freude auf diesen bleichen Wangen und nicht die Seufzer der Sehnsucht, sondern des Schmerzes waren es, die ihren Busen hoben.

Mit einem tiefen Weh in ihren umdüsterten Blicken schaute sie auf den blühenden Myrthenkranz, und flüsterte leise: es ist der Kranz, mit dem man das zum Tode geschmückte Opfer ziert! Langsam rannen ein paar Thränen aus ihren Augen über ihre Wangen hinab, und sie seufzte: allen Irrthum, alle Fehler meiner Jugend bezahle ich in dieser Stunde.

Ja, fuhr sie schmerzlicher fort, und drückte ihre Hände auf ihr Herz, als wolle sie dessen stürmisches Klopfen bezwingen, mit meinem Herzblut muß ich es büßen, was ich in Leichtsinn und Uebermuth verbrach, an ihm und mir verbrach!

O, Aarfeld, Aarfeld! rief sie leise und sehnsuchtsvoll, und nun bedeckte ein tiefes Roth ihre Wangen, Du hattest Recht, und mit meinem Leben werde ich nun meinen Irrthum büßen! Aber ich will es, fuhr sie hochaufgerichtet fort, ich will tragen und leiden ohne zu zucken, und Niemand soll es ahnen, was da drinnen in meiner Brust mich martert und tödtet. Niemand soll es ahnen, daß ich bereue. Er hat mich vergessen, wohlan, so muß ich mich auf immer von ihm lossagen. Und elend und verlassen, wie ich sein werde, soll es mir in meinen vereinsamten Tagen ein Trost sein, daß Niemand meinen Jammer kennt, ja, daß ich ihm durch meine Verbindung zeige, daß ich mein Wort gegen ihn erfüllt habe. Nur ein Virtuose wird mein Gemahl!

Mit stolzen Schritten ging sie im Gemach auf und ab, und dann nach einer Pause fuhr sie fort: ich will nicht verzagen, nicht muthlos sein! Noch finde ich Trost in den Briefen meines Verlobten. Wie unbedeutend auch die Worte sind, die er spricht, jedes Wort, was er schreibt, athmet Seele und Geist. Gewiß fühlt er selbst diesen Mangel seiner Persönlichkeit, und daher schrieb er mir alle Tage. Und welche köstliche Briefe! O, sagte sie entzückt, wie liebe ich ihn in seinen Briefen!

Es ward leise an die Thür geklopft, und Tausendfinger trat ein. Aurelia ging ihm entgegen und reichte ihm ihre Hand hin, die er an seine Lippen drückte.

Ein sehr schöner Anzug, sagte er nachlässig, aber warum fehlt der Brautkranz?

Es ist noch eine Stunde Zeit, bis ich ihn tragen muß, erwiederte Aurelia ernst, und ich freue mich, daß Sie zu dieser festgesetzten Trauungsstunde gekommen sind. Sie fühlten, ich weiß

es, gleich mir, das Bedürfniß, daß wir uns gemeinsam zu der heiligen Feier bereiten, die uns bevorsteht, und mit heiligem Ernst noch einmal unsere Zukunft besprechen.

Der Virtuose verneigte sich stumm und trat zum Clavier, erst einzelne Tasten anschlagend, und begann dann ein rauschendes Allegro.

Aurelie zuckte zusammen, und ein krampfhafter Schmerzenszug durchzitterte ihre bleichen Züge. Aber jetzt, rief sie heftig, jetzt noch vermögen Sie zu spielen? In dieser Stunde?

Tausendfinger zog schweigend seine Uhr, und sie seiner Braut präsentirend, sagte er lakonisch: es ist genau meine Fingerübungsstunde, und es ist mein Grundsatz, diese nie zu versäumen.

Aurelia warf sich ächzend auf den Divan, und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Tausendfinger indeß begann seine Uebungen. Aurelia aber sprang empor und rief: hören Sie auf! Ich kann es nicht länger ertragen. Es verwirrt meine Sinne! Ich begreife Sie nicht! Sie, der Sie vor wenigen Stunden noch mir so Herrliches über die Bedeutung dieses Tages geschrieben!

Bah, sagte der Virtuose lachend, von den Briefen weiß ich nichts! ich habe sie schreiben lassen! Ein Virtuose darf sich nicht seine Finger beim Schreiben ruiniren. Und er begann auf's Neue seine Fingerübungen zu spielen.

Aurelia blickte ihn einen Moment wie erstarrt und betäubt an, dann zuckte ein wilder Zorn durch ihre Züge, sie packte heftig des Virtuosen Hand, und sagte: hören Sie auf, oder ich ermorde Sie! Sie haben jene Briefe nicht geschrieben?

Nein!

Die fürchterlichste Erregung ließ Aureliens Gestalt erbeben, dann rief sie laut: Und gälte es jetzt mein Leben! Lieber sterben, als ein solches Elend tragen! Fort zu meinem Vater!

Mit einem wilden Ausruf stürzte sie aus dem Gemach. Tausendfinger sah ihr lachend nach, als Dorval hastig hereintrat.

Du hast Deine Rolle gut gespielt, sagte er ernst. Jetzt geh' zu Sophien. Ich habe Sorge getragen, daß es ihr an einem Hochzeitkleid nicht fehle. Geh' und bringe deine Braut hieher.

Tausendfinger machte vor Freude einen Luftsprung und entfernte sich.

Dorval war allein. Ernsten Blickes schaute er im Gemache umher, und als er den Brautkranz gewahrte, drückte er ihn an seine Lippen und flüsterte: diese Myrthen werden heute noch mein, wenn mich nicht alles trügt! Ja, ich hoffe, ich habe nicht umsonst geduldet!

Die Thür war hastig aufgerissen und Aurelia stürzte herein. Es ist umsonst! ächzte sie leise, und sank wie gebrochen auf einen Sessel nieder.

Sie weinen mein Freulein? fragte Dorval, ihr näher tretend. Thränen am Tage ihrer Hochzeit?

Sie blickte empor, und als sie Dorval erkannte, schien ein neuer Trost sie zu beleben. Sie hier? rief sie aufathmend. O, mein guter Engel führte Sie mir entgegen. Sie müssen mir helfen, mich retten.

Ich? fragte Dorval.

Ja, Sie, erwiederte sie fest. Sie sind meines Verlobten Freund, ja oft habe ich gedacht, Sie sind ihm mehr als das, und sein Führer, Lehrer und Berather. Darum wende ich mich an Sie was ich Ihnen zu sagen habe.

Sprechen Sie, und glauben Sie, daß Sie an mir einen treuen Rathgeber finden sollen, sagte Dorval, und seine Stimme zitterte.

Aurelia ging hastigen Schrittes mehrere Male im Zimmer auf und ab, nach Fassung ringend, und als sie sich wieder vollkommen Herrin ihrer selbst fühlte, sagte sie ruhig: ich will Ihnen, damit Sie mich ganz verstehen, meine Geschichte erzählen! Freilich fuhr sie fort, sich auf den Divan setzend, und Dorval winkend neben ihr sich zu setzen, freilich, um mich ganz zu verstehen, müßten Sie die Verhältnisse kennen, in denen ich erwachsen und erzogen bin. Ach, für ein Mädchen mit strebsamem Sinne und reger Phantasie ist es immer eine Art Unglück, in einer kleinen Stadt zu leben, die fern liegt vom Getümmel und Geräusche der Welt, wo die Kleinlichkeit des Lebens als groß erscheint, und Nichtigkeiten als bedeutend, weil man nicht Bedeutenderes kennt. Da bilden sich in solch feneriger Mädchenphantasie gar eigene Träume und Gestalten. Man liest als einzigen Lebenspuls die Zeitungen, und was man da von berühmten Männern, von Künstlern und von Virtuosen hört, das gibt Stoff zum Träumen. Wie malt man sich die Dichter edel und schön, wie glänzend und stolz die Künstler und Virtuosen! — Begreifen Sie fuhr Aurelia hochathmend fort, begreifen Sie nun mein Entzücken, als ich, ein sechzehnjähriges Mädchen, vor zwei Jahren meinen Vater in ein Bad begleitete. Dort sah ich den ersten berühmten Mann, dort hörte ich den ersten Virtuosen Lißt. Glühende Begeisterung für diese Meisterschaft, flammendes Entzücken für diese Seele, die sich in Tönen offenbarte, durchdrang mein ganzes Wesen, und feierlich schwur ich mir selbst: Nie soll ein Anderer meine Hand besitzen, als ein berühmter Mann, ein Virtuose!

Wie ertragen Ihre Bewerber diesen Schwur? fragte Dorval mit einem feinen Lächeln. Ich bin gewiß, Sie hatten, deren?

Ich war jung und reich, sagte Aurelia, daran dachten Viele, und bewarben sich um meine Hand. Nur Einer stand höher als alle diese, Einer, dessen edles Herz und große Gesinnung mich noch jetzt unerreichbar dünkt, und dieser Eine liebte mich! — Was er mir war, fuhr Aurelia nach einer Pause hochaufathmend fort, begriff ich erst, als es schon zu spät war, erst als ich durch mein kindisches Betragen ihn mir auf immer entfremdet hatte. Ich war jung und unerfahren, von Schmeichlern umringt, ich träumte von dem Glück, das Weib eines Virtuosen zu sein, und wies den edlen Bewerber mit spöttischem Wort und lachendem Mund zurück. Als er aber ging da fühlte ich es wie einen stechenden Schmerz in meiner Seele, und dieser Schmerz, — sagte sie leise und fast vergehend, kehrt zurück, so oft ich an ihn denke.

Sie denken also noch an ihn? fragte Dorval tief bewegt.

Immer! erwiederte sie fest, und dieses Denken ist mein Glück!

Und dennoch wollten Sie sich jetzt vermählen? fragte Dorval leise.

Einem Virtuosen! Ja! Nur ein Virtuose erhält meine Hand, so hatte ich ihm gesagt, und was ich damals in jugendlichem Leichtsinn gesprochen, beschloß ich als Buße zu erfüllen. Viele bewarben sich nach ihm um mich, ich wies sie Alle mit der Antwort zurück, die ich ihm gegeben. Aus Stolz, aus Verzweiflung! Auch glaubte ich noch an den Geist der Virtuosen, und wähnte, mit dieser Meisterschaft müsse höherer Sinn gepaart sein. So ward ich Tausendfingers Braut, und in meinem Glauben bestärkten mich meines Verlobten Briefe, aus denen mir eine Fülle von Geist und Seele entgegentrat. Ja, in diesen Briefen liebte ich ihn fast, oder soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, — so liebte ich dann noch einen Andern, ihn, den ich seit zwei Jahren nicht gesehen, und den ich damals zurückgewiesen. Mir war es, als spreche des verlorenen Freundes Geist aus diesen Zeilen, neu und glühend erwachte meine nie erstorbene Liebe, — und jetzt, fuhr sie heftiger fort, jetzt, da ich weiß, daß mein Verlobter auch jene Briefe

nicht geschrieben, jetzt fühle ich, daß es mir unmöglich ist, einem Andern meine Hand zu geben, als jenem Manne meiner ersten Liebe! Ach, was hilft es mir, daß mein Verlobter ein berühmter Name! — nicht einen Namen will ich lieben, sondern einen Mann, nur einem solchen will ich zu Eigen sein, und wenn die Welt auch nie seinen Namen nennt, mir soll es genug sein, wenn er in meinem Herzen wiedertönt. O, darum bitte ich Sie, nehmen Sie sich meiner an, — meinen Vater beschwor ich umsonst, mich von dieser Verbindung zu befreien. Sein gegegebenes Wort ist ihm zu heilig, als daß er es brechen will. O darum, flehte sie angstvoll, darum wende ich mich an Sie. Haben Sie Erbarmen mit meiner Pein! Suchen Sie den Virtuosen zu bewegen, daß er mir freiwillig zuerst entsagt.

Ich will es thun, sagte Dorval nach einer Pause, aber bedingungsweise! Wenn Sie mir erlauben, daß ich Ihnen zuvor auch eine kleine Geschichte erzähle!

(Schluß folgt.)

Die beiden Armbänder.

Man kennt sie nicht allein, man hat bereits Bücher geschrieben über die Pfiffigkeit der Gauner mit der sie sich das Eigenthum ihrer Mitmenschen sich anzueignen wissen, und tagtäglich wird diese reichhaltige Sammlung von Gaunerstückchen um neue eigenthümliche Fälle vermehrt. Folgendes ereigenete sich kürzlich in Paris und zwar im früheren Théâtre français, seit Louis Napoleons Thronbesteigung „Théâtre impérial“ geheißen.

Der neue Kaiser befand sich, von Adjutanten und Generalen umgeben, in seiner Loge. Alle Plätze des Zuschauerraums waren besetzt, vorzüglich glich der Balkon des ersten Ranges einem blitzenden Sternenkranze, so waren die Damen mit Schmuck aller Art behängt. Unter diesen zeichnete sich eine Fleischersfrau sowohl durch ihre Corpulenz, als durch zwei prachtvolle Brillant-Armbänder aus, die gar schön, ihrer Meinung nach, von den rothen fleischigen Armen abstachen. Augenscheinlich verdankte sie ihren Platz unter den Damen der haut volée nur dem kolossalen Reichthume ihres Mannes.

Ein feiner Spitzbube aus dem Parterre, der mit seinem Lorgnon verlangend den ersten Rang musterte, hatte bald den Abstand erkannt, der jene von ihren vornehmen Nachbarinnen trennte; er schloß ganz richtig, daß die Eitelkeit einer solchen Frau sich ungemein geschmeichelt fühlen würde, wenn man ihr weiß machte, sie habe die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen — und ein Plan war entworfen.

Der Herr verschwand aus dem Theater. Gegen Ende des fünften Aktes sah man aber einen General in die Loge der Fleischersfrau treten. Er machte dieser eine graziöse Verbeugung und ersuchte sie im Namen Seiner Majestät um eines ihrer seltenen geschmackvollen Bracelets, indem dieselben deren Allerhöchste Aufmerksamkeit in einem solchen Grade auf sich gezogen, daß sie beschlossen hätten, ein Paar von ganz ähnlicher Art anfertigen zu lassen, um dieselben Seiner hohen Braut unter andern Brautgeschenken mit zu übersenden.

Die dicke Dame wurde bei dieser Anrede vor Freude und Stolz roth wie ein Truthahn. Ihr ganzes Antlitz lachte, sogar die Ohrläppchen schienen Freude zu zittern. Unfähig eine zusammenhängende Antwort zu geben, stammelte sie nur in höchstem Entzücken die Worte: „Majestät — mein Armband?" und eilte es sich loszustreifen, um es dem Adjutanten einzuhändigen. Zu gleicher Zeit blinzelte sie nach der kaiserlichen Loge hinüber, und der Zufall wollte es, daß Napoleon gerade seinen Blick auf sie, oder vielmehr auf den General an ihrer Seite richtete, und sich wahrscheinlich mit der Frage wer derselbe sei, an einen Herrn seines Hofstaats wandte.

Dieser Blick, der die Fleischerfrau, wenn es möglich war, in eine noch höhere Extase versetzte, brachte eine völlig entgegengesetzte Wirkung auf den General hervor. Mit einer hastigen Verbeugung, das Armband in der Hand, verließ er die Loge und war einen Augenblick später unter der vor dem Theater des Heraustretens des Kaisers harrenden Menschenmenge verschwunden.

Unmittelbar darauf trat aber ein ernster Herr in Civil zu der noch vor Seligkeit trunkenen Frau. Es war ein Polizei-Agent. Wenige Worte genügten, daß die Dame auf eine schlaue Weise bestohlen sei, doch versprach er der hierdurch aus allen ihren Himmeln Gestürzten, daß er sich alle mögliche Mühe geben wolle, ihr wieder zu ihrem Armbande zu verhelfen.

Am folgenden Morgen erscheint ein Polizeisergeant in der Wohnung der Beraubten, von zwei Polizeidienern begleitet. Er komme, wie er sagte, im Auftrage des Herrn Bertoglio, des Polizeibeamten, mit dem Abends vorher Madame im Theater über den Diebstahl ihres einen Armbandes gesprochen; es sei ihm noch in derselben Nacht gelungen, einen Spitzbuben zu verhaften, in dessen Besitz man unter mehreren goldenen Uhren und anderen Pretiosen auch ein reich mit Brillanten besetztes Bracelet, das man für dasjenige von Madame halte, gefunden. „Herr Bertoglio," setzte er hinzu, „sendet uns mit dem Ersuchen um das andere Armband. Sollte es wie er hofft, mit dem dem Diebe abgenommenen übereinstimmen, so wird er sich erlauben, die beiden sofort Madame zustellen zu lassen."

Schaden macht klug, vorzüglich liegt es im Charakter der Frauen, nach einem erlittenen Unfall eine ganz ungemeine Vorsicht zu entwickeln. Darum weigerte sich die Dame auf das Entschiedenste, ihr anderes Armband hinzugeben Doch der Ehemann, der seit dem vergangenen Abende nicht aufgehört hatte, seiner theuren Ehehälfte die bittersten Vorwürfe über ihre Leichtgläubigkeit zu machen, legte sich jetzt in's Mittel und bestimmte durch sein Zureden seine Frau — sich noch einmal bestehlen zu lassen.

Die Herren Polizisten waren nämlich intime Freunde des Herrn Generals vom vergangenen Abend.

Der Frau blieb für den Verlust ihrer beiden Armbänder kein anderer Trost, als alle Vorwürfe, die sie geduldig von ihrem Manne hatte anhören müssen, diesem jetzt mit Zinsen heimzugeben.

Ein widersinniger Spruch.

„Nur unter schwerem Drucke,
Da wachset das Genie,"
So sagen die Profanen;
Das aber glaubet nie. —

Seht, ob die Pflanze wachset,
Auf der ein Zentner liegt;
Ob mit gelähmten Schwingen
Der Aar zur Sonne fliegt?

Wohl reizen Hindernisse,
Es hebt oft der Contrast;
Doch nie reizt das zu Schwere,
Und nie erhebt die Last.

Hinkränkelt jede Pflanze
Vom Drucke und stirbt ab,
Und das Genie verkümmert
Und wanket hin zum Grab.

Es gibt nur Paradiese,
Wo Zwang nicht kennt Natur;
Die höchsten Bäume wachsen
Im freien Urwald nur.

So kann nur Großes leisten
Ein Geist, der ist befreit;
Nur Er schafft Riesenwerke
Für die Unsterblichkeit. —

George Morin.

Treffende Abfertigungen.

Herr v. Montrond war während eines Krieges zwischen Frankreich und England von einem sehr groben englischen Schiffskapitän zum Gefangenen gemacht werden, der ihm, so lange er sich am Bord des Schiffes desselben befand, fortwährend sehr unangenehme Dinge sagte.

Eines Tages grüßte während des Mahls ein Schiffslieutenant, welcher viel höflicher als der Kapitän war, den Herrn v. Montrond mit seinem Glase und trank auf die Gesundheit der Franzosen.

„Pfui!" rief der Kapitän; „die Franzosen sind lauter Lumpen, und ich mache keine Ausnahme," fügte er hinzu, indem er den Herrn von Montrond ansah.

Dieser erhob sich und sagte:

„Ich trinke auf die Gesundheit der Engländer, die alle wahrhafte Gentlemen sind. . . Ich mache aber Ausnahme," setzte er hinzu, sich nach dem Schiffskapitän wendend.

In einer ganz ähnlichen Weise fertigte der am 4. März c. in Paris gestorbene Componist und Direktor der Schule für Kirchenmusik, Niedermeier, einst einen Sänger ab.

Niedermeier befand sich in den Coulissen der Oper. Ein Tenorsänger, dessen Namen wir hier nicht nennen mögen, und der Ursache zu haben glaubte, sich über ihn beklagen zu können, rief, indem er sich an eine andere Person richtete:

„Die Componisten sind alle Dummköpfe, alle ohne Ausnahme."

„Die Sänger," entgegnete Niedermeier, „haben fast alle viel Geist."

Zwei Knaben rühmten sich gegenseitig die Schönheiten und Vorzüge der Häuser ihrer Väter, und der Eine sagte: „Unser Haus ist doch schöner; es hat einen Balkon und ein italienisches Belvedere und eine Kuppel über dem Treppenhause und mein Papa will noch etwas Weiteres da auf machen lassen!" — „Nun? und was denn?" fragte der Andere. — „Ich habe heute früh gehört, wie Papa zur Mama sagte, er wolle noch eine Hypothek von 3000 Thalern auf unser Haus machen lassen!"

Ein Knabe bekam einen Thaler, um Etwas einzukaufen. Er verlor das Geld und weinte bitterlich. Eine vornehme Dame ging vorüber und schenkte ihm einen andern Thaler. Der Knabe fing noch heftiger zu weinen an. Die Dame fragte: „Warum weinst Du noch?" — „Ach," erwiederte der Knabe, „wenn ich meinen Thaler nicht verloren hätte, so hätte ich jetzt zwei" — Die Dame gab ihm noch einen Thaler und der Knabe zerfloß abermals in Thränen. — „Nun hast Du ja zwei und weinst noch?" — „Ach," versetzte der Knabe, „wenn ich meinen Thaler nicht verloren hatte, so hätte ich jetzt drei!"

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 30. VII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. Juli 1861.

Die Schwester der Kaiserin.

Von E. Heusinger.

Seit einer Reihe von Jahren ist der Palast Montijo als einer der glänzendsten von Madrid bekannt. Aber es sind nicht allein die Pracht seiner inneren Räume, die Werke alter und neuer Kunst, mit denen die Staatszimmer geschmückt sind, sondern die feine Sitte, die vollendete Bildung seiner reizenden Bewohnerinnen, welche neben einer edlen Gastfreundschaft, die eben nicht sehr häufig in den Häusern der spanischen Großen gefunden wird, das Hotel Montijo zu den gesuchtesten der Hauptstadt machten.

Noch prächtiger, umfangreich wie ein Königsschloß, ist der Palast des Herzogs von Alba.

Dieser war seiner Zeit der ausgezeichnetste Cavalier am Hofe der Königin Isabella. Jung, ritterlich, von hoher geistiger Begabung, war er nicht minder wegen seiner persönlichen Vorzüge, als wegen seines hohen Ranges und seiner unermeßlichen Reichthümer überall gesucht und gern gesehen. Die Wohnungen der stolzesten Granden standen dem Herzoge zu jeder Tageszeit offen. Indessen blieb es nicht lange verborgen, daß er vorzugsweise nur einer der vielen hohen Familien in Madrid seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Es verging nemlich selten ein Tag, an dem der schöne Herzog nicht am Hotel Montijo vorfuhr, und das Gerücht, daß er sich um eine der drei anmuthigen Töchter des Hauses bewerbe, fand täglich mehr Eingang in der vornehmen Welt.

Längere Zeit blieb es jedoch auch dem schärfsten Auge der vielen Beobachter verborgen, welche von den drei blendenden Schönheiten die von dem Herzoge eigentlich Auserwählte sei. Seine Aufmerksamkeiten waren in der Oeffentlichkeit unter Alle so gleich vertheilt, daß eine besondere Bevorzugung niemals zu unterscheiden war.

Es gab damals nach den Berichten von Augenzeugen nichts Schöneres in Madrid, als der Anblick, den die Loge der Gräfin Montijo auf den ersten Sitzreihen die immer noch schöne Mutter, umgeben von ihren Töchtern, alle strahlend in blendenden Reizen, aber jede verschieden an Gestalt, an Alter und an bezaubernder Grazie. Die Augen der Gräfin glitten, so oft sie es unbemerkt glaubte thun zu können, mit einem Anfluge mütterlichen Stolzes über sie hin, wenn ihr Blick von der Musterung einer befreundeten Familie gegenüber auf die ihrem Herzen

so theueren Kinder zurückfiel. Dahinter stand eine Elite von jungen Herren im schwarzen Frack, weißseidener Kravatte und feinen Pariser Glacehandschuhen, oder in reich gestickten Hof- und Generalsuniformen, mit dicken, goldenen Epauletten, auf der Brust oder doch wenigstens in einigen Knopflöchern glänzende Orden, die Stelle des Herzens bezeichnend, das manchem von ihnen vielleicht fehlte.

Aengstlich bewachten sie jeden Blick, jede Bewegung der Schönen, daraus einen Strahl oder ein Symptom bisher vergebens erflehter Hoffnung zu entnehmen. Unter Allen aber war der stolze Herzog von Alba der Einzige, dessen Blicke gar nichts verriethen.

Während der Zeit begann ein Herz zu erkranken unter vergeblichen Hoffen, in jener peinigenden Ungewißheit, welche schon so oft todbringend für die Liebe geworden. Jede Stunde, welche die Ungewißheit verlängerte, brachte sinnverwirrende Angst über ein schönes weibliches Wesen dessen Wachsamkeit es bis dahin nicht hatte gelingen wollen, auch nur das leiseste Zeichen zu entdecken, ob sie, oder welche von den beiden andern Schwestern die vom Herzoge Bevorzugte sei. Waren sie doch alle drei mit dem höchsten Liebreiz, alle in gleicher Weise mit geistigen Gaben vom Himmel so reichlich beglückt! Das schöne Mädchen aber, die jüngste von den Töchtern der Gräfin Montijo, besaß zu viel von der Kühnheit und Entschlossenheit einer Spanierin, als daß sie diese Ungewißheit auf Kosten ihres schon lange genug gefolterten Herzens hätte noch ferner ertragen können.

Ein von der Königin angesagter Maskenball sollte dazu dienen, ihr Gewißheit zu verschaffen. Die bei solchen Gelegenheiten gestattete Redefreiheit — wer hätte nicht mitunter die Wirkung süß und heimlich geflüsterten Worte auch in Deutschland beobachtet, obgleich die Maskenfeste bei uns nur ein schwacher Abglanz von denen sind, die in südländisch poetischer Begeisterung ihr Entstehen gefunden? — — sie soll den Herzensqualen ein Ende machen, denen die eben so stolze als schöne Rosabella bei längerer Dauer unterliegen müßte.

Nur zwei Personen, eine ihr treu ergebene Tante und ihr Kammermädchen, waren von Rosabella in ihr Vorhaben eingeweiht.

Rosabella schützte Kopfschmerz vor, und so ertheilte die Gräfin Montijo, obgleich unter einigem Zögern, ihrem theueren Kinde die Bewilligung, von einem Feste zurückzubleiben, auf das man sich allseitig schon lange gefreut hatte. In dem Augenblick, als die gräfliche Equipage aus dem Palaste rollte, trug Rosabella den Kopf tief verhüllt unter den seidenen Decken ihres Bettes. Neben dem Lager saß die Tante, mit der schönen Nichte vor der Zeit den rechten Augenblick zum Handeln berechnend, während die Dienerin im Vorzimmer Wache haltend des Befehls ihrer Dame gewärtig blieb.

Eine halbe Stunde mochte so verflossen sein, als sich Rosabella rasch von ihrem Lager erhob. Statt des prachtvollen mythologischen Kostüms, welches Tags zuvor für sie auserseben war, nahm die junge Gräfin den bereit gehaltenen einfach schwarzen Domino, um ihre schöne Gestalt bis zur Unkenntlichkeit darin zu verhüllen. Die Licher wurden ausgelöscht bis auf das kleine Flämmchen in der silbernen Nachtlampe, dann schritt sie unter dem Schutze der Tante dem Königspalaste zu, wo sie das Schicksal um ihre Zukunft zu fragen den kühnen Entschluß gefaßt hatte.

Der große Ballsaal und die anstoßenden Gemächer entfalteten an diesem Abend eine fast nie zuvor gesehene Pracht. Der Schimmer der zahllosen Kerzen, die sich in den Spiegelwänden verdoppelten, der süß berauschende Duft des Blüthenhaines, in den die weiten Räume verwandelt waren, mahnte an des Orients fabelhafte Pracht.

Der erste Eindruck war fast bewältigend für Rosabella. Doch schon im nächsten Augenblick hatte der Gedanke an den Grund ihres Hierseyns sie wieder gekräftigt. Der sie belebende Sinn war das Auge, für ihn, den ihr durchdringender Blick nach wenigen Minuten unter dem Auf- und Niederwogen der glänzenden Gesellschaft erkannt hatte. Er war es, der stattliche Herzog von Alba, den sie an dem prachtvollem Kostüm erkannte, das man in dem dem Feste vorangehenden Familienrathe für ihn auserwählt hatte.

Bald hatte sie den Weg zu dem Platze gefunden, wo der Herzog nach seiner Gewohnheit in lebhafter Unterhaltung mit den Gräfinnen Montijo begriffen war. Ohne Furcht in ihrer dichten Verhüllung erkannt zu werden, berührte sie leicht seine Schulter und richtete nach Maskenbrauch mit veränderter Stimme, in fast muthwilligem Tone die Frage an ihn: „Ob er es abschlagen würde, mit einer Dame zu tanzen, die den Ball in der einzigen Absicht besucht habe, eine Frage mit dem edlen Don Juan von Austria zu erörtern?“ Es war die Maske, welche der Herzog für die Nacht erwählt, die ihn von Anbeginn des Festes zum Gegenstand allgemeiner Beobachtung gemacht hatte. Sowohl sein wirklicher, als der für den Abend angenommene Charakter machten es dem Herzog zur Pflicht, dem Wunsche der schwarzen Dame ohne Zögern Folge zu geben. Sich bei den Gräfinnen beurlaubend, reichte er in verbindlicher Weise der Unbekannten die Hand, um sie zu der Quadrille zu führen, welche eben unter dem strahlenden Kronleuchter in der Mitte des Saales ihre Stellung einnahm.

Wer hätte es in diesem Augenblicke vermocht, die Gefühle der jüngsten Gräfin Montijo, das ungestüme Schlagen ihres Herzens zu schildern, als sie entschlossen war, ein Geständniß von dem Manne zu erringen, für den sie das Höchste an diesem Abend gewagt hatte!

Wenige, aber inhaltschwere Worte waren es, die sie ihm zuflüsterte. „Es beruht eine Seligkeit darauf, Herr Herzog, von Ihnen jetzt Wahrheit zu hören; das Glück oder Weh nicht einer Einzigen, — auch das Anderer, die Ihnen theuer zu seyn scheinen, hängt von der Antwort ab, die ich von Ihnen als einem Cavalier zu erwarten das Recht habe.“

Die Maske verbarg den Eindruck, den die hastig an ihn gerichteten Worte auf ihn machten. Rosabella aber sah die blitzenden Augen, mit denen er sie zu erkennen sich bemühte, als sie gleich darauf im Walzer an seinem Arme die weiten Räume des Saales durchflog.

„Wird der edle Juan von Austria einer Dame die Antwort schuldig bleiben auf die Frage welche von den Montijo's die Glückliche ist, der er sein Herz geschenkt? Erklären Sie sich, Herr Herzog, antworten Sie, welche von den Damen die Begünstigte ist. Es ist der Auftrag, den ich an Sie habe. Ich beschwöre Sie, Altezza, bei der schmerzensreichen Jungfrau! Ihr Zögern bringt unnennbares Unheil über das edle Haus der Montijo!“

Rosabella fühlte, wie bei diesen hastig, zwar leise, aber ihm hinreichend verständlich geflüsterten Worten des Herzogs Hand, welche die ihrige hielt, kaum merklich zuckte; er machte eine leichte wie abweisende Bewegung, in dem Augenblick als die Tour des Walzers ihn wieder mit seiner Tänzerin in die bunten Wirbel der Quadrille verwickelte. Der Herzog, welcher an dem Zittern des auf seiner Schulter ruhenden Armes auf eine seine Tänzerin überkommende Erschöpfung glaubte schließen zu müssen, war im Begriff, sie zu einem Divan zu geleiten, der aus einem Gebüsch blühender Oleander, womit eine weite Nische kunstvoll drapirt war, zur Erholung und Ruhe einladend hervorblickte. Schon war er geneigt, das Ganze für einen etwas outrirten Maskenscherz zu halten, als ein leises Halt! von einem stärkeren Handdruck seiner Dame begleitet, ihn vom Gegentheil überzeugte.

Der verhängnißvolle Augenblick für Rosabella war gekommen. Ihr Herz wogte hoch auf, dann — krampfte es heftig zusammen wie im letzten Zucken des Lebens, als sie die frühere Frage wiederholte, und der Herzog nun, wie es seine unbefleckte Ehre gebot, zum erstenmale den Gegenstand seiner Liebe mit einem Namen bezeichnete. — Es war — die älteste Tochter der Gräfin Montijo, der er mit seiner Liebe sein Leben zu weihen und noch am selbigen Abend die bestimmte Erklärung zu machen entschlossen war.

So war denn die letzte Hoffnung Rosabella's gebrochen. Die Unglückliche hatte sich selbst in Enträthselung des langen, bangen Geheimnisses den unwiderruflichen Spruch ihres Schicksales geholt.

Ein leiser Aufschrei war Alles, was der Herzog vernahm, und wie von unsichtbarer Hand entführt, war der schwarze Domino verschwunden. Das Gedränge im Ballsaal und das Wogen in den Corridors des weitläufigen Königspalastes schloß sich wie Meeresfluthen hinter der unbemerkt Davoneilenden. —

Wohl dürfte es schwer sein, Rechenschaft über die Gedanken des Herzogs zu geben, als er zu den Damen zurückkehrte, die es nicht gewohnt waren, so lange von ihrem Begleiter verlassen zu sein; indessen wurde nicht die mindeste Veränderung in der Unterhaltung des Herzogs bemerkt, die er da fortsetzte, wo sie durch die Ankunft des schwarzen Dominos war unterbrochen worden.

Bei dem auf den Ball folgenden Banquet, welches die Elite der Residenz an der Tafel der Königin vereinigte, wollten jedoch einige der vornehmen Gäste aus den freudestrahlenden Gesichtern des Herzogs von Alba und der ältesten Tochter der Gräfin Montijo die Schlußfolgerung ziehen, daß ein besonders glückliches Ereigniß dieses Abends es sein müsse, welches den edlen Zügen des hohen Paares ein noch höheres als das gewöhnliche Interesse verleihe.

Rosabella war ohne Begleitung, gleich einem gehetzten Reh, durch die bereits menschenleeren Gassen von Madrid geeilt. Schwankend hatte sie die Stufen einer zum Palast führenden Hintertreppe erreicht. Vom Fieberfrost geschüttelt betrat sie ihr einsames Gemach. Das Blut jagte heftig pulsirend vom Herzen zum Kopfe — es war, als sei dieser von der Gluth des Wahnsinns erfaßt. Gebrochen an Seele und an Körper, vernichtet sank sie auf das Lager, welches sie einige Stunden zuvor verlassen hatte, um sich die Verzweiflung zu holen, welche lange Zeit an ihrem Leben zehren, sie unempfänglich für alle Freude machen sollte, der ihr fröhliches Herz sonst so leicht zugänglich gewesen war. —

Das Morgenroth begann die leicht gekräuselten Fluthen des Manzanares zu färben, als die Gräfin Montijo mit ihren beiden Töchtern vom Feste zurückkehrte. Alle waren in der heitersten Stimmung; doch die glücklichste — war die älteste Tochter des gräflichen Hauses. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihrer theuren Rosabella noch während der Nacht das Glück zu verkünden, welches ihr die Erklärung des Herzogs von Alba gebracht. Leise öffnete sie die Thür des Schlafgemaches; kaum hörbar nahete sie sich dem Bette, auf welchem sie die Schwester in ruhigem Schlafe zu finden hoffte. Aber mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie zurück, als sie die Schwester, die sie am Abend nur von einem leichten Unwohlsein befallen, in ihr Nachtgewand gekleidet verlassen, in einen schwarzen Domino gehüllt vom Lager halb herabgesunken erblickte, in der Hand die gewaltsam zerknitterte Maske. Laut rief sie den Namen der geliebten Schwester, aber keine Antwort erfolgte.

Das Entsetzen der Geängstigten wurde gesteigert, als sie bei einem Strahle des Mondes

welcher die schaurige Szene streifte, gewahrte, wie die vor ihr ausgestreckte Gestalt ohne alles Bewußtsein war und daß der Krampf die bleichen Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatte. Es war der Tod, der auf diesem sonst so schönen Gesicht sein rasches Herannahen verkündigte.

Ihr wiederholter gellender Ruf versammelte endlich die Ihrigen, die sich schon zurückgezogen hatten, am Lager der Sterbenden. Mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl erkannten sie die Bestätigung von der furchtbaren Ahnung, welche die ältere Schwester im Augenblick ihres letzten Aufschreies durchzuckt hatte. Aerztlicher Beistand kam eben noch zur rechten Zeit, um kräftige Gegenmittel gegen den Stoff anzuwenden, dessen Natur aus dem geringfügigen Inhalt einer kleinen am Boden liegenden Phiole erkannt wurde.

Jeder erdenkliche Beistand wurde der heftig Leidenden gewährt, und so gelang es, daß die Folgen von Rosabella's geistiger Abirrung nach einigen Monaten fast gänzlich gehoben waren. Selbst der moralische Schmerz, den Herzog als den künftigen Gemahl einer Andern zu wissen, schien endlich aus ihrem Herzen gewichen.

Allgemein wurde angenommen, daß Rosabella dem Einfluß der hochherzigen Braut zunächst ihre Heilung zu verdanken habe. Diese bestand fest darauf, die theure Schwester nicht eher zu verlassen, um einen Namen anzunehmen, der nach dem des Königs der höchste in Spanien war, bevor sie nicht die völlige Ueberzeugung gewonnen, daß die Verzweiflung wegen ihrer unerwiederten Liebe aus Rosabella's Seele gänzlich gewichen sei.

Das ist die Geschichte, die man sich bei Gelegenheit des Todes der in Madrid hochgefeierten schönen Herzogin von Alba allgemein dort erzählte. Sie wurde vielseitig auch in Paris von hochgestellten Personen erzählt, die Gelegenheit gehabt, mit dem gräflichen Hause der Montijo in Verbindung zu treten. —

Das Matte in den edlen Gesichtszügen, ein mitunter rasch hinter einander folgendes Zucken des Augenlider, welches man an der Gräfin Rosabella Montijo bemerkt, die seitdem eine von der Welt hochgeachtete Gattin und Mutter geworden, sind verschiedentlich als Bürgschaft für die Wahrheit unserer Mittheilung erwähnt worden.

Neben den aufopfernden Bemühungen der Herzogin von Alba ist es jedoch wohl insbesondere den großen geistigen Anstrengungen ihrer jüngern Schwester beizumessen, daß nicht Beide, einem hoffnungslosen Gefühle nachgebend, wie das eigene so auch das Glück der Ihrigen für längere Zeit, wenn nicht etwa für immer, gestört haben.

Der Virtuose.

Novelle von L. Mühlbach.

(Schluß.)

Aurelia nickte ihm stumm Gewährung zu, und Aarfeld fuhr fort: Ein Freund von mir lernte vor einiger Zeit ein junges Mädchen kennen, das vom ersten Augenblick an, wo er sie sah, sein Herz besaß. Er liebte sie, fand alle Tugenden, die er sich bei einem Weibe gewünscht, in ihr vereinigt, und glaubte sich ihre reine unschuldsvolle Seele zugewandt. Allein zu seinem

Schmerz mußte er erfahren, daß er im Irrthum sei, denn als er dem Mädchen seine heiße Liebe gestand, als er sie bat, ihm ihre Hand zu geben, wies sie ihn zurück und sagte kalt: Sie sind ein Mensch wie andere Menschen: Ich habe aber geschworen, nur einem berühmten Manne, einem Virtuosen, meine Hand zu geben.

Wie, Sie kennen ihn? rief Aurelia.

Sie versprachen, mich anzuhören, sagte Dorval ernst, und fuhr fort: 'den feurigen Liebhaber schreckte dieses Wort anfangs nicht zurück: — vier Wochen lang erneuerte er seine Bitten, seine Schwüre, aber er erhielt nur dieselbe Antwort. Da erfaßte sein Herz ein wilder Zorn, er gelobte sich, das Mädchen zu vergessen, sich zu rächen und, — denn die Liebe war noch mächtig in seinem Herzen, sie von ihrem Irrthum zu befreien, und sie zu lehren, daß diese äußere Meisterschaft, der Finger nur eine Folge der Uebung und Geduld, aber nicht des Geistes und innern Lebens Zeugniß sei!

Gelang ihm dies? fragte Aurelia lebhaft.

Noch darf er es hoffen, erwiederte Dorval. Er floh das Mädchen und zog sich auf seine Güter zurück, und dort in der Einsamkeit und Stille reifte sein Racheplan. Sein Bedienter, vom Fache eigentlich Barbiergeselle, zeigte einige Anlage zur Musik. Mein Freund beschloß, sie weiter auszubilden. Er reiste mit ihm nach Paris, engagirte dort den ersten Lehrer der Musik, der alle Tage dem Barbiergesellen zwei Stunden Unterricht ertheilen mußte! Fünf Stunden mußte er außerdem noch alle Tage üben und zwar sechs Monate immer nur dasselbe Stück. So kam's, daß der Barbier nach zwei Jahren ein Stück ohne Anstoß, fehlerfrei, ja mit Bravour und glänzend vorzutragen wußte. Er hatte es aber mechanisch erlernt. Der Geist natürlich blieb ganz ungebildet, und wie konnt' es anders sein. Das Clavierspiel nahm seine ganze Zeit in Anspruch, auch fehlte ihm der Sinn für höhere, geistige Beschäftigung, wie ganz natürlich war. Die Musik, die er nur halb gezwungen trieb, ward ihm verhaßt und gern wäre er ihr entlaufen, hätte mein Freund ihm nicht eine große Summe Geld versprochen, falls er sich, so lange er es wünsche, in seinen Willen füge; und der Geselle that es. Weil es ihm an Geist gebrach, so stand mein Freund immer hinter seinem Stuhl und unterwies ihn, auf welche Stellen er Nachdruck und Kraft zu legen habe, oder welche er leicht, zart hinsäuseln solle. Dann, als der Virtuose ausgebildet war, veranstaltete mein Freund in Paris ein Concert, theilte Hunderte von Freibilleten aus, bezahlte Claqueurs, bestach die Journalisten, und — das Concert hatte glänzenden Succeß. Nun reiste er mit seinem abgerichteten Virtuosen nach Deutschland, ließ ihn zuerst in einer großen Residenz auftreten; in Paris war er gefeiert worden, natürlich hier nicht minder. Sein Ruf war nun fest begründet, und jetzt reiste er mit dem Virtuosen nach jener Stadt, in der das Mädchen seiner Liebe weilte.

Seiner Liebe? sagt Aurelia lebhaft, und doch scheint es, als wolle er sie beschämen?

Zum Mindesten wollte er sie von ihrem Irrthum befreien, wollte sie überzeugen, daß der Virtuose nicht immer voll Geist und Leben ist. Er that es, um das geliebte Mädchen sich selbst zurückzuführen. Wie hätte er wohl, wenn er sie nicht wahrhaft geliebt, sich zwei Jahre seines Lebens unausgesetzt damit beschäftigen können, sie dereinst von ihrem Irrthum zu befreien? Aber dies hoffte er zuversichtlich, und glaubte fest an die Geliebte und ihre edle, damals nur umnebelte Natur.

Und er hat Recht gehabt, rief Aurelia bebend vor innerer Bewegung. Wo, wo ist der Freund, o führen Sie mich zu ihm, daß ich zu seinen Füßen —

Er liegt zu Deinen Füßen! rief Dorval, und stürzte, Perrücke und Binde von seinem Haupte reißend, vor seiner Geliebten nieder.

Aarfeld, jauchzte sie laut, und zog ihn zu sich empor. O kannst Du mir verzeihen? flüsterte sie dann unter Thränen, und barg ihr Haupt an seiner Brust.

Er drückte sie fest an seine Brust, und in diesem Momente fand er den Lohn für jahrelange Leiden.

Und wie sie sich innig einander umfaßt hielten, öffnete sich leise die Thüre und der Commerzienrath schaute wohlgefällig lächelnd herein.

So ist es recht, meine Kinder, rief er dann mit einem gutmüthigen Lachen, und als Aurelia erschreckt sich aus den Armen ihres Geliebten aufrichten wollte, legte ihr Vater sanft ihr Haupt auf ihres Freundes Schulter. Ruhe dort aus, mein Kind, von Deinem Irrthum, sagte er gütig, und lasset Ihr Beide Euer Leben die schönste Harmonie und Melodie sein, dann werdet Ihr echte Virtuosen der Ehe sein, welche besser ist als alle Virtuosität.

Er umschloß das glückliche Paar, und Aurelia weinte an seiner Brust Thränen des reinsten Glückes

Und nun laßt uns zur Gesellschaft gehen, sagte der Alte; ich freue mich auf die Gesichter, die wir dort sehen werden!

10.

Die Gesellschaft war versammelt, und harrte ihrer Wirthe. Jetzt öffnete sich die Thür, und Aurelia, geführt von ihrem Vater, und einem der Gesellschaft fremden Herrn, trat mit einem lieblichen Lächeln und verschämten Erröthen in den Kreis ihrer Gäste.

Ich habe Sie, meine verehrten Herren, sagte der Commerzienrath, eingeladen, um Zeugen eines wichtigen Familienfestes zu sein. Es ist heute der Hochzeitstag meiner Tochter und ihres Verlobten, des Barons von Aarfeld. Sie staunen? fuhr er fort, als ein Gemurmel der Verwunderung durch die Versammlung lief. Sie sehen den Herrn zweifelnd an. Sehen Sie hier, sagte er lachend, und hielt die rothe Perrücke und die schwarze Binde empor, dies war Herr Dorval, jetzt ist er verschwunden, und es bleibt nichts weiter von ihm übrig, als das, was mancher Mensch leider ist — eine Perrücke!

Süperb! rief der Journalist Goldfeder Darf man fragen, wozu diese Verkleidung?

Fragen darf man wohl, sagte der Commerzienrath mit einem gutmüthigen Achselzucken, aber ich darf nicht antworten.

Die Thür ward geöffnet und der berühmte Virtuose trat herein. Er war bleich und lehnte sich matt auf Sophiens Arm, die in weißem einfachen Gewande schüchtern und verschämt neben ihm stand.

Mit Ausrufungen des Entsetzens und Mitleids umringte ihn die Gesellschaft.

Tausendfinger erwiederte auf die Frage Aarfeld's, was ihm geschehen: ach, Herr Baron, ich habe ein kleines Unglück gehabt! Ich bin die Treppe herunter gefallen!

Der Chorus von Bewunderern des Virtuosen erging sich in Klagen und Jammern.

Sie beschädigten sich doch nicht? fragte Aurelia sanft.

Ach ja, war die Antwort, ich fiel auf die Hand, und zerquetschte mir den kleinen Finger. Der Wundarzt hat mir zwar die Hand wieder eingerückt, aber der kleine Finger ist zerbrochen, und wird jedenfalls steif werden.

Man bebte vor Entsetzen und Jammer.

Der Commerzienrath aber sagte lachend und leise zu seiner Tochter: was meinst Du,

mein Kind, zu dieser Weltberühmtheit, die in der Fingerspitze ruht? Ist das nicht eine fingirte Berühmtheit? Der kleine Finger wird steif, und der große Mann ist verschollen! Wie wäre es nun, wenn Dein Glück an solchem Finger hinge?

Wohl mir, daß es in dieser Hand ruht, sagte Aurelia innig, und drückte Aarfelds Hand an ihre Brust.

Mein Freund dort, sagte der Commerzienrath lachend, der berühmte Tausendfinger wird nun, da sein Finger steif ist, wohl wieder zu seinem frühern Geschäft zurückkehren, und Barbier werden.

Barbier? fragte man entsetzt.

Ja, Barbier, sagte der Virtuose ruhig, es ist ein ehrlicher Stand und ernährt seinen Mann. Und wenn mir nun auch ein Finger steif wird, so hindert es mich nicht.

Und hier ist des Virtuosen Braut, Sophie Wunder! sagte Aurelia, und reichte dem schüchternen Mädchen mit einem freundlichen Lächeln die Hand.

Ja, meine liebe Braut, rief Tausendfinger fröhlich, und auf der Welt möchte ich keine andere haben, als sie.

Und jetzt, meine werthen Gäste, sagte der Commerzienrath heiter, jetzt zur Tafel! und einen Toast will ich ausbringen, der soll heißen: es lebe die Liebe, die Musik des Lebens, die Treue als Harmonie der Liebe, und die Eintracht als Melodie der Treue. Auch sollen hoch leben die Virtuosen der Musik aber nicht die Musik der Virtuosen! Darauf wollen wir anstoßen!

Landshut.

Eine hohe Frau, herrlich anzuschauen —
Seh' Dich aus dem tiefsten Meer der Zeiten ragen.
Leuchtend Deine stolzen Flammenblicke sagen:
Eine Hut bin ich für Bayerns gold'ne Gauen.

Blütkenschimmer schmücket rings die Auen:
Es hat sich ein Wunderkranz von Sagen,
Lieblich um die Stirne Dir geschlagen,
Ankernd tief im Aethergrund, dem blauen.

Nicht kann Dich mein einfach tönend Lied erheben;
Doch ist's aus der Seele Heiligthum gestiegen —
Seine Töne ziehen aus dem Herzensgrunde.

Hab mein ganzes Sein Dir selig hingegeben,
Und zu Deinen Füßen möcht ich träumend liegen —
Tragen durch die Lande Deiner Schönheit Kunde!

J.

Mehrere in Bückeburg wohnende Engländer begaben sich nach dem Besuche der auf hessischem Gebiete liegenden Paschenburg in das Wirthshaus in dem am Fuße derselben liegenden Dorfe Rosenthal. Der Wirth ist zugleich Bürgermeister. Er verlangte von den Engländern, nachdem diese die Zeche bezahlt, noch je 10 Sgr. für Beschmutzungen und Zertreten des Sopha's. Die Zahlung wurde verweigert, worauf der Wirth als Bürgermeister die Engländer in seinem Hause einsperrte. Ein Engländer entkam durchs Fenster und requirirte die Staatsbehörde zu Rinteln. Bevor diese einschritt, hatten die übrigen Engländer das Verlangte bezahlt, um nur loszukommen. Man wartet nun auf 57 diplomatische Noten.

Die Hochzeiten werden jetzt, nach der Mode, im Stillen gefeiert und — der Lärm geht erst nach der Hochzeit an.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 31. VII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. August 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

Ueber eines der schönsten Thäler Slavoniens goß der Mond sein mitternächtiges Silberlicht. Kein Luftzug regte sich; still, wie die Furcht oder die Erwartung, schien die Natur sammt ihren Geschöpfen zu lauschen mit verhaltenem Athemzuge. Das Thal breitete weit im Zirkel seine sammetgrünen Teppiche aus; westlich senkte sich ein kahler Bergrücken mählig zu dem weichen Schooße hinunter, als habe sich der Gebirgsgnome diesen Weg gebahnt, darauf hinabzusteigen zu den Quell-Nymphen, welche drunten ihr Silberwasser in vielen Bächen spielend mischten, und vom ungeheuren Walde her, der südlich an das Thal sich schloß, ihre unversiegbaren Urnen in die geschlängelten Wasserbecken ausgossen. Nördlich rauschte der Draustrom reißend durch die hohen Ufer, und umspülte die starke Feste Essegg, auf deren Mauer an hoher Stange der türkische Halbmond glänzte, des kriegerischen Sultans Soleiman Feldzeichen, hier bewacht durch den Mahomet Jahiaoglis, seinen Statthalter zu griechisch Weißenburg, unterdeß der grimme Eroberer selbst in einem andern Welttheile die Perser das Gewicht seines Zornes fühlen ließ.

Auf der Gebirgsfläche im Westen lagerte das Heer des römischen Königs Ferdinand des Ersten, des Bruders und Stellvertreters Kaiser Karls; die freien Sandplätze wurden bedeckt von langen Reihen weißer Gezelte, und wo der Wald heranreichte hatten die leichten Ungarn und die gewandten Böhmen die Zweige der Eichen und Buchen zu dichten Laubhütten verflochten, und mit ihren kleinen Reiterfahnen, den Wappenschildern ihrer Führer und den bunten Muschelzäumen und Silberdecken ihrer trefflichen Rosse verziert. Wachtfeuer brannten und knisterten im großen Halbzirkel, leuchteten aber nur matt unter dem reinen Mondlichte; dunkle gespenstige Schatten bewegten sich am trüben Holzfeuer, und zuweilen nur tönte ein dumpfer, heiserer Anruf durch die tiefe Stille. —

Ganz vorn, auf der letzten Abdachung des Berges gegen das Thal hin, stand vor dem verglimmenden Wachtfeuer ein schweres Geschütz, eine Karthaune der größten Art, und öffnete ihren gelben, blanken Schlangenrachen gegen die östlich gelegene Feste. Auf dem glatten Rücken des bräuenden Mordschlundes saß Scipio von Landenberg, ein deutscher Junker, den müden,

krauslockigen Kopf auf den Ellenbogen gestützt, und neben ihm lehnte an dem schweren Radgestell Franciscus von Steinbrunn, ein Ritter aus Kärnthen, jener im leichtern Kriegerputz, mit Blechhaube und Küraß, dieser in schwerer Reitertracht, von dem Scheitel bis zur Sohle mit Stahl bedeckt. Rechts vor ihnen schlummerte ein Haufen deutscher Landsknechte auf dem Sandboden zusammengedrückt und geballt wie ein hundertköpfiger Drachenleib; links des Geschützes stand eine Anzahl schwerer Pferde gekoppelt, und vor den schönen Thieren lagerte, an der Erde in gerader Linie hingestreckt, ein Dutzend schwerer Reiter, deren Eisenzeug rasselte bei jeder Bewegung, die einer der wackern Kriegsleute im Halbschlummer machte.

Was starrst Du in die Nacht hinaus mit weitaufgerissenen Augen, Franciscus? unterbrach Scipio die lange Stille. Gönne dem Leib die Ruhe; lege Dich nieder auf das harte Bett; müssen doch Deine Gebeine erlahmt sein vom gestrigen Scharmützel, bei dem Dein gutes Schwert allein fünfzehn Ungläubige vom Rosse warf. Laß mich wachen; ward mir doch träge Ruh mit meinen Leuten, seit wir auf dem verdammten Fleck liegen und hungern für das Vaterland. —

Meine Knochen sind todtmüde, erwiederte Steinbrunn, ohne seine Stellung zu verändern, aber meine Seele ist wach und lebendig und in Besorgniß krank.

Wenn euch ältere, erfahrene Männer die Furcht quält, plauderte der Landenberger fort, wie soll's denn sein mit uns, die wir zum ersten Mal im Felde liegen, die Sporen zu verdienen? Da hat man uns in dieses vertrackte Land hereingeführt, und gegen dieses barbarische Volk, welches den Krieg führt, als wäre es eine Tigerjagd, aus jedem Strauche mit Speer und Pfeil wirft, keine ritterliche Haft kennt, sondern nur ein henkerisches Kopfab, und Nasen und Ohren, die Zierden des Menschenangesichts, sackweise nach Hause sendet als jämmerliche Trophäen. Und obendrein kommt nun dieser Zug von Copreinitz bis hieher ohne Proviant, ohne Biscoten und Weinschläuche, durch eine Flur, auf welcher das türkische Sichelschwert nicht einen Halm gelassen oder einen Obstbaum. Allen Respekt gegen unsern General-Feldobersten! Aber dieser Mahomet-Beg ist schlauer, als der ehrliche Krainer; er hat Slavonien und das schöne Possega aufgegeben, hat uns in diesen Teufelswinkel gelockt, um die ohnmächtigen Hungerleider bequem zu schlachten, und die kopflosen Leichname dann auf der Drau und Donau hinunter zu flößen bis in das schwarze Meer, damit seinen Landen der deutsche Leichenduft keine Pestseuchen einimpft, und die Majestät zu Wien die Begräbnißkosten von dreißigtausend wackern Soldaten erspare.

Junker Scipio, wahre Deine Zunge! antwortete Franciscus. Der Feldmarschall ist ein braver Degen, aber auch ein grimmiger. Hörte er den Hauptmann seiner Vorwacht also murren, möchte morgen das Kriegsgericht den Plaudermund stumm machen für ewig. Der Katzensteiner folgt seiner Ordre. Er soll Slavonien reinigen von den Turbanträgern; er soll die Uebergänge und Brücken der Drau frei machen für Oesterreichs Heeresmacht, daß der Weg sich öffne nach Ofen, um dem Erzfeind, dem Johannes von Zapolia, der es wagt, sich König von Ungarn und Siebenbürgen zu schreiben, den Garaus zu spielen.

Der Anschlag ist gut, entgegnete Scipio, wäre die Ausführung nur ebenso. Daß man den Feldzug eröffnete, ehe denn der wilde Soleiman aus Persien heranfliegt, ist gescheit; denn er ist der Krieges- und Siegesgott dieser Barbarenhorden, und wo er fehlte, jagten die deutschen Schwerter immer die Sarazenenbrut; daß man dem Zapolia auf den Leib rückt, ist gut, ist gerecht; soll doch dieser Abtrünnige, welcher die unbefleckte Krone der tapfern Ungarn, sich und

sie beschimpfend, vom Sultan zum Lehen nahm, freventlich verwogen geprahlt haben, käme er mit dem Soleiman nach Wien, wie vor auch acht Jahren, so wolle er den Ferdinand mit einer glühenden Eisenkrone krönen lassen, wie er es einst that mit dem Georg Zecko, dem ungarischen Bauern-Rebell. Aber wer reitet mit einem Hengste zum Turnier, der acht Tage keinen Hafer roch? Wer ficht mit einer Klinge, die voll Rostflecke ist, und bei jedem Hiebe ausbricht? Der hungernde Soldat verliert das Vertrauen auf sich selbst, und läuft lieber rückwärts nach der heimathlichen Schüssel, wohin sein Magen drängt, als vorwärts der Schlachttrompete nach wo er seinen Leib den Raben zur Mahlzeit bringt.

Der Soldat soll nicht murren! antwortete Steinbrunn streng. Schnalle Deinen Seitengurt fester um den hohlen Leib, und denke, daß das Lagerleben kein Ballfest ist, wo vom gastfreien Wirth der Ueberfluß zum Gott des schwelgerischen Tages gesetzt wurde. Entbehrungen gehören zu den Alltagstugenden des Kriegsmanns; er hungert, damit die Brüder sicher speisen; er stirbt, damit die Brüder sicher leben; das ist die Glorie seines Standes, nach der Du ringen mußt. Vertrauen auf den Feldherrn macht eine kleine Heerschaar unüberwindlich; wo es ermangelt, werden Hunderttausende zur Lämmerheerde vor einem kühnen Schlächter. Und dürfen wir nicht vertrauen? Hat dieser Johann Katzianer von Katzenstein bei Wiens gräuelvoller Belagerung nicht sein schönes Theil gethan zur Rettung der Kaiserstadt? Hat er nicht am Kärntherthore den wilden Türkensturm abgeschlagen, und dadurch Oesterreich errettet von Schmach und Verwüstung? Ernannte ihn nicht dafür die Majestät zum General der Besatzung und zum Landeshauptmann in Krain? Hat er nicht im Sternberger Thale mit dem Pfalzgrafen den stolzen Cassan-Beg niedergeschlagen sammt allen seinen Janitscharen? War es nicht er, der mit dem Wakisch Paul bei Grätz den grauköpfigen Oberst-Pascha erschlug, für dessen Leben der weinende Sultan gern zwanzigtausend Andere verloren? Hat er nicht schon einmal Pesth und Ofen genommen mit kühngeschickter Feldherrnhand? — Wo solche Thaten auf der Tafel der Geschichte sprechen, da geziemt es sich nicht, zu zweifeln. Die Tuba der Fama klingt hell zu allen Erdtheilen und Geschlechtern, und wir sollten ihr das Ohr verstopfen, weil wir einige Tage lang den gewohnten Becher und die Fleischschüssel entbehrten? Schäme Dich, Scipio!

Ihr habt gut reden, ihr Reiter auf starkem Rosse, das überall Weide findet, sprach der Landenberger mürrisch. Wenn ihr auf dem Streifzuge das Lager umkreiset, so trifft eure Lanze dort im Forste den Feisthirsch; schnell ist der Braten zerlegt, das Gewehr, welches ihn tödtete, wird zum Bratspieß, und die Mannschaft zehret, in das Moos gelagert, am Leckerbissen, oder ihr quartirt euch in die Hütte des Bauern, und sprecht seiner Milchkammer zu, werdet selbst zum bärtigen Milchmädchen bei Kuh und Geiß, und stoßt als Habichte in seinen Hühnerhof; der Hakenschütz aber muß fortziehen in Reih und Glied, und geduldig harren, bis des Proviantmeisters Küche sich ihm öffnet. O hättest Du es angesehen, wie die armen Bursche niedersanken auf dem Marsche, wie jedes Dorf einige Hundert behielt für seinen Kirchhof; hättest Du den Grafen Hardeck, meinen mannlichen Julius, vor seiner Fahne sinken sehen zu Valpo, wie er dreimal sich aufraffte, dreimal ihn Fieber und Ohnmacht niederwarfen, und seine bleichen Schützen ihn in die nächste Bettlerhütte trugen, drin ein armselig Sterbebett zu finden, Du würdest murren wie ich, fluchen wie ich. Er ist hin, der edelste und der schönste unserer Waffenbrüder, und Tausende werden ihm nachfolgen. Und was wird werden allhier? — Alle waren vertröstet auf Esseggs schnelle Eroberung. Nun kam das Geschütz endlich dem Heere nach; das schönste Geschück ward hier aufgeführt; Alles lauerte ängstlich auf den gewaltigen Donnerschuß. Da hatten die

Herren Arkebusiere blöde Augen gehabt, kaum über das halbe Thal reichte die Kugel, und die Generale standen mit blossen Wangen, und den Kriegsräthen schien der Rath selbst zu gebrechen. Wie soll da der Soldat nicht zagen, wenn er in den Blicken der Feldobersten den Muth erlöschen sieht! — Still! fiel Steinbrunn ein. Ich höre Hufschlag vom Lager her! — Beide stellten sich gerade neben einander; die Schildwacht rief an, das Losungswort tönte zurück, und ein halbes Dutzend Reiter kamen in Schritt herangeritten. Der General-Oberst selbst war es, Johann von Katzenstein, und mit ihm More Laßlaw, der Oberst der Husaren, und Chunrik, der Sachsengeneral. Majestätisch prangte auf dem schweren Hengste die kräftige Gestalt des Feldherrn, hoch und breitschulterig, wie ein Hünenbild; der vergoldete Küraß engte die breite Brust, und unter dem langbefiederten Hute bräuete ein Heldenantlitz mit dunkeln Blitzaugen und wohlgeformten Zügen, umflattert von dicken Graulocken, Gewitterwolken gleich, die zerstörende Wetterstrahlen einhüllten.

Da ist der Platz, General! sagte er zu dem Sachsen, dicht neben der Karthaune sein Roß parirend und mit starren Augen hinunterblickend in das mondbeleuchtete Thal. Darum muß das Lager verlegt werden, trotz aller Widersprecher und Neider, denn ich muß die Stadt haben, und sollte ich den Mond, der drüben am Himmel hängt, auf sie herabschmettern. — Chunrik ritt vor mit dem Husaren-Obersten, und beide vertieften sich in ein angelegentliches Gespräch über die Gegend. Indeß fielen des Feldherrn Blicke rechts und links auf die Vorwachten. Die kärnthischen Reiter waren aufgesprungen, und standen in militärischer Ordnung neben ihren Pferden; die Fußknechte jedoch lagen noch im vorigen Knäuel am Boden und regten kein Glied. Stutzig sah der General-Oberst auf den Hauptmann Scipio, und sein Blick erglühte in sprühendem Zorne.

Was ist das, Herr Hauptmann? fuhr er auf, und trieb sein Roß mitten zwischen die erschreckenden Schläfer. Hat man Euch auf ein Faulbett beordert oder zur ersten Vorwacht? Und Ihr, Junker Laudenberger, seit ihr doch ausstaffirt mit sammetner Pluderhose und Silberschnäbeln, als ginge es zum Hofballe in der Burg zu Wien, und nicht gegen blutgieriges Feindesvolk. Im Elendskoller und dem Frieswammse haben wir uns geschlagen am Wiener Thurm, und so bin ich geworden der erste Mann im Reiche. Ist der Führer ein äffischer Thor, werden die Soldaten Müßiggänger und Faulbäuche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Boxer-Barbarei in England.

Der „Schlesischen Zeitung“ schreibt man aus London: Als vor einiger Zeit der Amerikaner Heenan herüberkam, um mit Sayers um den sogenannten Preisgürtel oder die Würde eines Kämpen — championship — zu kämpfen, zeigte sich alle Welt über die Brutalität dieses anglo-sächsischen Rassenvergnügens empört, und es diente demselben auch nur zu einer sehr zweideutigen Empfehlung, daß schon früher der russische Czar Nikolaus bei seinem Besuche in London zweimal in einem Saale Vorstellungen beizuwohnen geruhte, in denen sich die Kämpfer die Zähne ausschlugen und

auf alle Art bestialisch durchwalkten. Der Kampf zwischen dem Amerikaner und dem Engländer blieb unentschieden; dagegen hat in voriger Woche nach längst vorher verbreiteter Bekanntmachung, aber trotzdem in Abwesenheit der Polizei, unter einem ungeheuern Zulauf des allervornehmsten und allerniedrigsten Pöbels um den noch immer offenen Preis ein Faustkampf stattgefunden, welcher an Grausamkeit und Bestialität alles bisher Dagewesene übersteigt. Die Ungethüme, welche sich unter dem Jauchzen des sie umringenden Zuschauerkreises (daher price ring) zuerst als Einleitung prügeln sollten, hießen Hurst und Paddock, von denen jener bereits als Heldenringer der Grafschaft Lancaster anerkannt, ein Kerl von gigantischer Größe und fast übermenschlicher Stärke, aber trotz alledem der ungeschickteste Boxer ist, welcher vielleicht einen Kreis betrat. Daher kam es, daß er von Paddock fürchterlich gewalkt wurde, bis es ihm endlich glückte, diesem einen Schlag zu versetzen, welcher ihn fast todt zu Boden stürzte. Hurst gelangte demnach in den Besitz der Ehren des Preisgürtels, welchen ihm jedoch ein anderer Boxer sofort streitig machte. Mace, dies ist der Name des dritten Ungethüms, ist ein ziemlich kleiner, aber sehr starker und flinker Kerl, fast ein besserer Treffer als selbst Sayers und renommirt als der kunstgeübteste lebende Faustkämpfer. Aber trotz dieser Eigenschaften schien es fast monströs, daß ein solcher Bursche mit einem Riesen, ihm an Körperkraft, Größe und Gewicht so überlegen, kämpfen sollte. Nichtsdestoweniger fand die Partie auf einem Inselchen des Medwayflusses mit einem Erfolge statt, daß Hurst fast zu Tode geprügelt wurde, während Mace nicht einen einzigen Schlag erhielt. Da stand Hurst, fast 6 Fuß 3 Zoll hoch, 16 Stein schwer, während ihn seine riesige schwarzhaarige Brust und seine Glieder, an denen die Muskeln in großen Falten und Knoten wie Bronzebuckeln hervortraten, noch größer und fürchterlicher machten, als er wirklich war. Wenn man seine massiven Proportionen und die Symptome erschreckender Stärke wahrnahm, so oft die Haut und die Sehnen bei jeder Bewegung dahinzukriechen und sich zusammenzurollen schienen, konnte man sich einer fast krank machenden Besorgniß bei dem Anblicke des Menschen nicht erwehren, welcher diesen Koloß bekämpfen wollte.

Unter gewöhnlichen Kerlen würde Mace für einen schrecklichen Gegner gegolten haben; aber was wollte eine Größe von kaum 5 Fuß 8 Zoll und ein Gewicht von 10½ Stein gegen Hurst sagen! Und doch hatte er, als er sich zum Kampf zurecht machte, eine Art von Nonchalance an sich, welche, verbunden mit seinem gedrungenen hübschen Körperbau, seiner biegsamen gelenkigen Gestalt und den kleinen, aber harten und wohlentwickelten Muskeln, das Wagniß weniger desperat erscheinen ließ, als diejenigen fürchteten, welche seine Geschicklichkeit und Stärke nicht kannten. Hurst hatte außer seinen anderweitigen Vortheilen noch die Auswahl der Ecken und nahm natürlich die Stellung mit seinem Rücken der Sonne zugewendet, während Mace ihre Strahlen voll ins Gesicht erhielt. Als nun die beiden allein in der Mitte des Kreises standen, nachdem sie einander die Hände geschüttelt hatten, sah es gerade so aus, als hätte sich die Menge zum Anschauen einer Mordthat versammelt. Dennoch schien Mace im Schatten seines Gegners ziemlich zuversichtlich, obgleich sehr vorsichtig; er bewegte sich mit Leichtigkeit bald ferner bald näher, lauernd und lächelnd, so oft er mit geräuschlosem Satz gleich einer Katze aus dem Bereich der gewichtigen Arme sprang, welche ihn zu zerschmettern drohten. Allmählich näherten sie sich einander mehr und mehr, indem der Riese die Gelegenheit abwartete, welche ihm sein Gegner dann und wann zum Zuschlagen gab, bis sich endlich Mace vorsichtig näher wagte und Hurst zwei- bis dreimal leicht ins Gesicht schlug. Das waren bloß kleine Neckereien, aber hinlänglich, um ihm zu zeigen, daß er den langsamen unbeholfenen Boxer erreichen konnte, wenn es ihm beliebte. Durch diese Be-

obachtung zufrieden gestellt, begann nun Mace loszulegen versetzte Hurst einen Schlag, welcher dessen Augen sofort schloß und den Körper vom Kopf bis zur Zehe erschütterte.

Ehe noch der erste Gang, welcher 12 Minuten dauerte, vorüber war, schien Hurst in seinem eigenen Blute fast ersticken zu wollen, und sein Gesicht war so zerfleischt und zerfetzt, als hätte es Mace mit einem Messer geschunden. Trotzdem mochte Niemand auf Mace wetten, da man wußte, daß Hurst blos mit Einem Schlage zu treffen brauchte, um den Kampf zu seinem Vortheil zu enden. Aber der schreckliche Schlag, welcher fortwährend drohte, kam niemals. Hurst verstand augenscheinlich nichts vom Boxen, und sein Gegner trat deshalb mit der größten Kaltblütigkeit nur wenig zur Seite, wenn er seine Schläge mit voller Gewalt auf das Gesicht und den Kopf des Riesen fallen ließ. Vergeblich warf Hurst, gleich einem blinden Cyklopen, die Arme umher und versuchte es, seinen kleinen Gegner zu fassen, zu berühren, oder in einen Winkel zu treiben; Mace traf das zerschmetterte Gesicht nur mit neuen schrecklichen Schlägen, und schlüpfte ihm unter den Armen weg, ehe jener auch nur ausholen konnte. Hurst war buchstäblich mit seinem Blute übergossen, welches in solchen Strömen über das Gesicht rann, daß selbst Mace und die Kleider der beiden Sekundanten damit bedeckt wurden; aber nichts zeugte deutlicher von der enormen Stärke des Menschen, als daß er diese entsetzliche Züchtigung auszuhalten vermochte, ohne eine besondere Abnahme seiner kolossalen Körperkraft zu verrathen.

Er verfolgte Mace immer noch mit ungeschwächter Entschlossenheit, traf ihn aber nie, während Mace's Schläge über den ganzen Kreis erschallten, bis sie endlich von einem scharfen schmetternden Schmißtone in einem nassen Geräusch verhallten, als wenn rohes Fleisch zu einem Kotelett geschlagen würde. Nichts stopfte die reichlichen Blutströme, welche von allen Theilen des Gesichts herabflossen, und dieser jetzt nur einseitige Kampf wurde endlich über alle Beschreibung ekelhaft und entsetzlich. Nachdem der Kampf dreiviertel Stunden in zehn Gängen gedauert hatte, sahen Hurst's Sekundanten und Freunde ein, daß jede Aussicht hoffnungslos war, und baten dringend, er möchte aufhören. Doch obgleich ganz blind und in seinem Gesicht keinem menschlichen Wesen mehr ähnlich und taumelnd vom Blutverlust, stolperte der entstellte Goliath doch immer noch aus seinem Winkel hervor, um sofort von seinem Gegner zurückgeworfen zu werden, welchen er mit Einem Schlage hätte vernichten können. Mace wallte jetzt nicht weiter mit Vorsicht, sondern schlug drauf los, wohin es ihm gerade beliebte; endlich machte er sich an den robusten Ringer selbst und warf ihn schwer zu Boden.

Alles war vorüber. Herkules selbst würde so erschrecklichen Schlägen und dem schauderhaften Blutverlust, welcher auf sie folgte, erlegen sein. Endlich stürzte Brettle, Hurst's Hauptunterstützer im Wetten, auf den Kampfplatz und bestand darauf, daß er nicht länger ringen sollte; aber der verstümmelte Riese schien seine Niederlage gegen einen so kleinen Kerl nicht begreifen können, tappte umher und stolperte noch einmal auf. Blind und ohnmächtig, bedurfte er nun noch einen oder zwei Schläge, um zur Ruhe zu kommen. Aber die Austheilung derselben auf diese hülflose Fleischmasse war doch grenzenlos entsetzlich. Seine Sekundanten und Parteileute gaben den Kampf ohne sein Wissen als verloren auf und hielten Hurst in der Ecke, bis er fast alle Besinnung verlor und jener Stärkungsmittel bedurfte, welche bei solchen Gelegenheiten in Anwendung kommen. Selbst die ältesten „Kämpen des Ringes" entsetzten sich vor dieser 50 Minuten dauernden Züchtigung, während deren Mace nicht einen einzigen Schlag erhielt. Die Polizei, welche in einem Dampfboot von Chatham abgesendet wurde, um den Faustkampf zu verhindern, kam gerade zum Ende zurecht, ganz amtlich. Es gewährt eine Art von Entschädigung für diese schreckliche Greuel-

that, zu hören, daß man von beiden Seiten bemüht war, Hurst nach dem Schluß des Kampfes jede Unterstützung angedeihen zu lassen, und daß Mace unter den Zuschauern 35 Pf. St. für seinen besiegten Gegner, welcher einem Londoner Chirurgen zur Behandlung übergeben wurde, zusammenbrachte.

So scheußlich uns dieser Faustkampf der beiden Menschen erscheint, so über alle Beschreibung schauderhaft und gräulich ist das Benehmen des Zuschauerkreises, welcher aus Lords von allen Sorten aus Gentlemen, respektabeln Gutsbesitzern, Kaufleuten, Handwerkern und Dieben bestand. Es ist bei dieser Gelegenheit furchtbar gestohlen worden. Als das erste Blut aus dem Gesicht Hurst's spritzte, erhob sich ein Beifallsgebrüll, als wäre die schönste Heldenthat vollbracht worden, und dieser Applaus wiederholte sich, so oft dem Unterliegenden ein Nasenbein zerbrochen, ein Auge zerschlagen und sonst eine Unfläterei zugefügt wurde. Solche Schlächterei findet sogar in der englischen Presse ihre Vertretung, und zwar in einem Rothwelsch (slang), welches solche Brutalität als etwas höchst Amusantes darstellt. So schreibt z. B. Sporting Life über diese Boxerei: „Die Gesellschaft, welche zusammenkam, um den Kampf (mill) anzusehen, bestand im ganzen aus einer weit höhern Klasse, als jemals in einem Kreise seit Heenan und Sayers gesehen worden ist. Die obern zehn Tausend (die Gebildeteren) waren stark vertreten.“ Wenn Mace einen zerschmetternden Schlag auf Hurst's Augen und Nase versetzte, wird das so beschrieben: „Er schlug das Spundloch auf und der Claret (Rothwein) träufelte tüchtig aus der Proboscis (Nase).“ Hurst's „linkes Auge wurde zugespundet, seine Schnauze (snont) büßte die Schönheitslinie ein und ließ Karfunkeltropfen entströmen,“ oder „er erhielt einen Schmiß auf das rechte Tageslicht, welches einen Laden mehr schloß;“ „Mace fiel mit einem prächtigen Klapps auf den Riecher (conk), welcher machte, daß der Karmin hervorspritzte“ oder „er kriegte auf die zerschlagene Schnauze einen heißen — einen frischen Vorrath eigenen Gebräues;“ Hurst sah aus, als wenn er durch die Fleischbänke geschleppt worden wäre und kriegte einen garstigen Schmiß, wo sonst sein Riecher zu sein pflegte.“ Als Hurst bereits so blind war, daß er nicht mehr sah, erhielt er „zwei tüchtige Facers“ (d. h. Schläge in's Gesicht), aber obgleich er Mace zu ergreifen versuchte, vermochte er es doch nicht „in Folge seiner Schwäche und des fettigen Zustandes seiner Hände von dem geronnenen Karmin.“ Von den anwesenden Spitzbuben erzählt Sporting Life: „Die Schule, welche die Passagiere umgab, gehört zu der schlimmsten und desperatesten, welche man treffen konnte. Sie machten sich an jeden, der nicht offenbar zu vorsichtig aussah, und sie stießen und drängten, bis sie die Taschen rein ausgeleert und diejenigen ausgeplündert hatten, welche grün genug waren, in ihren Bereich zu kommen. Mehr als ein Gentleman verlor seine Uhr in dem Scharmützel; aber es war ein Trost, endlich einen der Bande früh morgens von einem Paar Ausschälern (Polizisten) erwischt zu sehen, welche sich so auf ihn versessen hatten, daß sie ihm zuerst den Kopf aufschlugen und dann mit seinem eigenen Rubin bedeckt wegschickten.“ Das ist englischer Humor.

Kürzlich hatte eine Frau auf dem Markte von Rouen außer mehreren Sorten von Fischen auch eine Anzahl sehr stattlicher Seekrebse zum Verkaufe ausgestellt. Ein Bummler bewunderte diese und brachte seinen Stock spielend zwischen die Scheere eines derselben. Sich über die Stärke des Thieres wundernd, äußerte er die Ansicht, daß nur die Härte des Holzes den Krebs zu einer solchen Kraftentwickelung und Ausdauer darin veranlasse, und daß dieses bei einem weicheren Gegenstande sehr wahrscheinlich nicht der Fall wäre. „Bah! Ihr seid in großem Irrthum," rief die Verkäuferin aus. „Gehört dieser Hund vielleicht Euch?" — „Ja." — „Nun so steckt einmal den Schweif desselben zwischen eine der Scheeren." Verschmitzt lächelnd, lockte der Ungläubige seinen Hund und that, wozu ihn die Frau aufgefordert. Der Krebs verschonte den Schweif des Hundes nicht, welcher nun anfing, fürchterlich zu heulen und die größten Anstrengungen zu machen, sich des Krebses zu entledigen und den Händen seines Herrn zu entwinden, alles zur Freude der triumphirenden Verkäuferin. Plötzlich ließ der Mann den Hund los, der unter fortwährendem Geheul wie die Kugel aus dem Rohre dahin schoß und bald in einer Straße verschwand. Von ihrem Staunen erholt rief nun die Verkäuferin: „Ei, ruft doch Euren Hund zurück, er geht ja mit dem Krebse durch!" — „Ruft doch lieber Euern Krebs zurü , der hat ja meinen Hund", war die Antwort des Mannes. „Um Euch jedoch zu beruhigen, werde ich Beiden nachlaufen. „Gesagt, gethan, doch — Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Ein geschickter Beamter kann ein kaiserliches Stirnrunzeln prächtig glätten. Im russischen Reich wurden einst die Schulen gezählt und entdeckt, daß das kleine Polen noch einmal so viele Schulen habe, als das weite russische Reich. Kaiser Nicolaus war darüber erstaunt und befahl, ihm nächstes Jahr das Verzeichniß wieder vorzulegen. Das geschah und der Vergleich war viel günstiger. Rußland zählte zwar nicht eine Schule mehr, Polen aber 150 Schulen weniger. Der kluge Gouverneur hatte gerade so viele geschlossen.

In Hamburg schwebt ein höchst amusanter Prozeß wegen Entschädigung für zwei abgeschnittene Haarlocken. Die näheren Umstände sind folgende: Die Tochter eines dortigen Kaufmannes, der in ziemlich gedrückten Verhältnissen lebt, suchte als Schneiderin ihrer Familie einen Nebenerwerb zu verschaffen und machte häufig Einkäufe in einem Modewaaren-Geschäft der Altstadt. Ein dort angestellter Commis, der Sohn reicher Eltern, bat das junge Mädchen mehrmals im Scherz, ihm eine ihrer schönen Haarlocken zu schenken. Als sie Anfangs voriger Woche wieder in den Laden trat, machte er sich den Spaß, ihr mit der Scheere zu drohen und nach ihrem Haar zu schneiden. Unglücklicher Weise — mindestens stellt der junge Mann die Sache so harmlos dar — gerieth die Scheere bei diesem Spiele wirklich dem Mädchen ins Haar, und zwei große Locken fielen zur Erde. Der erzürnte Vater verlangt einen Schadenersatz von 1500 Mark. Um die Sache wo möglich in Güte beizulegen, erbot sich der Commis, welcher seinen Muthwillen ernstlich bereut, 400 Mark Bco. zu zahlen — aber vergebens, der Kaufmann bestand auf seiner Forderung, und so werden nun die Gerichte den Werth der Locken abzuschätzen haben. Am Ende heirathet der Commis das Mädchen, und das Lustspiel ist fertig.

Ein halb Berauschter kommt nach dem Paßbureau, um sich einen Paß zu holen. Der Aussteller nimmt das Signalement in üblicher Weise auf. Bei der Rubrik: „Besondere Kennzeichen" macht er wie gewöhnlich einen Strich. „Herr", ruft der Paßfordernde, „wie können Sie da einen Strich machen? Ich will zwar nicht läugnen, daß ich heute so einen kleinen Strich habe, aber das ist doch am Ende nicht jeden Tag der Fall!"

Epigramm.

Ihr lobet Minna's Zartgefühl,
Weil jüngst in einem Trauerspiel
Ihr heimlich eine Thrän' entrollte; —
Sie sah den Hut der Nachbarin,
Den ihr Gemahl, der Eigensinn,
Durchaus nicht kaufen wollte!

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 32. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. August 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Zusammen fuhr der Junker, und seine Rechte fiel an den Degen; doch besann er sich zeitig, neigte das junge Haupt in kriegerischem Gehorsam, und sagte im verbissenem Groll: Der Sinn und die Faust macht den Krieger aus, nicht das Kleid, mein Feldherr! Die Antwort möget Ihr suchen, wenn Ihr mich morgen fechten sehet im Thale, und falle ich, wird der plündernde Muselmann, der mich entkleidet, meinen, es sei der Mühe werth gewesen, Schwert und Geschoß an dem Landenberger' zu versuchen —

Die Lanzenknechte hatten sich jetzt gleichfalls in zwei Glieder gerichtet; ein grauer Korporal trat vor, dicht an den Steigbügel des Feldherrn, und legte salutirend die Linke an die Blechkappe.

Haltet zu Gnaden! sprach er trotzig, und schimpft unsern Hauptmann nicht ohne Recht. Ist wer zu schimpfen, so sind es die, welche uns hieher getrieben, um an Hunger und Pest zu verenden, wie abgejagtes Bagagevieh. Gebt halter Wein und Semmeln, und Ihr werdet die alten Schützen finden. So stirbt die beste Mannschaft an den Straßen, und Ihr könnt nach einer Woche versuchen, ob Ihr mit Eurer Riesenfaust allein jene Mauern umzubrechen vermöget, und ob der türkische Halbmond sich neiget vor Eurer einsamen Hoheit. — Scharf faßte der Katzianer den kecken Sprecher in's Auge, sein Mund zuckte dabei unter dem Knebelbart, und mühsam ammelte und zwang er das aufbrausende Meer der Leidenschaften. Du bist der Nickel Eichscheit, sagte er langsam mit verhaltener Stimme. Du standest treulich bei mir zu Wien in der Bresche, und solltest stolz auf die Ehre sein, die Du dort mit dem Katzensteiner theiltest. Dein Trotz ist Sünde an mir und Dir. Die sächsischen Völker sind eben angekommen, mit ihnen der Bischof von Agram, der uns den versprochenen Proviant herbeiführt; doch der Gilgenberg, unser Proviantmeister, ist ausgeblieben, und welcher Hauptmann ihn trifft, mag ihn hängen lassen; denn er allein ist Schuld an der Noth unserer lieben Soldaten. Du sollst essen, Eichscheit, aber in Ketten und enger Baracke bei dem Strickreiter; denn Muth und Treue geben keinen Freischein

für Insubordination. — Er winkte, und einige seiner Ordonnanzen führten den betroffenen Korporal ab in das Lager.

Sind sie noch nicht zurück? Habt Ihr nichts vernommen? wandte sich jetzt der General-Oberst zu dem Reiterhauptmann von Steinbrunn.

Kein Mann von den Hinausgerittenen ist herein, antwortete Franciscus. Gegen Mitternacht fielen fernhin, rechts im Thale, ein Dutzend Schüsse vom Pistol oder aus leichtem Rohre, und bald darauf donnerten zwei schwere Geschütze los; hoch tönte der Schall, als käme er vom Berg, doch nicht von Esseggs Zinnen. Seitdem ist die Gegend grabstill worden, und nichts Lebendiges hat sich vor uns gerührt. — Ich wollte, der Wakisch Paul wäre allein geschickt, sprach Katzianer vor sich hin, und ich hätte den Michael bei mir behalten. Zu tollkühn, überschreitet der Ungar leichtlich die Ordre, und könnte die Schwarzen mitgestürzt haben in das Verderben. Sendet mir Botschaft in das Hauptquartier, sobald nur irgend ein Reitersmann zurückkommt, und haltet Euch kriegsmuthig; es ist ja der Katzensteiner, dessen heller Stern noch immer den falben Türkenmond verdunkelte.

Fester preßte er den Federhut auf die grauen Locken, drückte dem Rosse die Sporen ein, und galoppirte am Bergrande hin zum nächsten Posten. Die Generale und Ordonnanzen folgten ihm. Lange sahen ihm die beiden Hauptleute der Vorwacht nach, ohne ihr unterbrochenes Gespräch neu zu beginnen. Der Landenberger ging mit untergeschlagenen Armen umher, bis sein Gefühl übergährte, und er mit glühendem Gesicht dicht vor dem Steinbrunn anhielt.

Ist das ein Ehrenmann? fragte er heftig. Darf er des Königs Offiziere also öffentlich beschimpfen? Und was muß ich thun dabei?

Still schweigen! antwortete Franciscus. Es nehmen, wie Wort der düstern Laune von Vatersmunde, und bei der nächsten Aktion zeigen, daß er sich irrte in Dir. Ich wette, dann wird das öffentliche Lob den Scheltspruch dreifach gut machen. Wären nur die schwarzen Panzerreiter erst wieder hinter dem Wachtfeuer!

Und ihr Oberst, Dein Michael! fiel der Landenberger ein. Nun weiß ich, warum Du in die Nacht hinausblicktest, wie ein sehnsüchtiges Mädchen. Aber der Michael ist auch ein Anderer als der Vater. Alle seine Tugenden hat er geerbt, doch die Flecken ihm gelassen. Der Der Alte ist ein Kind des Krieges, voll wüster, unbezähmter Leidenschaften, rauh, hart und grausam. Jäh flammt sein zerstörender Zorn auf, und unversöhnlich ist sein Haß. — Der Sohn ist wie vom Mars und der Venus erzeugt, mild, menschlich, treu und wahr, ein Adonis im Eisenkleide. An jenen baue ich kein Hüttendach; denn fürchten müßte ich den Vulkan in jedem Schlummer; an diesen lehnte ich gern mein liebes Haus; denn Schutz und Mitgefühl wäre mir sicher. —

Und dieser kehret vielleicht nicht mehr, ist gewesen, und Du hältst ihm den Leichensermon so eben! seufzte Steinbrunn, indem er mit Wärme des poetischen Junkers Hand drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Nürnberg im Festschmuck.

Ein glücklicher Gedanke war es, daß die Künstler, denen die Schmückung der Stadt anvertraut war, den vielen historischen Erinnerungen, an denen Nürnberg so reich, in einer Weise Rechnung getragen haben, daß diesen Dekorationsstücken an den Häusern berühmter Männer, die mit Nürnbergs Kunst- und Gelehrtengeschichte in Verbindung stehen, ein mehr als ephemerer Werth zuzuerkennen ist. Um unsern Lesern ein Bild von den hauptsächlichsten Tableaux zu geben, lassen wir in Nachstehendem eine Zusammenstellung derselben mit den bezüglichen Sprüchen folgen.

Willibald Pirkheimers Haus am Herrenmarkt. Kaiser Maximilian an der Seite Pirkheimers wird von demselben durch eine Ehrenpforte in die Werkstätte der Künstler Nürnbergs eingeführt. Im Vordergrund erscheint Dürer mit Modellen der Stadtthore und anderer seiner Werke, wovon eines knieend ein junger Werkmann zeigt. Kupferstecher, Holzschneider, Glasmaler gruppiren sich hinter Dürer, Arbeiten nach dessen Entwürfen ausführend. Im Hintergrund sieht verwundert der alte Meister Wohlgemuth auf das Treiben der Zeit, das ihn überflügelt. Er ist beschäftigt mit Goldgrundbildern alten Styls, die Gruppen rechts stellen Adam Krafft, welcher eines seiner Werke, eine Station, enthüllt, Peter Vischer, einen Apostel vom Sebaldus-Grab haltend, Wenzel Jamnitzer, der seinen herrlichen Tafel-Aufsatz zeigt, so wie endlich Veit Stoß dar, welcher dem im Hintergrunde beschäftigten Arbeiter winkt, um seine Werke vorzuzeigen. Seitenbilder links. Corberger, Nürnbergs berühmter Buchdrucker, zeigt das Wunder der erfundenen Kunst einem hereintretenden alten Pergamentschreiber, welcher sinnend und staunend das ihm vorgehaltene Buch betrachtet. Im Hintergrund sind Setzer und Männer an Pressen. Zugleich regt sich der aufblühende Buchhandel, welcher durch die angehäuften Exemplare und deren Verpackung angedeutet ist. Seitenbild rechts. Ein alter Venetianer unterhandelt mit einem der berühmtesten Waffenschmiede Nürnbergs über kostbare Waffen. Der Löwe von St. Marcus von Venedig zeigt die Verbindung beider Städte an. Im Hintergrunde ist der blühende Handel Nürnbergs dargestellt.

Der Muse Schirm, der Kunst ein Freudenbot,
Dem Rath und Kaiser treu mit That und Wort,
Den Besten Freund durch's ganze deutsche Land,
Pirkheimer war's, ein Vorbild seinem Stand.
Daß Adel und Verdienst die Hand sich reichen,
Ihr Edlen gehet hin und thut deßgleichen.

Dürers Geburtshaus. (Winklerstraße.) Der Genius der Kunst, lorbeerkränzt im Strahlenglanze, küßt das eben geborene Kind auf die Stirne. Hinter einem Vorhange schlummert die Mutter; zwischen beiden die Wiege. Ueber Lorbeerzweigen schweben die Sternbilder des Jupiter und der Venus aus dem Thierkreis, über beiden strahlt ein neuer Stern. Die Sternbilder oder die beiden Planeten deuten den Wunderglauben jener Zeit, welche glückverheißend auf das Leben der Neugebornen einwirken und seine Schicksale glänzend, unsterblich vorher verkünden sollen.

Ich prange auch im Festesschmuck,
Weil hier des Meisters Wiege stand,
Der treu im Bilde wieder gab,
Was er im Herzen tief empfand.
Das Kind schon hat der Genius

Der Kunst mit seinem Kuß geweiht,
Drum grünt auch um des Mannes Haupt
Des Ruhmes Kranz für alle Zeit.

Albrecht Dürers Wohnhaus. (Albrecht Dürer-Straße.) Albrecht Dürer, in der Mitte zweier Gestalten, tritt männlich hervor. Er stützt sich auf eine ernste, die Religion darstellende Gestalt, die Leuchte des Evangeliums und Bibel verkünden das Wesen seiner Zeit. Die Muse der deutschen Kunst, welche Dürer mit der Rechten erfaßt, hält die Apokalypse. Die Bildnisse seiner Freunde stellen Raphael, Holbein, Melanchthon, Hutten und Erasmus von Rotterdam dar, sowie seine nächsten Freunde in Nürnberg, Behaim und Wohlgemuth. Der beigefügte Spruch lautet:

Von diesem schlichten Bürgerhaus
Ging einstens eine Leuchte aus
Die spendet einen göttlichen Schein
Weit über alle Lande hinein;
Das Licht strahlt hell und wird nimmer getrübt,
So lang eine Kunst, eine deutsche, es gibt.

Hans Sachs' Wohnhaus. (Mehlgäßchen.) Der Meistersänger sitzt in der sonnigen Laube bei seiner schlichten Wohnung, die Muse der Dichtkunst begeistert ihn durch ihre Nähe, sie tritt antik mit der Lyra an seine Seite, im Gegensatz flüstert ein altdeutscher Schalksnarr ihm einen lustigen Schwank zu. Ein Rosenhag überwächst den sinnenden Dichter, indessen unter ihm des mühsamen Schuhmacherhandwerkes gedacht ist, an dessen Zunftzeichen zwei Lehrlinge die Mühen des Handwerkes andeuten.

Die ihr vor meinem Hause steht,
Laßt euch euch bevor Ihr fürbaß geht,
Noch sagen einen guten Spruch:
Singen ist fein, doch nicht genug,
Müßt treulich, was die Meister sagen,
Auch heim in Städt' und Häuser tragen,
Daß Fried' und Einigkeit erwachs
Durchs deutsche Land, das wünscht Hans Sachs.

Grübels Haus im Schießgraben. Der gemüthliche Volksdichter sitzt in seiner Wohnstube und trägt einigen Spießbürgern ein neues Gedicht vor. Dies behandelt den Flitter und Putz der Frauen, welche ihm dafür giftige Blicke zuwerfen und ihm mit geballten Fäusten drohen.

Will aner wissen, wöis ba Reichsstadt Zeit hói gwösen
Derf er ner die Gedicht von unsern Grübel lös'n,
Der haut sei Bürger kennt, nir glaußen aus der Art,
Und hat a nu dazu Nörnberger Tröchter gmacht.

Behaims Wohnhaus. (Müller am Herrenmarkt.) Behaim kehrt glücklich von seiner Seereise nach Lissabon zurück, die der er mit Diego de Cao unternommen hat. Kolumbus empfängt seinen Freund und Vertrauten. Afrikan. Gestalten mit Wesen aus der neuen Welt lagern am Boden. Im Mittelbild sitzt Behaim in Nürnberg an seinem berühmten Globus beim Schein der Lampe. Rechts von demselben erscheint der König von Portugal Johann II., welcher Behaim die Gnadenkette des Salvatorsordens überreicht, wovon die damals in Lissabon lebenden Nürnberger Handelsherren Zeugen bilden.

Den Erdball hab' mit Wissensdrang
Durchforscht ich all' mein Leben lang,
Doch zog es voll Begeisterung hin
Nach Westen mir zumeist den Sinn,
Und hab' ich nicht mein Ziel erreicht,
Den Weg hab' ich zuerst gezeigt.

Veit Stoß' Wohnhaus (Theresienplatz.) Der englische Gruß von Veit Stoß wird durch das Portal der Lorenzkirche eingeführt. Ein Jüngling, welcher das Zunftzeichen trägt, begleitet ihn, sowie die Patrizierfamilie Tucher, welche das Kunstwerk stiftete.

Trug auch der fromme Meister selbst, Veit Stoß
Im dunklen Gäßchen sein bescheiden Loos,
Soll sein Gedächtniß doch im Lichte leben,
Und wie in Lorenz' Dom sein Engelgruß
Weit sichtbar der Gemeinde, also muß
Auch vor der Nachwelt hell sein Name schweben.

Adam Krafft in seiner Werkstätte am Hallplatz. Adam Krafft steht erhöht, in der einen Hand mit dem Zirkel an dem Risse messend, mit der andern seine Gehilfen anweisend, die an dem Sakramentshäuschen beschäftigt sind Links ist seine bedeutendste Station, „die Grablegung.“ Ein Geselle meißelt an einer Madonna.

Ein Steinmetz war ich mit Vergunst,
Hab' treu geübet mein Kunst
Und für das heil'ge Sakrament
Geschafft bis an mein spätes End
St. Lorenz Kirch birgt mir zum Glück
Mein allerbestes Meisterstück.

Peter Vischers Haus. (Peter Vischer-Gasse.) Wir saßen beisamen und übten uns in der Kunst wie Lehrlinge.“ In der Mitte oben in einem Stübchen sitzt der Meister Peter Vischer mit seinen Freunden A. Krafft und Lindenast, die, Chronik erzählt, wenn die St. Lorenz den Feierabend verkündete, wie Lehrlinge in der Kunst sich fleißig übten. Das Relief unten links stellt P. Vischer in seiner Werkstatt vor, wie er eben den Zapfen zum Guß eines Theiles seines Sebaldus-Grabes ausgestoßen hat. Rechts sieht man Peter Vischer, wie er an seinem nun vollendeten Werke in der St. Sebalduskirche die letzte Figur, den St. Johannes, aufstellt. Einer seiner Söhne ist beschäftigt, das Bildniß seines Vaters zu vollenden, das ebenfalls das Sebaldusgrab schmücken soll. Geistliche tragen den Reliquienschrein zum seligen Sebald herbei.

Was er in stiller Kammer hat ersonnen
Und im Kreis der Freunde reif bedacht,
Hat in der Werkstatt die Gestalt gewonnen,
Und Kunst und Fleiß hat es zu Tag gebracht.
Wenn sich Gewerb und Kunst die Hände reichen,
Und eines Meisters Kraft das Bildniß weiht,
So wird, wie unsres Vischers Werke zeugen,
Das Herrliche erzielt für alle Zeit.

Das Scheuerl'sche Wohnhaus, Burgstraße, alte Burggrafenwohnung. Das Bild zeigt, wie der ritterliche deutsche Kaiser Max I., der häufig die Wohnung bei Scheuerl dem Aufenthalt auf der Burg vorzog, einmal gerade dort ankommt, als eine Hochzeit stattfindet. Der Kaiser beehrte die Hochzeit durch seine Gegenwart und ließ die Braut (eine Schwägerin Scheuerls) durch zwei Fürsten führen. Sitten und Gebräuche damaliger Zeit sind in anziehender Gestalt wiedergegeben.

Es ging hier in der Scheuerl Bürgerhaus
Als Gast der Kaiser selber ein und aus,
Wollt' er der Hofburg stolzes Prangen meiden,
D'rum bleibet Nürnberg, das den Fürsten ehrt,
Doch auch was hält auf eig'nen Werth,
Sein Kaiserstüblein lieb für alle Zeiten.

Rieter'sches Wohnhaus (Herrenmarkt. Fleischbrücke.) Das Gesellenstechen. Die damaligen stolzen Patrizier glaubten mit gleichem Rechte, wie die Ritter, Turniere halten zu können; dieselben wurden Gesellenstechen genannt; Kaiser Friedrich III. sitzt auf dem Thron vor Rieters Haus und sieht dem Turniere zu. Besonders zeichneten sich die Holzschuher und Tucher als tapfer und gewandt aus. Die dabei vertretenen Patriziergeschlechter waren an den Helmzierden, welche getreu geschichtlich sind, auf dem Bilde ausfindig zu machen.

O Zeit voll Kraft und Herrlichkeit, wo Bürger gleich den Rittern
Turnieren stolz auf hohem Roß, bis die starken Lanzen splittern,
Der Kaiser an Rieters Haus, schaut über den Markt, den weiten,
Nickt gnädig solchen Bürgern zu und solchem Gesellenstreiten.

Meistersängerhalle. (Bauhütte.) Das Bild stellt einen Meistersänger dar, der auf einem blühenden Baum sitzend, dessen Wurzeln in dem Boden des Volkes Leben und Nahrung finden, seine Lieder vorträgt. Der angebrachte Spruch lautet:

Ihr Sänger einer neuen Zeit,
Wir grüßen Euch mit Freudigkeit;
Und weil Ihr auch zur Zeit gehört,
Seid doppelt nun von uns geehrt.
Wir kehren im Geiste bei Euch ein
Und wollen gute Meister sein.

Der Bahnhof. Wahrhaftig großartig war die Ausschmückung der umfassenden Räume des Bahnhofes. Die frischen Kränze und Gehänge, welche die Säulen der Halle umschlungen, die Massen der großen und zierlichen Ampeln mit den schönsten Blumen, dazwischen die Wappen aller an den bayerischen Bahnlinien gelegenen Städte boten einen wunderlieblichen Anblick. Der zum Empfang angebrachte Spruch lautet:

Mit des Dampfes raschen Schwingen
Durch die Welt der Sänger zieht:
Doch noch rascher in die Herzen
Dringt sein liebes deutsches Lied.

Den Abschiedsgruß auf dem Bahnhofe bietet folgender Spruch:

Lebt wohl! das ist das letzte Wort,
Wenn uns des Festes Freude schwindet.

Doch bleibt die Hoffnung unser Hort,
Daß uns Ein Vaterland verbindet.
Wenn Alles flieht und Alles schwand:
Ein Vaterland — das deutsche Land.

Die Thore. 1. Das Frauen- und 2. das Königsthor. Die beiden nebeneinander befindlichen Thore Frauenthor und Königsthor stellten die alte und die neue Zeit, das alte und das neue Nürnberg dar. Der Schmuck des Frauenthores ist in dem strengen Styl der vielen in Nürnberg befindlichen im gothischen Charakter gehaltenen Häuser mit spitzen vergoldeten Thürmchen und Dächlein. Spruch:

Von ihrer Zinnen Höhen, von ihrer Thürme Kranz
Begrüßt die Stadt, die alte, des heut'gen Tages Glanz;
Der Feste sah sie viele, ein solches nimmermehr:
Zieh ein in ihre Mauern, du fröhliches Sängerheer!

Beim Königsthor ist die Neuzeit durch eine mit lebendigen Reisern und Zweigen ausgeführte Neugothik dargestellt. Spruch:

Heil Euch! und Heil der guten neuen Zeit,
Die herbeibraust mit des Feuers Flügelrossen;
Es ändert sich der Stände wirrer Streit,
Gewerb und Kunst sich einen zu Genossen;
Der Forscher löst der Satzung starre Bande,
Und Lied und Wort frei schallen durch die Lande.

Das Spittlerthor (in dessen Nähe der Fürther Bahnhof) stellt die Vereinigung Nürnbergs und Fürths dar. Eine geflügelte weibliche Figur mit einem Rade im Schooße versinnbildlicht den Aufschwung beider Städte durch die größte der industriellen Unternehmungen, die Eisenbahn. Zwei andere weibliche Figuren deuten auf beide Städte, die eine, Nürnberg darstellend durch ein Modell der runden Hauptthürme, die andere Fürth mit einem Bienenkorbe, als Bild der Betriebsamkeit und des Aufschwunges. Der Spruch lautet a) auf Seite der Figur Nürnberg:

Du trägst mit uns der Jahre schwere Last,
O Schwesterstadt, voll Arbeit und voll Plage,
Durcheilest dieses Thor mit jäher Hast,
Mit flücht'gem Fuß bei jedem Stundenschlage,
D'rum sei willkommen auch beim Freudenfeste,
O Nachbarin, wie alle deutschen Gäste!

b) auf Seite der Figur Fürth:

Es nahet herzlich Dir im Festgewand,
Nicht wie in Tagwerks mühevollem Jagen,
Die Schwester heut' und reichet ihre Hand,
Zu rasten selbst an deinen Ehrentagen.
Sind wir in Fleiß und Sorge treu verbunden,
So laß uns theilen auch die guten Stunden!

Wie steht's in Deutschland?

Mein Herz, ich will dich fragen:
Wie steht's in Deutschland? sag'!
„Viel Köpf' und kein Gedanke,
Viel Dämm'rung und kein Tag!"

Und sprich, was sagt denn Deutschland?
„Es saget nichts — es fragt!"
Und sprich, wie handelt Deutschland?
„Es handelt nicht — es zagt!"

Und wie steht's zu dem Dänen?
„Es harrt in trotz'ger Ruh'!"
Und wie zu Hessens Fürsten?
„Es wartet immerzu!"

Und worauf wartet Deutschland?
„Bis es erst einig ist!"
Und wann wird's einig werden?
„Das hat noch gute Frist!"

Was fehlt ihm zu dem Allen?
„Nur Wille und Entschluß!"
Und wann wird's endlich wollen?
„Es will erst, wenn es — muß!"

Und warum wollt's nicht eher?
„Ich weiß nicht, wie's geschah!"
Doch wenn's wird wollen müssen?
„**Dann kommt's**, und es **ist da!**"

In Paris, Rue Clichy, hat der Thierarzt Sanscourche ein Hundelazareth gegründet, welches von den Hundebesitzern, da es recht gut eingerichtet ist, lebhaft benützt wird. Jüngst kam eine alte Dame aus der Provinz mit ihrem kranken Königshündchen an und besichtigte, bevor sie den Patienten übergab, das ganze Haus von oben bis unten. Als es aber zum Scheiden kam, konnte sie sich nicht entschließen, sich von dem Liebling ihres Herzens zu trennen. Sie wollte durchaus die erste Etage und die zur Promenade der rekonvaleszirenden Hunde bestimmte Terrasse für sich miethen und bot dafür eine fabelhafte Summe. Als ihr dies abgeschlagen wurde, bekam sie Krämpfe vor Aufregung und man mußte fast die Autorität der Behörde in Anspruch nehmen, um sie von dem Versuche abzubringen, sich gewaltsam in dem Hause zu installiren. Von Thränen fast erstickt wurde sie endlich in einem Wagen fortgebracht.

Es ist kürzlich folgende Geschichte passirt, die, so unwahrscheinlich sie auch klingt, dennoch buchstäblich wahr ist. Ein Wittwer, der seine verstorbene Gattin besonders geliebt hatte, besaß das Herz derselben im Spiritus. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß eines Tages das Glas, in dem das Herz war, zerbrach und die Hauskatze sich schnell des Inhaltes bemächtigte und mit großer Gier verschlang. Die Katze verendete bald darauf — an welchem Leiden ist nicht ermittelt — nun ließ der zärtliche Wittwer, um, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar, das Herz seiner Frau zu besitzen, die Katze in Spiritus setzen.

Die größte Grausamkeit. Das „Oldenburger Schulblatt" stellte unlängst folgende Frage auf: „Welches ist die größte Grausamkeit?" — und antwortete darauf: „Wenn man einem Lehrer, welcher Frau und Kinder und 172 Thlr. Gehalt hat, einen guten Appetit wünscht."

Es behauptete Jemand, das Sprichwort: „Der Appetit finde sich erst beim Essen," sei nicht wahr, denn er habe schon seit drei Stunden in Einem fortgegessen, ohne inzwischen die mindeste Spur von Appetit zu bekommen.

Die Neger in New York haben nun einen Clubb errichtet, worin über die Aufnahme ballotirt wird, nur gilt die weiße Kugel als verneinend.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 33. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. August 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Da rief wiederum die Schildwacht, ihr: Wer da! und zugleich schallte der Schlag vieler Hufe aus dem Thale her. Vivat Ferdinandus! Georgius sanctus cum nobis! tönte mit ungarischem Accente das Feldgeschrei herauf, und eine dunkle Reitermasse trabte gegen den lehnansteigenden Hügel; frohsinnig traten ihnen die Hauptleute entgegen.

Voran den Reitern ritt der kühne Wakisch Paul, ein kurzgedrungener, derb gebauter Mann, in ungarischer, mit goldenen Schnüren besetzter Tracht; das wirre Kraushaar deckte die schwarze Spitzenmütze, auf der ein breiter Adlerfittich wehte; statt des Mantels umflatterte ihn ein Tigerfell, und ein schwarzer Bart hing zottig vom aufgeworfenen Munde nieder. Mit dem Gruße: Io Reggel Kedves Barâtom! galoppirte er eilig, sowie er die Höhe gewonnen, auf seinem schlanken, lichtbraunen Pferde dem Lager zu, und ihm folgte die Schwadron leichter Ungarn, in deren Mitte man einige gefangene Muselmänner bemerkte. Auf ihre eigenen arabischen Pferde hatte man diese Elenden festgebunden; ihre Arme und Füße waren um den Leib des Thieres geknebelt, und jeder scheue Seitentritt der flüchtigen Rosse erschütterte schmerzhaft den gefesselten Gebieter; die weiße Kleidung der Armen war vom Blute geröthet, das aus Schultern und Schenkeln quoll, welche die muthwilligen Husaren mit den Spitzen ihrer Säbel nur leicht, aber schmerzhaft stachelten. Kein Wehgeschrei ließen die Söhne Mahoms hören; nur ein leises Allah! stießen sie hervor, und wendeten zuweilen den kahlgeschorenen Kopf, den man des Turbans beraubt, rollten die großen, grimmfunkelnden Schwarzaugen und knirschten mit den weißschimmernden Zähnen.

Hinter den schnell und ordnungslos vorbeisprengenden Ungarn folgten die schwarzen Panzerreiter, deutsche gesetzte Krieger, trotz der Nacht Glied und Schluß haltend. Auch zwischen ihnen ritt ein gefangener Türk, jedoch fesselfrei, und an ihrer Spitze glänzte in blanken Stahlwaffen Michael Katzianer von Katzenstein, ihr Oberst, eine hohe, herrliche Gestalt, mit der Majestät

des Vaters die Blüthe und Lieblichkeit des schönsten Jugendalters vereinigend. Der junge Held wechselte einige Worte mit seinem Hauptmann; dieser ließ hierauf seine Leute abschwenken und commandirte sie, im Schritt gegen die Zelte zu marschiren, indeß der Oberst seinen stolzen Goldfuchs zu der Vorwacht lenkte, und dicht neben der Karthaune absaß.

Willkommen Michael! rief Hauptmann Steinbrunn. Ihr seid lange geblieben, und habt uns Angst gemacht.

War es doch auch eine heiße Nacht! antwortete der Katzensteiner, tief Athem schöpfend, und den Helm vom Haupte auf den Sand werfend, daß das lange, gelockte Haar in dunkeln Schweifen sein edles Gesicht und den muskelvollen Hals umwogte. Und baldigst, Freund, wäre mir der Heimritt erspart worden. Ich sah Deinen Lahner bei Dir, Franciscus, den kundigsten Wundarzt unserer Reiter. Rufe ihn her, denn meine Schulter brennt, und mein Koller ist naß, wie ein Schwamm vom Blute.

Du bist wund? rief der Kärnthner erschrocken, und sprang hin, den gewünschten Reiter zu rufen. Der Landenberger half unterdeß die Panzerstücke des Obersten lösen, und fragte zugleich neugierig: Ihr habt Feinde eingebracht? Habt Ihr vergessen, daß bei Trommelschlag der Befehl verkündet wurde, keinem Ungläubigen Pardon zu schenken?

Wir hatten andere Ordre! antwortete Michael, indem er sich auf den Boden setzte, und den Rücken gegen das Geschütz legte, während dessen der wundenkundige Lahner die Schulter untersuchte, und Franciscus mit einem brennenden Kienscheit dazu leuchtete. Der Vater wünschte einige lebende Moslems, und sein Wunsch ist erfüllt, kostete er auch sechs wackere Kriegsleute. Er wird von ihnen erpressen, was zu wissen Noth thut, klingen auch die Nachrichten vielleicht nicht sonderlich seinem Ohre.

Wiederum näherten sich jetzt vom Lager her zwei Männer, und als die Offiziere sie im Mondlicht erkannten, stellten sie sich gerichtet auf, und begrüßten sie respektvoll. Der Erste war der Graf Ludwig von Ladron, der General der italienischen Hakenschützen, eine trockene, lange Gestalt, Stolz im tiefliegenden Auge, der gewölbten, kahlen Stirn und der Römernase, als Hauptzug seines charaktervollen Gesichts, bloßtragend für den ersten Anblick. Die reiche römische Kleidung von gelbem Sammet, der blutroth scheinende Federwald auf dem breitgerandeten Biberhute zeigte den Mann von hohem Range und höherm Dünkel. Neugierig trat er herzu, und als er bei dem Lichte der Kienfackel den jungen Katzensteiner erkannte, zogen sich seine schwarzen Augenbrauen dicht zusammen.

Was sehe ich, Herr Oberst? sprach er mit tiefer Stimme. Den wichtigsten Auftrag gab dem jungen Blut der hohe Herr Vater, und Ihr säumet, den Rapport zu bringen, auf den ein halbes Hundert gedienter Offiziere in höchster Spannung wartet? Habt Ihr auch schon ein Theilchen gewonnen vom Uebermuthe des General-Obersten, daß Ihr koset mit den Freunden in beleidigender Nachläßigkeit? Haltet auch Ihr die Kriegsgefährten nur für schlechte Monde, die den Glanzplaneten gehorsam und dienend umwandeln müssen, die nur als Folie glänzen für Euern erträumten Sonnenglanz?

Ich bin verwundet, verehrter Graf, wenn auch nur durch einen Streifschuß, doch derb verblutet und erschöpft, antwortete mit mit Tönen der Liebe und Ehrfurcht der junge Katzensteiner. Schon steht der Wakisch Paul im Zelte des Feldherrn und stattet den Bericht ab über

den gelungenen Nachtzug. Wie möget Ihr zürnen, daß mir das Leben lieb wurde, seit sich die Hoffnung auf mich niedersenkte, sein schönstes Juwel aus Eurer Hand zu empfangen? Soll ich das junge, thatenlose Dasein nicht sparen, damit ich verdienen darf, worauf mir das Schicksal den Anspruch schenkte, damit mein Name, gleich gerühmt wie der des Vaters, würdig eintreten möge in den Stammbaum der tapfern Ladrons, und die edle Ermuda nicht einen dunkeln Rittersmann beglücke.

Wir stehen im Felde, Herr Oberst, entgegnete finsterblickend der General, und schlagen nicht die Laute unter dem Balkon eines liebesiechen Fräuleins. Vergesset das nicht, mein Herr von Katzenstein.

Liebe und Ehre, und Ehre und Liebe, sind des Ritters Paniere, antwortete innig und warm der Jüngling, und was seit der Tafelrunde, was seit Carolus Magnus Heldenkreise bis jetzt vom adeligen Blute Großes geschah, vollbrachte man unter diesen Fahnen, und unter ihnen reichten sich der edle Römer und der edle Teutsche die verwandten Hände.

Und wird mir die Verwandtschaft lieb bleiben? sprach der Graf vor sich hin, mit ernstem harten Ausdrucke. Erschrocken sah Michael auf zu ihm.

Welch' böser Geist hat Euch heute gefaßt? fragte er schmerzlich. Könnt Ihr, der mir den Sohnesnamen gab, der mir in seinem Schlosse die Werbung erlaubte um die holde Tochter, der unsere Wonnen mit zu fühlen schien, als sich in Wien die jungen Herzen verständigten, könnt Ihr solch' herbes Wort mich hören lassen in demselben Augenblicke, wo ich blutend von einer Sarazenenkugel vor Euch liege, da mich der Schmerz durchzuckt aus heißer Wunde?

Du bist ein wackerer Junge, fiel der Graf, sich besinnend, ein; doch wer verbürgt, daß nicht in Dir versteckt derselbe böse Saame schlummere, den die Sonne des Glücks aufgehen ließ in Deinem Vater zu einer Distelflur, die Jeden tödtlich sticht, der sich ihr unbedacht zu nähern wagt? Meinst Du, ich hätte den Kern der italienischen Jugend geworben und hergeführt auf Ferdinands Befehl, daß die tolle Unbesonnenheit dieses Sohnes der Fortuna sie schlachten solle seinem Dünkel, der nicht auf Rath hört, nicht gelten läßt die Erfahrung Anderer? Ist es nicht Raserei, die stärkste Feste des Landes nehmen zu wollen mit halbverhungerten Soldaten? Warum gilt dieser Böhmen-General, der Albrecht Schlick, ihm mehr, als ich und meine Freunde? Aus dem Hussitenlande kam dem Kaiserhause schon des Bösen viel, und dieser Böhme bringt mit seinem großsprecherlichen Maulwerk ohne That uns auch nichts Gutes. Ihr traget die weiße Katze im Schilde, die auf dem güldenen Berge sitzt. Der goldenen Schätze gab Ferdinandus Euch die Fülle, und schnurrend bewacht sie der Kater. Ein Bild der Vorsichtigkeit nennt es der Wappenherold; ich habe die Kralle gefühlt und den weißen Zahn, und nenne es ein Bild der Falschheit und Rachsucht, die von hinten anfällt, was sie hasset.

Herr Graf von Ladron! fuhr Katzianer in die Höhe und schlug mit dem ehernen Handschuh gegen das metallene Geschütz, daß solches laut erklang. — Was beliebt, mein Oberst? fragte der General höhnisch. Reget sich in Euch das Katzensteiner Geblüt?

Ihr seid ja Ermuda's theuerer Vater, setzte der Jüngling dem heftigen Ausrufe zu. Nur Ihr dürfet unter diesen Tausenden Euerm Unmuthe solche Worte zu geben. —

Seht da, des Vaters ächter Sohn! lächelte der italienische Graf mit Spott. Für Wahrheit Schwertschlag für guten Rath Todeswunde. Und meine weiße Taube sollte ich in die befleckten

Krallen jagen? Suchet Euch einen Schwiegervater auf Deutschlands Felsenhorsten, wo der Raubvogel nistet. — Und habt ihr gute Botschaft mitgebracht? Ist die Feste übermorgen unser, wie es der große Held von Wien geträumt? Wird sie ein Lazareth uns bieten für unser Fußvolk, das wie gespenstige Todtenschatten der tolle Führer gegen hohe Mauern treibt. —

Die Botschaft wird den Vater nicht erfreuen, entgegnete Michael zu Boden blickend und sein Gefühl bezähmend. Von hier aus ist Essegg nicht zu nehmen. Der Weg hat ein Kloster rechts auf der Höhe zu einer unbezwingliche Schanzen gemacht. Die Stücke von da bestreichen das ganze Thal, und legte man das Lager weiter vor, würde es in einer Stunde ein Aschenhaufen und Todtenhügel werden. Ich trage Probe der sichern Traubenschüsse von dort an meiner Schulter. Auch ist die Macht des Mahomet nicht so gering als wir geglaubt. Von Ofen, Weißenburg, Samandria hat er die Besatzung an sich gezogen, rüstige Janitscharen und Martellosen; die Sanzacken haben von Ost und Süd ihm ihr leichtes Volk geschickt, das jubelnd und beutegierig sich ihm stellte, und was das Böseste, auch der Ustreff-Pascha sandte ihm seine Bosniaken, ein trefflich ausgerüstetes Reitergeschwader, welches Amurath aus Sebeniko befehligt, der beste Reitergeneral des Sultans, derselbe wüthende Renegat, der Clissa nahm, und die Thore dieses Schlosses mit vielen edlen Christenhäuptern schmückte. —

Amurath ist uns gegenüber, der Kirchenschänder, der gottlose Lästerer? fuhr der alte General wie ein kampflustiger Jüngling auf. Katzianer! das bläset meinem Unmuth empor zur Flamme des Hasses. Hättest Du mein Kriegsvolk nicht hungern lassen, so dürften wir morgen hinaus in das Blachfeld; dann wäre mein der schönste Tag geworden, mich zu messen mit diesem Renegaten, mit diesem Judas auf Klinge an Klinge.

Scheltet den Bischof von Agram und den Schlickenberg, antwortete Michael unwillig. Wird denn der Haß auch in dem Gerechtesten zum heillosen Gifte, das auch das reinste Auge blind macht? Verlangt Ihr vielleicht, der Vater sollte die Hofbäckerei von Wien mitgenommen haben, und selbst am Ofen wachen über die Kuchen für Euern Mund. — Der Graf drehte sich abwärts mit zusammengebissenen Lippen, da stürmte ein Ordonnanz-Offizier heran, fragte nach dem Oberst, erzählte von des Vaters Angst um ihn, und dieser stand auf, ehrfurchtsvoll von dem Generale Abschied nehmend, ordnete seine Rüststücke wieder, und folgte dem Boten in des Lagers leichtgebaute Stadt.

Am Morgen nach dieser Nacht saß der Kriegsrath des Heeres versammelt im Prachtgezelte des General-Feldobersten. Der schwarze Adler in weiße Seide gestickt, flatterte von der Kuppel des blendenden Leinenhauses, dessen Eingang mit Purpurdecken verhangen, dessen Boden mit kostbaren Teppichen belegt war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem englischen Leben.

Sieben adelige Damen aus dem Londoner Stadtviertel Belgravia, die Mütter von vierundzwanzig unverheiratheten Töchtern, klagten in einem Brief an die „Times" ihre Noth und haben dadurch zu einer artigen Correspondenz Anlaß gegeben, der wir Einiges entnehmen wollen.

Eine betrübte Mutter schreibt im Namen der Sieben: Wir alle haben Töchter, die wir nun seit mehreren Jahren zu verheirathen suchen; wir sparten weder Mühe noch Kosten bei ihrer Ausbildung. Sie wurden auf unseren Landsitzen sorgfältig erzogen, in den Grundsätzen, die wir und religiöse Gouvernanten für angemessen hielten; sie hatten die besten Lehrer und wurden erst nach großer Sorgfalt in die Welt eingeführt. Wir haben nun seit sieben Jahren uns jedes Vortheils bedient und dennoch sind unsere Töchter noch zu Hause. Als Mütter, die nur ein Ziel, die Verheirathung ihrer Töchter im Auge haben, trifft uns keine Nachlässigkeit. wir haben für sie die „Erben" gesucht. Es fehlt uns nicht an Gelegenheit für unsere Kinder zu arbeiten, sie Denen vor Augen zu bringen, für die wir sie erzogen haben. Bälle, Bazars, Frühstück, Concerte, wissenschaftliche Conversationen, Kirchen und Kapellen, Museen, Opern, Epsom, Ascot, Freiwilligenrevuen, selbst der Krystallpallast, alles Dies gab uns dazu Gelegenheit, doch Alles war vergeblich. Wir Sieben haben nun vierundzwanzig Töchter, von welchen noch nicht eine einzige ein Anerbieten erhalten hat, das wir annehmen könnten. Es ist eine Verleumdung der Clubs, daß unsere Töchter nach einem Modell gekleidete Automaten seien, alle von denselben Ideen beseelt. Unter unseren vierundzwanzig Töchtern sind mehrere sehr unterhaltend und im Ballsaal oder im „Rom" die Seele des Cirkels der jungen Leute; die meisten sind liebenswürdig und schön, und ihr Herz, Verstand und äußere Erscheinung läßt nichts zu wünschen übrig. Allein Fischen und Rudern, Norwegen und Cowes haben mehr Reiz für unsere jungen Leute. Wir bieten einen Vorrath an, der für dieselben das sein sollte, was Baumwolle für Manchester ist, allein jede Nachfrage hat aufgehört. Putzmacherinnen und Juweliere drängen uns, unsere Männer werden mürrisch, Niemand will mehr heirathen. Die amerikanischen Wirren sind nicht daran Schuld, eben so wenig Cavour, Napoleons Panzerschiffe, das Budget oder die Freiwilligen, obgleich unsere Männer die Mädchen vergessen, um nur von diesen zu sprechen. Mit Schmerz und Schande erklären wir rund heraus, ein der Ehe feindseliges Element ist in unsere Kreise gedrungen. Die rechtmäßigen Privilegien unserer Töchter bleiben unbeachtet, die „Erben" tanzen und schäkern mit ihnen, speisen mit uns, schießen unser Wild, wollen aber nicht heirathen. Und warum? Weil die „schönen Pferdebändigerinnen" sie in Besitz nehmen. Wo wir hinkommen treffen wir auf diese Pest; diese Rivalen unserer Töchter stehen nicht mehr im Hintergrund; bei Pferderennen und in der Kirche, bei Opern und Concerten stehen sie vor uns. Unsere Männer besuchen ihre Bälle und sagen, es ginge dort ganz anständig her; das schönste Bild, das dieses Jahr ausgestellt worden, ist auch das Porträt einer schönen „Pferdebändigerin" von Seaview. Man sagt, wir hätten unsere Absicht, unsere Töchter zu versorgen, zu deutlich werden lassen und dadurch gerade die weggetrieben, welche wir anziehen wollten, daß wir zu große Versorgungen gefordert und dadurch jüngere Söhne scheu gemacht, daß wir „Erben" mit „schönen Pferdebändigerinnen" ermuthigt und dadurch zur Sünde ermuntert um die Sünder zu fangen; was sollen

wir aber nun thun? Sollen wir uns an die Bischöfe wenden und ihnen sagen, daß es mit den schönen Ceremonieen von St. George zu Ende geht?

Darauf antwortete ein Vater mit sechs Söhnen, sein ältester Sohn, Tom, der seine Güter erbe, sei verheirathet; sein zweiter, Carl, sei ein Citykaufmann, der von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends arbeite; er sei schon reicher als Tom, wenn er aber eine Einladung zum Ball oder Concert erhalte, frage er, warum man ihm eine Karte sende, wenn es anfange, schlafe er schon; er kennt kein halbes Dutzend Mädchen. Der dritte, Henry, ist träg, er hat eine Regierungsanstellung erhalten, zu nichts Anderem war er zu brauchen; er kennt viele Mädchen und grüßt im Park rechts und links, er besucht alle Bälle und schläft Nachmittags auf seiner Amtsstube in Somerset House; er hat aber nur 300 Pfd. Sterl. Einkünfte und kann nicht heirathen und mit meinen drei jüngern Söhnen wird dasselbe der Fall sein.

Beau Jolais schreibt vom Club aus, er wolle mit den sieben Amazonen von Belgravia eine Lanze brechen. Sie erzählt wie sorgfältig ihre 24 Mädchen erzogen um sie an den Markt zu bringen, wie Bazars, Concerte, Kirchen und Opern besucht hätten. Es könne kein Zweifel sein, das jede der 24 sich bemüht habe, ihrer Mama einen Schwiegersohn zu bringen, und doch sei nach jahrelangen Mühen nach allen Verführungskünsten und jeder Verschwendung auf Putz noch kein Fisch in's Netz gegangen. Als Grund dafür wiesen die Matronen von Belgravia ärgerlich auf die „die schönen Pferdebändigerinen" hin, welche sich in den schattigen Alleen Bromptons niedergelassen; diese wären aber nicht die Ursache sondern die Folgen der geschilderten Umstände. Der Grund liege in den Sitten und Gebräuchen des neunzehnten Jahrhunderts, in der künstlichen, heuchlerischen Atmosphäre, in den Thorheiten, Frivolitäten und Lastern, die man pflege, in der Hohlheit und Unaufrichtigkeit der Zeit, in welcher Jedermann etwas scheinen wolle, was er nicht ist. Darum wollten Viele das schreckliche Risico der Ehe nicht übernehmen. Er selbst habe vor einigen Jahren heirathen wollen und sein Idol über die Erwartung im Ehestand einmal befragt; sie habe ihm anzuhören gegeben, daß ihre Wünsche sehr bescheiden seien, ein Wagen mit zwei Pferden, zwei Reitpferde, ein Haus in Belgravia, eine Cottage auf der Insel Wight, eine Loge in der Oper, würde ihr genügen. Sie hatte ein Vermögen von kaum 2000 L. und ich damals nur 500 L. Einkünfte! ruft er aus. In dem Club, wo er dieses schreibe, schrieben 15 Personen, die meisten hätten seinem Beispiel folgen müssen. Das Uebel liege darin, daß die Mädchen nun so gedankenlos und verschwenderisch erzogen würden, daß, wenn sie keinen Mann mit unbegrenzten Mitteln heirathen, sie ihn an den Bettelstab brächten. Er habe gestern nun bei einem Freund dinirt, der eine „schöne Pferdebändigerin" habe und eine elegantere gemächlichere Haushaltung nie gesehen; sie habe sich wie eine Lady betragen, sei gut erzogen, spreche drei Sprachen geläufig, singe, spiele und male sehr schön, spreche verständig über die Tagesereignisse, und führe einen so sparsamen Haushalt, daß sein Freund ihm versicherte, er brauche jetzt weniger als früher allein im Albany Hotel; Respectabilität würde ihm zu theuer gekommen sein. Die Matronen von Belgravia hätten die Mittel zur Abhülfe in der eignen Hand; sie sollen nur die närrischen und unvernünftigen Erwartungen, die sie bei ihren Töchtern geweckt hätten, beseitigen und statt um sie jungen Banquiers und reichen Lords zu vermählen, und in einer Weise zu erziehen, bei welcher sie nur Vermögen durchbringen könnten, die noch nicht in ihrer Hand wären, sie an Sparsamkeit gewöhnen, dann erst würden die jungen Leute einsehen, daß Tugend weniger kostspielig als Laster sei. Vor allem müßte den jungen Damen begreiflich

gemacht werden, daß ein Mann nicht ein Opfer ist, das ihnen Mittel zur Verschwendung zu beschaffen hat, dann, aber auch nur dann, werden Lais und Aspasia, Bloudelle und Loribelle entwaffnet sein.

Ein „Erbe" schreibt: die alten Erbenjäger in Belgravia verdienen mehr Tadel als wir, wenn wir, um aus ihrem Weg zu bleiben, uns zu den „schönen Pferdebändigerinnen" flüchten. Es kann sich Niemand eine Vorstellung davon machen, welche Verfolgung wir älteren Söhne von diesen Frauen erdulden, besonders wenn wir einst Herzog, Marquis oder Graf werden. Ich bin kein Freund von Büchern, außer etwa zuweilen von meinem Wettenbuch, ich gehe aber gern auf die Jagd, schieße, fische und rudere, liebe aber vor Allem die Gesellschaft schöner, unterhaltender Mädchen; meine Frau will ich mir aber einst selbst wählen und sie nicht von einem intriguanten alten Weib aufgedrungen haben. Als ich das Colleg verlassen hatte und die ersten Bälle besuchte, sah ich dort eben so reizende Mädchen als „die schönen Pferdebändigerinnen"; aber da ihre Aufmerksamkeit durch ihre Mütter auf mich gerichtet war, und sie von ihnen wußten, daß ich ein Jagdliebhaber sei, sprachen sie nur von Pferden und Hunden, von Schießen und Rennen; dadurch wurden sie mir verleidet, während ihre Eltern mich mit ihrer desperaten Gastfreundschaft quälten, und solche durchsichtige Pläne machten, mich mit der Tochter, die sie mir aufdrängen wollten, zusammen zu bringen, daß mir nur zwischen Ehe und Flucht zu wählen blieb. Nahm ich die Einladung nicht an, so wurde ich als stolz und unhöflich verschrieen; nahm ich an, so hörte ich schon nach wenigen Tagen davon sprechen, ich würde eine der Töchter heirathen, oder man tadelte mich, leere Hoffnungen zu erwecken. So verkehre ich nun nur mit angenehmen Hausfrauen oder mit schönen Pferdebändigerinnen, welche nicht erwarten, daß ich mich verliebe und sie heirathe. Wenn übrigens wir ältere Söhne sehen würden, daß, wenn wir zur „guten Gesellschaft" zurückkehren wollen, unser bisheriges Leben uns dabei im Wege stünde, so würden wir vielleicht Anstand nehmen, uns mit den schönen Pferdebändigerinnen öffentlich zu zeigen; wir finden aber, daß die sieben Matronen von Belgravia und ihre 24 Töchter von ungewöhnlich versöhnlicher Gesinnung sind und für alle früheren Sünden bereitwillig Absolution gewähren. Ihre guten Seelen scheuen Verschwender nicht, wenn es nur ältere Söhne sind und selbst der Spieler, der Roué und der Trunkenbold, wenn er auf dem Heirathsmarkt erscheint, um ein Geschäft zu machen, ist eben so willkommen, als wenn er ewig das ehrbarste Leben geführt hätte.

Ich zweifle nicht, die sieben Matronen werden gegen meine Behauptung protestiren, ich kann sie aber durch zahlreiche Beispiele beweisen; die größten Roué's haben die schönsten und gebildetsten Mädchen erhalten, sobald sie auf dem Londoner Markt erschienen; Mädchen, welche die würdigsten Leute ausgeschlagen hatten, weil sie mit ihren vortrefflichen Müttern darüber einverstanden waren, daß eine Heirath ohne hohen Rang sie herabwürdigen würde. Man braucht nur nach Rotten-Row zu gehen. Wer reitet dort die schönsten Pferde? Wer treibt die herrlichsten Ponies? Wem athmen die besten Mädchen in Tracht, Haltung und Gesprächen nach? Wer bringt die Hüte in Mode? Immer doch nur die „schönen Pferdebändigerinnen". Wie kann es dann die Matronen von Belgravia wundern, wenn wir älteren Söhne Originalität der Nachahmung vorziehen.

Wir entgehen dadurch entsetzlicher Verfolgung, und wissen im Voraus, daß, wenn wir einst heirathen wollen, wir immer Verzeihung erhalten und daß in einem Salon in Belgravia mehr

Freude herrscht über einen liederlichen Herzog oder Marquis, der reumüthig umkehrt und heirathet, als über die Hochzeit von 99 der würdigsten vernüftigsten und fleißigsten jungen Leute, deren Lage ihnen eine gute Versorgung (settlement) nicht gestattet.

Ueber die siamesischen Gesandten wird viel Drolliges erzählt. Das Pulver haben sie nicht erfunden, aber sie halten ungeheuer auf ihre Ehre. Wißbegierde verrathen sie nicht, wohl aber Neugier. Sie gleichen großen Kindern, die fortwährend amüsirt sein wollen. Als ihnen neulich ein Salut von 27 Schüssen gebracht wurde, beklagten sie sich bitter darüber und verlangten, daß ihnen dieselbe Ehre erwiesen werde, welche dem Lord Elgin in A en zu Theil geworden. Sie ruhten nicht, bis diesem Salut ein zweiter von 29 Schüssen folgte, worauf sie sich vergnügt die Hände rieben. Die hohen Excellenzen haben die Gewohnheit, sich die Nase vermittelst der bloßen Finger zu schnäuzen, was das Gefolge veranlaßt, sich von ihnen stets in gemessener Entfernung zu halten. Zu gehen ist mit ihrer Würde nicht verträglich. In den Wagen steigen sie nicht, sondern springen in denselben. Je höher der Sprung, desto höher der Rang. Den ersten Gesandten konnte man nur mit Mühe davon abhalten, auf den Kutschersitz zu springen. Er begriff nicht, warum er nicht den höchsten Platz einnehmen solle, und zeigte sich sehr ungehalten darüber. Die Waffensammlung im Arsenal imponirt zwar den Fremdlingen, interessirt sie aber wenig. Am liebsten besehen sie Bilderbogen, und zwar schlechte bedeutend lieber als gute. Die Civilisation des siamesischen Reiches wird durch ihre Forschungen schwerlich viel gewinnen.

Hr. Reid erzählt in seinen „Nordamerikanischen Skizzen" folgende ergötzliche Szene aus dem Hause der Volksvertreter in Washington: „Während der Rede irgend eines Mitgliedes bekam ein Hr. Smith ein Glas Eierbier, das er nach dem Ausrufe: „Ein fröhliches Weihnachten, meine Herren!" austrank. (Gelächter.) Herr Kilgore stellt hierauf die Frage, ob es in der Ordnung sei, daß der Abgeordnete allein Eierbier trinke, während die anderen trocken säßen. Hr. Smith entgegnete, es sei dieß ein Vorrecht der Sekte des Hauses, der er angehöre. (Gelächter.) Eine Stimme: „Ich möchte auch etwas Eierbier haben, ich bin ganz verdurstet." (Ha ha!) Nach einigen weitern Bemerkungen erhält Herr Smith ein zweites Glas Eierbier, welches er, nachdem er sich vor den Damen auf den Galerien verneigt hatte, leerte, was neue Heiterkeit erregte. Herr Burnett: „Ich erhebe mich, um eine Frage wegen dieses vermeintlichen Vorrechtes zu stellen; ich wünsche zu wissen, ob dieses Eierbiertrinken ein Privatgenuß ist oder nicht." (Gelächter) Hr. Morre: „Ich stelle den Antrag, die Sitzung auf einige Zeit auszusetzen, damit wir uns ebenfalls erfrischen können." (Gelächter.) Sekräter: Ich halte mich nicht befugt, darüber zu entscheiden und gebe die Entscheidung dem Hause anheim."

Eine gute Antwort. Der berühmte Arzt Orfila war einmal als Sachverständiger in einem Kriminalprozeß vorgeladen, und der Präsident des Gerichts ließ sich bei der üblichen Vernehmung beifallen, Orfila zu fragen, ob er ihm sagen könne, wieviel Arsenik nothwendig sei, um eine Fliege umzubringen? Orfila erwiederte: „Ich kann dieß allerdings an eben; allein ich muß zuvor das Alter der Fliege, ihr Temperament, ihre Leibesbeschaffenheit und Lebensgewohnheiten kennen und genau wissen, ob sie ledig oder verheirathet, Wittwe oder Jungfer oder Junggeselle ist. Sobald ich über diese Punkte in's Klare gesetzt bin, werde ich Ihre Frage beantworten!"

Eine Frau, die ihren betrunkenen Mann prügelte, war unwillig, daß Umstehende sie daran verhindern wollten. „Mein Himmel," schrie sie, „stört mich doch nicht in der Erfüllung meines Berufes."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 34. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. August 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zeltstangen des Einganges prangte auf einem großen Silberschilde das Wappen der Feldmarschalls, die weiße Katze auf güldenem Berge, im rothen Felde, und eine Schützencompagnie, Hauptmann Ernst von Brandenstein, an ihrem Flügel, hielt Wache bei der Fahne, dem Geschütz und den Trommel-Pyramiden, welche auf dem runden Platze vor dem Hauptquartiere dräuend und zierend zugleich aufgestellt standen.

Drinnen im Gezelt saßen um einen Feldtisch Herr Johann Katzianer, der Graf Ladron und Albrecht Schlick, der Böhme, der Freiherr Hans Ungnad von Sonnegk, Landeshauptmann in Steyer, und Herr Hans Mager von Fuchsstadt; an den Leinenwänden umher standen die tapfern Obersten des christlichen Heeres, das würdevolle, ruhmbedeckte Alter mit der kernvollen Kraft der Jugend gemischt. Vor dem Tische befanden sich fünf türkische Gefangene, und der Geheimschreiber des Feldherrn beendete so eben das Protokoll ihrer Aussagen.

Es ist hinreichend, sprach jetzt der alte Katzensteiner. Führet die Ungläubigen hinaus, und tretet ab, ihr Herrn Offiziere, damit wir im engern Ausschusse beschließen, was in des Königs Dienste das Beste sei. —

Herr Wakisch Paul! setzte da der Böhme Schlick hinzu, indem seine stechenden Blicke an den Wänden umherliefen; Ihr habt diese Hunde eingebracht; habt nun auch die Güte, sie sofort draußen zusammenwerfen zu lassen durch Eure ungarischen Säbel! Nehmet ihnen schnell Augen und Zunge, damit Keiner dem Erzfeinde des Kreuzes berichte, wie er hier des Reichs beste Offiziere habe bleich werden sehen vor türkischer Aufschneiderei und Lüge.

Vier der Muselmänner warfen sich, da die Husarenwache, die sie umstellte, die Säbel erhob, auf die Erde, schlugen mit den kahlen Häuptern den Sand, und erhoben die Hände bittend unter einem schauerlichen Wehgeheule. Der fünfte, ein blutjunger Mensch, den der farbige Turban mit dem Reiherbusche und die goldenen Sporen als einen Mann von Stande verkündeten,

stand unerschüttert, erhob stolz den schönen Kopf, und seine schwarzen Gazellenaugen fuhren wie suchend an dem Kreise der kaiserlichen Offiziere hin.

Da trat Oberst Michael Katzianer hervor und stellte sich rasch zwischen die Gefangenen, mit seinem Leibe den jungen Türken deckend gegen die Waffen der Husaren. Mit Verlaub, meine hohen Generale! sprach er erhitzt, diese feindlichen Männer bekamen unser Ehrenwort als Lebensversicherung, wenn sie frei und wahrhaft beantworteten, was ihnen abgefragt würde. Verzeihet, daß ich daran erinnere und eurer Vergeßlichkeit zu Hülfe komme. —

Bürgest Du, daß sie uns Wahrheit sagten, fragte der General-Oberst, stutzig ob des kecken Benehmens des Sohnes. —

Der Erfolg wird es lehren; bis dahin müssen sie verwahrt werden, antwortete Michael. —

Müssen sie? entgegnete mit Spott Graf Albrecht Schlick. Meinet ihr das so fest, Herr Oberst der schwarzen Reiter? Ich meine das anders. Ungläubigem Heidenvolke sein Wort zu halten, davon steht nichts in unserer Glaubenslehre, und im Kriegsgebrauch hat ihr Sultan uns das Beispiel des Gegentheils hundertfach vorgezeichnet. Hinaus, Herr Wakisch, mit den Hunden, und thut an ihnen, was befohlen worden! —

Nein! sage ich, nein! rief mit einer Donnerstimme der junge Reiteroberst, und seine Gestalt schien riesenlang zu wachsen, als er zornig den Helm auf das Haupt warf und die Hand legte an das lange Schwert. Soll der Christ dem schlechten Muster der Heiden folgen? Soll der deutsche Ritter seinen Adelspiegel suchen bei dem arabischen Raubgesindel? Dieser Bosniak ist mein Gefangener; mein Schwert hat ihn entwaffnet, meine Schwarzen haben ihn eingebracht. Er hat mein Ritterwort für sein Leben, und wo ist der Mann in ganz Oesterreich, der sagen könnte, Michael Katzianer habe jemals von seinem Worte ein Titelchen unerfüllt gelassen? Wer meiner Ehre solchen Flecken anhängen möchte, müßte zuvor den Michael zum Leichname machen. Mag Herr Wakisch Paul mit seinem ungarischen Schwure es halten, wie er will; sein sind die Vier; mein ist der Eine; dieser steht hinter meinem Schilde; ich werde ihn zu schirmen wissen, und drängen alle Speere Eurer Böhmen auf mich ein. — Mit starker Hand faßte er die Rechte des bosnischen Kriegers; er riß ihn mit sich hinaus aus dem Zelte, und Niemand wagte ihn zu hindern.

Graf Schlick wandte sich erboßt zu dem Feldherrn. Und Ihr duldet solches vom eigenen Sohne, Herr von Katzenstein? fragte er heftig; duldet das in Gegenwart der Generale Eures Heeres?

Der alte Katzensteiner hatte mit scharfen Blicken der Scene zugeschaut, und man sah, daß nicht der Unwille vorwaltete in seiner Seele. Wer den Feind fing, dem ist er eigen; antwortete er ernst. Findet Ihr darin etwas Unrechtes und Außergewöhnliches? Und ich meine, ein Katzensteiner darf immer seinen eigenen Weg gehen in des Königs Diensten; das Kaiserhaus hat bis jetzt nicht Schaden gehabt dabei. —

Und wer dem Feinde also Wort hält, dem darf der Freund vertrauen! setzte der Graf von Ladron halblaut hinzu, als spräche er mit sich selbst. Der Böhmen-General warf feindselige Blicke links und rechts auf seine beiden Nachbaren, winkte grimmig dem Oberst der Husaren zu und die Gefangenen wurden vor das Gezelt geschleift und niedergestoßen.

Der Kriegsrath, welcher darauf gehalten, artete in einen heftigen Wortkrieg der Meinungen aus. Der Oberfeldherr wollte kein großes Gewicht auf die Aussagen der Gefangenen legen; er bestand fest auf seinem Vorsatze, Essegg zu nehmen, und dem Könige Ferdinand das gegebene Versprechen zu halten. Wäre die jetzige Lagerstatt nicht der rechte Platz dazu, so sei ein anderer zu suchen.

Daß der Feind sich nicht herauswagt in das Blachfeld der Schlacht, zu der das weite Thal den Raum darbeut, sprach er, ist ein sicheres Zeichen seiner Schwäche und Furcht. Mein Auge hat schon den rechten Fleck erkundet; der Wald muß umgangen werden; an seiner Spitze liegt eine Höhe, der Stadt gleich; von dort soll das Geschütz die Mauern niederschmettern, und durch die Bresche führt mein Feldherrnstab Ferdinands Völker zum gewohnten Siege. —

Allen Respekt Euerm Glücke und Eurer tapfern Faust! entgegnete der Graf von Ladron. Aber hier gilt es nicht, Husaren in den Feind zu führen mit wildem Halloh, sondern mit dem Vortheile des Kaiserhauses die Sorge zu verbinden für einige zwanzig tausend brave Soldaten. Ihr, Herr General-Oberst, habt nur die Reiterei um euch gehabt auf dem Zuge; ich habe das Fußvolk fallen sehen vor Erschöpfung, wie die Fliegen im ersten Decemberfroste. Darum rathe ich, keine Schlacht und keinen Sturm, sondern einen Rückmarsch nach Walpach, wo der Soldat Magazine findet. Dort den Jobst von Gilgenberg gehangen, den Krieger und sein Roß aufgefüttert, und dann den Doppeladler vorwärts getragen zum sichern Siegesfluge. —

Rückmarsch? fragte Katzianer verächtlich. Diese Araber sollten die kaiserliche Fahne fliehen sehen, bevor ein Schwertschlag geschah? Wem von euch, ihr Herren, kann solch ein Vorschlag genügen? Sprechet freimüthig. —

Der Ungar Vamphie Waltffar stand auf und sprach: Wahr ist es, was der italienische Herr geäußert, das Fußvolk trägt kaum die Waffen mehr, der Türke kennt die Noth, darum hält er sich fein ruhig in seinen Mauern, und denkt nach wenigen Tagen ohne Wehr zu schlachten. Wie wäre es, mein Feldherr, wenn wir ohne Rückzug auf kürzerem Wege gewönnen, was dem Heere mangelt? Zwei Meilen von hier liegt Schloß Hermand; gefüllt sind dort die Kornhäuser; ein Ueberläufer verrieth mir's; das Schloß ist schwach und leicht zu nehmen, und schnell kehrt dann die gestärkte Schaar zu Esseggs Thürmen zurück. —

Ziehet nach Walpach! Kranke erstürmen keinen Meierhof! rief Graf Ladron dazwischen. —

Mit Euerm Walpach! unterbrach ihn der von Fuchsstadt. Zeiget diesen feigen Hyänen die Flucht, und Ihr werdet sie augenblicks an Eure Fersen locken. Ein Schlag muß geschehen, und sie betäuben. Nach Essegg! stimme ich, und ginge der Weg dahin durch die Hölle. —

Nach Essegg! rief auch der Freiherr von Somegk. Ist auch der Marsch dahin gefährlich, wird die Erstürmung dagegen desto leichter sein. Das Geschütz in der Stadt hat kein Räderwerk; und an zweihundert Stücke sind in dieses Thal gerichtet. Nicht schnell genug wird Mahomet es nach jener Seite zu bringen vermögen, die wir zum Sturme auserfahen.. Die Christen der Vorstädte werden den Glaubensbrüdern zufallen, und diese eine Anstrengung wird uns mit dem Siege allen Ueberfluß gewähren. —

Ziehet nach Walpach! murrte der alte Ladron fort. Ich höre schon das Flattern der Raben und Geier über den Leichenhaufen der Unsern. —

Ihr seid überstimmt! und könnt Eure Prophezeihung für Euch behalten! antwortete Johann Katzianer mit Hitze. Graf Albrechts auserlesene Reiterschaar wird unsern Marsch decken,

und daß die Neider nicht sprechen, der Feldherr schone sein Blut, soll mein Michael mit seinen Schwarzen die Arrieegarde bilden. Sobald der Morgen dämmert, brechen wir auf. —

Wohl denn! entgegnete der Italiener mit düstern Blicken. So laßt auch meine Fähnlein im Zuge an diesem Platze wehen, den Ihr für den gefährlichsten haltet. Man soll nicht sagen, daß der Graf Lodron aus Furcht zum Rückzuge gerathen habe. —

Alle Generale erhoben sich von den Feldsesseln; Graf Lodron aber trat beim Scheiden nochmals dicht vor den General-Obersten hin, und sagte leise, ihn scharf anblickend:

Ich achte den tapfern Kriegsmann in Euch, Katzianer; aber die Vorsichtigkeit Eures Wappenbildes hätte dieses Mal mehr gelten sollen, als das Vertrauen auf die scharfe Kralle. Wohl dem von uns beiden, der einen Ehrentod findet von Feindes Hand. —

So verließ er das Gezelt zuletzt; der alte General-Oberst sah ihm gedankenvoll nach, und ging mit langsamen Schritten in das Innere seines leinenen Palastes.

Die Befehle für die Veränderung der Lagerstatt wurden schleunigst ausgefertigt, und kaum verkündete das Dämmerlicht den Tag, so sanken die weißen Häuser; in einzelnen Abtheilungen brachen die Regimenter auf, und nach einander schlugen sie die Straße ein, welche in einem großen Bogen durch die Waldung zu dem von dem Feldherrn bestimmten Ziele führte. Die Böhmen und die Italiener schlossen den langen Zug, und die letzte Colonne bildete Oberst Michael von Katzenstein mit seinen Panzerreitern.

Der prächtige Wald wölbte sich zu einem Laubdome mit seinen thurmhohen Bäumen und üppigem Blätterwuchse über der Kriegerschaar, und geschützt vor den Pfeilen der Sonne, vom erquicklichen Duft der blühenden Gesträuche angehaucht, athmete der Soldat wieder freier, und die Hoffnung gab ihm den verlorenen Muth zurück. In der Mitte der bärtigen, schwarz geharnischten Männer ritt der gefangene Bosniak, dem man sein persisches Roß zurückgegeben. Ingrimmig sah der schlanke Mann auf seine Begleitung; nur auf ihrem Anführer weilte oft sein Feuerauge mit mildern Empfindungen, und scharfe Blicke des spähenden Falken warf er rechts und links im Dickicht umher, wenn hie und da ein schmaler Seitenpfad sich öffnete, als erwarte er Befreier und Rächer.

Wortlos war Michael der Schaar vorangeritten. Als der Wald sich jetzt lichtete, die Straße sich in mehre Wege spaltete, als ihr äußerster Bogen sich näherte und man vom Gebirg herab durch die dünneren Baumgruppen hie und da die Feldflur schimmern sah, befahl er Halt, vertheilte sein Regiment in Compagnien, und ließ die Hauptleute mit diesen die einzelnen Seitenpfade durchtraben, um nachzuforschen, ob keine feindlichen Streifer der Arriergarde gefährlich werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chorknabe.

Erzählung von Karl Hiemer.

Ein spanischer Geistlicher, Jago Praboucio war auf dem Rückweg von Burgos in seine Gebirge begriffen, wo er in der Nähe des Städtchens Miranda-del-Ebro eine kleine Pfarrei versah. Er ritt langsam seines Weges, über eine Aufforderung nachsinnend, durch welche alle Einwohner der Provinz gemahnt wurden, der Polizei bei der Verfolgung eines gewissen Menschen an die Hand zu gehen, der sich bei einer Verschwörung zum Umsturze der bestehenden Verfassung betheiligt haben und in der Nähe seiner Pfarrei aufhalten sollte. Der Geistliche dachte menschlich und war von den Lehren des Evangeliums durchdrungen. Er beklagte das Loos des Geächteten „Der Mensch, auf den man hier Jagd macht," sprach er bei sich selbst, „wie auf ein Stück Wild ist vielleicht nicht einmal des Verbrechens schuldig, dessen man ihn bezichtigt. Und überdies, ich will auch den Fall setzen, er sei dessen schuldig, ist es nicht Strafe genug für ihn von Fels zu Fels und von Schlucht zu Schlucht umherzuirren, entblößt von Allem, entfernt von seiner Familie, von seinen Freunden, unter Entbehrung aller Art, und keinen Augenblick sicher vor dem Arme der Henkers?"

Während er sich diesen Gedanken hingab, brach mit einem Male ein Wolf von ungemeiner Größe aus einem Dickicht und verfolgte den harmlosen Reiter. Praboucio spornte sein Pferd zu schnellerem Laufe, aber der Wolf hielt gleichen Schritt mit demselben. Der Reiter war jeden Augenblick eines Angriffes gewärtig. Aber es hatte fast den Anschein, als ob das Thier sich nicht an Roß und Mann zugleich wagen wolle, und auf irgend einen Zufall lauere, welcher sie von einander trennen würde, oder eine jener Schwierigkeiten des Terrains abwarte, die in den Gebirgsländern so häufig vorkommen: eine Stelle, die den Reiter nöthigen würde, den Fuß auf den Boden zu setzen. Dieser beängstigte den Geistlichen dermaßen, daß er mit all seiner Anstrengung nur um so weniger fest im Sattel saß, und auf sein Pferd selbst machte die gefährliche Nachbarschaft einen so lähmenden Eindruck, daß es bei jedem Schritte strauchelte. In dieser Verfassung kamen die Drei an den Rand eines Waldstromes. Der Wolf übersprang denselben mit einem Satze und blieb auf dem jenseitigen Ufer stehen, als erwarte er seine Reisegefährten. Aber Praboucio benützte die Gelegenheit, sein Pferd umzuwenden, um Zuflucht in einer der zerstreuten Gebirgshütten zu suchen. Er war jedoch nicht der geübteste Reiter und seine Mähre so erschrocken als er selbst. Die Schwenkung wurde nicht mit der erforderlichen Gewandtheit ausgeführt, und das Pferd stürzte. Der Wolf übersprang den Wildbach abermals und war eben im Begriff sich auf seine Beute zu werfen, als eine Büchse knallte und der Verfolger todt zu den Füßen des Geistlichen niedersank. Er wußte nicht ob der Schuß, der ihn so eben von dem reißenden Thiere befreit hatte, von der Hand eines Freundes gefallen war, oder ob er sich eines neuen Angriffes zu gewärtigen habe; denn er befand sich in einem verrufenen Engpasse zwischen zwei Bergen, die kaum einen Durchgang von zwölf Fuß Breite frei ließen. Seine Besorgnisse verdoppelten sich, als er eines Menschenkopfes gewahr wurde, welcher geheimnißvoll aus der Tiefe einer Schlucht auftauchte und Beobachtungen anzustellen schien. Praboucio von seinem Falle betäubt, fühlte, daß er ohne Beistand nicht wieder zu Pferde steigen, folglich auch den schlechten Absichten dieser Person, wenn sie solche gegen ihn hatte, nicht entgehen könnte; er fand es für das Gerathenste, sich auf gut Glück mit lauter Stimme also vernehmen zu lassen: „Wer Sie auch sein und in welcher Absicht Sie diesen Schuß gethan haben mögen, ich ersuche

Sie, sich offen zu zeigen. Wenn Sie mir an's Leben wollen, es ist in Ihre Hand gegeben; wenn aber nicht, so danke ich Ihnen dessen Erhaltung; treten Sie näher, empfangen Sie auch meinen Dank und setzen Sie Ihrem Liebesdienst die Krone auf, indem Sie mir wieder auf's Pferd helfen."

Auf diese Aufforderung trat der geheimnißvolle Träger jenes Kopfes langsam und mit sichtbarem Widerstreben aus seinem Schlupfwinkel hervor und näherte sich dem Geistlichen mit vorgehaltenem Gewehre, als wäre er darauf gefaßt, bei dem geringsten Zeichen von Gefahr sich desselben zu bedienen. Die Kleider hingen ihm in Lumpen vom Leibe, und in seinen Gesichtszügen lag der Ausdruck des äußersten Mißtrauens. „Ist es wahr," fragte er den Priester, „können Sie Ihre Reise wirklich nicht ohne meinen Beistand fortsetzen? Oder legen Sie mir bloß eine Falle, mich zu sich zu locken?" — „Eine Falle Demjenigen, der mir so eben das Leben gerettet hat?" rief Praboucio; „denn ich sehe jetzt, daß ich es Ihnen danke! Gott bewahre mich davor! Was kann Ihnen einen solchen Argwohn beibringen?" — „Sind Sie ohne Waffen?" fragte der Unbekannte. — „Wenn ich Waffen hätte," erwiederte der Priester, „würde ich selbst den Versuch gemacht haben, mich von diesem gefährlichen Thiere zu befreien. Treten Sie ohne Furcht näher, wer Sie auch sein mögen. Des Himmels Fluch falle auf mich, wenn ich je vergesse, was ich Ihnen zu danken habe."

Völlig beruhigt stellte der Mann des Gebirgs seine Büchse nieder, ging auf das Pferd zu riß es in die Höhe, brachte sein Geschirr wieder in Ordnung, und schickte sich an, dem Geistlichen in den Sattel zu helfen Praboncio war seinem Retter bei all' diesen Bewegungen mit dem Blicke des aufmerksamsten Beobachters gefolgt. Plötzlich nahm seine Miene den Ausdruck verstimmender Ueberaschung an, aber kein Wort trat über seine Lippen. Im Begriffe wegzureiten, bot er dem Unbekannten seine Börse. Er schlug sie aus. „Nehmen Sie, nehmen Sie," drängte der Geistliche bedeutsam, „und bedienen Sie sich ihrer zur Befolgung des Rathes, den ich Ihnen geben muß. Sie haben mir das Leben gerettet, wenn Ihnen etwas an dem Ihrigen liegt, verlassen Sie die Gebirge, verlassen Sie ganz Spanien. Möchte der Himmel mein Gebet erhören, Sie nicht wiederzusehen!

Der Fremde betrachtete ihn aufmerksam und fragte, für wen er ihn halte. Statt aller Antwort zeigte ihm Praboucio ein Papier, das er aus seiner Brieftasche zog. „Das Signalement Morello's," erwiederte der Fremde gleichgültig. „Vielleicht finden Sie einige Aehnlichkeit in meinen Zügen mit den seinigen, was Sie irre führt." — „Sehen Sie hier," fuhr der Geistliche fort, ihm die öffentliche Aufforderung der Polizei vor die Augen haltend; „in allen Pfarreien dieser Berge werden die strengsten Nachforschungen angestellt." — „Ich wiederhole Ihnen, es bezieht sich nicht auf mich," erwiederte der Unbekannte. — „Ich wünsche es von ganzer Seele," versetzte Praboucio mit einer Miene, welche deutlich genug verrieth, wie wenig Glauben er seiner Versicherung schenkte. „Sei dem, wie ihm wolle, man behauptet, Morello halte sich in der Umgegend verborgen; wenn Sie ihn treffen, sagen Sie ihm im Namen der christlichen Liebe, Jago Praboucio beschwöre ihn, so schnell als möglich zu fliehen. Wenn er einer Geldhülfe hiezu bedarf, so kenne ich Jemand, der sie ihm auf den ersten Wink verabfolgen lassen wird."

Der Priester spornte sein Pferd und er war seinem Retter bald aus dem Gesichte. Er hatte, so sehr sich derselbe immer auch verleugnet hatte, nur zu deutlich den Unglücklichen erkannt, zu dessen Verfolgung auch er aufgefordert war. Diese Aufforderung hatte ihn schon vorher ge-

schmerzt, nun, als er dem Manne sein Leben dankte, den er verfolgen sollte, schmerzte sie ihn doppelt. Er versenkte sich in diese Gedanken, als melodische Töne an sein Ohr schlugen, welche das Wiesenplätzchen durchhallten, in das er in diesem Augenblicke einbog. Es war die Stimme eines Kindes, aber eine so musikalische, so reine, so volltönende Stimme, daß Praboucio, der für die Tonkunst schwärmte, voll Entzücken Halt machte, um zu lauschen. Der Sänger, welchen Praboucio gehört hatte, war ein Knabe, welcher halbnackt im Kreise einer Ziegenheerde saß. Der Geistliche näherte sich demselben und richtete ein paar Fragen an ihn über sein Alter und seine Verhältnisse.

„Ehrwürdiger Herr," antwortete der Hirtenjunge, ein schwarzes Auge zu dem Geistlichen aufschlagend, woraus eben so viel Gemüth als Geist sprach, „ich zähle nun 12 Jahre und nenne mich Stefano; ich bin eine arme Waise im Dienste eines Bauern, dem ich seine Ziegen zu hüten habe." — „Gut," versetzte Praboucio, „wenn du nach etwas Höherem strebst, ich will dich zu mir nehmen. Die Natur hat dich mit einer schönen Stimme begabt; wenn sie ausgebildet würde, du könntest dein Glück in der Welt machen. Ich verstehe so viel von der Tonkunst, daß ich dir die Anfangsgründe derselben beibringen kann. Ich will dich zunächst zum Chorknaben in meiner Kirche machen." — „Wozu soll mir das nützen, wenn ich groß sein werde?" fragte Stefano. — „Wie gesagt, dein Glück zu machen," antwortete der Geistliche. „Ein guter Sänger verdient sich oft ungeheure Summen." — "Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als reich zu werden," erwiederte Stefano. „Indessen möchte ich hier im Lande bleiben, ich liebe das Gebirgsleben." — „Meine Pfarre ist nur eine halbe Stunde von hier entfernt." — „Aber ich werde bei Ihnen nicht mehr alle Tage umherstreifen dürfen, wie ich es jetzt mache; Sie werden mich an den Schreibtisch fesseln, und ich werde den ganzen Tag über den Büchern sitzen müssen, wie die Knaben meines Alters, welche studiren sollen." —

„Du wirst allerdings lernen müssen, wenn etwas aus dir werden soll. Aber ich gönne dir dann auch deine Erholungsstunden. In denen kannst du umherstreifen, wie du immer willst, nur darfst du nichts Böses thun. Bist du mit diesem Vorschlage einverstanden?" — „Lassen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken," erwiederte Stefano; „ich muß ohnedies auch meinen Dienstherrn zuvor um seine Genehmigung bitten. Es sind gar wackere Leute, und sie thun viel an mir."

Der Geistliche gewährte die Bedenkzeit, und ließ sich nach dem Hause des Dienstherrn führen. Er fand denselben im Kreise seiner Familie am Mittagessen. Die Leute gehörten nicht zu seiner Pfarrei, aber sie empfingen ihn mit eben soviel Ehrerbietung als Herzlichkeit. Als er ihnen jedoch von der Ursache seines Besuches sagte, machte ihr freundliches Lächeln den Mienen der Trauer Platz und ihre Gesichtszüge dehnten sich nach der Länge und Breite. Sie schwiegen, wie Menschen, die sich unangenehm berührt fühlen, aber aus Ehrfurcht nicht reden mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein etwas einfältiger junger Mann saß mit seinem Vater am Tische. Der Vater fürchtete, durch die Einfalt seines Sohnes in Verlegenheit zu kommen und gebot ihm daher, durchaus nicht während der Tischzeit zu sprechen; „denn," schloß er seinen Rath, „wenn du sprichst, erfahren die Leute, daß du ein Esel bist." Während dem Essen saß ein redseliger Schauspieler neben dem jungen Menschen, und redete ihn wohl zehnmal an, ohne eine Antwort zu bekommen. Verdrießlich über das Stillschweigen wendete er sich an seinen ihm gegenüber sitzenden Tischgenossen und äußerte sich etwas unschicklich laut, daß sein Nachbar entweder taub oder ein Esel wäre. Ohne sich weiter zu besinnen, wandte sich der Junker zu seinem Vater und rief ihm ganz freudig zu: „Herr Vater, die Herren dahier wissen's schon, daß ich ein Esel bin, da kann ich ja nun auch mitsprechen!"

Im Jahre 1844 standen in der Nähe einer Stadt eine Menge Pulverwagen. Bei Herannahung eines sehr heftigen Gewitters bat der Bürgermeister, man möge diese Wagen, um jedes Unglück durch etwaiges Einschlagen des Blitzes zu verhindern, eine Strecke von der Stadt wegfahren. Allein es wurde ihm folgender Bescheid: „Sein's nur ganz ruhig, der Blitz kann nit einschlagen, 's steht ja d'Schildwachen dabei."

Der alte Castelli erzählt im Humoristen folgende „durchaus wahre" Anekdote: Eine Gemeinde hatte den Kurschmied zum Bürgermeister erwählt, einen sehr rechtschaffenen thätigen Mann. Bei all' seiner Thätigkeit aber wurden ihm seine doppelten Geschäfte als Schmied und als Gemeindevorstand etwas zu viel. Man brachte ihm oft Pferde zu beschlagen, wenn er eben Sitzung hielt, und bald wurde er wieder im Beschlagen von Rädern gestört, um einen Heimathschein auszufertigen. Um nun diesem Uebelstand abzuhelfen und jeder Art von Geschäften die gehörige Zeit zu widmen, hing er eine Tafel an sein Hausthor, worauf geschrieben stand: „N. N. Bürgermeister. Vormittags für die Vieher, Nachmittags für die Leute."

Arzt: „Liebe Frau, machen Sie sich auf Alles gefaßt, vertrauen Sie auf Gott und beten Sie für Ihren Mann, denn es steht sehr schlimm."

Frau: „Aber, Herr Doktor, was fehlt denn meinem Manne? Er war ja noch gestern wohl und bei der Arbeit."

Arzt: „Ihr Mann hat das Scharlachfieber, seine Hände sind ja blutroth."

Frau: „Aber mein Mann ist Schönfärber!"

Arzt: „Dann ist er gerettet! — Danken Sie Gott, daß Ihr Mann Schönfärber ist, sonst wäre er unwiederbringlich verloren!"

Ein im Auslande lebender Schwabe erhielt einen lange erwarteten wichtigen Brief aus der Heimath. Lesen konnte aber die gute Seele nicht. Da war denn Nichts weiter zu thun, als zu einem guten Freunde zu gehen, und ihn zu bitten, daß er ihm das Briefle vorlese. Dieser war bereit dazu, und ruhig hörte der Schwabe zu. Plötzlich aber kam in dem Briefe Etwas vor, was er nur allein wissen sollte und wollte. Er sprang daher auf, lief zu dem Vorleser hin, hielt ihm beide Ohren zu und sagte zu ihm: „Nun les' in Gottes Namen weiter!" Er war ruhig, weil ja der Vorlesende nicht, wie er, höre, was in dem Briefle stehe.

Witzige Antwort. Ein vornehmer Herr, der eben in die Residenz gekommen war, besah eines Morgens die ausgehängten Kunstgegenstände vor dem Laden des Händlers. Plötzlich fühlte er eine Bewegung in seiner Oberrocktasche, und beim schnellen Umwenden erblickte er einen Knaben, der eben seine Hand herausgezogen hatte. „Noch so jung," rief er ihm zu, „und schon ein Dieb? Du gehst den Weg zum Galgen, schäme dich." — „Sie," war die Antwort, „müssen sich schämen — kommen nach der Hauptstadt und haben nichts in der Tasche."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 35. VII. Jahrg.

Die

Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. September 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Er selbst hielt unter einem Laubgewölbe mit seiner Leibschwadron, und ließ sie absitzen und sich erquicken. Auch der Bosniak wollte vom Sattel steigen, doch der Oberst selbst verhinderte ihn daran, er ritt mit ihm abseits zu einer lichten Stelle des Holzes, und verlangte laut von ihm, daß er ihm die Namen der Dorfschaften und Schlösser nennen möge, die man rundum aus den Getreidefeldern sich erheben sah. Verwundert sah der feindliche Mann ihn an; aber sein Erstaunen wuchs, als der Jüngling jetzt seinen Goldfuchs dicht zu ihm lenkte, und seine Rechte sanft drückend auf die Linke legte, mit welcher der Muselmann den Zügel hielt.

Osmanli! sprach er zugleich mit angehaltener und mit milder Stimme, Du bist ein junger tapferer Degen; wäre Dein Stahl nicht zersprungen an meinem guten Helmkamme, so hättest Du mir vielleicht obgesiegt, und ich hätte Dein Gefangener werden mögen. Die Tapfern sind sich freundlich verwandt in allen Weltgegenden. Trotz dem Blutdurste meiner Waffenbrüder gelang mir's gestern, Dein Leben zu retten, Mailat Ibrahim; ich möchte nicht immer Dir Wort halten können, wenn ich wund läge, oder gar ein geübter Scythe mich niederschösse. Drum lasse ich Dich los aus der Haft, so lange es noch in meiner Macht steht. Wir sind die letzten im Zuge; Du kennst die Gegend; sprenge schnell hinab auf diesem schmalen Fußpfade, wo Dir Keiner der Meinigen begegnen wird. —

Mailat schaute dem Edeln mit Freude in das Heldenauge, mit einem Ausdrucke, als zweifle er an seinem guten Gehör. Dann besann er sich, und schlug seine Rechte fest um den Eisenhandschuh des Reiterobersten. Christ, sagte er herzig, Du verdienest ein Muselmann zu sein, denn unter Soleimans Waffen ist keiner tapferer und edelmüthiger. —

Fort, ehe meine Hauptleute kehren! rief Michael. Gedenke meiner! Und willst Du vergelten, so schone die Deutschen, welche das Schlachtenschicksal gefangen in Deine Hände gibt. — Der Türke nickte mit dem schönen Kopfe, warf sein Pferd herum, schnalzte mit der Zunge und wie

ein Windesstoß schnell flog das schmale Thier über die Baumwurzeln und das Gestein, und war in wenigen Sekunden mit dem Herrn verschwunden. Einige der Panzerreiter sprangen vom Boden auf, und liefen zu ihren Gäulen; aber der Oberst gebot ihnen Ruhe; Alle waren so gewohnt, den Willen ihres jungen Führers zu ehren, daß auch nicht ein Mund sein Erstaunen in Worte und Fragen umsetzte.

Und nicht Zeit wäre auch dazu geblieben, denn wenige Minuten danach hörte man vor sich im Holze klingenden Waffenlärm, und von den alten Baumstämmen gebrochen, mancherlei Streitrufe und Commandoworte. Schüsse fielen dicht nach einander, und der Oberst Katzianer ließ schnell seinen Trompeter die zerstreuten Schwadronen aus dem Walde zurückcommandiren, zog das lange Schwert, und sprengte der Erste vor seinem Regimente dem Getümmel zu.

Der Aufbruch der Christen von der alten Lagerstelle war dem Mahomet-Beg nicht unverrathen geblieben. Wenn er auch den gefaßten Kriegsplan nicht aus den Augen verlor, wenn er auch den erhaltenen Befehlen seines Sultans, für die sein Kopf bürgte, nicht ungehorsam wurde, so ergriff er in grausamer Lust dennoch jede kleinste Gelegenheit, dem Gegner zu schaden. Auf näheren, den Seinigen bekannten Wegen hatte er tausend Spahis und ein Corps seiner Hakenschützen quer durch den Wald geschickt, und sie in sichere Verstecke der Felsentrümmer und des Dickichts gelegt, um der Nachhut der voreilenden Heeres verderblich zu werden.

Vor Michaels schnaubenden Rosse lichtete sich der Wald baldigst, und ein Wiesenplatz, rund von hohen Bäumen umkränzt, empfing ihn. Es war Noth, daß er kam, denn jenseits sah er die böhmischen Scharfschützen flüchtig und zerstreut die sichern Gebüsche suchen, und verlassen lagen zwei Fähnlein Italiener, die sich in ein Viereck zusammengedrückt hatten, mitten auf dem Wiesenplatze, hielten, in die Kniee geworfen, mit gefällten Hellebarden den Angriff der wüthenden Türkenreiter ab, schossen brav und besonnen aus ihren innern Gliedern auf die anstürmenden Janitscharen, deren lange Röhre, sicher auf Baumstämme gestützt, schon tüchtig unter ihnen aufgeräumt; ihr General, der Graf von Lodron, den die böhmischen Reiter im Stiche gelassen hatten, war schon von feindlichen Pferden umringt, und wehrte sich ermattet mit seinen Offizieren gegen den mächtigen Andrang der jubelnden Gegner. Michaels Erscheinen machte der Gefahr ein schleuniges Ende. Das Allah der Türken übertönte ein: Gott mit Ferdinand! aus den tiefen Kehlen seiner Schwarzen; wie ein Hagelschauer rasselten sie geschlossen heran; der alte Lodron wurde augenblicklich befreit, die Sichelschwerter der Spahis brachen unter den mächtigen Schlägen der deutschen schweren Waffen; die italienischen Schützen lösten muthig ihr Viereck und stürzten in die Gebüsche, aus denen die tödtlichen Kugeln zu ihnen hergesauset; in wenigen Minuten war der Platz rein und gesäubert, nur die Bekanntschaft mit den schmalen Gebirgspfaden ließ einen kleinen Theil der Feinde entkommen. Und der alte Graf von Lodron drückte des Heldenjünglings Hand, er nannte ihn Sohn vor dem ganzen Heerhaufen der blutenden, athemlosen Männer; Michael sah mit dem Blicke eines Seligen zu den Wipfeln der Riesenbäume empor; er dachte der Geliebten, und fühlte sich glücklicher, als hätte des Königs Hand das goldene Vließ um seinen Hals gehangen für die Waffenthat dieser Stunde.

Ein böses Verhängniß schien auf allen Vorsätzen dieses Feldzuges zu ruhen, und ihre Ausführung zu stören. Wohl war die auserwählte breite Höhe gewonnen, das neue Lager geschlagen, und mit dem nächsten Morgen rückten die Truppen Oesterreichs heraus, dem Muselmanne die

Schlacht anzubieten. Eingegraben, gleich Ratten und Mäusen, lagen sie hinter ihren Bollwerken; man hörte ihr Gekreisch, sah hie und da eine Reiherfeder über die Wälle herwehen: doch nur sichere Kanonenschüsse, deren Kugeln in die deutschen Kolonnen schlugen, verriethen, daß Leben sei in der Festun.

Johann von Katzenstein ließ auf den vordersten Hügel seines Standes zwei schwere Geschütze fahren. Schon die ersten Kugeln trafen die Mauer, und warfen große Steine daraus in die Gräben. Das Jauchzen der Deutschen begleitete den Erfolg; drinnen entstand eine sichtliche Unruhe, und Turbane, Helme und Federbüsche sah man sich der Bresche zudrängen, die nach jedem Schusse der österreichischen Arkebusiere größer ward, und einen unwillkommenen Zugang zur Stadt öffnete. Schon am folgenden Mittag schien der Raum zum Sturm geeignet, und kriegsmuthig stürzten die Krainer Fußknechte durch den trocknen Graben über die Trümmer hinauf der Mauerschlucht zu, die ihre Karthaunen ihnen geöffnet hatte.

Sieh da! rief der Feldherr, dem die Freude aus den Augen leuchtete, indem er vom Hügel ihren Bewegungen nachsah, ist das da vorn nicht der Landenberger? Habe ich mich geirrt in Dir, braver Scipio? Sieh nur, Michael, wandte er sich zu dem Sohne, schon steht er oben, schon betritt er die Bresche; Alle stürzen ihm nach, und achten die Steinwürfe nicht, nicht die langen Speere der Martellosen. Bravo! Da sind sie an den spanischen Reitern, welche Mohamet in der Nacht hinter die Bresche gestellt. Sie haben sie überstiegen. Auf, rührt alle Trommeln; das ganze Fußvolk soll den Tapfern nach! Flüchtig ihr Herren Adjutanten! Die Noth hat ein Ende; Katzianers altes Glück ziehet vor den Seinen her, und Essegg ist über! —

Die Trommeln rasselten durch die ganze Fronte; aber zu frühzeitig hatte der stolze Feldherr triumphirt. Ein furchtbares Krachen erscholl plötzlich von der bestürmten Stelle her. Die Türken hatten sich hinter eine verdeckte Geschützreihe geflüchtet; diese, auf einmal losgebrannt, warf mit Kettenkugeln die kühnen Stürmer nieder, und zerriß ihre Gliedmaßen auf das Schrecklichste. Bald sah man einzelne Schützen in Todesangst zurückklettern über die spanischen Reiter, mehr und mehr folgten; die neu anrückenden Compagnien wurden durch sie von der Bresche weggedrängt und in ihrer Flucht zurückgerissen. Unter den Letzten sah man auch den Junker Scipio; er sprang über den Verhack; doch sein Schicksal ereilte ihn, denn die faltigen Prunkkleider des eiteln Junkers, die er auch im Felde nicht abgelegt, blieben an den spitzen Pfählen hängen, und sechs türkische Speere durchstachen seinen Leib, als wäre es eine Lustscheibe, die man aufgehangen beim Vogelschießen. Das hat er von seinen weitläuftigen Teufelshosen! rief der Feldherr unwirsch. Hätte er das Ballkleid zu Hause gelassen, wäre uns ein Tapferer mehr geblieben, denn unter dem Seidenwamse schlug doch ein Soldatenherz. —

Drei folgende Stürme wurden eben so fruchtlos gewagt, und brachten keinen Schritt näher zum Ziele. Drinnen war der Mannschaft genug, um immer frisch die Wachtposten zu wechseln; der Ueberfluß herrschte dort vom Befehlshaber bis zum gemeinsten Bogenschützen; draußen verringerte sich die Mannschaft mit jedem Tage; der Proviantmeister Jobst von Gilgenberg ließ nichts von sich hören; Muth und Hoffnung starb, sowie der Hunger wuchs; Krankheiten rafften ganze Zeltkameradschaften hinweg in einer Nacht; die Arkebusiere sanken neben den Geschützen nieder, und der trotzige General-Oberst erkannte zu spät, daß seine Unbesonnenheit mit der schönen Heeresmacht auch seinen schwer erworbenen Kriegsruhm auf's Spiel gesetzt habe.

Zieht nach Walpach! krächzte eintönig immer noch der alte Ladron seinen prophetischen Rabengesang. Walpach oder Verderben ist die Wahl. — Aber der Haß gegen den vorlauten

Nebenbuhler ließ bei dem stolzen Katzianern noch immer nicht zu, den besten Rathschlag anzunehmen, weil er aus verhaßtem Munde erklang. Die Meinung des Ungars Bamphi Waltsfar ward jetzt von ihm aufgegriffen, und er befahl, auf das nahe Schloß Hermand hinzuziehen. — Schon der Zug dahin gab dem Beobachter ein Vorbild der künftigen Begegnisse. Kaum hatten Trommeln und Trompeten zum Abmarsch gerufen, so brachen die Soldaten aller Waffenarten ohne Ordnung auf, kein Fähnlein hielt seine Leute zusammen; mühsam gelang es den Offizieren, endlich im Dorfe, welches das Schloß Hermand umkreisete, die Untergebenen wieder zu sammeln, und nur die Gefahr, die in nächster Stunde dräuen konnte, nur das Wort Sturm und Schlacht vermochte die zerrütteten Gemüther wieder zur Besinnung und Ordnung zu führen, aus der sie der thierische Drang, Nahrung zu suchen, gerissen hatte. Das Schloß war nur durch eine Mauer und einen Graben gedeckt; nur eine schwache Besatzung lag darin, die sich gleichwohl männlich wehrte, bis das Geschütz gegen Mittag ihre Bollwerke niederwarf, und die wenigen Türken davor von den wüthend eindringenden Deutschen unter die Füße getreten wurden. Fünfzig Christen fielen in der Bresche; doch die Freude über das schnell gelungene Wagstück ließ die Kriegsobersten ihre Todten nicht zählen; desto größer war aber ihr Schrecken, als sie nicht die gehofften Magazine sondern nur einen Vorrath Lebensmittel, der für das Christenheer etwa auf zwei Tage reichte, im Schlosse vorfanden. Selbst dem alten Katzensteiner sank jetzt der Muth; er befahl, den geringen Fund den Soldaten zu verhehlen, schloß sich den Tag über ein in das innerste Zimmer des Schlosses, wo ihn sein Sohn Michael fand, wie er stumm und düster den Silberschild mit seinem Wappen betrachtete, mit dem Finger auf die drei Standarten deutete, die ihm zum Helmzeichen gegeben waren, und leise dazu sprach: Michael, die Zeit ist hin! Eine andere steigt schwarz und schwer vor mir auf; aber sie soll eben den Mann an mir finden, wie ihn die leuchtende fand! — Durch seinen Sohn ließ er den Generalen die Ordre bringen, sich zum Rückzuge zu bereiten, und die regelrechte Marschordnung dabei zu beobachten.

Der Gemeine hatte gegessen und getrunken; der Muth war zurückgekommen, und willig ging er wieder im ehernen Joche des schweren Dienstes. Man schlug eine Brücke über den Bobregus, und verwahrte während dieser Arbeit das Lager durch eine Wagenburg. Der Feldherr selbst nebst seinem tapfern Sohne wagte sich weit in die Gegend, und da nirgends ein feindlicher Reiter zu treffen war, so dämmerte ihnen die Hoffnung, die Retirade ohne Unterbrechung vollführen zu dürfen. Die Brücke wurde vollendet; die Armee zog glücklich über das Wasser, und erst unter den letzten Geschützen brach das leichtgebaute Werk zusammen. Man setzte nun durch die seichten Furthen der Possega, und beschloß, auf dem Rückmarsche das Schloß Juvanchen und hernach die Stadt Gara zu nehmen, denn in beiden befand sich, wie man erkundschaftet, wenig feindliches Volk, aber desto gefülltere Kornkammern und Rüsthäuser wußte man dort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chorknabe.

Erzählung von Karl Hiemer.

Fortsetzung.

„Was habt Ihr?“ fragte Prabouclo: „betrübt Euch etwa mein Vorschlag? wenn Ihr Liebe zu diesem Kinde habt, so solltet Ihr Euch des Looses freuen, das ich ihm biete. Ist es nicht Schade, ein solches Talent in dieser Wildniß zu vergraben, wenn es Gelegenheit hat sich auszubilden und sein Glück in der Welt zu machen? Ich gedenke den Knaben nicht in eine Laufbahn zu bringen, die seinen Sitten Gefahr drohen könnte! aber ist es nicht billig, die schöne Stimme, welche er vom Himmel empfangen hat, zur Verherrlichung Gottes anzuhalten?“

„Stefano ist Sonntagskind,“ erwiederte die Mutter des Hauses; „er verkehrt mit den Engeln, und wir meinen, wenn er nur in unserer Mitte sei, haben wir Glück.“ — „Was sagt Ihr da?“ versetzte der Geistliche erstaunt, „was führt Euch auf diese Vermuthung? Rühmt sich der Knabe geheimer Offenbarungen?“ — „Nein,“ erwiederte die Frau; „aber die Thatsachen sprechen dafür; so jung er ist, hat er uns schon Dinge gesagt, die er nur von Engeln wissen konnte. — „Erklärt Euch näher, ich verstehe Euch nicht.“ — „Es sind jetzt drei Monate,“ erzählte die Bäuerin, „mein Mann war auf dem Markte; die Sonne war schon untergegangen, er war noch nicht gekommen: wir liefen zu wiederholten Malen auf die Straße und wurden äußerst besorgt, als Stefano plötzlich sagte: „Trocknet euere Thränen, der Vater ist in keiner Gefahr, er hat nur zu tief in's Gläschen geschaut und schläft nun ruhig in einem Graben, eine gute Stunde von hier. Aber weil er Geld bei sich hat, werdet Ihr gut thun, wenn Ihr ihn vor Tagesanbruch daselbst holen lasset, es möchte sonst Jemand des Weges kommen und dem Schläfer seine Geldkatze abnehmen.“ — „Woher weißt du Solches mein Kind? fragte ich. — „Das ist gleichgültig,“ erwiderte Stefano: „wenn ich's nur weiß und Ihr Euch darnach richtet.“ Meine Kinder gingen und fanden den Vater wirklich an dem angezeigten Orte im tiefsten Schlafe .... Ein ander Mal hatten wir ein Pferd an einen Menschen verkauft, der uns mit Versprechungen hinhielt, statt uns das Geld auf den Tisch zu legen. Wir begannen unruhig zu werden, der geringste Verlust konnte eine Familie zu Grunde richten, die gerade nichts übrig hat. Wir mochten aber nicht prozessiren, denn damit kommt vollends gar nichts heraus, besonders wenn man es mit einem pfiffigen Patron zu thun hat. Und so waren wir rathlos. Da sagte Stefano eines Abends zu unserm ältesten Sohne: Euer Schuldner hat das Pferd verkauft, welches er Euch noch nicht bezahlt hat; er soll morgen da und da hinkommen, sein Geld in Empfang nehmen: komm' ihm zuvor und red' ihm in's Gewissen, daß er Euch das Geld schulde, welches ihm nun ausbezahlt werde, und wenn er kein ganzer Schurke ist, so wird die Sache zu Eurer Zufriedenheit ausfallen, denn der Käufer des Pferdes ist ein redlicher Mann .... Wir fragten ihn wieder, wie ein Kind seines Alters, das seine Zeit mit der Hut seiner Heerde zubringe, solche Dinge in Erfahrung bringen könne. Er antwortete wie das erste Mal, wir möchten uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, sondern nur dem guten Rathe folgen, er möge herkommen woher er wolle. Mein Sohn that es. Er ging zu dem Käufer des Pferdes, erzählte ihm, wie wir Gefahr liefen, um unser gutes Geld zu kommen, wenn er unsern Schuldner nicht zu Lösung seines Wortes anhalte. Der Letztere erschrack nicht wenig beim Anblick meines Sohnes; aber wohl oder übel er konnte nicht umhin, seine Schuld zu bezahlen, und wir verloren nichts. Dem Stefano haben wir's zu danken.“

Solche und ähnliche Vorfälle, welche die Bäuerin erzählte, hatten sie und das ganze Haus überzeugt, daß das Kind ein besonderer Liebling des Himmels sei, und unter so bewandten Umständen konnte sie sich nicht entschließen, sich von demselben zu trennen. Mittlerweile kam Stefano. Die Bäuerin empfing ihn mit den Worten: „Hier ist ein würdiger Geistlicher, unser verehrter Herr Nachbar, ein Freund unseres Herrn Pfarrers, der will dich in sein Haus nehmen. Du würdest es ohne Zweifel besser und leichter bei ihm bekommen, als bei uns armen Leuten; aber lieber könnte er dich nicht haben, als wir dich haben. Ich halte dich wie mein eigen Kind. Dürfte ich auch von deiner Seite hoffen, du habest uns lieb genug, uns den Vorzug zu geben?" — Stefano antwortete, die Augen niederschlagend: „Nie werde ich Euere Liebe vergessen. Aber wenn dieser Herr mich in sein Haus nehmen und mir zwei Dinge gestatten will, die ich verlange, so werde ich wohl mit ihm gehen müssen." Seine Dienstherren drangen nicht weiter in ihn, sie zweifelten nicht, daß er nur dem Himmel gehorche, wenn er sie verlasse. Aber tief schienen sie sich darob zu betrüben.

Praboucio fragte den Knaben nach den beiden Bedingungen, die er ihm zu stellen habe. „Die erste ist, wie ich Ihnen schon gesagt habe," antwortete Stefano, „daß Sie mich nicht aus diesen Bergen wegnehmen, die zweite, daß Sie mir täglich eine Stunde frei lassen, in der ich gehen kann, wohin ich will, ohne daß Sie mich belauern oder nur fragen. Ich gelobe Ihnen, daß ich auf nichts Böses ausgehe, und daß ich in allem Uebrigen mit der größten Bereitwilligkeit und Unterwerfung zu Ihren Diensten stehe." Praboucio wußte nicht, was er denken sollte; aber er ging auf beide Bedingungen ein und empfahl dem ältesten Sohne des Hauses, seinen neuen Chorknaben des andern Tages zu ihm zu bringen.

Am andern Tage bestieg Praboucio, nachdem er das hl. Meßopfer dargebracht hatte, die Kanzel und begann mit unsicherer Stimme die ihm von seinen kirchlichen Obern zu diesem Behufe eingehändigte Aufforderung zur Verfolgung des unglücklichen Morello zu verlesen. Jedem Spanier war darin verboten, demselben Dach und Fach oder auch nur Brod und Wasser zu geben, und auf das Strengste eingeschärft, der öffentlichen Gerechtigkeit aus allen Kräften dazu behülflich zu sein, daß er lebendig oder todt in ihre Hände geliefert werde. In der Ueberzeugung, welche er hatte, daß er dem Geächteten das Leben verdankte, verkündigte der arme Praboucio nur mit dem tiefsten Schmerz einen Erlaß, der ohnedies in so schreiendem Widerspruche mit seiner Herzensgüte stand. Aber nicht nur konnte er sich dieser gebieterischen Pflicht unmöglich entziehen, seine Sicherheit nöthigte ihn auch, den Schmerz zu verheimlichen, den ihm die Erfüllung derselben bereitete. Nachdem er geendet hatte, begegnete sein Blick den Augen Stefano's, die mit einem so eigenthümlichen Ausdrucke auf ihn gerichtet waren, daß er in die äußerste Verwirrung gerieth. Es war ihm, als fragten sie ihn, wie er es über sich zu bringen vermöge, einen Unglücklichen der öffentlichen Verfolgung preis zu geben, der ihm Tags zuvor noch das Leben gerettet. Praboucio hatte noch nichts von der Anwesenheit des Knaben gewußt. Stefano war erst während der Messe in's Dorf gekommen, statt das Frühstück, das man ihm und seinem Geleitsmann vorsetzte, mit diesem zu theilen, sogleich in die Kirche geeilt, und hatte der Vorlesung des verhängnißvollen Ausschreibens mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört.

Praboucio bemerkte bald, daß sein angehender Chorknabe schon früher einen guten Grund gelegt hatte und von höher stehenden Personen erzogen worden war, als er ihn glauben machen wollte. Aber Stefano war äußerst zurückhaltend über diesen Punkt. Er machte, wie er sich ausbedungen hatte, täglich, bald des Morgens, bald des Abends seinen Ausgang und kehrte nach

Verlauf einer Stunde wieder von demselben zurück. Aber nie ließ er eine Sylbe über diese geheimnißvollen Streifzüge verlauten, und erfüllte im Uebrigen seine Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit. Der Pfarrer konnte seine Neugierde kaum bemeistern; aber der Vertrag, welchen er eingegangen, schloß ihm den Mund. Er durfte sich keine Fragen erlauben, und Anspielungen fanden höchstens ausweichende Antworten. Die übrigen Dorfbewohner — war es, daß sie sich im Eifer der Neugierde zu früh verriethen, oder daß die Gänge des Knaben kein anderes Ziel hatten, als ihnen die Laune des Augenblicks steckte — sahen ihn in den Felsen verschwinden und wußten nie ausfindig zu machen, wohin er gekommen war; Stefano führte sie jedes Mal irre.

Nachdem die fragliche Polizeiordnung in allen Pfarreien der Umgegend bekannt gemacht war, überboten die Gemeinden einander in Verfolgung des Geächteten. Ein wahres Treibjagen wurde auf Morello angestellt. Vierzehn Tage waren verflossen, seitdem Praboucio in Burgos gewesen war. Da wurde er mitten in der Nacht aus dem Schlafe geschreckt. Heftige Schläge fielen auf seine Hausthüre, und der Anführer einer bewaffneten Schaar verlangte, im Namen des Königs, den Herrn Pfarrer allein zu sprechen. Der Geistliche öffnete. Er erkannte in dem Hauptmanne — so titulirte sich der Anführer — eines seiner Pfarrkinder, einen hartherzigen und bösartigen Menschen, mit dem er im bestem Einvernehmen stand, obwohl beide nicht die Formen der Höflichkeit gegen einander beobachteten. Er fragte, was ihn um diese Stunde zu ihm führe. „Das Wohl des Staates ehrwürdiger Herr," war die Antwort. Wenn Sie mir behülflich sein wollen, werden wir uns jetzt endlich Morello's bemächtigen, denn er befindet sich eben in Ihrem Hause." — „Wie ist das möglich?" — „Wir sind ihm seit Einbruch der Nacht auf den Fersen; wir wußten ihn von den Felsen abzuschneiden, die ihm sonst zum Zufluchtsorte dienten, er sah sich genöthigt, die Richtung nach dem Dorfe einzuschlagen. An der Ecke dieser Häuser verloren wir ihn plötzlich aus dem Gesichte, und in demselben Augenblick hörten wir ein Fenster öffnen. Ich ließ sogleich ihr Haus umzingeln, und harre nun Ihrer Erlaubniß, den Verbrecher zu greifen."

Der Geistliche erwiederte so gelassen, als ihm noch möglich war: „Ich habe zu viel Achtung vor den Befehlen der Regierung, um mich deren Vollziehung zu widersetzen, aber dieser Mensch kann unmöglich die Thorheit begangen haben, sich selbst in unsere Hände zu liefern eben so wenig kann ich glauben, daß er unter den Leuten meines Hauses einen Helfershelfer habe." — „Gott behüte uns vor einem solchen Argwohne!" versetzte der Hauptmann; „aber aus Vergessenheit kann ein Fenster offen geblieben sein, und Morello sich dasselbe zu Nutzen gemacht haben." — „Mein Haus ist klein," erwiederte Praboucio; „ich will in Ihrer Gegenwart meine Leute examiniren; denn ich muß Ihnen offen sagen, es wäre mir höchst unangenehm, wenn ich um diese Stunde der Nacht Bewaffnete in meine vier Wände einlassen müßte."

(Fortsetzung folgt.)

(Aus dem Kladderadatsch.)

Hahnenstolz.

Ich bin der Hahn! Mein Ururahn
War der berühmte Gockelhahn;
Die Mutter in des Adels Schmuck
War eine Gräfin Kluckkluckkluck.
Ihr Kücken und ihr Hennen hier,
Seid alle unterthänig mir;
Das merke dir, du Federvieh! —
Kikriki!

Ich bin ein Hahn von altem Stamm,
Mein Ruf ist stark und groß mein Kamm;
Ich führ' in ritterlichem Zorn
Den Schnabel und den Hahnensporn.
Weh euch, ihr Küllen, wenn mir wild
Der Kamm im edlen Feuer schwillt!
Drum lerne jetzt, du Federvieh:
Kikriki!

Wer irgend kommt in meine Näh',
Der halt' den Schnabel, wenn ich kräh'!
Wer Lust nach meinem Brode hat,
Der warte, bis ich selber satt;
Und wer mir bietet seinen Gruß,
Der mache einen Kratzefuß,
Und beug' in Ehrfurcht dann sein Knie! —
Kikriki!

(Eine rhinoplastische Operation in Madagascar.) Der Bruder des Premierministers hatte durch ein böses Geschwür einen Theil seiner Nase verloren; die Nachricht von der Kunst, neue lebendige Nasen zu machen, ist aber bereits bis nach Janariva, der magedassischen Residenz gedrungen; die Königin berief einen geschickten französischen Arzt, der mit zwei intelligenten Gehilfen kam und die Operation sowie noch mehrere andere Kuren mit dem glücklichsten Erfolge vollführte. — Nun kam es endlich zum Zahlen. — Der französische Doktor wurde vor den Premier gerufen, seine Forderung zu stellen; er wußte sehr gut, mit wem er es zu thun habe und verlangte 30,000 Franks. — „Was!“ — schrie der Premier — „30,000 Frank für ein Stückchen Nase? Was kostet denn dann bei Euch eine ganze Nase?“ — Der Doktor hatte gut erklären, daß eine ganze Nase eben so viel gekostet hätte, wie ein Stückchen, er mußte handeln lassen und bekam 11,000 Franks bewilligt, welche die Königin mit schwerem Herzen und unter vielen Skrupeln ausbezahlte.

Ein heimgekehrter Berliner erzählt zu allseitigem großen Erstaunen, es sei ihm in Tyrol eine Lachsforelle vorgekommen, welche 32 Pfund wog. — „Oh, das ist gar nichts,“ sagte ein Anderer, „da sah ich in Bayern einen Bräumeister, der wog über zwei Zentner!“
(Punsch.)

Jägerlügen. In Tirol gab es einen Schützen, der so viel Glück hatte, daß er einmal sogar schon traf, ehe er abgeschossen hatte. Er hieß von seinem sichern Schießen in der ganzen Nachbarschaft der Treffkönig oder der Treffnazi. Da thut sich einmal ein Auerhahn, die in Tirol besonders schwer zu schießen sind, vor ihm auf und fällt auf den höchsten Gipfel eines Zirbelbaumes ein. Der Schütz geht etwas näher hin, nimmt die Flinte und schlägt an. In dem Augenblick aber guckt der Hahn aus den Zweig heraus und ruft: „Seid ihr nicht der Treffnazi?“ — „Ja wohl,“ sagt der, „der bin ich. Was soll's?“ — „Na,“ erwiederte darauf der Hahn, „dann ist es schon gut. Ihr braucht nicht zu schießen, ich komme schon von selber hinunter.“

Ein Veteran der großen Armee soll Napoleon III während dessen Aufenthalts in Vichy, folgende Petition eingereicht haben: „Sire! Ich habe mir unter Eurem lieben Onkel zwei tödtliche Wunden zugezogen, die das Glück meines Lebens ausmachen; die eine bei Wagram die andere am linken Schenkel. Wenn Ihr glaubt, daß diese zwei Wunden der Conzession eines Tabakverschleisses entweder hier in Sevres oder anderswo, werth seien, so würde ich Euch im Voraus für Euere Liebenswürdigkeit danken. Ich muß bemerken, daß ich von Schulden bedeckt bin (criblé). Wollet genehmigen etc. A. P., ehemaliger Korporal. Die Antwort zu frankiren.“

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 36. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. September 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Rasch und siegeslustig zogen die Regimenter durch die Gegenden; die Retirade schien ein Vormarsch zu sein, so glänzte der Triumph auf jedem bärtigen Antlitz. Aber schon drängte sich neue Besorgniß in die Herzen der Führer, denn auf den waldigen Berghöhen zu den beiden Seiten blinkten oftmals, wenn die Mittagssonne die Gebüsche vergoldete, die Speerspitzen der Spahis, und hie und da flatterte über einem Hügel das bunte Lanzenfähnchen des Bosniaken hervor.

Da lag das Schloß Zwanchen auf der Höhe, still und verschlossen wie ein Grabgewölbe. Die Mündungen der Kanonen ragten mit weitoffenem Schlunde durch die Schießscharten heraus; aber keine menschliche Gestalt zeigte sich, und schweigend bräueten die eisernen Unholde wie warnende Geister herab. Ein kleines Städtlein dehnte sich aus am Fuße der Burg; aber Alles, was muselmännisch war, hatte dasselbe verlassen, und die zurückgebliebenen christlichen Einwohner öffneten der ersten Aufforderung das Thor. — Es ist mir das erste Zeichen des neuen Glücks, sprach der Feldherr, wieder hochtragend das Haupt, zum Sohne, da sie neben einander auf dem Markte hielten. Der Name Katzianer hat seinen alten Klang noch, und die Barbaren zagen, wo er erklingt. —

Michael sah tiefsinnig wie in Ahnungen versunken auf das Gewühl der eindringenden Fußknechte hin. Mit tollem Jubel erbrachen die Soldaten die verlassenen Wohnungen; jedes Gelüst wurde frei im Gefühl der wiedergewonnenen Bequemlichkeit; aus den erbrochenen Weinkellern wälzte man die vollen, dunklen Fässer an das Tageslicht herauf; jede Pickelhaube wurde zum Pokale; das rothe Feuerblut des Bacchus rann vergeudet auf das Pflaster der Straße und manch schöner Ziegenschlauch, von ungarischem Nektar voll platzte in der rothen Hand und verduftet unter den Füßen der Unmäßigen. Michael deutete auf das Gewühl der Trunkenen, doch der Alte sprach lächelnd in seltsamen Unbedacht: Laß' sie einen Schwelgetag feiern: haben sie doch ehrlich gehungert und gedürstet wochenlang. Morgen schlagen sie desto kräftiger weil die

Erinnerung sie nachsättigt und die Hoffnung auf ein gleiches Uebermorgen ihre sinnliche Begier kitzelt. Lasse nur gute Vorwachen stellen; der feige Mahomet wagt sich nicht an uns, so lange wir zusammengeballt dräuen wie der Drache mit hundert Köpfen. —

Wohl hatte der Alte recht gemeint; doch so ganz unthätig war der verachtete Feind nicht geblieben. Die Gegend um Juvanchen hatte wenig flaches Land; Holzungen deckten die Höhen, von kleinen Thälern durchbrochen; überall gab es Schluchten und Engpässe. Wie ein schwarzer Dämon, der ob dem Menschen schwebt und ihn begleitet, den Augenblick seiner Schwäche erspähend, um ihn in günstiger Minute zum Verderben zu verlocken, hatte Mahomet den Zug der Christen in der Ferne begleitet, zu beiden Seiten in den Verstecken der Gebirge seine blutdürstigen Völker heranführend. Alle seine Kapitäus kannten jeden Winkel das Landstrichs, und wußten, wo der Fleck kam, der die Gelegenheit bot, mit leichter Mühe das ganze Christenheer zu vernichten

Trunken ruhete das österreichische Fußvolk auf den weichen Polstern der fremden Häuser, da flackerte die Flamme auf in der Stadt, hier und dort drüben, und die Lärmtrommel rief die taumelnden Schläfer aus den Träumen der Wollust. Mit Staunen sah die Reiterei das schnell aufbrausende Feuermeer, hörte das Gekrach der einstürzenden Gebäude, die manchen der Söhne Deutschlands begruben; aber nicht zur Hülfe ward ihnen Zeit, denn mit dem ersten Schimmer des Tages rauschte von allen Seiten das eintönige Kriegsgeschrei der Türken heran, und von den Höhen sauseten die Kugeln der Falkonette zwischen die aufreitenden Geschwader. Petrus Ratschin, der Böhmen Marschalk, hatte zuerst seine wackern Reiter in Ordnung, und wie ein zürnender Achill stürzte er sich auf den hochmüthigen Feind. In schimmernd Erz verluppt vom Bügel bis zur Stirne, drang er vor wie ein verheerender Rachegeist, und vor ihm her floh, was sein Schwert bedräute. Aber zu unvorsichtig folgte er dem innern Kriegsmuth; in enger Waldschlucht eingekeilt, sah er aus jedem Dickicht neue Feinde erwachsen; um ihn fielen die Böhmen in tapferer Wehr, und ihn selbst schlug des wilden Amuraths Streithammer mit zerschmettertem Helmkamme und Schädel vom hohen Streitrosse. Nicht besser ging es den heißblütigen Ungarn auf des Städtchens anderer Seite, wo ein freierer Raum sich darbot zum geregeltern Kampfe. Dem mächtigen Wakisch Paul, ihrem bisher unbezwungenen Führer, fuhr eine Kugel durch die Brust, und der stolze Adlerfittisch seiner Mütze küßte die schmutzige Erde. Todesschrecken kam mit seinem Sturze unter sein Volk; war doch ohne ihn nichts Namhaftes geschehen in den Kriegszügen des Kaisers seit Jahren, war doch er gleichsam der schützende Schlachtenengel seiner Landsleute gewesen. In verwirrter Flucht löseten sich die Schaaren auf; in die Wälder flüchteten einzeln die Husaren, und mit Erstarren wurde das Unerhörte vom ausrückenden Heere gesehen, wie der Ungar ohne Wehr sich vom grimmschnaubenden Spahi schlachten, und sich durch den Rücken aufspießen ließ vom höhnisch lachenden Bosniaken. Kaum aber hatte der Katzianer seine Macht geordnet, und rückte in Schlachtzügen in die Thäler, so verschwanden überall die türkischen Zeichen, wie auf zauberischen Befehl eines unsichtbaren Dämons, und nur die blutigen Todten am Walde ließen den Beweis zurück von den geschehenen Gräueln dieser Morgenstunde.

Fort von hier! Entziehet dem Heere diesen schändlichen Anblick, der es entmuthigt! rief Zorn im Gesichte, der Graf von Ladron, auf seinem Schimmel heransprengend zu dem Feldherrn, der im Centrum verdutzt hielt, und mit todtstarren Augen in das leere Grabesfeld hinabsah. Schon murrt es in den Schwadronen der steierischen Reiter, und Wakisch's Leiche, vom Brand-

feuer der Stadt beleuchtet, wird zum Schreckbilde, das den Fußknechten das Gewehr aus der Hand wirft. Säumet Ihr wenige Minuten, so folgt das ganze Heer, ohne den Feind zu sehen, der schändlichen Husarenflucht, und entschaart sich vor unsern Augen. —

Der Feldherr stieß einen Seufzer des Ingrimms hervor, und gab Befehl zum raschen Marsche, welcher ununterbrochen und ohne Beunruhigung fortging bis zu dem weiten Felde, welches in der Nähe der Stadt Goriän zwischen den Gebirgen sich ausdehnt. Der Soldat war erschöpft vom Eilmarsche; die Pferde brachen fast zusammen unter den schweren Panzermännern; das Lager wurde geschlagen, und nach einer Stunde der Erquickung rief der General-Feldoberst den Kriegsrath zusammen, jetzt, da es zu spät schien, da er selbst den Glauben an sein Glück verloren hatte, die Erfahrungen seiner gediegenen Helden zu benutzen.

Wortarm und finster traten die Kriegsobersten in das Zelt ihres Anführers, und ihre düsteren Blicke, ihre gebleichten Wangen klagten ihn der Schuld an, das beste Heer des Reiches dem Verderben entgegengeführt zu haben durch seinen Trotz und Unverstand. Beschwichtigend ging Michael unter den Murrenden umher und seine Leutseligkeit, die Achtung, welche der junge Held sich überall gewonnen, hielt den Vulkan der brausenden Gemüther, daß er nicht losbrach gegen Vater. Da trat die Verzweiflung in ihren Kreis in der Gestalt des More Laßlaw, der mit mehreren Husaren von dem Fluchtritte zurückkehrte, zu dem auch er im Gedränge seiner Leute fortgerissen wurde.

Verräther! rief ihm Johann Katzianer entgegen, wagst Du, Deinen Hals selbst zum Stricke zu tragen? —

Hänget mich, entgegnete Laßlaw, aber lasset mich reden zuvor. Nicht den Namen des Schimpfes verdiene ich, denn ich allein hätte wohl den Fluchtweg finden mögen durch das dem Jäger bekannte Gebirg, und mein Stammschloß Zenturzebet hätte mir die Sicherheit geboten, die für Euch nirgend mehr zu finden ist. Ich kehre zurück, weil ich warnen muß, weil ich meine Waffengesellen nicht dem unausweichbaren Tode entgegen treiben mag. Höret mich! Ihr seid rings umgeben von Mahomets zahllosen Völkern. Hinter Euch, vor Euch, zur Seite liegen seine Bluthunde, die, kräftiger als wir, unsern Märschen vorauseilten. Die Straße durch den Wald vor uns ist nicht zu passiren; der Janitscharen Beile haben die Bäume gefällt, und so den Weg ungangbar gemacht; jedes Gebüsch ist mit Schützen belegt, jede Klippe mit leichten Feldstücken besetzt. Zieht Ihr hinein in das schlau gestellte Fuchseisen, kommt kein Glied von Euch wiederum heraus. —

Todesrabe! rief Michael Katzianer erbittert dazwischen. Du krächzest ein gräßliches Lied. Halte ein damit, und mache die Helden nicht zittern. Du sprachest nicht von Warnung allein sondern auch von Errettung. Der Warnung ist es übergenung, komm nun zu dem freundlichern Theile. —

Ich kenne jeden Jägerwinkel dieses Waldes, fuhr Laßlaw fort, grenzen doch meine eigenen Erbgüter daran. Nur zwei der Wege sind, durch welche wir möchten davonkommen. Der erste ist ein schmaler Felsenpfad, der, zwei Meilen lang, auf Walpach führt, und weil er nicht mit Kriegesgezeug zu befahren ist, von den Ungläubigen unbesetzt blieb; wollet Ihr ihn erwählen, so müßt Ihr Geschütz und Wagen zurücklassen. Der zweite, kürzere, geht nach meinem Schlosse Zenturzebet; nur ein schwacher Haufen Scythen deckt ihn, weil man dort ebenfalls den Rückzug eines zahlreichen Corps nicht vermuthet. —

Nehmet den Letztern! sprach Lodron. Wer von uns möchte es verantworten, so schönes Geschütz im Stich zu lassen, so lange die Pferde ziehen und die Stränge halten? —

Nach Walpach wolltet Ihr ja vorhin, Herr Graf? antwortete Johann Katzianer mit hämischer Miene. Warum ändert Ihr jetzt die Meinung, einer Wetterfahne gleich? In Walpach ist Proviant und Kriegskasse; einen Winter hindurch könnte die Armee dort sich halten, sich nähren, sich sammeln; und wir wollen mit Gott noch vor dem Fall des Laubes wieder hier sein, unser Geschütz neu zu erobern. Nach Walpach geht's, die ganze Sicherheit zu gewinnen und die Leiden des Soldaten vollkommen zu beendigen. — Nach Walpach! tönte das Echo der Generale nach. — Ihr seid der Feldherr; Euer ist die Verantwortung! sagte gesetzt der italienische Graf. Nach Walpach also! —

Zerschlaget die Wagen, verbrennet die Bagage! befahl jetzt der General-Oberst. Schmettert mit Hämmern die Gestücke zusammen oder vernagelt sie. Vollgerüstet bleibe der Soldat, wohl versehen mit Munition, doch alles nutzlosen Plunders entledigt. Jeder Oberst halte sein Regiment, jeder Hauptmann sein Fähnlein geschlossen zusammen. Wenn die zweite Nachtwacht beginnt, soll ein Hornstoß vor meinem Gezelte das Zeichen zum Aufbruche geben; bis dahin herrsche Todesstille im Lager. —

Und wird der Hornstoß nicht die Feinde erwecken und locken? fragte Lodron. Widerwärtiger Gegenredner! fuhr Katzianer zornig auf. Schlägt doch der Muselmann nie gern bei Nacht, und wisset Ihr ein sicherer Zeichen, so gebraucht es für Euer Hülfscorps allein. —

Der Graf von Lodron verließ erbittert das Zelt, und Michael folgte ihm eilig, den Beleidigten zufrieden zu stellen; der alte Katzensteiner aber dräuete ihm nach, und sagte in sich: Herrischer Römer! Du bereuest morgen Deinen Widerspruch! Dann winkte er die deutschen Offiziere zu sich, und Alle horchten beifällig seinen geheim gesprochenen Befehlen.

Eine finstere Nacht senkte sich auf das slavonische Thal. Wie ein eisernes Grabgewölbe lag der Himmel über dem Christenlager, getragen rundum von den Granitsäulen der Gebirge. Schweres Gewittergewölk hing wie ein Trauerbaldachin über einer Königsleiche herab, und schien die vergoldeten Knäufe der höchsten Gezelte und die flimmernden Spitzen der aufgepflanzten Fahnen zu berühren; nirgends zeigte sich eine helle Lücke, durch welche ein freundliches Sternbild ermuntert herabgeleuchtet hätte; in stürmischen Strichstößen tobte der Südwind, und rasselte mit den Zeltstangen und aufgestellten Lanzenhaufen, summte über die Heerpauken und Feldtrommeln hin, und rauschte dann weiter durch die Laubwälder, einem durchziehenden, finstern Luftgeiste ähnlich, der die sichern Sterblichen aufstören möchte aus träger Ruh, und ihnen warnend die böse Stunde verkündet, die dicht hinter ihm schreitet. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Chorknabe.

Erzählung von Karl Hiemer.

Fortsetzung.

Er rief seine Haushälterin. Sie lege sich nie zur Ruhe, sagte sie, ohne sich mit eigenen Augen überzeugt zu haben, daß sämmtliche Zugänge verschlossen seien, und versicherte, daß sie namentlich mit dem Einbruche dieser Nacht ihre gewohnte Runde gemacht habe. Ein Knecht, der den Garten und Stall zu besorgen hatte, betheuerte, daß er nichts gesehen und nichts gehört hätte und in diesem Augenblicke erst aufgewacht sei. Der Chorknabe schien noch halb zu schlafen und antwortete mit dem Stumpfsinne eines Trunkenen auf die Frage seines Gebieters.

„Sie sehen," sprach der Pfarrherr zu dem Hauptmanne, „daß Sie im Irrthume sind, wenn Sie glauben, Morello hätte sich hieher geflüchtet. Alle Zugänge waren verschlossen und Niemand kann dem Geächteten behülflich gewesen sein. Sie müssen den Laut falsch gedeutet haben, den Sie dem Oeffnen eines Fensters zugeschrieben. Es ist somit höchst überflüssig, mein Haus einer Maßregel zu unterwerfen, die den Schein auf dasselbe werfen müßte, als gehörten seine Bewohner zu den Verdächtigen. Suchen Sie Ihre Beute anderswo. Wenn ich wüßte, wo ein Feind des Königs zu treffen wäre, ich würde ihn mit eigner Hand festnehmen und der Gerechtigkeit überliefern; aber eine Pfarrwohnung ist ein zu achtungswürdiges Asyl, um es ohne die größte Noth einer Haussuchung zu unterwerfen."

Der Hauptmann wagte nicht weiter auf seinem Verlangen zu beharren und entfernte sich mit der Erklärung, daß er bis Aufgang der Sonne in der Nähe bleiben werde. Die Gründe des Pfarrherrn hatten seine Ueberzeugung, daß Morello in dessem Hause sei, nicht im geringsten zu erschüttern vermocht.

Praboucio las das Mißtrauen und den Aerger auf dem Gesichte des Hauptmanns, und konnte sich der Unruhe nicht erwehren, die in ihm rege wurde; denn er fürchtete selbst, Morello möchte wirklich in größerer Nähe sein, als ihm lieb wäre, und diese Furcht war der Grund gewesen, aus welchem er sich so hartnäckig der Durchsuchung seines Hauses widersetzt hatte. Es wollte ihn zu hart bedünken, einen Menschen, dem er das Leben verdankte, unter seinen Augen und in seinem eigenen Hause festnehmen zu sehen. Er konnte es zwar nicht begreifen, wie es ihm möglich gewesen sein sollte, hereinzukommen. Aber wie weit geht nicht die Verwegenheit eines Unglücklichen, dem es die Rettung seines Lebens gilt! Auf der andern Seite hatte der Priester Alles von der Gerechtigkeitspflege zu befürchten, wenn ihm nachgewiesen wurde, daß er einem Verbrecher Herberge gegeben, den sie verfolgte. Solche Betrachtungen waren nicht sehr geeignet, ihm den so unsanft unterbrochenen Schlaf zurückzugeben. Er erhob sich nach dem Rückzuge der Freischaar zum zweiten Male von seinem Lager, um die Haussuchung in eigener Person, aber in aller Stille vorzunehmen. Auf den Zehen und ohne Licht schlich er zu seinem Zimmer hinaus und hielt das Ohr an jede Thüre. An der Kammer seines Chorknaben angelangt, sah er einen matten Dämmerschein durch die Spalten dringen, und glaubte ein dumpfes Geflüster zu vernehmen. Er blieb stehen und lauschte. Da unterschied er folgende Worte, die von erstickten Schluchzen unterbrochen waren.

„Nehmen Sie mich mit, ich will Ihr Loos theilen, welches dasselbe auch immer sein mag." — „Ich kann Deiner Bitte nicht willfahren; ich bin zwar bis jetzt meinen Verfolgern entgangen, aber in jedem Augenblicke kann ich in die Schlingen fallen, die sie mir legen; und da sie

mir an's Leben wollen, was würde dann aus dir werden, armes Kind? Bleibe bei diesem wackern Geistlichen, trachte nach seinem Wohlgefallen, mit meiner Entfernung fällt Alles weg, was ihn gegen dich einnehmen könnte; denn ich fürchte, dein geheimnißvolles Gebahren möchte seine Geduld ermüden; er ahnet nicht, daß du, nur deinem unglücklichen Vater das Leben zu fristen, eine Freiheit in Anspruch nimmst, welche man Personen deines Alters sonst nicht gestattet. Wenn ich nicht mehr hier bin, entdecke ihm die Wahrheit. Der Dienst, welchen ich ihm erwiesen habe, wird ihm noch nicht aus dem Gedächtnisse gekommen sein." — „Ach! denken Sie an die furchtbaren Worte, die er auf der Kanzel wider Sie ausgestoßen! Hat er nicht seine Pfarrkinder unter die Waffen gerufen zu Ihrer Verfolgung?" — „Diese Worte kamen nicht aus seiner Seele, mein Sohn; er verkündigte bloß die Verordnungen seiner Vorgesetzten. Der Untergebene ist nicht sein eigener Herr, er kann sich den Pflichten seines Amtes nicht entziehen, so schwer sie ihm auch fallen mögen. Ich habe allen Grund, diesen wackern Priester für einen wahren Jünger Christi zu halten, dessen Seele voll Nachsicht ist und voll Sanftmuth."

Praboucio hörte zwar das Gespräch nicht so genau, als es mitgetheilt worden ist, vernahm aber doch so viel daraus, daß der Hauptsprecher Morello war und der Chorknabe sein Sohn von dem er Abschied nahm. Er fühlte einen schmerzlichen Riß zwischen seinem Herzen und seiner Pflicht. Da entschied der Laut eines Fensters, das mit Vorsicht geöffnet wurde. Er mußte sich zeigen, und drückte auf die Thürklinke. Es war geschlossen. „Oeffnen Sie, öffnen Sie um des Himmels Willen! ich thue Ihnen nichts zu Leide . . . . Wenn Sie in dieser Nacht von hier weggehen, so sind Sie verloren, und ich bin mit Ihnen verloren, das Haus ist umzingelt" . . .

Morello öffnete und sprach zu dem Eintretenden: „Ich bin's . . . Morello . . . Dieses Kind ist mein Sohn." — „Ich erkenne meinen Retter in Ihnen," versetzte der Geistliche; „mein heißester Wunsch ist, Ihnen zu vergelten. Darum, ich wiederhole es, verlassen Sie dieses Haus nicht. Bewaffnete lauern auf Sie . . . . Warum waren Sie auch so unklug, sich hierher zu flüchten? Warum haben Sie nun den Rath nicht befolgt, den ich Ihnen gegeben habe? Warum haben Sie diesem Lande nicht den Rücken gekehrt?"

„Fragen Sie mich lieber, warum ich Vater sei. Ach, wenn Sie die Liebe und die Unerschrockenheit kennen würden, wovon mir dieses Kind so viele schlagende Beweise gegeben hat und ohne Unterlaß gibt, seitdem ein Elender mich der Polizei denuncirt hat, daß ich, gehetzt wie ein wildes Thier, mich in Höhlen und Abgründe verkriechen muß, um den Kugeln meiner Verfolger zu entgehen, so würden Sie begreifen, wie viel es mich kostet, mich von ihm loszureißen. Es ist wahr, ich kann ihn mit mir nehmen in's Ausland, aber meine Güter sind konfiszirt, ich sehe nichts vor mir als Elend, und weil mir ein mächtiger Freund Hoffnung macht, daß diese ungerechte Verfolgung nur eine Zeitlang dauern werde, gehorchte ich bis jetzt den Eingebungen meiner Vaterliebe und blieb. Nun aber ist die Gefahr zu hoch gestiegen, ich muß fliehen, wenn ich mich meinem Kinde erhalten will. Ich werde mit leichterm Herzen fliehen, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen kann, daß Sie ihm Ihr Wohlwollen bewahren werden. So verbrecherisch ich immer auch in Ihren Augen erscheinen mag, seine Unschuld schützt ihn vor jedem Vorwurfe; bilden Sie seine Talente aus und vollenden Sie seine Erziehung, ich darf trotz des Verbrechens, welches man mir zur Last legt, behaupten, der Knabe hat in meiner Schule einen guten Grund gelegt zur Tugend. In spätern Jahren, wenn er im Stande sein wird, sein verlorenes Erbtheil wieder zu gewinnen, gestatten Sie ihm, mich wiederzusehen und mir eine Stütze

zu werden in meinem Alter. Ohne seinen Muth und seine Geistesgegenwart, ohne die Wachsamkeit seiner kindlichen Liebe wäre ich diese Nacht meinen Feinden in die Hände gefallen. Er ist's, der mir dieses Fenster geöffnet hat."

Praboucio blickte während dieser Rede bald auf den Vater, bald auf den Sohn mit liebevoller Theilnahme, in die sich lebhafte Besorgniß für sich selbst mischte. „Wie aber wollen Sie von hier fortkommen?" fragte er. „Diese Elenden haben mich im Verdacht, als beschütze ich Sie, mein Herr. und die Polizei ist dermaßen gefürchtet, daß ich meinen eigenen Hausgenossen nicht trauen darf."

Morellò sah kein anderes Mittel zur Rechtfertigung des Priesters, als sich selbst auszuliefern, und sprach eben den Entschluß aus, es zu thun, als Stefano einen Ausweg vorschlug, der die Aufmerksamkeit auf ihn allein ziehen mußte, und ihn bei seinem noch kindlichen Alter nur mit geringer Gefahr bedrohte.

Nachdem Alles gehörig verabredet war, schlüpfte der Knabe durch ein Kellerloch aus dem Hause, sah sich dann einen Augenblick um und sagte, als ob er sich unbeachtet glaubte, mit halbunterdrückter Stimme, aber doch laut genug, um in der Todtenstille der Nacht gehört zu werden, wie im Selbstgespräche vor sich hin: „Die Schaar hat sich zurückgezogen, die Nacht ist finster, der Pfarrer und seine Dienstboten schlafen, wohlan, ich will meinen Vater warnen, daß es Zeit sei, seinen Schlupfwinkel zu wechseln . . . Er wäre verloren gewesen, wenn ich ihn in dieses Haus eingelassen hätte."

Nach diesen Worten, von denen die Späher in ihrem Hinterhalte keine Silbe verloren, schlug er unter erheuchelten Vorsichtsmaßregeln die Richtung nach den Felsen ein, wo sich Morello gewöhnlich verborgen hielt, und die Schaar ging in die Falle und folgte ihm. Nicht ein Mann blieb am Pfarrhause zurück.

Stefano hielt von Zeit zu Zeit an, als hätte er einen beunruhigenden Laut vernommen; auch seine Beobachter machten dann Halt; sie waren überzeugt, daß ihnen Morello dies Mal nicht entgehen könnte. Als er sie weit genug vom Pfarrhause weggelockt glaubte, wandte sich der Chorknabe um und schlug den Rückweg ein. Der Hauptmann war der Meinung, er hätte sie entdeckt, und fand es nun für das Gerathenste, sich offen zu zeigen. „Knabe," rief er, „es ist keine Zeit mehr zur Umkehr; wir kennen die Absicht, welche dich aus dem Hause geführt hat, vorwärts im Namen des Königs!" — „Wer seid Ihr?" fragte Stefano. — „Wir sind beauftragt, uns der Person Morello's zu versichern und ihn seinen Richtern zu überliefern." — „So vollziehet diesen Befehl, wenn Ihr es vermöget," versetzte das Kind; „aber hoffet nicht, daß ich meinen Vater verrathe." — „Das Wohl des Staates kennt weder Vater, noch Mutter, noch Bruder, noch Schwester; wenn der Staat befiehlt, der Staat geht Allem vor, man muß ihm gehorchen." —

(Schluß folgt.)

Interessanter Proceß. Aus Untersteiermark wird der „Grazer Tagespost" folgender interessante Fall mitgetheilt: In einer größern Stadt Untersteiermarks fand eine hübsche, reiche Bäckerstochter Gefallen an einem Marssohne von sehr gewinnendem Aeußern. Sie liebten sich alle Beide recht innig und beschlossen demgemäß, einander zu heirathen. Die Eltern des Mädchens waren dessen zufrieden, nur stellten sie die Bedingung, der Bräutigam solle der militärischen Laufbahn entsagen. Die Liebe überwog alle Bedenken des Soldaten und er quittirte seinen Dienst. Nachdem er dies Opfer gebracht, hofft er den Lohn dafür in der verdoppelten Zärtlichkeit seiner Braut zu finden, aber er hat die Rechnung ohne die — Uniform gemacht; das Herz, das so heiß für den Offizier geschlagen, es fühlt nicht die leiseste Regung für den Civilisten. Der arme junge Mann hat — was der Uebel geringeres — nicht nur eine Frau, er hat auch seine Stellung verloren, seine Carriere verdorben. Ein langwieriger Proceß entspinnt sich durch alle Instanzen; dieser Tage nun entschied die oberste Instanz dahin: die Eltern der Braut seien gehalten, dem verschmähten Bräutigam „lebenslänglich die von ihm bezogene jährliche Gage von 525 fl. zu bezahlen und das Urtheil wird auf die Realitäten der Verurtheilten intabulirt." Ob dasselbe die Abneigung der frackfeindlichen Schönen mildern, ob der oberste Gerichtshof hier zum Eheprocurator geworden, ist noch unbekannt.

Hr. Reid erzählt in seinen „Nordamerikanischen Skizzen" folgende ergötzliche Szene aus dem Hause der Volksvertreter in Washington: „Während der Rede irgendeines Mitgliedes bekam ein Hr. Smith ein Glas Eierbier, das er nach dem Ausrufe: „Ein fröhliches Weihnachten, meine Herren!" austrank. (Gelächter.) Herr Kilgore stellt hierauf die Frage, ob es in der Ordnung sei, daß ein Abgeordneter allein Eierbier trinke, während die anderen trocken säßen. Hr. Smith entgegnete, es sei dieß ein Vorrecht der Sekte des Hauses, der er angehöre. (Gelächter.) Eine Stimme: „Ich möchte auch etwas Eierbier haben, ich bin ganz verdurstet." (Ha, ha!) Nach einigen weitern Bemerkungen erhält Herr Smith ein zweites Glas Eierbier, welches er, nachdem er sich vor den Damen auf den Galerien verneigt hatte, leerte, was neue Heiterkeit erregte. Herr Burnett: „Ich erhebe mich, um eine Frage wegen dieses vermeintlichen Vorrechtes zu stellen; ich wünsche zu wissen, ob dieses Eierbiertrinken ein Privatgenuß ist oder nicht." (Gelächter.) Hr. Morre: „Ich stelle den Antrag, die Sitzung auf einige Zeit auszusetzen, damit wir uns ebenfalls erfrischen können." (Gelächter.) Sekretär: „Ich halte mich nicht befugt, darüber zu entscheiden, und gebe die Entscheidung dem Hause anheim."

(Was gehts Dich an?) Wiener Blätter erzählen: „Eine mit vielen Reizen der Schönheit ausgestattete jugendliche Sylphide, die jedoch ein wenig schwerhörig zu sein schien, benahm sich kürzlich auf der Landstraße, Hauptstraße, auf eine solche auffallende Weise, daß sich der in der Nähe aufgestellte Polizeiwachmann veranlaßt sah, sie folgendermaßen anzusprechen: „Wie heißen Sie?" — „Was gehts Dich an!" — „Wer sind Sie?" — „Was gehts Dich an!" — „Lassen Sie diesen Scherz sich vergehen und sagen Sie, womit Sie sich beschäftigen!" — „Was gehts Dich an!" antwortete nun im höchsten Zorne das Mädchen. Der Soldat schäumte vor Wuth und wies das Mädchen an, mit ihm zum Polizei-Commissariat zu gehen. Hier stellte es sich nun heraus, daß die 18jährige Blondine auch wirklich Antonia Wasgehtsdichan hieß, von Groß-Bitesch gebürtig und nach Groß-Meseritsch in Mähren zuständig sei und ein Mal vom Polizei-Commissariat Landstraße wegen lockeren Lebenswandels und wegen Bestimmungs- und Subsistenzlosigkeit in ihre Heimath abgeschoben werden mußte."

Ein reicher Mann, welcher auf dem Todtenbette lag, wurde von einem seiner Freunde befragt, wie er sich befinde? — „Ach!" sagte Jener, „in meinem Hause herrscht eine doppelte Furcht; ich fürchte, daß ich sterbe, und mein Vetter fürchtet, daß ich wieder aufkommen werde."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 37. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. September 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Die Wachfeuer des Lagers erloschen sämmtlich, und die Soldaten müheten sich vergebens, dieselben im Windstrich neu zu entflammen. Hingestreckt vor den Reihen der Leinenhäuser lagen die Krieger, Fähnlein an Fähnlein, Alle gerüstet, Jeder seine Waffe im Arm. Die schwüle Gewitterluft drückte die Augen der Ermatteten zu, aber der kältende Wind und die Furcht des Kommenden riß die Augenlider gewaltsam wieder auf nach jedem Minutenschlummer, und das Ohr horchte durch das Sausen des Sturmes auf den versprochenen Klang des Bügelhorns, der sie hinwegrufen sollte aus diesem Schlunde des Verderbens.

Vor dem linken Flügel, den die italienischen Hülfsvölker formirten, zog sich in dunkeler Reihe das Regiment der kärnthischen Kürassiere hin, jeder Reiter lag neben dem Rosse. Die edeln Thiere schüttelten unwillig die bestahlten Köpfe im Unwetter, und ihr Gebraus klang dem Sturme nach, wie ein spottend Echo. Das behelmte Haupt gesenkt, die eisenbedeckten Arme fest um die Brust gedrückt, schritt unruhig und von Gedanken gequält Franciscus von Steinbrunn auf und ab vor dem Generalszelte, in welchem der Graf von Labron auf seinem Feldbette schlief, krank vom Aerger des letzten Kriegsraths, matt von den Strapazen der wüsten Tage des Rückzuges. Ein Gewappneter kam durch die Nacht und hielt den Gang des Steinbrunns auf. Bei den leichten Blitzen, welche jetzt am Horizonte zückten, erkannte der Hauptmann an der leichten Gestalt und dem bekannten Anrufe den Obersten Michael von Katzenstein.

Ist der Graf wach? fragte der Führer der Schwarzen den Kärnthner mit bewegter Stimme. Gehe hinein zu ihm, Franciscus, und melde mich. —

Der General schläft, und will nicht gestört sein vor der zweiten Nachtwache, antwortete Steinbrunn. Ich hörte ihn böse Worte reden über Deinen Vater; darum möchte er von Dir wohl am wenigsten gern sich den nöthigen Schlummer verscheuchen lassen. — O unglückseliger Zwist des Ehrgeizes! rief Michael laut gegen den Himmel hinauf. Du raubst mir den Gleich-

muth des schuldlosen Gemüths, entfremdest mich denen, die ich so kindlich ehre, und wirfst uns Alle hinab in die schwarze, ewige Nacht. —

Nimm mir's nicht übel, Michael, erwiederte Franciskus treuherzig, indem er sich an des Starken Schulter lehnte; die beiden Alten kommen mir vor, wie zwei thörichte Trunkenbolde, die an eines Gletschers Rande sich um die leere Flasche zanken, und mit erfrorenem Finger drum würfeln. Vertrauen und Eintracht macht aus zwe' gesunden Fäusten ein Dutzend. Das haben wir Beide erlebt, als bei Pesth die Garnison Nachts den Ausfall that, und wir allein im Dunkeln zwischen die langen Albanesen geriethen, welche die Fahnjünkerchen gar gern zu Eunuchen verkauft hätten. Wären wir nur erst aus dieser Fuchsfalle. Aus jedem Gebüsche sieht Hans Mors hervor, und die klugen Grauköpfe zanken sich eigentlich nur, wer mit ihm den Vortanz haben soll. Für einen deutschen Junkerkopf ist das, auf Ehre, zu spitzfindig, und ich wollte drum, Deines Vaters Trompete ließe sich hören. —

Oberst Michael fuhr aus den Gedanken auf, in welche vertieft er dagestanden. Das ist es ja, was mich hertreibt, sprach er rasch. Habt Ihr den Lärm am andern Flügel nicht vernommen? — Der Sturm sumset durch die Eisenhaube, als hinge die Glocke des Stephansthurms vor dem Ohre; wie Morgenmehlthau auf dem Kraut liegt die Taubheit darauf, antwortete Steinbrunn. — Der Bischof von Agram hat das erste Beispiel gegeben, erzählte der Oberst erbittert, auf eigene Hand hat er sich salvirt mit seinen Leuten, und ihm sind alle Husaren gefolgt, den More Laßlaw an der Spitze, der uns die Wege zeigen wollte, und es vorzog, sie allein voran zu gehen. Der ganze Flügel wurde nackt dadurch, das deutsche Fußvolk ist in Verwirrung; einzeln stiehlt der Soldat sich aus den Colonnen, und birgt sich in die Gebüsche, wo er dem Tode gerade in in die Sprenkel läuft.

Hans Ungnad trat ein bei dem Vater, als ich Bericht von der Confusion und Felonie abstattete. Er fragte, wie er sich nun verhalten sollte bei dem Abzuge. Nicht auf die Losung dürfet Ihr warten, antwortete der Feldherr; Graf Ladron fürchtet ja, damit den Feind zu wecken. Brechet auf und marschirt; ich folge Euch zur Stunde, ehe die lärmende Flucht der ungetreuen Husaren den Feind aus seinen Rattenlöchern locket. — Und weiß der andere Flügel Euern Vorsatz? Habt Ihr dem Grafen die Ordonnanz gesandt? fragte ich mit Hast, als der Steirer das Gezelt eilig verließ. Ein grauenvolles Antlitz zeigte mir der Vater. Laß Deine Schwarzen aufsitzen! befahl er mit schneidender Stimme. Oder will auch das Kind den Vater meistern? Der Herr von Ladron bedarf unserer Vorsorge nicht, und der Bote wird zeitig genug bei ihm eintreffen. So winkte er mich hinweg, rief seinem Stallmeister, ihn zu rüsten, und als ich herschritt, waren die steirischen Reiter bereits in vollem Abmarsche. Thue drum rasch, was die Klugheit Dir eingibt; ich muß zu meinen Schwarzen, damit ich den Vater und den General-Obersten nicht zugleich erzürne. — Beide drückten sich fest die Hände, und die Herzen wußten, was der Händedruck in solcher Stunde versprach. — Kaum war der junge Krieger unter den leuchtenden Blitzen hinweggeschritten, so öffnete sich der Vorhang des Gezeltes, und der alte General trat in den Eingang. Sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten; die silbergrauen Haare hingen schlicht um das edle Haupt, und die lange, hagere Gestalt glich einer Erscheinung aus den Gräbern, so daß der Ordonnanzhauptmann erschüttert zurücktrat. — Wer sprach hier? fragte Ladron! Und habt Ihr das Zeichen noch nicht vernommen? — Es war der Oberst Katzenstein, antwortete Franciscus ehrerbietig. Er kam besorgt, Euch zu sprechen. Die leichten Reiter des rechten Flügels sind entflohen; die Steirer und der Feldherr selbst brechen auf

in dieser Minute; Ihr sollet nicht säumen ein gleiches zu thun, denn das Horn wird nicht erschallen. — Es wird erschallen, es muß erschallen! erwiederte heftig der Graf, und seine Augen flammten, wie des Adlers Augen, wenn er den Raub sieht. So schändlich kann kein Offizier des Königs seine Kameraden hintergeben. Aber, Hauptmann, erkennt ihr nicht wiederum den boshaften Katzenstreich darin? Uns legt der Rachsüchtige die Schlinge. Wir sollen uns verleiten lassen, aufzubrechen, ehe das Heerhorn das Zeichen gab. Thäten wir es, und beträfe dann das Heer ein Unfall, so würde der Schimpf, des Königs Zorn, seiner Räthe Urtheil auf uns fallen, und der, welcher wie ein unbesonnener Knabe sich in solchen Feldzug warf, ginge frei aus in kecker Entschuldigung. Katzensteiner, wir durchschauen Deine List, zu der nur Dein Sohn das geheime Werkzeug sein durfte, daß kein Verräther derselben lebe im Lager. —

Oberst Michael ist ein Ehrenmann, antwortete Franciscus mit Feuer, doch in den Grenzen der Ehrerbietung. Kein besserer Offizier dient in des Königs Heere, und wären alle Deutsche ihm gleich, hätte nie der Türk den Stephansthurm gesehen, hätte der Christenfeind nie mehr eine stolze Stimme auf Europa's Boden, sondern hausete längst flüchtig in den Wüsten Afrika's bei Tiger und Leopard, welche seine natürlichen Gesellen sind. —

Kennt Ihr ihn so durch und durch? fragte der General nicht ohne Freundlichkeit. Der glatte Pelz weiß Manches zu verhüllen. Das Gift schmeckt unschuldiger im blanken Goldgefäß, darum wohl sendete gerade ihn der Hinterlistige. — Wollt Ihr aber nicht einen Officier abschicken, die Wahrheit zu erforschen? — mahnte der Hauptmann.

Es ist nicht nöthig! entgegnete heftig der Graf. Horcht auf das Zeichen, und wecket mich sobald es tönet. Ich fühle die Gebrechlichkeit des Alters, und will mich wiederum niederlegen, um Kräfte zu sammeln, damit ich stark mit Euch stehe, wohin Gott ruft und des Krieges Loos. — Zurück in sein Gezelt ging der hohe Greis, und tiefsinnig begann der Hauptmann seinen Spaziergang auf das Neue, oft horchend durch den murrenden Donner, und oft nach dem Osten schauend, ob nicht bald ein heller Strahl von dort das Grauen dieser Nacht verscheuchen und die Räthsel derselben aufdecken möchte. —

Der Tag brach an. Ein scharfer Morgenwind rollte die Gewitterwolken auf, und im Aufrollen wurden sie schwärzer noch und schwerer, und senkten sich tiefer. Dann ward der östliche Horizont ein rothes Blutmeer, aus welchem zuckende Lichter heraufuhren, wie unterirdische Flammen, die den Erdball zu verzehren droheten, und wie ein Krieger in feuriger Rüstung stieg die Sonne auf. Mit der ersten Helle kam eine schnelle Unruhe in den linken Flügel des Lagers und trat grell auf gegen die Grabesstille der Nacht. Die Obersten der kärnthischen, sächsischen, österreichischen und böhmischen Reiter-Regimenter sah man zusammensprengen; Grimm leuchtete aus ihren Augen; Grimm sprach aus den bärtigen Gesichtern, und im Gespräch schwangen sie mit zornigen Bewegungen die Schwerter. Es war geschehen. Das Centrum und die rechte Seite des Lagers war öde, die Gezelte standen verlassen, der Feldherr war abgezogen mit dem deutschen Fußvolke, den Ungarn, Steirern und Krainern. Die Obersten sprengten nach dem Quartiere des Grafen von Lodron, und stürmten auf ihn ein, die Stelle des verrätherischen General-Obersten einzunehmen, und sie zu führen aus dieser Gefahr mit seiner bekannten Umsicht und Kriegsklugheit.

Nur Ferdinands Hand vertheilt solches Amt, antwortete der Graf mit einem düstern Blicke

in das schaurige Morgenroth; aber voran Euch ziehen will ich, und sollte die Blutfahnen am Himmel dort unsere Todesstunde andeuten. — Auch Dein Michael ist fort, setzte er hiezu, nach Steinbrunn sich wendend. O Du guter Träumer! — Ruhig und kalt, als gälte es einen Parademarsch vor der Hofburg zu Wien, gab er Befehle, ordnete selbst die Schaaren, und brach auf gegen den Waldweg hin, und schon hörte man rundum hinter den Gebüschen die dumpfe Heerpauke der Janitscharen, die, wie zu einem Opferfeste rufend, in langen Wirbeln das Echo der Höhen vom Schlummer weckte. Da brausete ein hohes Thier durch die Morgennebel über die Hügel heran, Silberwaffen schimmerten, ein blauer Helmbusch flatterte herüber. Es ist der Goldfuchs! Mein Michael ist es! jubelte Franciscus von Steinbrunn, und bald hielt der athemlose Reiter auf dampfendem Rosse dicht vor dem Italiener und mitten im Kreise der Obersten, die fast verächtlich und ohne Gruß ihn anstarrten.

Du kehrest, Knabe? fragte der staunende General. Warum bliebst Du nicht unter der Pfote Deines klugen Vaters? Das Schlechte schied von uns, und darum sind wir noch einmal so stark geworden. — Frei und freundlich schweiften Michaels Augen im düstern Kreise umher. Verdiene ich solchen Empfang der Waffenbrüder? fragte er zurück, mild, doch vorwurfsvoll. Dem Vater gehörte zuerst Herz und Arm; der Oberst mußte gehorchen und sein Regiment in Sicherheit bringen. Sie sind durch den Hohlweg, und jetzt kehre ich. Der Ritter kommt zurück, seine Ehre einzulösen, und sollte es sein Herzblut kosten. Auf, Herr von Ladron! die Minuten sind kostbar. Noch können auch wir vielleicht die Felsenschlucht erreichen, in der ein kleiner Spartanerhaufe den Rückzug zu decken vermag. Und das Commando des letzten Geschwaders fordere ich von Euch, um von dem Schilde der Katzensteiner jeden Makel zu verlöschen. —

Meine Kärnthner sind dabei! sprach Franciscus; der General nickte mit dem Haupte, und sein Auge ruhete mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Heldengestalt, die im Morgenschimmer dem Erzengel Michael glich, wie er auf schäumenden Rosse und mit feurigem Schwerte gegen die Höllengeister zu Felde zieht. Ohne Verweilen brach das kleine Heer auf, und suchte, Gezelte und Geschütz hinter sich lassend, im angestrengten Marsche das niedere Waldgebüsch zu gewinnen, zu welchem jene schroffen Klippen mit ihren Rettung verheißenden Gewölben sich herabneigten. —

Der unsichtbare Herr der Heerschaaren hatte in seinem unbegreiflichen Rathschlusse es anders geordnet. Kaum waren die Fahnen aufgerichtet, kaum lag das Lager hinter den letzten Pferden, kaum hatte die Spitze des Zuges den Wald erreicht, so wurde das Gemurr der feindlichen Heerpauke zu einer wilden Kriegsmusik, durch welche hundert Hörner und Schallmeien von allen Seiten gellend hervorschrieen. Wie ein sturmbewegtes Meer Welle auf Welle an das Sandufer wirft, zahllos und stets neu gebärend, so drängte sich aus jeder Waldschlucht, hinter jedem Dickicht ein tobender Haufe türkischer Soldaten hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chorknabe.

Erzählung von Karl Hiemer.

(Schluß.)

„Seht Ihr diesen Felsen?“ sagte Stefano; „Ihr werdet eher ihn, als mich, dahin bringen, Euch zum Führer zu dienen.“ — „Schlagt ihn nieder, den Wechselbalg!“ rief der Hauptmann im höchsten Zorn.“ — „Sollten Männer den Muth haben, ein Kind zu tödten,“ erwiderte Stefano, „weil es seinen Vater nicht in Henkers-Hand liefern will?“ — „Bringen wir ihn vor den Alcalde!“ sagte ein Mann aus der Freischaar, „der Schmerz um sein Junges wird den Wolf schon aus seinem Schlupfwinkel locken, jedenfalls wird er, wenn er darin bleibt, verhungern.“

Wenige Augenblicke darnach verkündigte der drei Mal wiederholte Schrei eines Nachtvogels dem Chorknaben, daß sein Vater in Freiheit sei und Spanien so schnell wie möglich verlassen werde. Stefano jauchzte in seinem Herzen und ließ sich willig zum Alcalden führen. Dieser stellte alle möglichen Kreuz- und Querfragen an den Gefangenen, ließ ihn aber, wie er sah, daß nicht das Geringste aus ihm herauszubringen war, nach Burgos abführen. Auch dort bewahrte der Knabe nicht nur das Geheimniß seines Vaters, sondern beobachtet auch die strengste Verschwiegenheit in Betreff Praboncio's. Indessen machte sich der würdige Pfarrherr durch den Eifer, mit welchem er die Richter zur Milde gegen Stefano zu stimmen suchte, zuletzt selbst verdächtig. Er wurde vor den Gerichtshof geladen, um mit dem Gefangenen confrontirt zu werden. Praboncio glaubte sich verloren, denn er hielt es für unmöglich, daß ein so junges Blut die Proben alle siegreich bestehen könnte, denen man seinen Chorknaben unterwerfen würde.

Die erste Probe war Einzelhaft bei Wasser und Brod in einem unterirdischen Kerker, der alle Schrecken der Einbildungskraft in sich schloß. Eine solche Behandlung versprach wenig Besseres für die Zukunft; der Arme weinte die bittersten Zähren und flehte händeringend zum Himmel um Aufrechthaltung seines Muthes. Er schmeichelte sich zwar mit der Hoffnung, sein Vater werde bereits außerhalb des Bereiches seiner Verfolger sein; aber wie leicht war es möglich, daß ihn irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß noch in Spanien zurückhielt und zum Rückzuge in seine bisherigen Schlupfwinkel gezwungen hätte! Darum war er entschlossen, lieber sterben, als die Sbirren der Polizei dahin zu führen. Man stellte ihn vor das Tribunal. Alles war darauf berechnet, Angst und Entsetzen in die Seele des Gefangenen zu werfen, mochte er Verbrecher sein oder nicht. Todtenstille schwarze Tapeten, ein unermeßlicher Saal, statt vom Tageslicht, mit Leichenfackeln erleuchtet; schwarzverhüllte Menschengestalten, seltsam geformte Folter-Werkzeuge, waren die Gegenstände des Entsetzens, welche sich dem Blicke des Chorknaben darboten, als man ihm die Binde von den Augen nahm. Solche Zurüstungen konnten nur die Todes-Vorläufer sein. Der Arme zitterte an allen Gliedern und war einer Ohnmacht nahe. Hinter einem ungeheueren schwarzen Vorhange, der sich plötzlich öffnete, saßen drei Personen in langen schwarzen Gewändern. Eine derselben nahm mit sanfter Stimme das Wort. Sie rief den Knaben bei seinem Namen und forderte ihn auf, die Wahrheit zu sagen, als stände er in der Gegenwart Gottes. Stefano stammelte mit bebender Zunge, keine Lüge solle seine Lippen beflecken. „Das genügt nicht, mein Sohn,“ versetzte der Richer; „du mußt auf alle Fragen, welche der Himmel durch unsern Mund an dich richtet, ohne Umschweife antworten. Du kannst uns Auskunft über einen Verbrecher geben, den wir schon lange Zeit verfolgen.“ — „Wenn

Sie von meinem Vater sprechen," antwortete Stefano mit kühnem Muthe, „so kann ich Sie versichern, er ist kein Verbrecher; aber wenn er es wäre, so ist der Sohn nicht Richter seines Vaters." — „Gott ist auch dein Vater, und gegen Ihn hast du größere Pflichten, als gegen deinen andern Vater. Abraham opferte dem Herrn seinen Eingeborenen. Bezeichne uns also den Ort, an welchem sich Morello verborgen hält, um der Strafe zu entgehen, die sein Verbrechen verdient; bezeichne uns seine Mitschuldigen, und wir lassen dich frei und schützen und stützen deine Jugend auf alle Art." — „Nie!" rief das Kind. — „Wehe dir, wenn du dich widerspenstig zeigst gegen die Stimme der Gerechtigkeit!" sprach der Richter mit drohendem Tone. — „Kann mir die Gerechtigkeit zumuthen, meines Vaters Blut zu verrathen?" erwiederte Stefano. — „Wer sagt dir, daß wir deines Vaters Blut verlangen?" fragte der Richter wieder mit Sanftmuth; „unser Wunsch ist, ihn schuldlos zu finden und nur damit er sich rechtfertige von dem Verbrechen, welches man ihm zur Last legte, fordern wir ihn vor unsern Richterstuhl."

Stefano wankte einen Augenblick; aber die Erinnerung an die Todesangst seines Vaters, der allen Schrecken der Wildniß und dem Hunger Trotz bot, um nur seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen, sagte ihm, was er von diesem Richterstuhle zu erwarten hätte, wenn er vor ihn gebracht würde. Er ging nicht in die Falle und beobachtete das hartnäckigste Stillschweigen. Die drei Verhüllten boten Alles auf, ihm bald über seinen Vater, bald über Praboucio ein Wort zu entlocken. Stefano fürchtete ihre Gewandtheit wie seine Unerfahrenheit, und blieb auf alle Fragen stumm. Da sprach endlich ihr Wortführer: „Unglücklicher! weil du keine Antwort mehr auf eine sanfte Frage hast, will ich es einmal mit einer unsanften versuchen; ich will das Mittel bei dir anwenden, das bei allen Tribunalen im Gebrauch ist, die Wahrheit an's Licht zu bringen, wenn sie hartnäckig zurückgehalten wird, die peinliche Frage, das heißt die Folter, verstehst du mich? Die Folter!" Er klatschte mit den Händen, und ein vierschrötiger Bursche von wildem Aussehen, in feuerrothem Beinkleide und weißem Oberhemde, die Aermel bis hinter die Ellbogen zurückgeschürzt, in der einen Hand eine Pfanne voll glühender Kohlen, in der andern Stricke und Ketten, trat in den Saal. Das arme Kind stieß einen Schrei aus, warf sich auf die Knie und flehte um Gnade. Aber welche Fragen immer auch noch an ihn gestellt wurden, er beobachtete immer dasselbe unverbrüchliche Stillschweigen. Da ließ man dem Armen Fesseln anlegen und die Augen verbinden. Er sank ohnmächtig nieder; aber er bestand auch die letzte Probe. Man trug ihn in seinen Kerker zurück. Die Richter waren menschlich und beschlossen, ihn frei zu lassen, aber einem Geistlichen zur Beaufsichtigung und Erziehung zu übergeben. Ihre Wahl fiel auf Praboucio.

Jahre gingen dahin; die Zeiten wechselten, Spanien ist schon lange das Land der Revolutionen. Eine Revolution trat ein, Morello kehrte in sein Vaterland zurück und kam wieder in den Besitz seiner Güter. Der Chorknabe wurde mit der Zeit Kapellmeister an der Hauptkirche von Burgos.

Die moralische Ohrfeige.

Der Vorgang, welchem diese bis jetzt unerhörte Art von Ohrfeigen ihr Dasein verdankt, hat bekanntlich in Rom und zwar zwischen dem päpstlichen Kriegsminister Merode und dem Commandanten der französischen Schutztruppen daselbst General Goyon stattgefunden. Die beiden Herren waren etwas hinter einander gekommen. Der französische General hatte die Auslieferung eines päpstlichen Soldaten verlangt, der einen französischen Soldaten verwundet hatte, und der päpstliche Kriegsminister hatte sich geweigert, diesem Begehren zu entsprechen, und that das selbst dann noch, als der päpstliche Ministerpräsident, Antonelli, und zuletzt der Papst selber befahlen, er solle dem General willfahren. General Goyon drohte zuletzt in der persönlichen Verhandlung mit dem Kriegsminister mit dem Zorne seines kaiserlichen Herrn; da rief der priesterliche Minister: „Ihr Kaiser, General, ist eine Canaille und Sie sind der schlechteste Lumpen, mit dem er seine offenkundige Schlechtigkeit deckt!" — Es war französisch gesagt, aber sehr verständlich. Der General forderte darauf Hrn. v Merode zum Zweikampf; der aber ließ sich nicht darauf ein. Nun sagte Goyon: „Nur Ihr Priestergewand schützt Sie, daß ich Ihnen nicht Ohrfeigen gebe, wie Sie's verdienen!" — Das war wieder deutlich. Als aber nun der Herr Minister seine Aeußerung wiederholte, in welcher von Canaille, Schlechtigkeit und Lumpen die Rede war, so antwortete General Goyon: „Betrachten Sie sich jetzt als von mir geohrfeigt!" Damit war das Zwiegespräch zu Ende und das nennt man nun „moralische Ohrfeigen." Inzwischen bleibt der moralisch geohrfeigte Kriegsminister in seinem Amte und General Goyon Commandirender in Rom.

Wie Vieles ist doch anders in der Welt geworden! Hatte sich sonst ein Minister einer ähnlich n Aeußerung bedient, so war das entweder eine Kriegserklärung oder das Unglück dessen, der sie gethan. Genugthuung und zwar glänzende mußte dafür gegeben werden oder sie wurde mit dem Degen in der Faust und an der Spitze eines Heeres genommen. Der Dey von Algier hatte dem Gesandten Frankreichs einen Schlag mit dem Fliegenwedel gegeben und die Folge war die Eroberung Algiers durch die Franzosen. Der Fürst Menzikoff war in Kanonenstiefeln und Pikesche, die Reitpeitsche in der Hand, zum Sultan Abdul Medschid gegangen und hatte etwas derb mit diesem Herrn selig gesprochen, und die Folge war der Krimkrieg und die Demüthigung Rußlands.

Jetzt wird der Kaiser von Frankreich vom Minister des Papstes eine Canaille genannt und landkundige Schlechtigkeit (Infamie) wird ihm zum Vorwurf gemacht, und die Folge davon ist: — eine moralische Ohrfeige!

Einige Blumen auf's Grab des k. b. Hofbau Inspektors Herrn
Alois Eßtner
aus München.

1.

Walhalla's Bau verherrlicht Deinen Namen,
Den guten Eßtner sterben läßt er nicht,
Mit Deinen Künstlern, dort mit Dir zusammen,
Erkämpft habt ihr des Ruhmes Zauberlicht.

2.

Der ries'ge Ausbau der Befreiungshalle —
Vom König Ludwig Dir ward anvertraut.
Mit Raschheit hoben sich die Bauten alle —
Bewundernd hat sie Ludwig stets geschaut.

3.

Man liebt' und ehrte Dich, und Du die Deinen,
So war denn Keinem eine Arbeit Last.
Wo solche Herzen sich zum Großen einen,
Wird selbst das schwerste Ziel gar bald erfaßt.

4.

Der Riesenbau, von Außen schon vollendet,
Im Innern der Vollendung nicht mehr fern —
Wohin des Kenners Auge auch sich wendet —
Erglänzt des Personales Ruhmes-Stern.

5.

Was Geist- und Körpers-Kraft vermag zu schaffen,
Ja dieser Tempel zeigt das Ideal.
Für Künstler gibt es da kein Ewigschlafen —
Dem Körper nur gilt's trauernd Todtenmahl.

6.

So ruhe denn nun sanft in Gottes Frieden!
Dir zieht in Trauer Aller Liebe nach.
Ach, wären alle Menschen so hienieden,
Wie Du, dann gäb' es wenig „Weh und Ach"!

Kelheim den 20. August 1861.

Assr. Vogel
für sich und Alle.

Wohin Diese und Jene gehören.

Die Bierbrauer nach Gersthofen und Hopfenau.
Die Bescheidenen nach Wenigmünchen.
Die Rheumatisten nach Schwytz.
Die Säufer nach Weinheim.
Die Unmäßigen nach Speier.
Die Taroker nach Solothurn und Fragdorf.
Die Jagdliebhaber nach Mittenwald.
Die Unreinlichen nach Baden.
Die Stutzer nach Modena.
Die Kaminkehrer nach Rußland.
Die heirathslustigen Mädchen nach Mannheim.
Die Verliebten nach Rosenthal und Himmelstein.
Die Verheirateten nach Kreuznach.
Die von ihren Geliebten verlassenen Mädchen nach Peter-war-dein und Ander-nach, von da über Wartburg nach Altdorf und Graubündten.
Die Narren selbstverständlich nach Irrsee.

Aus Berlin wird erzählt: „Ein hiesiger Trödler hat eine gemüthliche List ersonnen, um die auf seinem Lager befindlichen alten Beinkleider und Röcke an den Mann zu bringen. Er kauft nämlich alte Portemonnaies, die durch längeren Gebrauch möglichst unansehnlich geworden, auf und thut eins davon in die eine Tasche jeder Hose und jeden Rockes, die er zum Verkauf aushängt. Ein Käufer kommt. Er sieht sich eins der Kleidungsstücke an, probirt es an und fühlt in einer der Taschen der Hose oder des Rocks, zu dessen Erwerbung er geneigt ist, das unerwartete Vorhandensein eines fremden Körpers. Tastend befühlt er, ohne etwas zu sagen, den mysteriösen Gegenstand. Es ist zweifellos ein Portemonnaie, das der frühere Besitzer darin zurückgelassen hat. Welch ein Fund! Dabei ist der Trödler ahnungslos. Dieses Portemonnaie verbirgt vielleicht einen Schatz, Geld wird unter allen Umständen darin enthalten sein. Die Entdeckung ist zu verlockend; der Käufer beeilt sich, dies Kleidungsstück zu kaufen, ohne sich mit Handeln aufzuhalten, und entfernt sich damit auf das schleunigste, während der Trödler sich vergnügt in den Bart lacht. Ein offen stehendes Haus bietet dem Käufer Gelegenheit, auf dem Hausflur desselben seinen Fund zu betrachten, der sich leider aber nur als ein abscheulich schlechtes Portemonnaie herausstellt, das durchaus werthlos und unbrauchbar und am allerwenigsten geträumte Schätze enthält."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 38. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. September 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Allah! Al Allah! schalte es rundum; Schüsse donnerten, krumme Sichelsäbel klirrten vorn, hinten, zu beiden Seiten, und mit der Wuth wilder Thiere, die der Käfig umschloß, und die des Treibers Hand durch die aufgezogene Fallthür in den Circus einläßt, stürzte Albanese und Afrikaner, Bosniak, Spahi und Janitschar in dichten Rotten auf die kleine Macht der christlichen Krieger heran. Die böhmischen Reiter empfingen den ersten Wetterschlag. Ihr General, Graf Schlick, der des Feldherrn linke Hand gewesen, war auch unter dem Schatten der Nacht mit diesem verschwunden, und unter ihrem ältesten Hauptmann bildeten sie den Vortrab. Eine verdeckte Batterie leichter Stücke öffnete ihren Mantel, so wie die Reiter den Wald berührten, und die heransausenden Eisenballen schmetterten Mann und Roß zu Boden. Wie Jäger, die des Ebers Zahn scheuen, rottete ein Kreis von Asapen und Janitscharen sich um sie; von fern schlug die Büchsenkugel durch manchen Lederpanzer, der gefiederte Pfeil zichte hinein in den nervigen, nackt getragenen Hals des schlanken Böhmen, und öffnete die Kanäle des Lebens. Als dann die Ueberraschten sich sammelten, die zerstückelten Haufen sich ordneten und gegen den unsichtbaren Feind im scharfen Ritte hinantrabten, da fiel von den Seiten auf sie das alte Geschwader der scytischen Kavallerie. Wie ein gelöseter Berggipfel, der Thäler und Dörfer verschüttet, und alles Lebende erdrückt, überrollte die zahllose Rotte den tapfern Volksstamm, die Kinder der Libussa, die starken Söhne der Bojer; ihre Lanzen brachen unter den scharfen Klingen von Damaskus, die schwere Pussigān zerschlug ihre Blechhauben, ihre Standarten sanken in den feuchten Sand und in das Blut, welches die heiligen Bilder darin bis auf den letzten Mann vertheidigt hatte.

Nicht geeignet war dieses Schauspiel, die Fußvölker zu ermuthigen; erschrocken wichen sie aus ihren Gliedern, und waren im Begriff, sich aufzulösen in verderbliche Flucht, der Heerde gleich, die das Gebrüll des Löwen gehört. Wie konnten sie Stand halten, wo die Reiter nie-

verlagen? — Da sprang Graf Ludwig von Ladron vom Streitrosse, zerhieb des Thieres Vorderbeine mit scharfen Schwertzuge, und rannte dann dem Lieblingsschimmel die Spitze durch die breite Brust. Nicht besser will ich sein als einer von euch! rief er. Aber Fluch nun über den, der seines Königs Fahne und seinen General verläßt! — Und wie vom Himmel kam höchster Muth in die Stutzenden; zu einem Keile geordnet brachen sie vorwärts in den kreischenden Feindeshaufen; der unerwartete Angriff öffnete ihnen eine Bahn und gab ihnen eine kurze Hoffnungsfreude. —

Den kärnthischen Regimentern erging es auf der Nachhut nicht viel besser, als der böhmischen Vorhut. Das Heuschreckenheer des afrikanischen Gesindels, welches Mahomat-Beg wie schlechte Treiber in den Hintergrund des große Jagdzirkels postirt hatte, da er seine Tapfersten vorn gebrauchte, fiel mit dem widrigen Geschrei eines hungrigen Rabenschwarmes über den Feind, so wie es ihn zum Abzuge sich bewegen sah. Es irrte sich in dem Glauben an einen leichten Sieg — ein Glaube, der bei diesen Horden fest wurzeln mußte, indem der Türk das Meisterstück der Kriegskunst, die geordnete Retirade, nie kannte und zu bilden wußte, sondern bei ihm von jeher der Rückzug eine regellose und verderbliche Flucht war. Michael von Katzenstein und sein Freund Franciscus fochten hier wie das griechische Zwillingspaar, und bald häufte sich rund um sie und ihre Schwadronen ein Hügel von sterbenden Arabern, vor deren Wehgeheul das Schwertgeklirr kaum gehört wurde, und deren verzerrte, zerfetzte, braune Gesichter ein Bild der Hölle gaben, als die Blitzstrahlen des Allmächtigen die rebellischen Teufel hinabgeschleudert in den Abgrund der Schrecken und des Verderbens. Aber nicht gar lange erfreueten sich die deutschen Herzens des Triumphs. Ihr Befehlshaber, Hans Mager von Fuchsstadt, ein ritterlicher Fechter, zog das Gewitter auf sie heran. Da die Saumrosse und Wagen alle zurückgeblieben, hatte der stolze Erblandstallmeister sein bestes Gezeug angethan, um, gälte es den Tod, im gewohnten Glanze seines Stammes zu liegen auf dem Blachfelde. Seine vergoldete Rüstung, mit Ehrenketten behangen, die Krone, welche unter dem schwarzen Federwalle seinen Helm umgab, der große Schild, auf dem der silberne Fuchs und die bunte Lilie weithin leuchteten, ließ die feindlichen Großen in seiner Person den Feldherrn vermuthen, und nachdem der Vortrab zernichtet, warf sich die ganze blutberauschte Macht der besten türkischen Völker auf die Kärnthner. Zweimal trieben die deutschen Reiter die Ungläubigen zurück, vor sich hin den Wäldern zu, aber da sank der von Himmelberg, dort der von Ernaw; da schmetterte ein Traubenschuß den von Schulenburg, den Schellenberger und den von Lambert zugleich zusammen; da ward die Linie der Rosse durchbrochen, die Fähndriche wurden aus den Sätteln gerissen, und die Kolbenschläge, der Albanesen, die wie Hagelwetter rundum auf den goldenen Harnisch des Fuchsstadt niederrasselten, stürzten auch ihn vom Hengste; sein Leib wurde eine Wunde unter den Stößen und Fußtritten der Rasenden, und er verhauchte das edle Leben unter hundert rohen Fäusten, die schon mit einander um die reiche Beute kämpften, ehe sie noch den finstern Mächten der Vernichtung verfallen war. —

Die beiden ritterlichen Männer, Michael und Franciscus, hatten lange dicht bei einander gestritten, Einer den Andern deckend und lösend aus dem Gedränge. Wo ihre langen Schwerter blitzten, lichtete sich der Menschenwald, und Flüchtige und Stürzende gaben Raum. Plötzlich vermißte Katzianer seinen Castor neben sich, und sein Adlerauge entdeckte bald Steinbrunns Helmzeichen fern, getrennt von sich durch neu anstürmende bosnische Geschwader. Er ließ den Feind vor sich; wie der Würgengel dieses Schlachttages flog er auf dem erhitzten Goldfuchs durch

das Blachfeld, auf dem die Raublust der Afrikaner plünderte und nach verruchter Sitte ihres Volks die Köpfe der Sterbenden vom Rumpfe schnitt, die Gliedmaßen aller Art zu so barbarisch grausenvollen, wie armseligen Trophäen einsammelte. Hier warf unser Held im Ansprunge seines starken Rosses ein Dutzend solcher Henker unter die schlagenden Hufe; dort hieb sein Stahl zwei kecke Spahis aus den Bügeln, daß das spritzende Blut der gespaltenen Schädel gegen ihn aufflog; hier durchbrach er eine Colonne türkischer Schützen, die siegestrunken gegen einen Platz marschirten, wo der Kampf allein noch ernsthaft andauerte; die rücklings Angegriffenen und Verwundeten platzten im Schrecken vor dem Kampfruf des Einzelnen auseinander, wähnten, ein neues Feindesheer rausche hinter ihnen, stürzten mit weggeworfenen Waffen übereinander, wie Garben vor dem Schnitter, und wichen überall, bis er zu dem Orte kam, wo der Tumult unermeßlich war und sein Auge noch die Adlerfahne Oesterreichs wehend erblickte. —

Welch ein Augenblick empörte sein Herz und machte sein schon erhitztes Blut zu einem siedenden Strome, der die Adern alle zu zersprengen drohte! — Am Fuße einer ungeheuern Eiche, deren hundertjähriger Stamm zu einer Schutzwehr des Rückens diente, lag der Graf von Ladron; Blut bedeckte sein Gesicht, Blut den Schnee seiner Schärpe; vor ihm fochten noch einige Fähnlein der Lanzenknechte, die sein Schlachtruf, sein Commandowort, das, immer noch stark wie sonst, von erblichenen Munde tönte, mit seinem Heldenmuthe zu erfüllen schien.

Wie eine Meute Hunde den Edelhirsch, umkreisete den alten Helden und sein Häuflein ein zahlloser Schwarm Janitscharen; hinter ihnen sah man einen hochgewachsenen Offizier des Soleiman, der auf einem goldgezäumten Pferde riesengroß die Krieger überragte. Ein blauer Stahlhelm deckte sein Haupt, der goldene Geierflügel auf dem Helmkamme und ein köstlicher Reiherbusch zeichneten ihn aus vor Allen; einen gewaltigen Fausthammer von Eisen schwang er um den Kopf; er trieb damit die Weichenden vorwärts, und mit gellender Stimme schrie er beständig dazu: Fanget mir den Italiener, aber lebendig! Zehn Beutel dem, der mir den Italiener einfängt, lebendig und unversehrt! —

Mitten in diesen Tumult warf sich der junge Katzensteiner, sprang vom Rosse, ließ den Zügel fahren und setzte sich an die Spitze des Keiles, der vor dem Generale focht, mit seinem langen Schwerte sogleich vornweg Raum schlagend, und dem Fußvolk Gelegenheit zum bessern Gebrauch seiner Waffen und Partisanen gebend. Sein Goldfuchs sah mit den blanken Augen eine Sekunde lang dem Herrn nach, der ihn verließ, und wieherte laut, wie in Verwunderung; als aber zwanzig gelbe Hände nach der stattlichen Beute griffen, bäumte das Thier sich hoch auf, faßte mit starkem Maule einen hagern Araber an der Schulter, quetschte und schüttelte ihn, daß er schrie und sank, schlug mit dem Stirnstachel und den Hufen alle seine Jäger auseinander, und dorthin flog er über die Hügel, wiehernd die Spur der deutschen Rosse witternd, mit denen er immer in die Schlacht gezogen, und welche der kleinen Cohorte Sachsen und Oesterreicher gehörten, mit denen sich der Oberst Niklas von Thurn durchgeschlagen hatte, der Einzige, dem das Wagstück gelang und dem die Glücksgöttin heute lächelte.

Indessen tobte der Kampf an der alten Eiche ununterbrochen fort. Schuß fiel auf Schuß in die Heldenschaar, und immer schmaler wurde die Phalanx, immer näher drängten die Muselmänner, wüthende Thiere der Wüste, die der Blutdurst hetzt. Bald war Michael fast allein, als von der andern Seite der Steinbrunn heranstürzte, gleichfalls zu Fuß, — sein Pferd war erschossen; — und diese Hülfe verzögerte den Untergang der Vertheidiger des alten Grafen noch um etwas. Da traf ein scharfer Hieb den Fausthandschuh des Katzensteiners dicht über der

Handwurzel, daß das Blut nachsprang und das Schwert der tapfern Hand entfiel. Vater! rief er verzweifelnd, und den großen Schild vor den Grafen werfend, Vater, wer bleibt Ermuden? — Gottes Zorn waltet heute und schlägt Sünder und Gerechte! seufzte der verwundete Greis; und der Hammer jenes Riesen mit dem goldenen Geierflügel auf dem Helme schmetterte in dem Augenblicke auf den wehrlosen Katzianer herab. Der Jüngling taumelte, Nebel umflorte sein Auge; sein mächtiger Leib gehorchte noch dem letzten Lichtfunken des Geistes; er warf sich über den Vater der Geliebten und deckte in seiner Ohnmacht mit Rüstung und Schild den General gegen die von allen Seiten herabfallenden Schwertstreiche; der Graf Lodron aber legte die erlahmten Arme um das behelmte Haupt des Sinneberaubten, faltete segnend die Hände über seiner Stirn, und sein matter Blick fragte hinauf in die Wetterwolken nach den Räthseln, die sich hier nicht lösen. — Franciscus sah des Freundes Sturz; zur Raserei entflammte ihn der Anblick; er schleuderte sein Schwert zwischen den Feind, stürzte sich in die Janitscharen, schlug mit der Eisenfaust nieder, was ihm nahe trat, würgte, was seine Arme umschlangen, bis den Erschöpften eine Meute der Barbaren hinterrücks erfaßte, er wie die gefällte Eiche mehrere der Fällenden niederriß und und die starken Arme, von einer Anzahl Riemen gebunden, erlahmten. Die wenigen Fußknechte, welche noch eine Waffe führten, riefen jetzt Pardon; die kaiserliche Fahne neigte sich, und Soleimans Kriegsherr erhob ein grelles Siegsgeschrei, durch welches die Wehklagen der zahllosen Verwundeten herüberschrien, die deutsche Verzweiflung sich als Rachopfer des Verraths geschlachtet hatte.

Die Sonne brannte scharf nieder aus der Mittagsgegend und sengte die grünen Halme der Wiesenflur, auf welcher Mahoment-Beg vor dem Zelte des österreichischen Feldherrn in der Mitte seiner Großen die Siegesfeier beging. Von dem goldenen Knauf des deutschen Hauptquartiers wehete der silberne Türkenmond; die gelben und schwarzen Männer der fremden Welttheile plünderten die Wagen der Christen; sie schleppten aus den Zelten die zurückgelassenen Schätze zusammen, und rund umher tönte die gellende, lärmende Feldmusik der Muselmänner höhnende Siegsmelodien und Triumphmärsche.

Auf einem ausgebreiteten Scharlachteppich, auf gelben Sammtpolster lag der türkische Feldherr, und zu seiner Rechten stand Amurath, der riesige Anführer der Bosniaken, mit den goldenen Geierflügeln auf dem Helmkamme. Hinter ihm im weitgeöffneten Gezelt des Katzensteiners bereiteten seine schwarzen Sklaven ein üppiges Festmahl; vor ihm auf dem Anger thürmten die gewandten Araber Siegesdenkmale auf, von denen sich das Auge mit Entsetzen hätte abwenden müssen, hätte hinter dem Auge eine fühlende Seele gelebt. In der Mitte des Wiesenplanes häuften sich die Rüstungen der gefallenen Ritter, eine köstliche Beute, reich an silberner und goldener Zierrath; aber blutbegossen waren die edeln Wappenbilder der deutschen Schilde und zerknickt und genäßt hingen die stolzen Büsche der Helme, als trauerten sie um den Tod ihrer vorigen Besitzer.

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos und doch verurtheilt.

Eine wahre Soldatengeschichte.

In der Provinzial=Hauptstadt G. herrschte an einem Tage fast unter allen Classen der Bevölkerung eine besonders lebhafte Aufregung. Ein Soldat des dort garnisonirenden Infanterie Regiments war wegen eines Raubmordes durch alle Instanzen zum Tode verurtheilt worden, und das Urtheil hatte in den frühen Morgenstunden schon vollstreckt werden sollen, als zuletzt noch eine Cabinetsordre des Monarchen die Strafe der Enthauptung in die des lebenslänglichen Zuchthauses umwandelte. Der Verbrecher, ein roher, verwilderter Bursche, der schon mehrfache wohlverdiente Bestrafungen erlitten hatte, war der That, die er jetzt so schwer büßen sollte, persönlich niemals geständig gewesen. Alle Indicien sprachen mit seltsamer Uebereinstimmung gegen ihn, man hatte das blutige Messer, mit dem die Mordthat geschehen war, in seinem Strohsack versteckt gefunden, von Zeugen war eidlich erhärtet, daß er sich in später Abendstunde heimlich in das Haus, welches der Ermordete bewohnte, geschlichen, er hatte später in einer verrufenen Wirthschaft ein Goldstück mit einem Henkel, welches unzweifelhaft dem unglücklichen Opfer früher zugehört, wechseln wollen — und dennoch beharrte er stets beim hartnäckigsten Leugnen. Ueber ein Jahr hatte die Untersuchung sich fortgeschleppt, die erfahrensten Inquisitoren ihren Scharfsinn vergeblich dabei erschöpft — es war nicht möglich gewesen, auch nur das allermindeste Geständniß herauszubekommen. Gegenbeweise vermochte der Angeklagte nicht im Mindesten zu liefern, die schweren Verdachtsgründe nicht zu entkräften, er blieb nur stets bei seinem hartnäckigen Leugnen, wobei er sich wiederholt in arge Lügen verwickelt hatte. Da in dem Staate der sogenannte „Indicienbeweis“ seit Kurzem eingeführt war, so hatte die Verurtheilung denn auch endlich auf Grund desselben stattgefunden, und fast ausnahmslos billigten die Stimmen der Juristen die Gründe des Urtheiles. Dem Monarchen selbst mochte es jedoch wiederstrebt haben, ein Todesurtheil gegen einen Menschen, der selbst der angeschuldigten That niemals geständig gewesen war, vollstrecken zu lassen. Er hatte erwogen, daß auch die schwersten und übereinstimmendsten Verdachtsgründe sich später oft als nichtig erweisen können, eine geschehene Hinrichtung aber durch nichts wieder zu sühnen ist — und so war denn diese Begnadigung, wenn man solch Wort bei einer Umwandlung in lebenslänglichen Kerker gebrauchen darf, erfolgt.

Wie in allen größeren und kleineren Kreisen von G., so war an diesem Tage der ganze Vorfall auch besonders lebhaft in einer engeren geschlossenen Gesellschaft, die sich allabendlich im Hinterstübchen eines renommirten Weinhauses zu versammeln pflegte, besprochen worden. Ungefähr ein Dutzend meist älterer Jungesellen pflegten sich hier jeden Abend von 9—11 Uhr zu vereinigen, um bei einem Glase guten Weines über die Ereignisse der Zeit in gemüthlicher Behaglichkeit zu plaudern. Der Militärstand war besonders stark in diesem Kreise vertreten, denn drei bis vier ältere pensionirte Officiere und ungefähr die gleiche Zahl, die noch im activen Dienst standen, befanden sich darunter. Sonst waren noch einige Juristen, von denen der Eine als Divisions-Auditeur fungirte, ein vielbeschäftigter Arzt, ein Professor der Mathematik am städtischen Gymnasium und noch einige andere Persönlichkeiten hier vereinigt.

Mit geringen Ausnahmen waren alle Stimmen in dieser Gesellschaft jetzt über die entschiedene Schuld des Angeklagten völlig einig, ja, es gab selbst Manche, welche die Nichtvollstreckung des Todesurtheils zu mißbilligen schienen. Besonders ein junger, lebhafter Jurist suchte mit großer Gewandtheit der Sprache dem Mathematiker zu beweisen, daß so viele übereinstim-

mende Indicien einem Selbstgeständnisse des Verbrechers gleichgeachtet werden müßten, und eine Verurtheilung darauf hin stets nur eine völlig gerechtfertigte genannt werden könnte.

„Und doch gibt es Fälle, in denen es nicht so ist, und bevor ein Angeklagter seine eigene Schuld eingesteht, sollte man ihn niemals endgiltig verurtheilen," ließ sich plötzlich vom hintersten Tische des kleinen Gemaches aus eine feste männliche Baßstimme vernehmen. Zwar war der Tabaksdampf zu stark, als daß man den Sprecher selbst erkennen konnte, aber der Klang der Stimme war Allen sehr bekannt, und so erfüllte es sie mit nicht geringer Verwunderung, gerade von ihr in diesem Falle ein so bestimmtes Urtheil aussprechen zu hören. Es war der alte pensionirte Major von B., der soeben gesprochen hatte. Ein verdienter Veteran, der schon die Kriege von 1806—7 und später von 1812—15 mitgefochten hatte, bis ihm bei Belle Alliance eine französische Kugel das rechte Bein zerschmetterte, so daß es abgenommen werden mußte zeichnete sich der Major ungleich mehr durch Schweigsamkeit, als gerade durch vieles Sprechen aus. Obgleich er selbst nicht ohne Bildung war, liebte er es doch nicht, sich besonders bei lebhaften Streitigkeiten über theoretische Gegenstände zu betheiligen und gab dann stets nur einen zwar aufmerksamen, aber sonst völlig schweigsamen Zuhörer ab. Gar nun, wenn, wie es mitunter geschah, juristische Fragen behandelt wurden, schwieg er völlig und blies den Dampf aus seiner kurzen Meerschaumpfeife, die er statt der neumodischen Cigarren rauchte, in desto mächtigeren Zügen in die Luft.

„Und was bewegt denn Sie, mein verehrter Herr Oberstwachtmeister, zu einer solchen entschiedenen Verdammung des Indicienbeweises, mit dem doch die große Mehrheit der ausgezeichneteren Juristen sich völlig einverstanden erklärt?" frug nicht ohne eine Beimischung von Spott in seiner Stimme jetzt der Divisions-Auditeur.

„Weil ich selbst in meinem Leben die traurige Erfahrung hatte, daß das Glück eines Menschen völlig vernichtet wurde, indem man ihn eines ehrlosen Verbrechens für schuldig hielt, trotz alles seines Leugnens. Freilich waren alle Beweise — oder „Indicien", wie Ihr Juristen es nennt, völlig gegen ihn, und doch war er gänzlich unschuldig, wie sich bald darauf — wenn auch leider schon zu spät — herausstellte," entgegnete der Alte. Es war sehr selten, daß er überhaupt Geschichten aus seinem vielbewegten Leben vortrug, und so hatten denn diese Worte die Neugierde der meisten Anwesenden nicht wenig erregt. Ein Bitten um Mittheilung dieses Vorfalles erfolgte allgemein, und der Major, der wohl selbst fühlen mochte, daß er damit nicht zurückhalten dürfe, wenn er seine vorhin so bestimmt ausgesprochene Behauptung rechtfertigen wollte, ließ sich denn auch bald zur Erzählung bewegen. Das Glas Grog wurde frisch gefüllt, um mitunter die vom vielen ungewohnten Sprechen trocken werdende Zunge wieder anfeuchten zu können, der große Meerschaumpfeifenkopf neu gestopft, ein tüchtiger Zug daraus gethan und unter allgemeiner Stille aller Anwesenden begann er dann folgende Erzählung:

„Die ersten Schlachten des ewig denkwürdigen Krieges von 1813 waren bekanntlich für uns Alliirte nicht allzuglücklich. Unsere jungen Freiwilligen schlugen sich zwar bei Lützen und Bautzen mit einer Tapferkeit, wie sie die alten Soldaten Friedrichs des Großen nicht hätten besser zeigen können, allein trotzdem mußten wir Sachsen doch wieder gänzlich räumen und unseren Rückzug nach Schlesien antreten. Es hieß zwar, dieser Rückzug geschehe nur aus „strategischen Gründen", allein solcher Begriff wollte nicht recht in die Köpfe weder von uns Offizieren, noch von unseren Soldaten hinein und unsere Stimmung war daher allgemein eine mordsschlechte. Der Waffenstillstand, der bald darauf abgeschlossen ward, trug wahrlich nicht zur Verminderung

unseres Unmuths bei, sondern erhöhte solchen im Gegentheil noch viel mehr. Wir fürchteten anfänglich, ein schlimmer Friede würde diesem schlimmen Anfang des Krieges nachfolgen und dies wäre das Schrecklichste gewesen, was uns hätte nur geschehen können. Wir hatten ja noch eine lange böse Rechnung aus den Kriegen von 1806—7 her mit den so bitter gehaßten Franzosen abzumachen, und je kräftiger und entschiedener dies geschah, desto lieber konnte es uns nur sein. Es war nur ein Glück, daß wir Alle während dieses Waffenstillstandes so unausgesetzt in Thätigkeit mit Exerciren, Organisiren, Uniformiren, Manövriren und noch manchem anderen „iren" gehalten wurden, so daß wenigstens zum Raisonniren nicht allzuviele Zeit übrig blieb. Besonders ich, der ich damals die Stelle eines Brigade-Adjutanten bei einer neu zu formirenden Brigade versah, hatte folglich so viele der verschiedensten Dinge zu besorgen, daß ich wahrlich oft nicht wußte, wo mir denn eigentlich der Kopf stände."

„Trotz dieser großen Thätigkeit, wozu noch die ungemeine Spannung kam, mit der wir jeden Tag die zu jener Zeit so unendlich inhaltsschweren politischen Nachrichten erwarteten, machte damals doch ein Vorfall, der sich bei unseren Truppen zutrug, einen so traurigen und dabei so nachhaltigen Eindruck auf uns Alle, daß wir ihn niemals wieder aus dem Gedächtniß verloren. Besonders ich, der persönlich bei dieser peinlichen Geschichte betheiligt war, habe sie mein ganzes ferneres Leben hindurch nicht wieder aus der Erinnerung gebracht."

„Unter den vielen verwundeten Officieren, die wir von dem blutigen Tage bei Bautzen her mit nach Schlesien gebracht hatten, befanden sich auch zwei Lieutenants, die ich bei ihren Vornamen Karl und Bernhard hier nennen will, da Familienrücksichten die Verschweigung ihrer Geschlechtsnamen sehr wünschenswerth machen. Beide waren Söhne geachteter höherer Stabsofficiere, doch war der Vater von Bernhard nicht mehr im aktiven Dienst, sondern lebte als pensionirter General in Ost- oder Westpreußen. Karl, der bei Bautzen einen Schuß in die Schulter erhalten hatte, diente in einem Dragoner-Regiment und war ein Officier, der sich in jeder Hinsicht der allgemeinsten Achtung und Liebe nicht allein seiner Regimentskameraden, sondern auch Aller, die ihn näher kannten, zu erfreuen hatte. Nicht ein Gleiches ließ sich aber von Bernhard sagen, der als Premier-Lieutenant bei einem neuformirten Landwehr-Infanterieregiment diente und jetzt an einer ziemlich bedeutenden Schußwunde am Fuße darniederlag. Es schwebte ein gewisses Dunkel über mehrere Jahre seines Lebens und es hieß, daß er früher schon bei einem westphälischen Regiment gestanden, dann aber als unverbesserlicher Spieler und Schuldenmacher den Abschied erhalten hatte; Genaueres wußte übrigens bei unserer Brigade, die stets früher nur in Schlesien garnisonirt hatte, Niemand hierüber zu sagen. Seit seiner Wiederanstellung bei der Landwehr im Frühling 1813 hatte Bernhard sich übrigens sehr gut betragen, obgleich er sonst seines finsteren, schweigsamen Wesens wegen nicht viele nähere Freunde unter seinen Regimentskameraden besaß. Bei Bautzen, wo er seine Wunde erhalten, hatte er übrigens mit solcher Tapferkeit gekämpft, daß er zum Ritter des eisernen Kreuzes mit vorgeschlagen war."

(Fortsetzung folgt.)

Haydn forderte einst Mozart auf, ein Musikstück zu componiren, welches er (Haydn) nicht vom Blatt spielen könne. Mozart nahm die Herausforderung an, und ein Abendessen mit Champagner wurde als Preis bestimmt. Nach Verlauf von vier Minuten überreichte Mozart mit spöttischen Lächeln eine Piece mit den Worten: „Da haben Sie eine Composition, die Sie zu spielen wohl bleiben lassen werden." Haydn setzte sich zum Piano, überrascht über die Einfachheit der Musik, die ihm ein Hinderniß bieten sollte, allein plötzlich hielt er inne und rief: „Aber, Mozart, wie zum Kukuk können Sie verlangen, daß ich das spiele! Meine beiden Hände sind ausgestreckt nach den Enden des Piano und da soll ich zu gleicher Zeit in der Mitte eine Taste berühren? Das ist rein unmöglich für einen Menschen, der nur zwei Hände hat." Mozart lachte herzlich, als er Haydn's Aerger und Verblüffung sah, und nahm den von ihm verlassenen Platz ein. Schnell die ersten Passagen durchspielend, kam er zu der Stelle, die sein Freund als ein übersteigliches Hinderniß bezeichnet, und seinen Kopf beugend, schlug er die Taste mit seiner langen Nase an, und hatte so im Nu das Hinderniß beseitigt. Haydn, der das, was er soeben gesehen, für physisch unmöglich gehalten, hielt sich vor Lachen den Leib und bekannte, daß die Natur Mozart mit Fähigkeiten beschenkt, welche er nie vorher geahnt und die zu erreichen er freilich nicht die geringste Hoffnung habe.

Jägerlügen.

War einmal Einer im Walde, um Wildpret zu schießen. Da begegnete ihm ein großes Schwein, das, vor Alter blind geworden, sich von einem Frischling in der Weise führen ließ, daß es dessen Schwänzchen im Maule hielt. Der Jäger besann sich nicht lange was zu thun, schoß den Frischling nieder, schnitt ihm den Schwanz vom Hintern ab und führte daran das Alte ruhig fort, über fünf Meilen weit zum Verkauf auf den Markt, worauf er zurückkehrte, um sich auch das Junge zu holen.

Kürzlich besuchten einige preußische Landwehrmänner in Leipzig auch die Gemälde-Gallerie im neuerbauten Museum auf dem Augustusplatze. Während der langsamen Windung durch die Säle bleiben sie plötzlich vor Heine's bekanntem Bilde: „Verbrecher in der Kirche" stehen. Durch die Stille der Anschauung ertönen auf einmal aus dem Munde eines nicht gerade pfiffig aussehenden Landwehrmannes die Worte: „Das ist falsch, das Bild hat einen Fehler!" Zwei Professoren der Universität und ein Maler, welche sich in der Nähe befinden, lächeln ob dieses Ausspruches und ersuchen den Tadler, ihnen den Fehler zu nennen. Ohne Zögern wies er im Bilde auf die zwei an der Thür stehenden Schildwachen und sagte: „Ein Wachtposten im Zuchthause hat sein Gewehr zu jeder Stunde geladen, und da darf er nicht, wie dieser hier, seinen Arm auf die Mündung des Gewehres stemmen, Das weiß jeder Rekrut." Die gelehrten Männer mußten dem ehrlichen Musketenträger vollkommen Recht geben, der einen Fehler an einem berühmten Gemälde entdeckte, das vor ihm Tausende angeschaut. (Aehnliches ist schon dem Zeuxis passirt, dem ein Schuster einen Fehler an den Schuhen auf einem seiner Gemälde nachwies. Als dann der siegreiche Kunstkritiker noch Das und Jenes an dem Bilde zu bemängeln anfing, rief ihm der berühmte Maler das seitdem zum Sprichwort gewordene: Schuster, bleib beim Leisten" zu. Ein zweites Seitenstück sind die Sporenschnallen am Standbild des General Deroy in München.)

Buchstäblich wahr. Eine in der jüngsten Zeit an einen deutschen Monarchen gerichtete Bittschrift eines Landmannes trug die folgende Adresse: „J. Hochwohlgeboren Herrn Königl. Majestät des Königs und seiner Gemahlin Ehefrau in **. (Zum allerhöchsten Selbsterbrechen.)"

Vorschlag. Ein Bedienter sagte selbstgefällig zu seiner Gebieterin: „Würden jetzt Städte gebaut, so wäre mein Rath, sie auf dem Lande zu bauen, **weil die Luft** dort reiner ist."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 39. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. September 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Eine Unzahl von Fahnen und Fähulein umflatterte den kriegerischen Sarcophag. Rechts davon stellten die geübten Barbaren Pyramiden auf von abgeschlagenen Köpfen, unerschreckt durch die verzerrten Züge der bleichen, bärtigen Gesichter, die im Tode noch zu dräuen schienen. Links trug man in große Schilde geworfene Ohren und Hände zusammen; manch kostbarer Siegelring schimmerte an den Fingern und verbürgte den Rang und Werth der Erschlagenen. Ein grimmiges Entzücken wurde sichtbar auf dem Antlitze Mahomets, wie er wollüstig auf den weichen Kissen sich dehnte, und dieses Schauspiel, welches nur einen türkischen Geschmack kitzeln konnte, betrachtete; als aber jetzt ein Offizier der Spahis in einem großen Silberbecken die Häupter des Wakisch Paul und des Hans von Fuchsstadt herantrug, als man den Ungars blutigen Tigermantel vor ihm hinbreitete, und mit gebogenen Knien das gräßliche Schaugericht ihm zu Füßen setzte, da jubelte der phlegmatische Türke hoch auf, und drehete täuflisch lächelnd sein Gesicht dem bosnischen Führer zu.

Lächeln wird Soleiman, der Beherrscher der Welt, die Sonne des Erdballs, der König der Könige, sprach er laut; lächeln und loben, und den Strom seiner Gnade ergießen aus dem Füllhorn seiner Macht auf seinen Sklaven. Einen schönern Tribut hat der Herr der Pforte niemals noch empfangen aus den schmutzigen Händen seiner Diener, und gelobt sei Allah und der Prophet, der solches gewirkt in uns Schlechten und Schwachen, und diese elenden Christenhunde geschlachtet durch unsere gebrechliche Hand. —

Stolz sah der riesige Amurath auf den demüthig-eiteln Gebieter herab. Unsere Damascener waren Feuerzungen des Himmels, entgegnete er mit tiefer eintöniger Stimme; unsere Arme schlugen nieder wie Donnerkeile der Wetterwolke; aber keine Knechte haben wir besiegt, keine kriechenden Satrapen des Herrn der Welt. Schauet in das Feld, Herr, zählt die Turbane, die auf dem Blutsee schwimmen; jeder dieser Köpfe vor uns legte zwei Gläubige neben

sich zur Gesellschaft. Zwiefacher Ruhm bekränzt darum Soleimans Heer; und, setzte er wilder und aufflammender hinzu, ist der leere Platz hier in der Silberschüssel neben dem ungarischen Wolfe mit noch einem verhaßten Christenhaupte gefüllt, wird Soleiman seine Helden für solch fürstlich Geschenk heben auf den elfenbeinernen Stuhl seiner Gnade. Ein junger, wohlgekleideter Türk, leicht bewaffnet, doch durch den Reiherbusch als ein Vornehmer bezeichnet, trat jetzt dreist zu dem riesigen Krieger und flüsterte ihm in das Ohr. Amuraths zornglühendes Antlitz wurde sogleich milde und freundlich, und er antwortete leise mit dem Lächeln der Liebe und des Wohlwollens. Der junge Türk sprang befriedigt von ihm hinweg, und mischte sich in das Gedränge, eiliger, wie es schien, durch den Befehl, den er aus Mahomets Munde hörte, die gefangenen Christen vorzuführen. —

Zur Seite des Lagers stand ein einzelner Baum; eine Stückkugel hatte den Stamm in der Mitte der Höhe zersplittert, und der Gipfel mit den grünen Zweigen lag neben dem Rumpfe am Boden. Auf diesen Rumpf hatten die Janitscharen zwei Speere gesteckt, die ein Paar blutige Köpfe trugen; darüber wehete ein Roßschweif mit dem kleinen Halbmonde, und darunter hing der große Feldkessel, den ihr Aga zum Feldsignal zu schlagen pflegte. Um den gräulichen Baum, welcher das Schicksal des deutschen Heeres ächt türkisch allegorisirte, waren die unglücklichen Gefangenen dieses Tags zusammengetrieben, mit Stricken und Wagenketten gefesselt, wie eingefangenes Schlachtvieh, und rund um den bleichen Haufen dräuete ein Kreis braungelber Halbwilder, die ihre Speere wie zur Treibjagd starr auf die Verlorenen gerichtet hielten, und mit Ungeduld des Agas Commandowort erwarteten, das ihnen ein Lustgemetzel ohne Kampf versprach. Auch die edeln Ritter waren jedes Abzeichens beraubt; man hatte ihnen die reichen Rüstungen, den Schärpen-, Ketten- und Sporenschmuck genommen, und nur die freieren Mienen und das gelbe Wamms von feinem Hirschleder unterschied sie vom Troß der Fußknechte. Der Graf von Lodron lag auf einer Tragbahre dicht an dem Baume, ein Strohbündel diente dem reichen Römer zum Kopfpolster, schlecht verbunden waren die vielen Wunden seines tapfern Leibes und mit Wehmuth richteten sich seine matten Augen auf den braven Michael, welcher neben ihm auf dem Hauptzweige des abgeschossenen Baumgipfels ruhete. Auch der junge Held war waffenlos, ein Tuch umwand den blutigen schönen Kopf; die Locken hingen blutnaß drunter her, seinen linken Arm hielt ein Seil dicht an den schlanken Leib geknebelt, und der zerhauene rechte hing in einer dünnen Kette. Tiefsinnig sah er zu dem Sandboden nieder, indeß Franciscus von Steinbrunn mit auf den Rücken gebundenen Händen an dem Rumpf des Baumes lehnte und unter dem Zottenbarte hervor deutsche Flüche und Schimpfreden als Erleichterungen der gepreßten Brust in die heißen Mittagslüfte und zur stechenden Sonne, die seinen Scheitel brannte, hinaufstieß.

Sie wollen uns zu Stockfischen dörren, oder unser Fleisch nach tatarischer Sitte in der Sonne gar machen, sprach er ingrimmig. Wenn sie es lange also treiben, wird mich die Hundswuth fassen, und ich stürze mich zwischen sie, und vergifte sie beißend mit dem Höllenschaume, den ich an den trockenen Lippen fühle. —

Ruhig, Franz! sagte Michael, und schlug das ernste, große Auge zu ihm auf. Die Ungläubigen haben Deine Großthaten gesehen; willst Du jetzt ihre Meinung von Dir herabsetzen, um mit Deiner Ohnmachtswuth die Stolzen zu ergötzen? Gott ist über uns und er schickt diese Buße! —

Hätten sie mich nur nicht geknebelt wie einen tollen Wolf, murrte der Steinbrunn fort,

so könnte ich doch mein Krucifixlein unter dem Brustkoller hervorlangen, und mich zum langen Marsche in das fremde Standquartier christlich vorbereiten. Schau nur einmal da über uns hinauf, da steht ein erbauliches Memento Mori. Erkennst Du den braven Himmelberger und den von Ernaw, unsern frohherzigen Christoph? Sie haben droben einen schlechten Wachtposten bekommen, machen erbärmliche Gesichter, und der Böse hole die Schmutzhunde, die sie auf so unritterlichen Stuhl gestellt. —

Sie sind gefallen wie Helden; wohl uns, theilten wir ihren Platz! seufzte Michael aus schwerer Brust heraus, traurig auf den Vater seiner Verlobten blickend. —

Zu dem Wunsche kann Rath werden; mich dünkt, ich höre schon ihres Scharfrichters Schritte, antwortete Franciscus. Und gut das, denn der Tod ist nicht so schlimm, als solche Leibeigenschaft eines ritterlichen Leibes. —

Und wirklich schien Steinbrunns Vermuthung Grund zu haben, denn in den starren Kreis der Speerträger kam eine plötzliche Unruhe; der Zirkel öffnete sich, und mehre türkische Krieger eilten gerade auf den Platz zu, wo unsere Ritter gezwungen lagerten. Der jüngste und geschmückteste unter ihnen schritt gegen den Oberst Katzenstein, und redete mit freundlicher Miene in italienischer Sprache ihn an.

Erkennst Du mich, Christ? fragte er, als dieser zu ihm aufsah. Mailat Ibrahim ist fröhlich, seinen Erlöser nicht unter den Todten des blutigen Morgens zu wissen. — Besser todt als ehrlos und in Sklavenbanden! antwortete Michael eintönig. —

Wem das holde Leben noch lächelt, dem blühet auch noch die Rose der Hoffnung, entgegnete Mailat. Ich habe das Goldpfand eines Versprechens bei Dir einzulösen, und Du sollst erfahren, daß auch der Moslemin seine Schwüre hält. Deine Seele wußte damals nicht, welch ein Goldfasan gefangen in Deiner Hand flatterte. Ich bin des gefürchteten unbezwinglichen Amuraths Lieblingssohn, ein zahmes Lamm, vom goldmähnlichen Löwen erzeugt. Sein Sonnenauge beleuchtete heute meine ersten Waffenthaten, und er gelobte mir bei seinem Barte dafür ein Geschenk, wie das junge, begehrliche Herz es wünschen möchte. Als ich Dich, das Jungfrauenherz mit der Riesenfaust, unter den Gefangenen erkannte, hatte mein Wunsch sein Ziel. Ich erbat mir ein Sklavenpaar nach meiner Wahl, und der Vater gewährte. Hülle deinen Namen und Stand in den Schleier des Stillschweigens; ergib Dich drein, einen Tag lang mein Sklave zu heißen, und Du sollst Dein Vaterland wiedersehen. —

Was sollte mir die feige Rettung mitten im Verderben der Freunde? sagte Michael. Rette dort den edeln, wunden General, rette hier meinen Waffenbruder mit mir, oder laß auch mich umkommen mit ihnen; Dein Schwur soll durch den edeln Willen, den Du zeigtest, bezahlt sein. —

Deinen Freund kann ich retten, gleich Dir, erwiederte Mailat. Der deutsche Vezier dort ist ein Knecht des großen Soleiman, nur er hat ein Recht über seinen Athem und sein Blut, doch wird ein Lösegeld auch seine Ketten brechen. Darum weigere Dich nicht, störe nicht mein freudiges Werk, und zerreiße nicht durch Weigerung den feinen Blumenkranz meiner Dankbarkeit mit trotziger Eisenhand. — Gedenke an Ermuda! Sie ist einsam! Trage ihr des Vaters Segensspruch hinüber! sprach der alte Graf sich aufrichtend. Und jetzt stürzten mehrere Agas heran und gaben rauhe Befehle. Mailat ließ die beiden Freunde von seinen Begleitern umgeben; die Tragbahre mit dem General wurde aufgehoben, und der traurige Zug der christlichen Gefangenen ging,

umringt von Spießen und Säbeln, bis zu dem Sitze Mahomets, wo man die Bahre niederstellte.

Die Glut eines brennenden Vulkans flog auf an dem dunkeln Gesichte des riesigen Amuraths, als der General vor seinen rollenden Auge dasaß, auch in seiner Schmach den Helden zeigte im unerschrockenen Blicke und der würdevollen Gestalt, und das Haupt, von dünnen Silberlocken umwallt, aufrecht trug im Stolz seines Standes und seines weltbekannten Waffenruhmes. Zu ihm hin trat der wilde Mann, und auf den Wink seiner Hand folgten ihm zwei Schwarze in dunkelgelben Kleidern, welche breite Schwerter hielten.

Willkommen, Graf von Ladron! Kennst Du mich nicht? fragte er herrisch. Der Alte schüttelte wortlos den Kopf. So ist Dein Gewissen eingetrocknet und Dein verbrecherisches Herz ein Kiesel geworden, wüthete der Grimm des Türken höher auf. Einst hieß ich Ascanius Columna. Deine Nichte, Du stolzer Christ, wollte mein Weib werden, aber Dein Hochmuth warf sie in ein Kloster. Meine Treue wagte es, die Mauern der Nonnen zu bestürmen; da triebst Du mich in die Hände der Schergen Eurer Inquisition. Wunderbar errettete mich das Schicksal, und ich wurde Moslemin, und Allah hat mich gesegnet, denn ich sehe den Erzfeind meiner Seele vor mir, gebrochen, gebeugt, entehrt und ein Spiel meines Hauches. —

Ich erkenne Dich, rasender Columa! antwortete Ladron, ohne eine Miene zu ändern. Ja, ich bin gebrochen, aber nicht gebeugt nicht entehrt. Das Schicksal der Schlacht hat auch mich ereilt, aber mein Bewußtsein stellt mich höher als Dich, denn ich höhnte Keinen von den Hunderten, die oft früherhin vor mir so waren, wie ich vor Dir. — Amurath biß die Zähne zusammen. Du sollst zu des Sultans Hofe, sagte er mit Spott; mit all' diesen Gaben des Sieges sollst Du hinziehen, den Bezwingern der Parsen in seinem Serail zu erfreuen. So erhebe Dich denn von Deinem Faulbette, Du ungebeugter Held, besteige das Roß und ziehe gen Stambul, daß der Liebling des Propheten richte über Dich. —

Armseliger Spötter, entgegnete mit Ruhe der General, indem er sein Angesicht verächtlich zur Seite wandte. Mein Schenkel ist zerschossen, meine Wunden brennen; laß mich ruhig sterben auf diesem schlechten Bett; mein Haupt kühlt den Lorbeer des Krieges, und in meinem Herzen wohnt der Gott, der den Haß mit Verzeihung vergelten lehrte. —

Du kannst nicht zu Rosse sitzen? fragte wild der Riese, indem er mit der Hand den Schwarzen winkte. Soleimans Auge liebt nicht den Anblick der Gebrechlichkeit. Aufbrechen mußt Du heute noch gen Stambul; so mache den Weg auf stillere Weise in der Gesellschaft Deiner Freunde! —

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos und doch verurtheilt.

Eine wahre Soldatengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Da wir unweit Liegnitz damals in ziemlich engen Cantonnirungen lagen und die Gegend mit gesunden wie verwundeten Officieren und Soldaten überfüllt war, so hatten diese beiden Verwundeten zusammen auch nur ein geräumiges Zimmer eines Bauernhauses zum Quartier erhalten. Sie waren früher gänzlich unbekannt mit einander gewesen, hatten aber, auf ihren Betten als Verwundete liegend, in der Zeit ihres Beisammenseins eine ziemlich genaue Bekanntschaft geschlossen.„

„So hatte Karl, dem seine verwundete Schulter allmählig schon einen Ausgang mit dem Arm in der Binde gestattete, seinem Leidensgefährten, der das Lager noch gar nicht verlassen konnte, auch anvertraut, er führe die Summe von 280 Friedrichsdor's ganz neuen Gepräges bei sich, deren Tragen in einem Ledergurt um den Leib, was er bisher gethan, ihm jetzt manche Unbequemlichkeiten verursache. Ein verschließbarer Schrank sei aber nicht im Zimmer vorhanden und so wisse er nicht, wo er sein Geld während der Stunde seines Ausganges sicher unterbringen solle."

„Ich will Ihnen, Herr Kammerad, einen sicheren Aufbewahrungsort für Ihre Goldfüchse, von denen ich wohl wünschte, sie wären die meinigen, den ich besitze leider nur mich arg quälende Gläubiger, angeben," hatte die Antwort Bernhard's gelautet. „Stecken Sie das Geld nur in einen Beutel, recognosciren Sie sorgfältig aus Fenster und Thüre, daß Niemand Sie belauscht und machen Sie sich dann die Mühe, auf dem Bauche unter mein Bett zu kriechen, mit dem Messer von unten auf einen Schnitt in den Strohsack zu schneiden und den Beutel dann in die Oeffnung hineinzustecken. Da liegt das Geld gewiß so sicher wie in Abrahams Schooß, denn Niemand kann ahnen, daß Sie daselbe in meinem Strohsack verborgen haben; zum Ueberfluß ruhe ich ja selbst mit meinem ganzen Körper darauf, denn leider hat mir unser Doctor heute Morgen noch mit einer hochweisen Miene versichert, es sei gar nicht daran zu denken, daß ich in den nächsten Wochen mein Lager auch nur auf eine Stunde verlassen könne."

„Der Vorschlag war gut und vernünftig und fand daher den Beifall Karl's, der nun rasch zu dessen Ausführung schritt. Er sah sorgsam aus Thür und Fenster, daß auch kein Unberufener ihn bei seinem Vorhaben belauschen könne, kroch dann unter das Bett des verwundeten Kameraden, trennte mit einem Messer den Strohsack von unten auf und steckte einen Beutel mit den Goldstücken, die in einzelne kleine Rollen verpackt waren, in die Oeffnung hinein. Niemand hatte ihn hiebei beobachtet, Niemand außer Bernhard wußte diesen eigenthümlichen Aufbewahrungsort des Geldes, und so konnte er denn vor dessen Auffindung ganz sicher sein. Er ging nun täglich immer mehr aus und bekümmerte sich um sein Geld nicht weiter, bis er nach ungefähr 14 Tagen so wieder hergestellt war, daß er sich bei seinem Regimente aufs Neue zum Dienst melden konnte. Bernhard hatte unterdessen sein Lager auch noch keine einzige Stunde verlassen können."

„Lustig und heiteren Sinnes, daß er wieder zu seiner Dienstespflicht zurückkehren könne, schwatzte Karl noch mit dem ziemlich schweigsamen und finstern Bernhard und vertröstete diesen auf seine ebenfalls bald zu hoffende Wiedergenesung, als er sich anschickte, abermals unter die Bettstelle zu kriechen und seine Goldstücke aus ihrer Gefangenschaft zu befreien.

„Er blieb lange in dieser sehr unbequemen Lage, griff mit der Hand so tief in das Stroh des Strohsackes wie er nur reichen konnte — aber vergeblich war sein Bemühen, die gesuchten Goldstücke fand er nicht."

„Was Teufel, Herr Kamerad, haben Sie sich einen Scherz gemacht und den Beutel heimlich fortnehmen lassen, um mich zu erschrecken? — Nach meinem Geschmack ist solch ein Spaß gerade nicht, sprach er ziemlich verdrießlich zu dem im Bette Liegenden, als er endlich, ganz mit Staub und Spinnweben bedeckt, wieder unter der Bettstelle hervorgekrochen."

„Ist mir auch nicht eingefallen, suchen Sie und der Beutel wird und muß sich finden, lautete die auch nicht mit sonderlich freundlichem Tone gegebene Antwort, und noch einmal bequemte sich Karl, unter das Bett zurückzukriechen, durchwühlte abermals von unten auf den Strohsack mit seinen beiden Händen auf das Genaueste — allein vergeblich, der so sehr gesuchte Beutel mit dem Golde wollte sich nicht finden lassen."

„Bernhard selbst ward jetzt die Sache sehr bedenklich, er ließ sich von einigen Soldaten aus dem Bette heben, damit dies bequemer untersucht werden könne, allein es half nichts, das Gold war und blieb verschwunden. Das ganze Zimmer ward jetzt genau durchsucht, auch keine Ritze im Fußboden entging den scharfen Augen der Suchenden, allein den Beutel fanden sie nicht."

„Immer peinlicher ward Bernhard jetzt von diesem unerklärlichen Verschwinden berührt und eine ganz ungewöhnliche Röthe überzog sein vom langen Krankenlager sonst noch sehr gebleichtes Gesicht."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Kamerad, ich habe auch nicht die mindeste Ahnung davon, wo das Gold geblieben sein kann, und ich beschwöre Sie, mich nicht am Ende gar für dessen Entwender zu halten, sprach er zu dem stumm und ergrimmt dareinschauenden Karl, als dieser die Soldaten wieder fortgeschickt hatte. Mit einigen leeren Worten verließ Der aber das Zimmer, denn der Verlust der großen Geldsumme hatte ihn so erbittert, daß er sich nicht in der Stimmung fühlte, viele Versicherungen ruhig anzuhören. Noch am Abend ließ er seine Sachen aus dem bisherigen gemeinschaftlichen Quartiere abholen und quartirte sich in einem Wirthshause ein."

„Als mir der Bestohlene nun am andern Morgen Mittheilung von dem ganzen Vorfall machte und meinen Rath, was er ferner in dieser in doppelter Weise für ihn so unangenehmen Sache beginnen sollte, verlangte, bekam ich einen nicht geringen Schreck. Einen Offizier so ohne Weiteres des Diebstahles zu beschuldigen, widerstrebte unserem Gefühle, und doch ließ sich auch wiederum nicht leugnen, daß ein arger Verdacht ihn hierin treffe. Ich wußte in der That nicht, was ich rathen sollte, und bewog daher Karl, mit mir zu unserm General zu gehen und diesem den ganzen Vorfall anzuzeigen. Der, ein alter, erfahrener, allgemein verehrter Soldat, mußte nach unserer Ansicht am besten wissen, was fernerhin hierbei zu thun sein würde. Der General schüttelte bedenklich den Kopf, ließ sich von Karl unter Verbürgung seines Ehrenwortes für die unbedingte Wahrheit seiner Erzählung noch einmal den ganzen Vorfall bis auf die kleinsten Einzelheiten vortragen und schüttelte dann unter mehrfachen verdrießlichen „Hm — Hm's" noch mehr den Kopf. Augenscheinlich wußte er selbst nicht, was in dieser Sache zu thun sei. Er gab mir aber auch den Auftrag, an den Commandanten des westphälischen Regiments, bei dem Bernhard früher gestanden hatte, zu schreiben und mich nach dessem ehemaligen Betragen dienstlich zu erkundigen, ohne dabei des Vorfalles selbst mit einer Silbe zu erwähnen. Zufällig stand

dies Regiment jetzt nicht allzuweit von uns, und da eine dringende Eile geboten war, so erhielten wir schon nach einigen Tagen die Rückantwort. Der Commandeur, der früher als Hauptmann die Compagnie befehligt hatte, bei der Bernhard als Lieutenant gedient, und ihn daher genau kannte, schrieb uns: der Betreffende sei zwar stets ein muthiger und geschickter Officier, dabei aber ein Spieler und arger Schuldenmacher gewesen, weßhalb er denn auch das Regiment vor einigen Jahren habe verlassen müssen. Er müsse sich aber jetzt zu einem bessern Lebenswandel bekehrt haben, denn erst kürzlich habe er einem Officier eine alte Spielschuld mit einigen dreißig neuen Friedrichd'ors berichtigt. — Als unser General diesen Brief las, verdoppelte sich sein Kopfschütteln unter unwilligen Hm, Hm's, und eine zornige Strenge blitzte aus seinen sonst so gutmüthigen Augen, denn es ließ sich nicht leugnen, daß der Verdacht gegen Bernhard dadurch neue Nahrung erhielt. Er war als Spieler und Schuldenmacher bekannt, hatte seiner eigenen Aussage nach bei seiner Verwundung kein Geld gehabt und jetzt unerwartet eine beträchtliche Schuld mit neuen Goldstücken, wie solche Karl gestohlen waren, bezahlt. Die Sache wollte sich auch bei mir nicht recht zusammenreimen, obgleich es meinem Gefühle auf das Entschiedenste widerstrebte, an eine solche Ehrlosigkeit eines Officiers zu glauben. Auf Wunsch des Generals und Karls mußte ich mich jetzt zu dem Verwundeten, den ich persönlich nur auf das Oberflächlichste kannte, begeben, um mit ihm über diese ganze Angelegenheit zu reden. Karl hatte mir dabei den Auftrag gegeben, ihm zu sagen, er wolle die ganze Sache als nicht geschehen ansehen, nur solle ihm Bernhard dann einen Schuldschein ausstellen, daß er die Summe von ihm entlehnt habe und in beliebigen Terminen, sobald es seine Verhältnisse gestatten, zurückzahlen würde. Schonender konnte er in dieser delikaten Sache doch nicht handeln."

„Ich muß gestehen, daß dieser Auftrag mir unendlich unangenehm war und ich nur widerstrebend meine Schritte in das Zimmer von Bernhard lenkte. Dieser war inzwischen auch schon so weit wieder genesen, daß er sein Lager verlassen und am Stock mühsam einige Schritte einherhumpeln konnte, sah aber sehr bleich und entschieden moralisch niedergedrückt aus. Nach einigen kurzen Einleitungsworten über sein Befinden rückte ich gerade mit meinem Auftrag heraus und sagte ihm, daß Karl es gern annehmen wolle, er habe die 280 Friedrichsd'or von ihm gegen eine Schuldverschreibung entlehnt."

„Die Antwort, die ich in sehr gereiztem Tone empfing, lautete dahin, daß er keine Ahnung habe, wie das Geld auf eine so unerklärliche Weise verschwunden sei, also auch einen Schuldschein darüber nicht ausstellen könne."

„Es spricht aber gegen Sie, daß ein Brief von Ihnen mit einigen dreißig neuen Friedrichs'dor an einen Officier Ihres früheren Regiments abgesendet wurde, während Sie doch früher selbst behauptet hatten, kein Geld zu besitzen, entgegnete ich ihm."

(Fortsetzung folgt.)

In einer Hamburger Modewaarenhandlung erschien vor einigen Tagen ein Dienstmädchen und äußerte das Verlangen, einen Shawl zu kaufen. Der Verkäufer, wie alle seine Kollegen ein Menschenkenner, legte ihr eine Reihe von solchen Shawls vor, wie sie ihrem Stande und ihren vorausgesetzten pekuniären Kräften angemessen schienen. Das Mädchen sah sie flüchtig durch, und bemerkte dann, daß diese ihr nicht gut genug wären. Es wurde ihr sogleich eine theurere Gattung gezeigt, aber nach dem Betrachten erfolgte dieselbe Bemerkung: sie wünsche Bessere zu sehen. Dies ging so fort, bis der Verkäufer ihr endlich Shawls zu 100 und 150 Mark vorlegte, die indessen auch nicht gut genug gefunden wurden. Ein solches Verlangen von dem Theuersten und Exquisitesten an einem Dienstmädchen mußte natürlich Verdacht erregen, da erst kürzlich in den Läden die raffinirtesten Schwindeleien ausgeführt worden waren; der Verkäufer bat also die räthselhafte Kundin, am anderen Tage wieder vorzukommen, bis dahin wäre eine neue Sendung von kostbaren Shawls eingetroffen. Man glaubte im Laden, sie würde den projektirten Coup aufgeben und sich nicht wieder sehen lassen, hatte jedoch für alle Fälle einen Polizei-Offizianten in Bereitschaft. Wider alles Erwarten stellte sich das Mädchen wirklich wieder ein und fragte nach den neuangekommenen Shawls. Es wurden ihr deren zu 200, 250 und 300 Mark gezeigt. Sie wählte sorgsam unter denen zu 300 Mark einen aus und sagte, dieser gefalle ihr. Das ganze Ladenpersonal hatte sich bei einem so wunderbaren Verkaufe hinter dem Tische konzentrirt, und das Erstaunen kannte keine Grenzen, als die Kundin bat, den Shawl einzuwickeln, und baar 120 preußische Thaler auf den Tisch hinzählte. Sie nahm ruhig die gekaufte Waare, empfahl sich und ging, nicht aber ohne von einem Polizei-Offizianten unbemerkt gefolgt zu werden. So erfuhr man endlich, bei welcher Herrschaft sie konditionirte, und konnte dieser den Vorfall mittheilen. Auf der Stelle wurde die Shawl-Eigenthümerin ins Verhör genommen. Sie mußte zugestehen, den Shawl gekauft und bezahlt zu haben, wollte aber auf die Frage, wie sie zu dem vielen Gelde gekommen sei, die Antwort schuldig bleiben. Dies machte sie noch verdächtiger, und man drang ernstlich in sie, bei Vermeidung eines Verhörs auf dem Stadthause, die Wahrheit zu sagen. Jetzt rückte sie mit der Sprache heraus. „Ach," sprach sie kleinlaut, „wir sind unserer sechs Dienstmädchen und haben mit einander einen Bund geschlossen. Langmächtig haben wir uns nach einem solchen Shawl gesehnt, und deßhalb jeden Thaler, den wir erübrigen konnten, aufgehoben, bis die Summe voll war. Da uns nun der Shawl gemeinschaftlich gehört, so sollte ihn immer diejenige umhängen, die am Sonntage Erlaubniß zum Ausgehen erhält." Diese originelle Assoziation erregte bei allen Zeugen die größte Heiterkeit. Man sieht, was vereinte Kräfte vermögen.

Vor Kurzem kam zu einem jungen Lebemann in einer Residenz ein Freund aus einer Provinzstadt in lebhafter Aufregung und bat ihn „sein Zeuge zu sein." „Ich bitte Dich," antwortete Ersterer, „verschone mich mit dieser Freundespflicht; ich habe gerade in letzter Zeit mit solchen Geschichten so viel Unannehmlichkeiten gehabt, daß ich mirs fest vorgenommen habe, mich durchaus nicht mehr hineinzumischen." „Aber ich bitte Dich herzlich, ich hatte mit der größten Bestimmtheit gerade auf Dich gerechnet." — „Wenn Dir so viel daran liegt: So sag' mir nur wenigstens, ob's eine sehr ernste Sache ist." — „Ei freilich!" — „Also soll's nicht mit der ersten Wunde abgemacht sein?" — „Ach was erste Wunde! davon rede ich gar nicht! Du sollst Zeuge bei meiner Trauung sein."

„He, guter Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, wie lange Jemand ohne Gehirn leben kann?" fragte ein Norddeutscher einen schwäbischen Bauer, den er hänseln wollte. — „Noi wäcker, (nein wahrlich,) Herr, das kann ich nicht sagen," versetzte der Bauer; aber um Vergebung, wie alt seid denn Ihr?"

Ein junger Gutsherr und ein Geistlicher trafen sich in Gesellschaft. Jener wollte witzeln und sagte: „Wenn ich einen dummen Sohn hätte, so müßte er ein Pfarrer werden." — Der Geistliche erwiederte: „Wie doch die Ansichten verschieden sind! Ihr seliger Herr Vater dachte ganz anders."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 40. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern)

Sonntag den 6. Oktober 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Und der Mohr hob das Schwert; die breite Klinge zischte durch die Luft, und das Haupt des Grafen flog vom Rumpfe. Michael war herangestürzt, sowie das Schwert sich hob. Mit einem lauten Wehschrei sank er sinnlos zur Erde dicht neben der Bahre, und die springenden Blutquellen des schändlich gemordeten Greises übergossen sein Lederkoller mit den warmen Strömen des geliebten Herzens. —

Ein plötzlich einbrechendes, ungeheures Unglück, ein furchtbarer, unersetzlicher Verlust ist immer die höchste Prüfung der menschlichen Natur und Seelenkraft. Entweder zerbricht diese für immer, oder sie erstarkt zur Unverwüstlichkeit. So wurzelt fester der Eichenbaum für Jahrhunderte, wenn der zerschmetternde Orkan in seine Wipfel griff, so wird das Eisen in der Glut und unter dem streckenden Hammer zum Kernstahl, und zerbricht nimmer. —

In der armseligen Strohhütte eines Ziegenhirten, die mitten im Gebirg lag, erwachte der Oberst Katzensteiner aus den schweren Fieberträumen einer bösen Krankheit. Sein Lager bestand aus einer Streu und einer Matte; neben ihm saß der getreue Franciscus, und die Hirtenfrau kochte am Heerde neuen Balsam für seine fast verharschten Wunden. Mit froher Zusprache begrüßte Steinbrunn das wiedergewonnene Leben des Waffenbruders, und beantwortete mit sanfter Schonung die vielen Fragen des Kranken, dem es zuerst vorkam, als habe er alle die Schreckensscenen, durch welche das Schicksal ihn wie durch ein Fegfeuer gepeitscht, nur geträumt in einer langen, bösen Nacht.

Michael verfiel in ein tiefes Brüten und Sinnen, welches tagelang andauerte. Als aber der junge Körper wieder die Kraft der Gesundheit errungen, als er draußen saß in dem grünen Gebüsch oder auf der sonnenbeschienenen Klippe, da tauchte sein Geist wieder auf aus den düstern

Nebeln des Grames, wie ein gesundeter Adler, und gewann baldigst wieder die Höhen des Lichtes, in welchem er vordem die Fittiche zu schwingen gewohnt war.

Mache Anstalten zum Aufbruche in das Vaterland, Franz! sagte er, sich ermuthigend. Ermuda jammert! Ermuda vergeht im Grame! Und auch der Vater bedarf vielleicht des Sohnes, wenn meine Ahnungen nicht lügen. —

Da brachte Franciscus zwei Mönchskleider hervor, die Mailat Ibrahim aus der Beute des deutschen Lagers für sie ausgesucht, um ihre Heimreise zu sichern; da zeigte er den gefüllten Beutel, den Mailat, als er von dem Todtkranken scheiden mußte, auf sein Bett gelegt; da zog er ein Seidentüchlein hervor, und wickelte daraus die goldene Ordenskette des Grafen von Ladron und eine Silberlocke von dem gefallenen Haupte desselben, die der dankbare Türk, nachdem er seine Gefangenen durch treue Bosniaken in Sicherheit gebracht, auf Steinbrunns Bitte als ein Andenken für die Verwandten des Generals sich zu verschaffen gewußt hatte. —

Traurige Schätze! seufzte Michael mit überfließenden Augen. Mit euch soll ich hintreten vor die geliebte Jungfrau? Das soll ihr Ersatz sein für den verlornen Vater, mir für die Ehre des Namens vielleicht? O wie schwer liegt das Leben auf mir, und es drängt mich recht, es freiwillig hinzuwerfen, denn seine Felder sind abgeerndet und seine Gärten sind kahl. Ermuda, Dir muß ich es erhalten; weiß ich doch nicht, ob Du nicht des jammervollen Daseins Deines Freundes bedarfst. —

Lass' uns nur erst wieder deutsche Luft einathmen! tröstete der lebensmuthige Franz. Seit dem verdammten Siegesfeste der Türkenbrut riecht mich hier herum Alles an wie Blut; aus jedem Busch glotzet mich ein schwarzes Halbmondsgesicht an, und hinter jeder Klippe lauert in meiner Phantasie ein listiger Ohrenabschneider. Solche Bestien gehören in die sengenden Sandwüsten, und alle Könige Europa's sollten aufstehen gegen dieses Gezücht der Hölle, das zur Schande der Menschheit das Paradies unseres Welttheils mit Gräueln befleckt. Wäre ich ein Kaiser oder König, so duldete ich nicht, daß solch ein Scharfrichtmeister sich auch einen Fürsten der Völker nennen dürfte. Aufgebrochen, Bruder! Zurück in das Land, wo die Menschlichkeit wohnt, wo das Gesetz richtet und nicht die Mordlust, wo gute Regenten ihre Bürger wie Kinder lieben, und von ihnen wie Väter geliebt werden! — Schrecklich, daß ich zum ersten Male vor dem Gesetz zittere, zum ersten Male das Angesicht des väterlichen Fürsten fürchten muß, wenn auch nicht für mich! murmelte Michael vor sich hin. Stutzig sah ihn der Freund an, aber schnell sein Herz verstehend, entgegnete er: Ja, ja! der General-Oberst mag einen harten Stand haben bei den weichhändigen, feinen Kriegsräthen, die nie ein Feldlager gesehen, nie den Hunger gefühlt. Nun mit Gott wird er durchkommen, denn seine Kläger schlummern bei Essegg und Invanchen. —

Auch der Kläger in seiner innersten Brust? fragte der Katzensteiner heftig. Und wird nicht die Schamröthe auf des Sohnes Wangen den Vater verklagen bei der ersten Begegnung? —

Franciscus zuckte die Achseln und ging, die Anstalten zum Abmarsche zu besorgen. Er gab dem Hirten eine ansehnliche Belohnung, und dieser versah die Gäste mit einem Quersacke voll guter Lebensmittel, bewaffnete sie mit zwei Ochsenstecken, die scharfe Eisenspitzen trugen, half sie einhüllen in die Mönchskutten der Feldprediger, und begleitete sie dann auf sichere Fußpfade, bis sie außer dem Bereich der türkischen Streifpartien waren, und die Straße zur Heimath nicht mehr von ihnen verfehlt werden konnte. Ihre Reise ging langsam, denn Michaels Schwäche erlaubte keine langen Märsche, und die Bedrücktheit seines Geistes mehrte die Mattig-

keit seiner Glieder, so daß sie oft bei den Hirten am Ufer des Trauflusses, dessen Laufe sie entgegenwanderten, schon am Mittag Halt machten, oder in der Laubhütte eines armen Wildhüters einen Rasttag feiern mußten, wenn auch diese Naturmenschen überall die Ermatteten freundlicher aufnahmen, als die Entblößten die Schloßbewohner oder Städter empfangen haben würden. Mit Vorbedacht ließen sie jetzt die Stadt Warasdin rechts liegen, und wandten sich bei Studnitz in die Gebirge von Krain, begrüßten mit Wohlbehagen die väterliche Erde, und hier schickte ihnen sofort die Vorsicht ein Zeichen ihrer ihnen wieder geschenkten Gunst entgegen. Manches Rudel hochendiger Hirsche hatten sie am Waldwege gesehen, mancher borstiger Eber war durch den Unterbusch neben ihnen vorbeigebrauset; die edle Lust am Waidwerk, die dem Kriegsmuthe das Verwandteste ist, glühete zum öftern auf in des Steinbrunns Brust; er wetterte, daß es am Geschoß, am Wurfspeere und Jagdpferde mangelte, und er dem schönen Wilde lässig nachschauen mußte.

Als sie nun eines Morgens am Gebirgshange ruheten und der Feldflasche zusprachen, fuhr Franciscus plötzlich vom Moose auf, schützte das Auge mit der Hand vor dem Sonnenstrahle und rief: Sieh dort, Bruder! Siehst Du das glänzende Thier? Solch Wild ist mir kundigem Jäger nie in der Wildbahn vorgekommen. Ist es das fabelhafte Einhorn oder sonst eine Mißgeburt? Es äset sich am Busch; jetzt tritt es auf die Ebene. Sieh nur hin; mich blendet die Sonne. O warum ist dieser Ochsenstecken kein Jagdspieß! Der Kopf mit dem blanken Geweihe müßte meinen Trinsaal zu Steinbrunn zieren. —

Nur dem Freunde zu gefallen hob der Katzensteiner das müde Haupt, aber immer schärfer strengte er sein großes Auge an; langsam erhob er sich vom Hügel und stellte sich hoch mit angespannter Aufmerksamkeit. Ein seltsam Wild ist das, Du Blinder! sagte er lebhafter, als er auf der ganzen Reise gesprochen. Bei dem heiligen Hubertus! Ein gerüstet Streitroß ist es mit dem stacheligen Stirnschilde und hochgewölbten Sattel. So Gott mir helfe, ich glaube, es ist mein Roland, mein getreuer Goldfuchs. — Auf dem Finger that er einen grellen Pfiff, und das Thier stutzte, horchte mit gestrecktem Halse und schritt langsam durch das hohe Gras heran. Der Oberst pfiff mehre Male, und Roland! Roland! rief er mit weitschallender Stimme, daß zehn Echos wiedertönten. Mit einem lauten Wiehern antwortete das Roß, und in Sprüngen kam es zum Walde. Stutzend stand es dann in der Nähe der vermummten Männer; als aber Michael die Mönchskappe zurückwarf, die Kutte aufschlug, es mit Schmeichelworten ansprach und die Hand nach ihm ausstreckte, da glänzten die Augen des Thieres, seine Mähne sträubte sich, es wieherte hell und laut, kam dreist heran, drückte seine Lefzen an den Arm des geliebten Herrn, und preßte, als dieser es umfing, seinen Hals gegen des Ritters Schultern, indem es mit den Hufen scharrte und mit dem Prachtschweife schlug.

So bist auch du gerettet aus der Mordschlacht, treuer Kumpan! rief Michael aus mit inniger Freude. Und du hast dich nicht fangen lassen von fremder Hand, und hast den Herrn hier erwartet auf unwirthbarer Heide? —

Es möchte antworten! jubelte Franciscus. Sieh nur, wie es die Glanzaugen rollt. Der Teufel hole alle Gelahrte, die solch edelm Thiere die Seele absprechen! Nun du kommst gelegen, treuer Fuchs! Dein Sattelzeug ist zwar zerfetzt und schmutzig; hast auch wohl schlechte Nächte gehabt unter Gottes freiem Himmel, und die gute Pflege des Leibknechts ist dir abgegangen, das sieht man am rauhen Haar und den kothigen Fesseln; aber Weide hast du genug gefunden; der Herr-Gott kleidet die Lilien und nährt die Spatzen im Felde. Nun, Michael, sitze auf!

Du bedarfst der Erquickung; Dein Roland freut sich darob; er wird den vermißten Herrn willig tragen. Erfülle seine Sehnsucht, und wird mein Gebein müde, so nehme ich Platz hinter Dir; wir reiten dann gleich den ersten Tempelherren auf einem Rücken; sind wir doch eben so arm, vielleicht auch eben so brav, als sie dazumal. — Die Erscheinung seines Leibrosses wirkte wohlthätig auf den kranken Kriegsmann. Er sah darin die wiederkehrende Gunst des Himmels, und nachdem Franciscus unter Scherzreden das zerstörte Sattelzeug, so gut es gehen mochte, in Ordnung gebracht, setzten sich beide auf, und der Goldfuchs trabte mit der Doppellast stolz durch den Wald; war er doch gewohnt, zentnerschwere Panzerstücke des von der Ferse zum Scheitel verluppten Junkers mit ihm wie spielend durch Turniere und Fehden zu tragen.

Bequemer ging nun die Reise weiter, obgleich die Einwohner der Dörfer, welche sie passirten mit Verwunderung, oft sogar mit Spott die seltsame Cavalcade anschauten und sich nicht in die geistlichen Herren zu finden wußten, die lang und schmächtig, ohne Kugelbauch und barfuß, nichts Klösterliches an sich trugen, als das härene Gewand, die statt des geduldigen Eseleins ein kriegerisches Roß ritten und geschickt zu lenken wußten. Ohne Unfall kamen sie nach Rattmannsdorf und sahen in der Abenddämmerung den Katzenstein mit seinen festen Mauern, Zinnen und Warten vor sich aufsteigen. Keine Trompete ertönte, kein Wachthorn schallte, als sie den schmalen Burgpfad hinaufritten; als aber auf ihren oftmaligen Ruf endlich ein träges Gesicht in dem Luftloche über der Zugbrücke erschien, und der Oberst sich nannte, bekreuzte sich der alte Knecht und fuhr zurück, als habe er ein Gespenst gesehen. Doch gar bald ward es lebendig in der Burg. Windlichter zogen durch den Hof, und als die Kettenbrücke fiel, erschien der Kastellan selbst im Thore, sich von dem Wunder zu überzeugen und den todt geglaubten Sohn seines Hauses zuerst zu begrüßen. Ein freudiges Gemurmel bewegte die Schaar der Wappner, als Michael vom Rosse stieg und milde grüßend unter sie trat; als er aber auf die Frage: Ist der Vater da? — vom Kastellan die traurig gesprochene Antwort bekam: Seine Gnaden sind längst zu Wien! — und nun wortlos mit hängendem Haupte die breite Steintreppe im Schlosse hinaufstieg, da schüttelten die Burgleute die Köpfe, und meinten: der Junker sei ebenfalls als ein ganz anderer Mensch heimgekehrt, und die einstige Herrlichkeit auf dem Katzensteine würde sobald nicht wiederkommen. —

Der Kastellan schloß den Prunksaal auf und leuchtete den Freunden voran. Aber wie von einem Zauberstabe berührt, stand Michael starr bei dem ersten Blicke, den er durch den hochgewölbten Saal geworfen. Das große vergoldete Wappen der von Katzenstein, welches über dem Kamine, gerade der Flügelthür gegenüber prangte, war von einem Trauerflor verhangen; alle die blanken Rüstungen an den mächtigen Pilarren, theils eroberte Trophäen, hatte man mit schwarzem Tuche halb verdeckt oder mit Leichenflören geputzt; dazwischen schaueten die lebensgroßen Bilder der Katzensteiner wie mitternächtige Erscheinungen dräuender Gruftbewohner von den Wänden herab, und machten das Blut der Eintretenden erkalten in seinen Kanälen.

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos und doch verurtheilt.

Eine wahre Soldatengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Bernhard ward bei dieser meiner Bemerkung sichtbar sehr verlegen und brach dann in die heftigen Worte aus: Also hinter meinem Rücken hat man schon gewagt, heimliche Nachforschungen über mich anzustellen, das ist ja eine Schändlichkeit, die ich mit meinem Säbel blutig rächen werde, sobald ich wieder gesund bin."

„Mäßigen Sie Ihre Worte, Herr Premier-Lieutenant, und bedenken Sie, was Sie sprechen, entgegnete ich ihm ruhig. Die Nachforschung geschah mit aller möglichen Rücksicht, und zwar auf Befehl unseres Herrn Generals, an dem Sie sich weder blutig rächen können noch wollen. Geben Sie mir lieber eine befriedigende Auskunft, wie Sie so unerwartet in den Besitz der neuen Goldstücke gelangt sind, die Sie an jenen Officier sandten."

„Mit steigender unmuthiger Verlegenheit antwortete mir Bernhard darauf: einige durchreitende Kosaken-Officiere, die er von einem Bivouak bei Lützen her oberflächlich gekannt, hätten ihn auf ein Stündlein besucht und zu einem Pharaospiel verleitet. Obgleich er sich nun selbst früher das Versprechen abgenommen, niemals wieder Hazard zu spielen, habe er doch dieser Verlockung nicht widerstehen können und gespielt, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß er den Kosaken-Officieren alle ihre neuen Friedrichsd'or abgewonnen hätte. Von diesem Golde habe er die bewußte Sendung gemacht."

„Die Geschichte klang glaubhaft oder unglaubhaft, wie man es nun gerade nehmen wollte, und da ich keine andere Auskunft von Bernhard erhalten konnte, so mußte ich endlich ebenso unbefriedigt, wie ich gekommen war, sein Zimmer wieder verlassen. Auch mein General und Karl waren ziemlich unzufrieden mit der Erfolglosigkeit meiner Bemühungen. Unter dem Vorwande, es betreffe den Zustand der Wunde Bernhards und deren sorgfältige Pflege, ließ ich unter der Hand dessen Bedienten zu mir kommen. Es war ein Bauernbursche aus Ober-Schlesien, der seit seinem Eintritt in das Heer nur gute Dienstzeugnisse aufzuweisen hatte und sonst ein zwar etwas unbeholfenes und verlegenes, aber ganz einnehmendes Wesen zeigte. Trotzdem hegte ich sogleich, wie ich ihn bei mir eintreten sah, eine Art inneren, gleichsam unbewußten Widerwillen gegen ihn, ohne daß ich mir selbst Rechenschaft darüber abgeben konnte, warum dies geschehe. Ich machte dem Burschen zuerst Vorwürfe, warum er seinem Herrn nicht abgerathen habe, Kosaken-Officiere bei sich zu sehen, da dies doch seinen Gesundheitszustand habe verschlimmern müssen. Er wollte gar nichts davon wissen, daß jemals ein derartiger Besuch bei seinem Herrn gewesen sein könne, und meinte, er müsse dies doch dann bemerkt haben, da er fast nie das Haus verlassen, außer daß er wiederholt Briefe mit Geld zur Post habe tragen müssen. Das Befinden seines Herrn sei übrigens gar nicht so schlecht, denn schon vor einigen Wochen, als noch der Dragoner-Officier in demselben Zimmer geschlafen, habe er wiederholt am Tage sein Bett auf Stunden verlassen, ihm aber strenge verboten, etwas davon dem Arzte oder sonst Jemand zu sagen."

„Ich schärfte dem Burschen nun noch ein, seinem Herrn die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen, und ließ ihn dann, recht unbefriedigt über das, was ich von ihm erfahren hatte, wieder gehen. Immer heftiger ward jetzt das Kopfschütteln meines Generals."

„Wir zogen jetzt den Arzt, der Bernhard behandelte, einen sehr zuverlässigen und ehr-

fühlenden Mann, in das Geheimniß dieses so sehr betrübenden Vorfalls. Er meinte selbst, der Kranke habe ihn mitunter zu täuschen gesucht und ihm überhaupt hinsichtlich seines Charakters niemals sonderliches Vertrauen eingeflößt. Uebrigens wolle er die Sachen desselben während seines Schlafes, der gewöhnlich in der Nacht fest zu sein pflege, untersuchen. Es geschah dies, wenn auch heimlicher Weise, von uns in der Nacht, und wir fanden in dem Bunde einer alten Hose von Bernhard einige zwanzig neue Friedrichsd'or, die noch in einer halbaufgebrochenen Rolle steckten, sorgfältig eingenäht. Das Papier der Rolle war aber von Karls Hand beschrieben, und dieser sagte uns, daß er es mit völliger Bestimmtheit beschwören könne, er hätte diese Rolle selbst besessen, da er es wußte, gerade diesen Bogen, der einen angefangenen Brief enthielt, zu deren Anfertigung benutzt zu haben.

Nach dieser Entdeckung ward es selbst mir unmöglich, jetzt noch an die Unschuld von Bernhard zu glauben, so sehr es auch meinem Gefühle widerstrebte, von einem Officier annehmen zu wollen, daß er einen gemeinen Diebstahl an einem Kameraden begangen haben könne. Mein General sprach an dem Tage, als ich ihm diese letzte Entdeckung meldete, kein Wort mehr, so tief hatte ihn das Ganze erschüttert. Karl, der jetzt wieder zu seinem Dragoner-Regiment, was inzwischen entferntere Cantonnirungen bezogen hatte, zurückkehren mußte, hatte erklärt, er wolle gern auf jegliche Wiedererstattung des gestohlenen Geldes verzichten, doch solle alsdann eine officielle Anzeige des Diebstahls an das Kriegsgericht unterbleiben, da er nicht wolle, daß die Ehre eines Officiers öffentlich an den Pranger gestellt würde."

„Dem Officiercorps des Landwehr-Regiments, bei dem Bernhard stand, durften wir eine Meldung von diesem ganzen Vorfall zu machen nicht unterlassen. Es hatten sich leider manche unwürdige Subjecte in die Reihen der Offiziere der Landwehr einzuschleichen gewußt, die den so eben erst mit Mühe auf blutigen Schlachtfeldern begründeten guten Ruf derselben leicht wieder gefährden konnten, und so mußten die Landwehr-Offiziere einen strengen Corpsgeist möglichst zu erhalten suchen."

„Nach Zusammenberufung des Offizierkorps des Landwehr-Regiments, dem dieser ganze Vorfall nun der strengsten Wahrheit gemäß vorgelegt wurde, erklärte solches einstimmig, unter so bewandten Umständen nicht mehr mit Bernhard dienen zu können, da die durch nichts entkräfteten Verdachtsgründe des gemeinen Diebstahls gegen ihn zu stark wären. Das Urtheil, das den Angeklagten moralisch vernichtete und ihn härter traf, als je eine juristische Verurtheilung bestrafen konnte war, wie wir alle nicht leugnen konnten, gerechtfertigt und wir hatten auch kein anderes erwartet. Als ich unserm General, der ein alter Waffengefährte von Bernhard's Vater war, die Erklärung des Offizircorps mittheilte, schien es mir, als glänze eine Thräne in seinen Augen, und mit bewegter Stimme rief er wiederholt aus: „Der arme, arme Vater! welch entsetzlicher Schlag für ihn. Geben Sie Acht, lieber G., der Bernhard jagt sich jetzt eine Kugel durch den Kopf."

Da das Landwehr-Regiment auch inzwischen seine Cantonnirungen verändert hatte, so ward mir, der ich dienstlicher Geschäfte wegen noch einige Tage zurückgeblieben war, als Adjutant der Brigade die Pflicht, Bernhard von diesem Ausspruch des Offizierscorps in Kenntniß zu setzen. Ich sollte ihn veranlassen, ungesäumt seine Entlassung zu fordern, und man bedenke, was dies im Jahre 1813 für einen Offizier bedeuten wollte, sonst würde das Offizierscorps seine gezwungene Ausstoßung beantragen."

„Ich muß gestehen, unter allen dienstlichen Pflichten, die ich je in meinem Leben zu erfüllen

gehabt hatte, so viele unangenehme auch schon darunter gewesen sein mochten, war mir dieser Gang jetzt zu Bernhard der peinlichste. Mein Fuß zögerte förmlich, die Schwelle zu dessen Zimmer zu überschreiten; meine Hand lag einen Augenblick auf dem Thürdrücker zu seiner Stube, bevor ich mich entschließen konnte hineinzutreten, und doch mußte dies geschehen."

„Ich traf Bernhard in einen alten Uniformrock gekleidet an einem Tische sitzen und lesen, denn seine Wunde hatte in letzter Zeit so große Fortschritte in der Heilung gemacht, daß er in wenigen Tagen zur Noth hätte wieder in den Dienst einrücken können. Er sah bleich und geistig ungemein angegriffen aus, denn es hatte ihm nicht entgehen können, daß das furchtbare Unwetter, welches über seinem Haupte schwebte, in der letzten Zeit sich noch dichter zusammengezogen. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden und theilte ihm dann, da dies nun doch einmal sein mußte, ohne Umschweife und mit soldatischer Kürze das Urtheil des Offiziercorps seines Regiments mit. In meinem Leben sah ich kein schrecklicheres Bild des Entsetzens und der Verzweiflung, wie der Unglückliche sich darbot. Gleich wie versteinert sahen seine kreideweißen Gesichtszüge aus und die Augen schienen aus ihren Höhlen hervorspringen zu wollen. Der Schreck schien ihn anfänglich jeglicher Sprache beraubt zu haben, denn während einiger Minuten sah er mich schweigend an, bis er endlich in die Worte ausbrach: Nein, nein es kann, es darf nicht sein — ich, wegen infamen Diebstahls aus den Reihen der Offiziere meines Regiments ausgestoßen! Gerechter Gott habe ich das verdient?"

„Bis in mein spätestes Alter wird mir der furchtbare Ton, mit dem der Unglückliche diese Worte aussprach, stets unvergeßlich bleiben. Von diesem Augenblick an glaubte ich selbst an seine Unschuld, die ich in letzter Zeit freilich ebenfalls stark bezweifelt hatte, denn so konnte nur ein wirklich Unschuldiger sprechen."

„Ich setzte nun dem Bernhard, der bald wieder stumm in sich gebrochen, das Gesicht mit den Händen bedeckte, aus denen die Thränen herausquollen, auseinander, alle Verdachtsgründe gegen ihn wären so stark, daß das Offiziercorps in diesem Falle nicht anders handeln könne, so peinlich für uns Alle auch diese ganze Angelegenheit sein müsse. Dabei gab ich ihm den Rath, ungesäumt sein Entlassungesuch aus gesundheitsrücksichtlichen Gründen einzureichen und dann sich als Gemeiner unter fremden Namen in irgend ein Freicorps aufnehmen zu lassen, da der Krieg in den nächsten Tag mit vermehrtem Nachdruck wieder beginnen würde. Hoffentlich würden günstigere Umstände bald seine Unschuld an den Tag legen."

Er gab mir gar keine Antwort hierauf, schüttelte nur mit dem Kopf und winkte dann schweigend mit der Hand gegen die Thüre, als sei es ihm angenehm, daß ich ihn jetzt verlassen möge. Es war mir selbst sehr erwünscht, dieses für mich so ungemein peinliche Beisammensein beenden zu können, und so ging ich denn fort und sagte, ich würde am andern Morgen, wenn er gefaßter sein würde, wieder zu ihm kommen, um die ferneren Schritte seines Lebens mit ihm zu berathen."

(Fortsetzung folgt.)

Jetzt gibt's auch Gichtwein, wie in öffentlichen Blättern zu lesen ist. Das ist nicht der Wein, von dem man die Gicht bekommt, wenn man ihn trinkt, sondern der Wein, von dem man die Gicht verliert, wenn man sie vom Weintrinken ꝛc. bekommen hat. Ein rechter Weintrinker kommt also nicht mehr in Verlegenheit; er trinkt unverdrossen — erst das Gift und dann das Gegengift.

— — —

Die Innsbrucker „Schützenzeitung" erzählt folgende Schnurre: In Tyrol auf einer hügeligen Anhöhe liegt ein stilles Dörflein, und am Eingang in selbes winkt ein stattliches Wirthshaus. Von diesem weg sieht man einen Felsenschopf, der in geringer Entfernung sich erhebt, auf dem Kamm mit Gebüsch bewachsen, die Abhänge steil und schroff, und es hat den Anschein, es wäre nicht menschenmöglich, da hinauf zu klimmen. Besagtes Dörflein lockt zur Sommerszeit durch seine liebenswürdige Lage und weitreichende Fernsicht viele fremde Zugvögel hinauf aus der nahen Stadt. Unter denselben sind gar oft Söhne aus der sandigen Mark Brandenburg, und diese richten an den Wirth gewöhnlich die Frage: „Sagen Sie uns einmal, guter Alter, springen auf dieser Höhe da wohl recht viele wilde Jämsen herum?" Der Wirth nimmt sodann sein Käpplein vom Kopf und entgegnet: „Ja, etliche sein schon da. Aber ich weiß halt auch nicht, ob sich gerad' heut' eine sehen läßt." Darauf geht er mit seinem norddeutschen Gast hinaus vor die Hausthüre, hält sich die rechte Hand über die Augen, auf daß ihn die Sonne nicht blende, und späht sorgsam nach allen Richtungen umher. Endlich nimmt er voll Freude den Fremden bei der Hand, deutet nach dem Felsengipfel und sagt: Schaut, schaut! dort oben guckt just eine herfür aus dem Gestäud! Und wirklich streckt oben eine Gems ihren Kopf aus dem Gebüsch, und der Reisende staunt sie lange Zeit an und ist voll Vergnügen. Sobald diese Jämse sich zurückzieht, schreibt er in sein Tagebuch: „Ach, meine süße Mina! Vor mir auf einer Felsenzacke steht jetzt eine Jemse. Die hat so schöne Aeugelein und ist so zahm, wie Du und läßt sich anschauen, so wie mir's gefällt. Ist dies Tirol ein romantisches Land! In jedem Busch ein Bär und auf jedem Stein eine Jemse!" Allerdings! aber blos für solche Fremde, die auf jedem Stein eine Gemse erschauen wollen. Unser Wirth hat sich die seine von einem Bildschnitzer machen lassen, und so oft Reisende über den Berg herauf steigen, sagt er zu seinem Buben: „Du, Hansel, traxl schnell auf den Felsen und stell's Gambs herfür, Preußen kommen!" Böse Zungen behaupten auch, der schalkhafte Wirth lasse bei der Rechnung allemal „ein Zwanzgerl für's Gambs" hineinschlüpfen.

— — —

Kaltblütigkeit. Als Cromwell vor der Schlacht bei Dunkan die Gegend besichtigte, kam hinter einer Mauer ein auf ihn gerichteter Schuß hervor, der ihn fast getroffen hätte. Seine Begleiter flogen auseinander. Er ließ das Pferd um nichts geschwinder gehen, drehte sich nach der feindlichen Seite hin und rief: „Du Schuft, wenn einer meiner Leute so schlecht zielte, ließe ich ihn aufhängen!"

— — —

König Georg der Erste rastete auf einer Reise nach Hannover in einem holländischen Dorfe und verlangte einige Eier, wofür er 200 Gulden bezahlen mußte. — Wie? rief er aus, die Eier müssen ja bei Euch eine ungeheure Seltenheit sein? — Die Eier nicht aber die Könige, erwiederte der höfliche Wirth mit einer Verbeugung.

— — —

„Bist du schuldig oder nicht?" fragte ein Aktuarius eines Gerichts einen Gefangenen. „Nun ich denke, Sie sind da, um das herauszufinden," antwortete der Gefragte.

— — —

Ein Poet klagt über die Krinoline:

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar,"
Seit die Krinoline Sitte
Ist der Satz nun nicht mehr wahr.

— — —

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 41. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und [illegible])

Sonntag den 13. Oktober 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Wer hat das befohlen? fragte der Oberst barsch den grauen Diener. Der Herr Landeshauptmann gebot es, antwortete unterthänig der Kastellan. Die Excellenz betrauerte recht bitterlich den Tod des lieben Sohnes. Euer Oheim Franz, der hochwürdige Bischof zu Laibach, hat viele Seelenmessen gelesen für Euch, edler Junker, da ihr ohne Sakrament dahingefahren; aber oft zürnte der edle Burgherr mitten im Gebet für die arme Seele, und schalt lästerlich die Tollheit, die Euch in den Tod getrieben, da Ihr auf sicherem Nest sitzen könnet gleich ihm —

Mit starken Schritten ging der Oberst zum Kamine und riß mit einem Zuge der Hand die Trauerdecke vom bunten Wappen herunter. Nein, ihr edeln Voreltern, rief er wie außer sich, ihr sollt nicht in Gram und Scham hinschauen auf den vergangenen Schild. Hier steht ein Katzianer, der die fleckenlose Hand dennoch aufheben darf, der stolz sagen darf, ich versöhnte des Vaters Schuld und darf frei hineinschauen in eure gespenstischen Glutaugen. —

Was redet Ihr für Worte voll Entsetzens, Junker? fragte der Kastellan erschrocken. Also ist es so, wie die Gerüchte plauderten? O dann laßt die Flöre immerhin hangen; der Tod will dann sein Recht, und diese starre Hand soll einem beschimpften Herrn das Grabgewölbe der hohen Ahnen aufschließen. —

Was faselst Du, alter Schalksnarr? sprach hastig Franciscus dazwischen, denn er sah, wie Michael die Augen rollte, sie dann starr auf dem Munde des Kastellans haften ließ, und an der Hüfte nach dem Schwertgriffe suchte. Sprich heraus, welche Gerüchte machten Dich fürchten? und wohin ist der Burgherr? —

Der gnädige Landeshauptmann war nur kurze Zeit hier auf der Burg, erzählte der Kastellan mit ängstlicher Geberde. Mürrischer und aufbrausender hatten wir den edeln Herrn nimmer gesehen. Er saß halbe Tage mit dem hochwürdigen Bischofe eingeschlossen, und dann schickten sie den Kurt als Eilboten nach Wien mit der Relation über den Feldzug, wie ich aus ihrer Zwie-

sprache erhorchte. Nicht lange nachher kam der Hauptmann von Brandenstein von der Trabantengarde hier an mit einem königlichen Sendschreiben, und unsere beiden Herren brachen sogleich auf nach der Kaiserstadt, um bei des Königs Majestät selbst ihr Recht zu erlangen und schwerer Anklage zu begegnen. Der Kurt ist seitdem heimgekehrt, er brachte die Schreckensmähr mit zu Hause, der Herr sei zu Wien auf Hochverrath angeklagt, er säße in einem Thurme der Hofburg, und Gericht würde über ihn gehalten werde, auf Leben und Tod; die Leute zu Wien meinten, der König sei im wilden Zorne, und der Herr würde dem Richtbeile nicht entgehen. —

Richter über den Wolken! rief der Oberst wie außer sich, wirf nicht mehr auf meine Brust als ich zu tragen vermag! Womit habe ich Deine glühende Strafruthe verdient, das sie so gnadenlos meine Seele geißelt bis zur Verzweiflung? — Auf, Kastellan! Bringe uns Wein und Brod und sattelte zwei frische Rosse für uns! Ich darf die weichen Pfühle dieses Schlosses nicht berühren; das Ziel meiner Reise liegt noch weit hinter dem Katzenstein.

Was beschließest Du, Bruder? Und bedenkst Du nicht Deinen kranken Leib? fragte Steinbrunn, als der Kastellan fortgegangen. —

Und Du fragst? entgegnete Michael heftig. Zu Wien ist mein Platz an des Vaters Seite. Ist er nicht zu vertreten bei dem Könige, so ist vielleicht sein Leben zu retten durch einen Gang auf Kampf um den Tod.

Ich gehe mit und stehe neben Dir unter den Schranzen und Pfaffen, wo es vielleicht heißer sein möchte für Dich als in der wildesten Feldschlacht! antwortete Franciscus. Mit Heftigkeit warf sich der Oberst in des Freundes Arme und die hohen Männer hielten sich fest umschlungen, indeß durch die buntgemalten Fensterscheiben der Zugwind hereinstrich, mit grauenhaftem Flüstern an den Wänden hinzog und die Trauerflöre bewegte.

In dem Palaste des Grafen von Lodron zu Wien lag im Betstübchen Fräulein Ermuda vor dem Bilde des Gekreuzigten, traurigen Trost für ihren brennenden Schmerz schöpfend in dem Gedanken, wie viel mehr der Erlöser gelitten, und ebenso schuldlos und um fremder Sünde willen, wie sie. Tiefe Trauerkleidung umwallte die zarte Gestalt des frommen Mägdleins, und höher schimmerte dadurch der lilienweiße Hals aus den dunklen Locken durch das schwarzbehangene Kämmerlein. Ein kleine Silberampel beleuchtete von dem Hausaltare her das liebliche Oval ihres ausdrucksvollen Gesichts; die Rosen darauf waren freilich erloschen, aber in dem dunklen Augenpaar glühte ein höheres Leben als das der armseligen Erde, und eine höhere Hoffnung, als hier unten erfüllt zu werden vermag. Ihre zarten Finger zählten am Rosenkranze, die schmalen Lippen bewegten sich: doch der Geist schien verloren in höhern Regionen, schien droben zu kosen mit dem abgeschiedenen Geliebten ihres Herzens. —

Leise klopfte es jetzt an die Thür des Gemachs und die Betende schrack sichtlich zusammen; sich ermuthigend, erhob sie sich aber bald von dem Betschemel, ging langsam hin und öffnete. Und herein trat Pater Bernhardus, ein Dominikaner und ihr Beichtvater; sie beugte demüthig ihr Haupt vor ihm, und er segnete sie mit dem heiligen Zeichen, indeß sein Begleiter in der engen Thür verweilte, und aus der Mönchskapuze hervor mit glühenden Augen, in denen heftige Seelenbewegung leuchtete, der frommen Gruppe zuschaute.

Noch so spät besucht Ihr Eure Tochter? fragte Ermuda dann mit einer Stimme, der man es abhorchte, daß sie lange sich zu dem Tone des Schmerzes gewöhnt hatte, und die darum

rührend zu jedem Herzen sprach. Habt Ihr etwa eine gute Post für mein zerrissenes Herz? Hat Graf Thurns Schreckensbotschaft sich nicht bestätigt? Sind Botschaften da aus Slavonien? Lebt der Vater? Habt Ihr dem Könige unsern Familienschmuck, den Werth unserer Güter bei Milano, den Palast zu Rom angetragen als Lösegeld für den grausamen Türkenkaiser? O so sprechet doch, ehrwürdiger Herr, und erleichtert der Jungfrau bedrücktes Gemüth, das in der Einsamkeit verzweifelt, und es nicht fassen kann, daß dieses Herz für die Zukunft so ganz allein schlagen soll in der vollen Welt. —

Niemand stehet allein, antwortete ernst der Dominikaner. Gott und seine Heiligen begleiten die Schritte der Frommen und führen ihm gute Brüder zu wenn er schwankt und strauchelt, die seine matten Glieder zu stützen vermögen. Und hat Ermuda Niemand beweinet als den Vater? Hat Ermuda's Herz Niemand sonst vermißt? — In die Knie warf sich die Jungfrau vor dem Mönche. Ihr wolltet mir Trost bringen, rief sie mit herzzerschneidenden Tönen, ehrwürdiger Vater; o warum wühlt Ihr denn mit neuen Dolchen in meiner blutenden Brust? Ist es nicht schrecklich genug, daß der verblichene Geliebte einen Namen trug, der sich mit Schauder auf meine Lippe drängt? Muß mir nicht jede Thräne, jeder Seufzer um ihn als eine Beleidigung gegen den zürnenden Schatten meines Vaters erscheinen, dessen tückischer Mörder sein Erzeuger war, dessen Verderber mit ihm denselben Namen trägt? O rettet meine Seele aus diesem Zwiespalt der Gefühle, aus diesem Gewirr von Schmerz und Reue, von Buße und Versündigung, ehe Verzweiflung mir Wahnsinn bringt, der mit dem Leibe den Geist verderben könnte! —

Ermuda, was spricht Dein treuer, frommer Mund? stieß da heftig der Begleiter des Dominikaners hervor, indem er das härene Gewand von seinen Schultern riß und in des jungen Katzianers Gestalt vor der emporfahrenden Jungfrau stand, ein bleiches Bild des männlichen Grames. Soll auch dieser Donner herabschmettern auf meinen unschuldigen Scheitel, daß ich irre werde an so vielen Menschengestalten um mich her? — Michael! Mein Michael! schrie das Fräulein warf sich in seine Arme und sank in halber Ohnmacht an seine Schulter. —

Nein, er zürnet nicht, Dein edler Vater zürnet nicht, wenn Dein frommes Taubenherz schlägt an meiner Brust! sagte der Katzianer mit Wehmuth. Sein verklärter Schatten sieht milde herab auf seine vereinigten Kinder, deren Bund sein Wort noch segnete wenige Minuten zuvor, ehe sein Leben im edlen Blute verströmte. — Also todt für immer! jammerte die zitternde Ermuda. Und Michael konnte ihn nicht beschirmen, nicht erretten? —

Sein Wort war es, das mein Leben schützte, entgegnete Michael, trübsinnig vor sich hinausblickend; sein Wort rief mich auf, zu dulden und die drückende Bürde weiter zu schleppen. Sein Wort erinnerte mich an die Geliebte und meine Pflichten gegen sie, als meine blutende Hand gelähmt hing, und sein spritzendes Blut wie ein höllischer Feuerregen tödtend brannte in meine Glieder. — Ermuda fuhr erschüttert zurück. Sein Blut! rief sie kreischend. Diese Flecke auf Deinem Koller sein Blut? O laß sie mich küssen, einsaugen in mein Herz diese letzten, köstlichen einzigen Reliquien von ihm! — Wie im Wahnsinne preßte sie unzählige Küsse auf das Lederwamms des Obersten, bis sie erschöpft vor ihm in die Knie sank und Michael sie unter sanftem Weinen aufhob und in einen Lehnsessel trug. Ich bringe Dir mehr sprach er halblaut. Hier seine Ritterkette! — Er hing sie um ihren Hals; — hier eine Locke seines heiligen Hauptes! Weine über den köstlichen Pfändern! Weine Dich aus, Du armes Mädchen. Thränen geben Linderung, Thränen sind göttlicher Himmelsthau, den der Vater der Liebe sendet, die welke Menschenpflanze aufzufrischen, daß sie nicht für immer dürr werde in der Glut des Kummers. —

Mit Hast ergriff Ermuda Kette und Haar; inbrünstig drückte sie den Mund bald auf dieses, bald auf jene, bald auf des lieben Gebers Hand; ihrer Zähren Quell brach auf, und ihre schönen Augen ergossen Bäche der Wehmuth, die dem beklommenen Herzen Erleichterung gaben, die weicheren Gefühle aufthauten in dem erstarrten Gemüth. —

Der Mensch ist ein Sinnenwesen; wo die Vernunft nich's über ihn vermag, wo er im Zorn wie das gereizte Raubthier oder im Schmerz wie der andalusische Kampfstier alle Zügel des innern Führers zerreißt, da zähmet ihn oftmals ein Sinneneindruck, eine Anschauung, und statt sich zu erheben über die Erde und ihre Leiden, statt so die Wunde zu heilen durch selbstige Hochstellung, läßt er sich lieber hinabziehen durch einen Gemüthsreiz, durch eine kindliche Tändelei, deckt ein Blumenblatt über die Wunde und wähnt darin die beste Arznei gefunden zu haben. Solche Wetterableiter waren für des Fräuleins tiefen, zerstörenden Schmerz die traurigen Geschenke, die ihr der Bräutigam mitgebracht, und über welchen sie den lebendigen, ihr fast durch ein Wunder wiedergeschenkten Geliebten selbst zu vergessen schien. Mit stiller Rührung sahen der Oberst und der Dominikaner dem betrübenden Spiele zu, welches das Mädchen mit den Angedenkenspfändern des Todten trieb, wie sie kosete mit ihnen, wie sie sprach zu ihnen, wie ihre ganze Zärtlichkeit sich ausgoß über sie, als sei der Gemordete selbst in ihnen ihr wiedergekehrt. Zusammenschaudernd unterbrach sie dann selber ihr sinnverwirrendes Treiben.

Sie antworten mir nicht, Michael! rief sie auffahrend aus ihren Träumen. Unter der kalten Kette pocht kein Herzschlag; diesem weißen Haare fehlt die Stimme, mich zu liebkosen und zu segnen. O Michael, warum hat Dein Vater das verschuldet? —

Stürmisch aufgeregt warf sich der Oberst vor sie hin in die Knie, umfaßte sie mit beiden Armen und zog sie dicht an seine Brust. Richte nicht, Mädchen, sprach er mit Heftigkeit, richte nicht, wo ich nur Räthsel sehe, der ich doch all das Schreckliche mit erleben mußte. Johann Katzianer hat immer so groß und herrlich zwischen uns gestanden, wie ein homerisches Musterbild der Kriegsjugend; er kann nicht muthwillig mit solchem Rostflecken die ganze Glorie seines Lebens geschwärzt haben. Aber, Ermuda, Du bist glücklicher als ich. Nicht Dich zu trösten suchte ich Dich, nein! ich, der starke Mann, komme zu Dir wie ein Flehender, Tröstung zu suchen bei Dir, Heil, Rettung, Leben und Ehre zu erflehen von Dir, dem einzigen Wesen in der Schöpfung, dem ich vertrauen darf und dem ich vertrauen mag. — Was kann das arme Mädchen Dir g ben? fragte die Jungfrau, und sah mit dem Unschuldsauge tief hinein in seine rollenden Augensterne. Michael! Selbst der Kranz meiner Liebe hängt welk, und wird Dir keine Freude mehr zuduften wie vordem; habe ich doch dem Bräutigam nichts zu bringen, als ein zerbrochenes Herz und eine ewige Thräne. —

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos und doch verurtheilt.

Eine wahre Soldatengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Unaufhörlich ging es mir jetzt im Kopfe herum, der Bernhard müsse doch unschuldig sein, und ich sann und sann, wie ich die schweren Verdachtsgründe gegen ihn mit entkräften helfen könne, und doch wollte mir nichts hierin einfallen."

„Zwei Stunden später kam der Ordonnanzsoldat, den ich noch in meinem Quartiere hatte, mit großem Schrecken zu mir gelaufen und meldete, daß der Premier-Lieutenant Bernhard v. R. sich so eben im Garten hinter seinem Hause erschossen habe. So war das Schreckliche, was der General vorausgesagt und ich auch selbst mit befürchtet hatte, nun doch eingetroffen; der Unglückliche war ein Selbstmörder geworden. Schnellen Schrittes eilte ich zu dem Schauplatz der That, wohin schon die Dienstespflicht mich trieb, da ich noch der einzig anwesende Offizier im ganzen Orte war. Unter einem mit schönen rothen Früchten dicht behangenen Apfelbaume des kleinen Bauerngärtchens lag der Unglückliche todt auf dem Boden, neben ihm die abgeschossene Pistole, auf deren Kolben der Name seines Vaters eingravirt war. Mit sicherer Hand hatte er sich die Kugel durch das Herz geschossen, und jegliche Spur des Lebens war entflohen. Gleich einem Schlafenden lag er so da, und aus der kleinen Schußwunde sickerte das warme Herzblut in dicken Tropfen, das grüne Gras dort mit großen rothen Flecken färbend."

„Ich ließ die Leiche nun in das Zimmer tragen. Dort fand ich auf dem Tische einen großen Brief an mich, von der Hand des Verstorbenen adressirt, liegen. Schnell erbrach ich solchen nnd las die Worte: Wenn diese Zeilen in Ihre Hände fallen, so stehe ich schon vor meinem ewigen Richter, der mich hoffentlich milder richten wird, wie dies hier auf Erden geschehen ist. Ich gebe Ihnen in dem letzten Augenblicke meines Lebens nochmals mein Ehrenwort, daß ich völlig unschuldig an dem schändlichen Diebstahl bin und keine Ahnung davon habe, wo das Geld geblieben sein mag. Ich sehe selbst ein, welch' schwerer Verdacht auf mir lasten muß und daß die Offiziere meines Regiments nichts anders handeln konnten; daher verzeihe ich ihnen auch den strengen Urtheilsspruch. Meine Unschuld wird hoffentlich bald zu Tage kommen — mich aber drückt meine jetzige Schande zu tief; daher scheide ich aus dem Leben. Einliegende Briefe senden Sie durch die Feldpost an meinen alten Vater, dem ich, wie er sagt, stets nur Kummer machte, und an meine Braut in Ostpreußen. Leben Sie wohl und seien Sie mein Vertheidiger, bis sich meine Schuldlosigkeit völlig aufgeklärt hat." —

„Wie tief mich dieser Brief erschütterte, meine Herren, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen," fuhr der alte Major in seiner Erzählung weiter fort, nachdem er einen tüchtigen Zug aus seinem Grogglase gethan hatte, als wolle er damit gleichsam alle traurigen Rückerinnerungen fortspülen. „Auch mir traten wirklich jetzt die Thränen in die Augen und ich schämte mich dieser Rührung gar nicht."

„Ich war noch damit beschäftigt, den geringen Nachlaß des Erschossenen zu ordnen, und zu versiegeln, wobei mir ein höchst unangenehmes Gefühl in den Händen ankam; als ich die Uniformshose, in deren Bunde die verhängnißvolle Rolle mit den neuen Goldstücken eingenäht war, anfaßte, da störte mich ein vor dem Hause vorfahrender Miethswagen bei dieser Beschäftigung. Eine einfach aber anständig in einem Reiseanzug gekleidete junge Dame sprang so eiligst aus dem Wagen heraus, daß sie sich kaum die nöthige Zeit zu Oeffnen des Schlages ließ. Ihr ro

gelmäßig schönes, feines Gesicht mit wundervollen blauen Augen, um welches reiche blonde Locken jetzt in der Unordnung einer langen Reise herunterhingen, sah bleich und sehr angegriffen aus, und die höchste Bestürzung schimmerte aus allen ihren Zügen. Ich eilte der jungen Dame, der eine ältere, sehr würdevoll aussehende Matrone langsamer nachfolgte, entgegen, um sie nach ihrem Begehr zu fragen."

„Ist es denn wahr, mein Herr Offizier, was mir die Leute im Dorfe sagten, als ich nach der Wohnung meines Bernhard frug, daß dieser sich soeben selbst erschossen habe? rief sie mir im Tone der größten Angst entgegen. Bevor ich aber noch zu antworten vermochte, hatte sie durch die offengebliebenen Fenster der Stube die Leiche des Erschossenen liegen gesehen."

„Sie stieß einen furchtbaren Schmerzensschrei aus, der mir bis in die tiefste Seele drang, schob mich zur Seite und stürzte nun in die Wohnstube hinein, wo sie sich auf die Leiche warf, diese convulsivisch umarmte, wobei ihr Kleid vorn auf der Brust von dem Blute der Wunde ganz roth gefärbt wurde, u d auf die bleichen Lippen Küsse über Küße drückte. Dabei rief sie in den erschütternden Tönen des größten Schmerzens aus: O, mein Bernhard — mein Bernhard — du ein Selbstmörder — wie konntest du mir dies anthun!"

„Die alte Matrone, der die Thränen in vollen Strömen über ihr faltiges Gesicht rannen, hatte sich inzwischen auch genähert und stellte sich mir als eine verwittwete Hauptmännin und Tante des jungen Mädchens, welches die Braut des erschossenen Bernhard war, vor. Letztere hatte in dem kleinen ostpreußi chen Städtchen, in dem sie lebte, kürzlich erst die Nachricht von der Verwundung ihres Verlobten erhalten, da wahrscheinlich Briefe verloren gegangen sein mußten, und nun ihre Tante dringend bewogen, die in jener Zeit noch so sehr beschwerliche Fahrt von Ostpreußen nach Schlesien sogleich zu unternehmen, um den theuern Verwundeten mit den Händen der aufopfernden Liebe pflegen zu können. Jetzt war dies arme Mädchen gerade dazu gekommen, um den Geliebten ihres Herzens als Selbstmörder zu finden."

„Die Braut war inzwischen von der besorgten Tante fast gewaltsam von der Leiche entfernt worden, als ihr der an sie adressirte Brief, den ich auf dem Tische hatte liegen lassen, in die Augen fiel. Sie riß schnell das Siegel ab, hatte aber kaum einige Zeilen durchflogen, als sie gell nd ausrief: Was! dich, meinen Bernhard, haben diese Unmenschen gewagt, des gemeinen Diebstahls zu beschuldigen? Fluch — ewiger Fluch über die Häupter Aller, die solche Schändlichkeit begingen!"

„Mit diesem Ausrufe stürzte sie zu Boden und fiel in die heftigsten Krämpfe, wobei sie ein entsetzlich anzuhörendes Lachen ausstieß. Der Unglückliche hatte in seinem Briefe seiner Braut geschrieben, daß man ihn ungerechter Weise in dem Verdacht des gemeinen Diebstahls hatte, und dieser Grund ihn dazu bewogen, sein Leben selbst zu enden."

„Ich will nicht länger bei den für mich ungemein peinlichen Scenen, die ich nun noch mit dieser in der schönsten Hoffnung ihres Lebens für immer geknickten Braut zu bestehen hatte, verweilen," fuhr der Erzähler fort, nachdem er, wie von selbst getrieben, mehrfach mit der Hand über seine Stirn gestrichen hatte. „Die junge Braut, Tochter eines Arztes, verfiel in Wahnsinn, der sich zuerst, so wie sie nur eine Uniform erblickte, zu einer tobsüchtigen Raserei steigerte, endlich aber in eine tiefe unheilbare Schwermuth überging. Einige Wochen hat sie noch in dem Hause des sich ungemein wacker bei dieser ganzen traurigen Angelegenheit benehmenden Predigers des Dorfes, zu dem wir sie sogleich gebracht hatten, verweilt, dann wurde sie in eine Irrenheilanstalt gesandt. Einige Jahre später soll sie dort eines frühen Todes gestorben sein, ohne

daß ein Lichtstrahl der Vernunft je wieder ihren Geist erhellte. Für die Leiche Bernhards besorgte ich ein ehrenvolles militärisches Begräbniß auf dem Kirchhofe des Dorfes, was mir der wackere Prediger auch nicht verweigerte. Ich hatte in dem Dorfe noch ungefähr ein Dutzend Reconvalescenten von verschiedenen Waffengattungen zusammengetrieben und konnte so eine dreimalige Ehrensalve über seine Gruft abfeuern lassen. Einen Tag später verließ ich auch diesen Ort, in dem ich so viele für mich höchst peinliche Scenen erlebt hatte und eilte meiner Brigade nach, die inzwischen nach Ablauf des Waffenstillstandes schon gegen den Feind vormarschirt war. Ungefähr eine Woche nach Bernhards Tod traf bei dem Regimente die Ordre ein, daß derselbe wegen seines bei Lützen bewiesenen Muthes das eiserne Kreuz und den russischen Georgs-Orden, der nur für persönliche Auszeichnung im Felde ertheilt werden kann, erhalten habe. Zu spät kam nun freilich diese Botschaft."

„Daß übrigens die Kunde von dem Selbstmorde Bernhards in seinem früheren Regimente sehr verschiedenartig aufgenommen wurde, will ich nicht vergessen hier zu bemerken," schaltete der alte Major ein. „Ein großer Theil der Offiziere behauptete, gerade dieser so schnelle Selbstmord sei der sicherste Beweis von seiner Schuld, denn wenn er wirklich unschuldig gewesen wäre, würde er Alles daran gesetzt haben, seine Unschuld auch zu beweisen und nicht sich sogleich zu erschießen. Einige urtheilten freilich anders, und es bildete sich jetzt eine kleine Partei, welche behauptete, Bernhard sei zu strenge gerichtet worden, und sein Tod beweise am besten, daß er noch ein lebendiges Ehrgefühl in seiner Brust gehabt, also auch den Diebstahl nicht habe begehen können."

„Ich nahm mich natürlich des Todten bei jeder Gelegenheit an, denn sein letzter Brief hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und suchte seine Unschuld Allen, mit denen ich über diese Angelegenheit, die allmählig doch auch in weiteren Kreisen bekannt geworden war, sprach, zu beweisen."

„Uebrigens hatten wir damals nicht viel Zeit, an diese ganze traurige Geschichte zu denken, und sie gerieth bei den meisten Offizieren bald in Vergessenheit. Wir gehörten zu dem Armeecorps des alten Blücher, und der wußte schon dafür zu sorgen, daß es uns an Beschäftigung, die müßige Grübeleien vertrieb, nicht fehlte. Bei der Katzbach hatten wir zuerst einen sehr blutigen Tag, an dem Manche von uns in das Gras beißen mußten, und außer einer Anzahl anderer kleiner Gefechte kamen wir bei Wartenberg und dann erst so recht bei Möckern am 16. Oktober gar tüchtig ins Feuer. Es war eine schöne, große Zeit damals und trotz der vielen schmerzlichen Nachrichten, die wir fast täglich über die Verluste von diesen oder jenen Freunden oder Bekannten, die für des Vaterlandes Rettung den Kriegertod gefunden hatten, erhielten, sah man nur frohe Gesichter. Konnten wir doch Siege über Siege feiern und erkämpften uns unvergänglichen Ruhm.

(Schluß folgt.)

Während der Tage vom 7. bis 9. Oktober wird auch in diesem Jahre der Verein deutscher Gerber eine General-Versammlung, und zwar in Heidelberg abhalten Zu den zwanzig Fragen, welche bereits auf die Tages-Ordnung gesetzt waren, sind in letzten Tagen noch folgende höchst wichtige eingelaufen:

1. Aus Kiel: Wie kommt es, daß noch immer Niemand den Versuch macht, das dänische Leder zu gerben?

2. Aus Polen: Wie vertreibt man am besten die Juchten?

3. Aus Dresden: Eignet sich das Fell eines Chamäleons zur Gerberei?

4. Aus dem Hahn'schen: Welches Leder eignet sich zu Glace-Handschuhen für Unterthanen?

5. Aus Frankfurt am Main: Wie denkt der Verein über Darstellung des Pergaments, über Chagrain, Schweinsleder und über das Fell deutscher Kameele?

Am 10., 11., 12. und 13. Oktober findet in Paris eine große Versammlung von Augen-Aerzten statt, welcher Deputirte von aller Welt und aus allen Staaten beiwohnen werden. Möchte es gelingen, daß dadurch den zahlreichen Regierungen, die seither mit Blindheit geschlagen waren, endlich einmal die Augen aufgehen!

(Wie man in England ein geistlicher Herr werden kann.) Auf dem Vergantungsmarkt in London wurde die Anwartschaft auf die Pfarrstelle in Hurstmonceaux für 7300 L. öffentlich versteigert. Der Ausrufer bemerkte dazu, sie sei zu 7pCt. 11,000 L. Werth und er verkaufe sie zu 10 pCt., mithin entsetzlich wohlfeil. Diese Herren versteigern dann sicher den Himmel und die ewige Seligkeit, um die Kosten für ihre Pfarrei wieder einzubringen.

(Zahlen.) Welchen Reichthum besitzen wir guten Deutschen?" — 660 Generale (darunter nach ca. 200 pensionirte mit 4 bis 7000 fl. Pension), nur keinen obersten Führer; 79 Gesandte mit 700 Gesandtschaftsbeamten und Konsuln, nur keine Nationalvertretung; 800 fürstliche und gefürstete Herren und Prinzeßlein, letztere meistens erzogen und dotirt für ausländische Fürsten, nur keinen deutschen Scepter. Was kosten alle diese braven Leute? Michel Greifinbeutel, kritischer Revisor des gothaischen Kalenders.

Der Schauspieler B . . . verbot seinem Dienstmädchen, Jemand zu ihm zu lassen, weil er mit seiner Rolle zu thun habe. Als nun Jemand nach ihm fragte, sagte sie: „Der Herr hat keine Zeit, er rollt."

Einem Uhrmacher war seine Tochter mit dem Gehilfen davon gelaufen. Er klagte seine Noth einem Freunde. Dieser erwiederte: „Wie kann Dich das als Uhrmacher wundern. Du hast sie so schlecht aufgezogen, daß sie zu früh abgelaufen ist."

Dreisylbige Charade.

Mein Erstes ist ein einz'ger Sylbenton,
Es läßt sich mit den Händen nicht betasten,
Und einen Körper siehst Du nicht daran,
Doch bringt es Manchem Strafe, Buß' und Fasten,
Der Thor und Lump und Strolch auf Reisen war,
Jung sei er oder schon in greisen Tagen.
Es schützet zwar vor größerer Gefahr,
Doch mag's dem Wandrer selten recht behagen;
Und wenn er gar auf meinen letzten thront,
Wenn Sturm und Schnee und Regen ihn begleiten,
Und er bei Nacht in kalter Zelle wohnt —
Wer möchte da den Reisenden beneiden?
Wenn meine Drei Du innig siehst vereint,
Das Ganze Dir, doch kleiner nur, erscheint.
Von Menschen wird's bewegt und auch regiert,
Und muß sich ihrer Leitung anvertrauen,
Wobei die Zügel Niemand je verliert.
Der Lenker ist ihm folgend anzuschauen.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 42. VII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. Oktober 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Ermuda! fuhr er fort mit beklommener Brust, erhebe Dich an dem Unglücke Deines Freundes, gegen welches das Deine bleich ist, wie die brennende Hütte neben dem glühenden Vesuv. Preise Dein Loos in demüthigem Danke gegen die Vorsicht und bejammere das meine. Dein Vater fiel wie ein Held, in seinem Berufe schön wie ein verlöschender Stern. Gepriesen ist sein Name im Vaterlande, gepriesen bei den Barbaren, denen er erlag. Schau dort durchs Fenster hin, wo das Mondlicht die Thürme der Hofburg beleuchtet; dort liegt mein Vater, auch ein hochsinniger Kriegsmann, den man zählte zu den Rettern der Kaiserstadt, der unumschränkte Feldherr, der gepriesene Landeshauptmann, dort liegt er auf dem Strohlager des Verbrechers; der Mörder und der Dieb sind seine Gesellen; blutige Schatten scheuchen seinen Schlaf, und das Holz ist schon gehauen zum Hochgerichte, auf dem man seinen Schild zerbrechen wird, auf dem Henkershand sich wagen wird an sein einst beneidetes Leben. Ermuda! Kann ein Sohn das ertragen ohne Vernichtung? Ermuda, Du schworest mir Treue. Ich mahne Dich an Deinen Schwur, jetzt in der schwersten Stunde Deines Lebens. Ermuda, rette die Seele Deines Freundes aus Verzweiflung, Ermuda errette Du mir den Vater! — Auf sprang das Mädchen. Ich? rief sie bebend und mit plötzlich glühenden Wangen. Ich, den Mörder meines Vaters retten? Gott ist gerecht! Und könnte ichs, ewigen Haß, ewigen Fluch, — —

Halte ein! rief Michael, und zog die Weichende wieder in seine Arme. Deines Vaters Geist umschwebt uns; ich fühle seine Nähe in der sanftern Stimmung meines Gemüths, in der erwachten Hoffnung auf Glück und Zukunft. Er machte mich, den Sohn seines Widersachers zum Boten seines Vatersegens; o schon darin lag Vergebung, Versöhnung und Vergessen für jeden Katzensteiner; damals schon umwehete den herrlichen Mann der Friede jener Welt, wo aller Haß aufhört und die Liebe alle zu Brüdern macht. Ermuda, sanftes, frommes Wesen! Gib mir, was ich bitte, zum Willkommensgeschenk, oder auch ich bin Dir verloren. Stürbe,

ein Kazianer auf dem Hochgerichte, würde es mich, den Mitentehrten nicht dulden im deutschen Lande, würde es mich treiben in die krummen Säbel der Türken. Ich könnte hintreten vor König Ferdinand, ich könnte das Zeugniß Niklas von Thurn fordern für mich, und mein Verdienst werfen in die Wagschale. Aber noch hat kein Katzensteiner geprahlt mit seinen Thaten, mit seiner erfüllten Pflicht vor seinem Fürsten. Der König ist gut, aber heftig; ein übles Wort erweckt seinen Jähzorn, und er ist höchst erbittert, das weiß ich; hat er doch auch sein bestes Heer verloren; viele Söhne edler Geschlechter liegen auf Slavoniens Sande, und ihre Väter klagen und hetzen am Throne. Darum muß ich todt bleiben, bis des Vaters Banden gelöset sind, bis er frei und gesichert selbst führen kann das Wort für sich gegen die Feindseligen. Diese eine Pflicht liegt mir klar vor Augen, die Pflicht des Blutes des Kindes; weiter in die Zukunft wagt der verirrte Sinn nicht zu blicken. Hilf mir lösen die Pflicht, Ermuda! Tauschten wir doch Seele und Herz, sind wir doch ein Wesen worden und habe ich gethan als wäre ich ein Ladron, so thue Du als wärest Du eine Katzensteinerin. — Ermuda sah ihn lange tiefsinnig an, dann hob sie betend die zarten Hände gegen das Krucifix, holte einen langen Athemzug und reichte alsdann beide Hände dem Geliebten hin. —

Ja, Du hast gethan als ein Ladron, da Du kehrtest zu denen, welche dem Tode verfallen waren! sagte sie lebhaft. Der Thurn hat gezeugt für Dich bei Hofe und bei mir. So ist es meine Pflicht, Dich zu lohnen für die Edelthat, da es derjenige nicht mehr vermag, dem Du sie erwiesen. Ja, ich fühle ein fremdes, starkes Leben in mir, seit die väterliche, heilige Ritterkette meine schwache Brust berührte; die Taube wird zum Falken und schießt den Wolken zu. Du forderst viel zum Lohne, mehr als Jungfrauen zu geben pflegen, deren höchster Schatz Liebe ist und keusche Treue; aber sei es das Schwerste! hier lege ich meine Rechte auf dieses Herz, in dem Du wohnest, und schwöre Dir bei dem Gedächtnisse meines Vaters, kann ein Weib erfüllen, was Du wünschest, so will ich es. — Höher schien die Jungfrau dem Himmel zuzuwachsen, als sie so dastand in schöner Glut; aber schnell kam die Milde zurück in das stille Herz, und in des Ritters Arme sinkend, setzte sie leise hinzu: Hast Du doch mehr gethan hast, das Uebermenschliche geleistet, als Du die Sicherheit Deines Vaters verließest, und zurücksprengtest in den gewissen Tod zu meinem Vater. —

Ermuda! Du bist mein Lebensengel: rief der Oberst mit bewegter Seele, Du wirst auch der Engel werden für den Herabgestürzten und Zerbrochenen dort in der finstern Burg; und hat er gefrevelt an Freundschaft und Ehre, so muß er erschüttert umkehren zu seinem Gotte und dem Rechten, wenn gerade Du ihm erscheinst mit der Palme und dem Labungskelche. Dort der ehrwürdige Vater, der meine Jugend bewachte, den das Band der Dankbarkeit fesselt an meinen Stamm, wird Dich leiten auf dem rauhen Pfade, den Du wandern mußt. Sein Kopf ersann, wo ich im stumpfsinnigen Schmerz verzweifelte; er wird's vollenden helfen. — Er neigte sein Haupt an ihre Brust, und des alten Beichtigers Hand segnete den hehren Bund der Thränen ein mit dem heiligen Wort der Weihe und des Glaubens der Liebe.

Eine trübe, stürmische Nacht hatte ihre rauhe Decke über die Kaiserstadt gebreitet und die Unfreundliche vergönnte keinem Sternlein, mit Lust hinabzuschauen in das fröhliche Leben der geselligen Wiener, das selbst die Finsterniß und der Sturm nicht zu unter-

brechen vermochte. Ihr zum Trutz schien in den Gasthäusern und Palästen der genußliebenden Oesterreicher mit der Nacht das Vergnügen erst recht aufzuglänzen; nur in einem Theile der Stadt war die Schauerstille der Einsamkeit zu Hause, und nur der Wachtruf mürrischer Hellebardiere kündete an, daß nicht der Tod daselbst seinen Wohnsitz habe. Zwei verhüllte Gestalten schritten vorsichtig der ungeheuern Steinmasse zu, die sich aus der Finsterniß erhob; ein Priester schien es und ein Page, wenigstens ließ der kleine Federhut und der weiße Mantel solch ein Bürschchen in der zarten, kleinen Gestalt vermuthen. —

Ihr zittert, Fräulein, sprach Ersterer halblaut; freilich ist diese Stunde nicht für solche Wangen zum Spaziergange da, das rauhe Pflaster nicht für solch zarten Fuß gelegt und die Wetterhähne kreischen Eurem Ohre eine ungewohnte Nachtmusik. Aber ihr geht einen christlichen Gang, und das muß euren Muth aufrecht halten. Rache üben verbeut die Religion; aber Eure Rache ist die der Wohlthat und Beschämung, ist im wahren Sinne des Glaubens und sichert Euch droben den Platz unter den Gerechten. —

Ich zittere nicht aus Furcht, aber die Nacht ist kalt und die Windstöße sind Eis, antwortete Ermuda von Ladron, denn diese war unter dem Mantel. Meine Wangen glühen, mein Herz schlägt heftig, soll ich doch ihn sehen, den Verderber meines Geschlechtes, den Feind. —

Still, meine Tochter! fiel der Dominikaner ein. Gedenkt an nichts, als an den braven Oberst, wie er zurücksprengt auf seinem Roland, und wie sein Schwert und Schild Euern Vater deckte in der Mordstunde, bis er mit ihm sank in das eigene Blut. —

Ich denke nur an ihn! flüsterte Ermuda, und darum laßt uns schneller gehen. —

Wüßte die Königin, fuhr der Dominikaner fort, wozu wir dieses Pergament, das sie auf Eure Bitte Euch verschaffte, gebrauchen wollen, sie würde es nicht vom hohen Gemahle erbeten haben. Aber hoch geehrt hätte sie Euch darum, denn Oesterreichs Fürsten sind Muster des Edelmuths, und ehren Ihresgleichen in der Tugend. Nicht der Haß, wie sie meinen muß, führt Euch in den Kerker, Ihr wollet nicht den Vorwurf hinein tragen und den Fluch, nicht durch Euer Stachelwort den stolzen Gefangenen zur Reue beugen und in sein Gewissen den Mordbrand schleudern. Nein! Wie die Sonne scheinet dem Gerechten und Ungerechten, werdet Ihr aufgehen in der Nacht seiner Schmach, ein Stern der Hoffnung, der aus den schwarzen Wolken seine Strahlenblumen entfaltet. —

Das Wer da? des Hellebardiers am Burgthore unterbrach ihr Gespräch, und als der Mönch dem Hauptmanne der Wache seinen Einlaßpaß vorgezeigt hatte, rief dieser den Thürschließer, und durch lange Gänge, in denen eine dumpfe Luft die Brust bedrückte, enge Wendelsteigen hinauf, folgten sie der trüben Leuchte des Führers, bis er die rasselnden Schlösser einer Eisenthür aufschloß, sie hineinließ in ein matterleuchtetes Gemach, und sie verlassend, hinter ihnen die Pforte schloß, die er von außen verriegelte. Sie standen in der halbrunden Halle eines Thurmes; eine Ampel, die hoch am Gewölbe in Ketten hing, erleuchtete matt den Ort; durch eine niedere Thür sah man in ein enges Nebengemach, wo vor einem dürftigen Bett eine Lampe schimmerte. Nichts regte sich und die beiden Boten mußten vorwärts schreiten zu dem Kämmerlein, obgleich man jetzt selbst dem Priester die heimliche Scheu ansah, seitdem der schwere Riegel ihn an diesem Schauerorte der Knechtschaft eingeschlossen hielt. Er nahm sich jedoch bald zusammen.

Herr Landeshauptmann von Katzenstein! rief er, in das Pförtchen tretend. Seid Ihr noch

unter den Lebendigen? Oder hat Euch der Bote des Herrn schon hinübergeführt vor den Thron des Richters der Thaten und der Gedanken? —

Ein langer bärtiger Mann mit bleichem Angesichte richtete sich rasch auf aus den Decken und dem Leilach, setzte sich aufrecht im Bett und schoß wilde Blicke auf die unerwarteten Gäste. Hat König Ferdinandus nicht Genüge daran, daß er Schmach ausgießt auf die Feldherrn und die Größten seiner Kinder? fragt er barsch. Schickt er vor dem Gericht seine Henker ab, grausam den Schlaf der Geschlagenen zu stören und die Nachtruhe des Kranken zu verderben? —

Ich bin ein Priester des Herrn, antwortete der Dominikaner sanft; und mit mir kommt ein Bote des Friedens, ein Engel in menschlicher Gestalt. Es beliebe Euer Excellenz aufzuschauen, und Ihr werdet den Frater Bernhardus nicht verkennen, der einstmals Capellanus war auf Eurem Stammschlosse. —

Mit Kraft erhob sich der General-Oberst vor seinem Lager, stand hoch aufrecht vor den Beiden und beleuchtete aufmerksam mit dem Lämpchen ihre Gestalten.

Ich sehe Dich mit Verwunderung, entgegnete er. Kommst Du, Deinen Patron zu besuchen im Hause der Mörder, in der Schmach, in welcher königlicher Undank ihn hinabstieß? Oder geht hinter Dir der blutgierige Henker, und bringst Du die Absolution und das letzte Oel der Heiligung dem lebendig Begrabenen? Und was will der schmächtige Leibbub? Hier sind nicht Liebesbriefchen einzuschwärzen; die Ammenmährchen, welche diese Wände erzählen, machen Männergebeine morsch und bringen Manneshirn zur Tollwuth. —

Und doch trägt dieser Leibbub ein Brieflein der Liebe an Euch mit sich, antwortete der Mönch lächelnd, das Euch mehr erlaben möchte als jene, welche die schönste Wienerin vom dunkeln Balkon Euch zuwarf, als Ihr zwanzig Jahre zähltet. Nehmet und leset, ehe der Wächter störend wiederkehrt. —

Ermuda streckte die bebende Hand unter dem Mantel aus, und bot dem Ueberraschten den verborgen gehaltenen Brief dar. Scharf sah er sie an, dann ergriff er das Schreiben und trat zur Lampe.

Mein Wappen? fragte er das Siegel anstarrend. Ist denn noch eine ritterliche Hand der Katzensteiner unter den Lebendigen, die dieses Wappen aufdrücken kann mit dem Schwertknopfe? O Michael, unkluger Knabe, du kannst deine Schwarzen nicht mehr heranführen zur Rettung des Vaters! — Leset nur! drängte der Mönch. Noch bleicher wurde der Rittersmann, als er das Schreiben entfaltet hatte und die Züge erkannte. Michael ist zurück! Michael ist mir nahe rief er mit Feuer. So lebt mir ein Erretter oder doch ein Rächer! — Er ist mein Sohn, unterbrach er sich während des Lesens. Er will mich retten, — er fragt wie es möglich sei — er schwöret mir sein Leben zu; — Licht in meiner Nacht, Gott der Rache, ich höre Deinen ehernen Schritt! Brechen wird diese Mauern der Katzianer, und dann wehe dem Undankbaren, dann wehe dir, Ferdinandus!

(Fortsetzung folgt.)

Schuldlos und doch verurtheilt.

Eine wahre Soldatengeschichte.

(Schluß)

Nur der Dragoner-Offizier Karl, unterdeß wegen seiner Auszeichnung an der Katzbach zum Rittmeister befördert, machte nun zwischen diesen frohen, trotz aller Kriegsstrapazen von Lebenslust fast übersprudelnden Offizieren eine seltene Ausnahme. Der Zufall hatte mich seit jener unheilvollen Diebstahlsgeschichte sehr häufig mit ihm zusammengeführt, und je mehr ich ihn sah, desto mehr mußte ich über die große Veränderung, die mit diesen sonst so heiteren, lebensmuthigen Offizier vor sich gegangen war, erschrecken. Er war ganz trübsinnig geworden, vermied die lustigen Kreise der Kammeraden, in denen er früher so gerne gewesen und gesehen war, und schlich oft gleich einem Träumenden umher. Nur seine dienstlichen Pflichten als Offizier erfüllte er mit einem Eifer, der gar nicht größer sein konnte, und suchte jede Gelegenheit förmlich auf, um mit dem Feinde in das Gefecht zu kommen, sonst war er für alles Andere abgestorben. Dabei sah er blaß und eingefallen aus und seine tiefliegenden Augen zeigten die Spuren von vielen schlaflosen Nächten. Zwar war schon häufig von den Offizieren über dies so gänzlich veränderte Benehmen Karls gesprochen worden, allein Niemand konnte den Grund davon erforschen, und er selbst lehnte alle Fragen danach so bestimmt ab, daß leicht zu merken war, derartige Erkundigungen wären ihm höchst unangenehm. So unterblieben solche denn auch bald."

„An einem Nachmittag, an dem unsere Brigade zufällig nicht in der Nähe des Feindes stand, und wir daher müßige Stunden hatten, saß ich mit Karl in der Gartenlaube eines einsamen Försterhauses, in dem wir Beide zusammen einquartirt waren. Er hatte lange schweigend und mit der Säbelscheide Figuren in den Sand des Bodens zeichnend, neben mir gesessen, als er plötzlich mit der Frage auffuhr:

„Sage mir, lieber Freund, glaubst du an die Bedeutung der Träume und an das Hineinragen der Geister in unsere Welt?"

„Ich sah den Frager ganz erstaunt an und wußte nicht, was ich ihm hierauf entgegnen sollte."

„Die Frage dünkt dir seltsam — fuhr er fort — und doch drängt sie sich mir jetzt täglich wieder auf. Siehe, seit jener unglücklichen Diebstahlsgeschichte, in deren Folge der arme Bernhard sich selbst erschoß, habe ich noch keine frohe Stunde wieder gehabt. Der Geist des Todten tritt mir allnächtlich in meinen Träumen entgegen, und es ist mir förmlich, als rufe er mir zu: Ich bin unschuldig verurtheilt, und deine Anklage hat mir den Tod gegeben! Seit jener Zeit kann kaum die äußerste Ermüdung des angestrengtesten Vorpostendienstes mir eine Stunde ruhigen Schlafes verschaffen, denn immer und immer wieder tritt jene unheimliche Gestalt dazwischen. O, hätte ich doch den Verlust jener elenden 280 neuen Friedrichsd'or verschmerzt und jene Anzeige von dem Diebstahl unterlassen. Und doch kann ich dir auch jetzt noch mein Ehrenwort geben, kein unwahres Wort damals gesagt, und Alles, was ich euch mittheilte, genau überlegt zu haben. Daß Bernhard wirklich unschuldig gewesen ist, drängt sich mir aber nunmehr immer lebhafter auf, obschon ich ihn damals wirklich in dem Verdacht der That hatte, und ich sehe mich als die Ursache seines Todes an."

„Ich suchte Karl nun zu beruhigen, indem ich sagte, ihn könne keine Schuld treffen, ja

es sei sogar seine Pflicht gewesen, unter den betreffenden Umständen eine Anzeige von dem Diebstahl zu machen; und doch will ich nicht leugnen, daß seine Worte einen bleibenden Eindruck auf mich machten."

„Eine Ordonnanz, die mir einen Befehl zu einem eiligen Dienstesritt brachte, schnitt übrigens jetzt jede weitere Unterredung mit Karl über diesen Gegenstand ab. Ich mußte mich sogleich in den Sattel schwingen und konnte ihm nur zum Abschied einen herzlichen Händedruck reichen. Es war das letzte Mal, daß ich Karl sah, denn einige Tage später fiel die Schlacht bei Leipzig und hier fand derselbe den Soldatentod. Wenige Stunden vor dem Anfang des Kampfes hatte er noch einen flüchtigen Brief mit Bleistift an mich geschrieben, der jedoch erst nach Wochen in meine Hände kam. Er zeigte mir darin an, der Geist von Bernhard sei ihm auch in der letzten Nacht wieder im Traum erschienen und habe ihn mit der Hand zu sich gewinkt; als ein sicheres Zeichen, daß er in den nächsten Tagen den oft schon herbeigewünschten Tod endlich finden würde, sehe er dies an, und er freue sich dessen, da er seit dem Selbstmorde des von ihm des Diebstahls Angeklagten doch keine freudige Stunde mehr gehabt habe. Der Brief enthielt noch einige Bestimmungen über seinen Vermögensnachlaß, der ziemlich bedeutend war, und unter Anderm auch die Verfügung, daß Bernhards hinterlassener Braut ein Vermächtniß von zehn Tausend Thalern zufallen solle."

„So hatte die Unglücksgeschichte abermals das Lebensglück eines Menschen vernichtet, und es waren somit schon drei Opfer gefallen."

„Wir hatten nach den ruhmreichen Tagen bei Leipzig wieder manche Gewaltmärsche gemacht und die Franzosen endlich über den Rhein zurückgedrängt, als wir Anfangs Dezember in und um Wiesbaden in Quartier lagen und sehnlichst auf den bald zu hoffenden Einmarsch in das eigentliche Frankreich harrten. Für den Augenblick hatten wir gerade nicht allzuviel zu thun, und so kamen denn jetzt auch die Offiziere des Abends in den großen, guten Gasthöfen des Rheinlandes häufig zu zahlreicheren Gesellschaften zusammen."

„Zufällig hörte ich an einem solchen Abend, daß ein Offizier einem anderen Kameraden erzählte, es sei heute Nachmittag ein Soldat eines Landwehr-Regiments wegen Trunkenheit und groben Insubordinations-Vergehens gegen einen Unteroffizier arretirt und auf die Hauptwache gebracht worden. Bei der vorschriftsmäßigen Durchsuchung von dem Tornister des Arrestanten habe man eine große Menge neugeprägter Friedrichsd'or darin gefunden."

Kaum hörte ich diese Worte, so überkam mich plötzlich der Gedanke, daß ich bei dieser Gelegenheit vielleicht eine Spur des an Karl begangenen Diebstahls auffinden könne. Ich eilte sogleich zur Wache und ließ mir den betreffenden Arrestanten vorführen. Es war der schon erwähnte Soldat, der damals als Bedienter bei Bernhard gewesen, nach dessem Tode aber wieder in die Compagnie zurückgetreten war. Der und kein Anderer mußte der Dieb sein, drang sich mir sogleich auf, als der Kerl mit einem Armensündergesicht vor mich trat."

„Verfluchter Hallunke, wie bist du zu dem Gelde deines früheren Herrn gekommen? — gestehe sogleich oder ich haue dich zusammen! fuhr ich ihn wüthend an und rasselte dabei mit dem Säbel."

„Die plötzliche Ueberraschung, als Dieb von mir angeredet zu werden, raubte dem Elenden sogleich die nöthige Fassung des Leugnens. Er fiel vor mir auf die Kniee nieder und jammerte: Ach, mein gnädigster Herr Hauptmann, verschonen Sie nur mein Leben, ich will ja auch gerne gestehen, wie ich das Geld gestohlen habe. — Eine unendliche Last fiel mir bei den Worten

des Kerls vom Herzen, denn so konnte doch jetzt wenigstens nach seinem Tode Bernhards Ehre wieder völlig gereinigt werden."

„Der Delinquent, der jetzt gänzlich zerknirscht zu sein schien, gab nun weitläufig zu Protokoll, was ich kurz zusammengefaßt hier mittheilen will. Gerade über dem Zimmer, in dem Karl und Bernhard damals zusammen wohnten, war eine Bodenkammer, in welcher sich dieser Bediente des Ersteren häufig aufzuhalten pflegte. Durch eine unbemerkte Ritze im Fußboden, die er in einer dunkeln Ecke noch mehr erweitert hatte, konnte er, wenn er am Boden lag, Alles sehen und hören, was unten im Zimmer der beiden Offiziere vorging. So hatte er denn auch erlauscht, daß Karl sein Geld unten in dem Strohsack von dem Lager Bernhards verbarg und hierauf seinen ebenso schlau als schändlich angelegten Plan begründet. Sein Herr hatte in der ersten Zeit seiner Verwundung eine Medizin, die Opium enthielt, bekommen, um dadurch seine Schlaflosigkeit in Folge des Schmerzes an der Wunde mitunter etwas zu betäuben. Der Arzt hatte den Bedienten von der Wirkung dieser Medicin unterrichtet, um ihn ja recht vorsichtig in der Aufbewahrung derselben zu machen. Ein kleiner Rest in der Flasche, der nicht benutzt worden, stand noch in der Kammer des Dieners, und hievon hatte dieser seinem Herrn wieder einen Eßlöffel voll statt einer andern ihm verordneten Medicin eingegeben. Den festen Morgenschlummer, in welchen Bernhard nun in Folge des genossenen Opiums gefallen war, hatte der Bediente benutzt, leise unter das Bett des Schlafenden zu kriechen und das Geld zu entwenden. Um den Verdacht auf seinen Herrn zu lenken, hatte er heimlich die verhängnißvolle Rolle mit den neuen Goldstücken in dessen Hose eingenäht, mir gegenüber auch absichtlich falsche Angaben gemacht und es geleugnet, daß Bernhard das Gold, was er fortgeschickt, wirklich von Kosaken Offizieren gewonnen hatte, wie dies der Fall gewesen war. Auch noch auf mehrfach andere Weise hatte er den Verdacht auf seinen Herrn hinzulenken gewußt und dabei die teuflischste Schlauheit, wie man solche bei einem unerfahrenen Bauernburschen kaum hätte erwarten sollen, entwickelt. So hatte er auch durch unter der Hand ausgesprengte Gerücht die Offiziere des Landwehr-Regiments noch mehr gegen Bernhard einzunehmen gewußt, selbst dabei aber in der ersten Zeit nach dem Diebstahl äußerst eingeschränkt gelebt, um jeden etwaigen Verdacht von sich fern zu halten."

„Welch Gefühl des Zornes mitunter über mich kam, als der Kerl dies umfassende Geständniß seiner Schandthat ablegte, kann man sich denken. Ich hätte wirklich den Verbrecher auf der Stelle hängen sehen können, so erbittert war ich gegen ihn."

„Daß die Ehrenerklärung Bernhards nun allgemein bekannt wurde, war natürlich, und besonders freute mich dies auch wegen seines alten Vaters, dem die Nachricht der ganzen Geschichte eine lebensgefährliche Krankheit zugezogen hatte."

„Der Bediente wurde, wenn ich nicht irre, vom Kriegsgericht zu achtjähriger Schanzarbeit verurtheilt — freilich eine harte, aber wohlverdiente Strafe, denn das Glück von drei Menschenleben war vernichtet!" schloß der alte Major die Erzählung seiner Geschichte, welche die Spannung seiner Zuhörer sehr rege gehalten hatte. — Bemerken wollen wir schließlich noch, daß einige Wochen später die Schuldlosigkeit des Soldaten, dessen Begnadigung von der Todesstrafe die Veranlassung zu der Erzählung des Majors gegeben hatte, von der ihm zur Last gelegten Mordthat entdeckt wurde. Einen schweren Diebstahl, der ihm vieljährige Kettenstrafe zuzog hatte dieser Verbrecher zwar begangen gehabt, den eigentlichen Mord selbst aber ein anderer Spießgeselle, dessen Hauptschuld sich erst jetzt herausstellte.

Bittere Täuschung. Die Vicomtesse L., eine Dame, welche jetzt im Greisenalter steht, war vor vierzig Jahren jung, schön, geistvoll, mit zwanzig Jahren Wittwe und reich. Die elegante Männerwelt umschwärmte sie, aber sie wies lächelnd alle Huldigungen ab: nur ein junger Engländer interessirte sie einigermaßen. Man gelangte zu Erklärungen und der Engländer schwur natürlich Blut und Leben lassen zu wollen, wenn die Beherrscherin seines Herzens es befehle. „Nein, das ist zuviel, oder nicht genug," entgegnete sie. „Sie bieten mir Ihr Leben an; aber Sie sollen mir blos den kleinen Finger Ihrer linken Hand, eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, als Pfand der Wahrheit Ihrer Worte geben." Der liebeglühende Engländer erhob sich aus seiner knieenden Stellung, grüßte sie mit vielsagendem Blick und — ging. Am andern Morgen brachte man in das Boudoir der reizenden Wittwe ein äußerst elegantes Kästchen. Darin ruhte auf schwarzem Sammetkissen sauber gebettet ein kleiner Finger, ganz frisch an der Wurz abgeschnitten. Daneben lag ein Brief folgenden Inhalts: „Madame! Sie halten einen abgeschnittenen Finger für ein Liebespfand; hierbei folgt ein solches Pfand, damit Sie künftighin weder an der Hingebung der Männer im Allgemeinen, noch speciell an der meinigen zweifeln. Da ich aber eine Frau, welche sich solche Grausamkeit vorzuwerfen hat, ohne innere Entrüstung nicht wiederzusehen vermöchte, so gestatten Sie mir wohl, daß ich nach England zurückkehre. Gestern liebte ich Sie, heute hasse ich Sie, beides sind blos verschiedene Kehrseiten ein und desselben Gefühls." Natürlich wurde die junge Wittwe ohnmächtig und man hatte viele Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Aber nunmehr liebte sie den jungen Engländer wirklich und trug ihre Trauer um ihn ungescheut zur Schau. Die bewußte Reliquie ward sorgsam einbalsamirt, in einem Schränkchen von wohlriechendem Holze verschlossen und täglich durch Wittwenthränen bethauet. So vergingen vierzig Jahre, in deren eleganter Einförmigkeit auch ein Diener grau und alt geworden war, welchen die Wittwe bald nach jenem Ereigniß engagirt hatte. Da, eines Tages, als er irgend etwas besorgen sollte, bemerkte die Gräfin, daß er blos einen Finger an der einen Hand habe. Sie fragte ihn wohlwollend darnach; seine Geschichte war kurz, aber schlagend. Vor vierzig Jahren hatte er seinen Platz als Commissionär nahe bei einem Hotel genommen, konnte aber durchaus nichts verdienen und hungerte sehr. Da kam eines Abends ein reicher Herr, den er beschrieb, und bot ihm eine Goldrolle für den kleinen Finger seiner linken Hand. Er zögerte, aber das Gold war zu lockend, und ein Finger mehr oder weniger ist kein Unglück. So unterzog er sich der Operation, wurde gut verpflegt und stand erst wenige Tage wie früher an seinem Posten, als er zum Diener bei der Wittwe genommen wurde. . . . Und vierzig Jahre, Morgens und Abends, hatte sie den fahlen Finger eines Eckenstehers auf den Knieen angebetet!

Straßenlokomotiv. Am 7. September fand in Zürich die erste Probefahrt eines Straßenlokomotive statt und ist ganz befriedigend ausgefallen. Die Fahrt ging mit 9 Personen in dem angehängten Wagen nach Baltenschwal und zurück. Nicht allein zeigte sich die Maschine bei Lenkung sehr folgsam, in den Wendungen und Ausweichungen sicher, sondern sie überwand auch die Steigungen der Straße mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregte. Die Schnelligkeit im Durchschnitt war die eines trabenden Pferdes, dabei aber mit großer Kraftentwicklung. Die Maschine, an welcher noch ein Pumpwerk angebracht ist, kann mit Leichtigkeit in ihrem Gang verlangsamt und schnell vollständig angehalten werden, was namentlich beim Begegnen und Ausweichen von scheuen Pferden, Kühen rc. oft nothwendig ist. Auf diese Weise passirte der Dampfzug unterwegs den ganzen Artillerietrain, der über hundert Pferde zählte, ganz ruhig und gefahrlos.

Eine neue Spezies von Mägden. Im Ulmer „Anzeige-Blatt" Nr. 91 vom 19. April wird eine „halbe Bauernmagd" gesucht.

Auflösung der Charade in Nr. 41.
Schubkarren.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

N^ro 43. VII. Jahrg.

Die
Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. Oktober 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Betet zu dem Gott der Gnade, daß er Euch erlöse! Danket ihm, daß er Euch den Engel sandte von da, von wo Ihr ihn nie hoffen konntet, und beschwört nicht den strafenden Gott. Solche wilde Reden möchten den Engel vertreiben aus diesen Grabgewölben der Hoffnung! fiel der Mönch mit Strenge ein. Der alte Feldherr besann sich. Und warum kommt mein Sohn nicht selbst? — fragte er nachsinnend. Konntet Ihr dieses fremde Bürschchen bei mir einführen, so hättet Ihr auch ihm die Thüre öffnen mögen. Ein Verdacht furchtbarster Art steigt auf in mir. Den gebundenen Löwen fürchten die Thiere des Feldes nicht mehr. Und warum verhüllt sich der kindische Knappe so ängstlich? Herunter mit der Larve, wenn ich vertrauen soll! —

Da ließ Ermuda den Mantel sinken, nahm den Hut von ihren dunkeln Locken und stand da im Trauerkleide, ernst und bewegungslos, bei dem düstern Lampenschimmer mehr einer vom Grabe Kehrenden, als einer Lebendigen ähnlich. Mit einem dumpfen Schrei, wie ihn der Tiger ausstößt, wenn er den Pfeil des indischen Jägers in der Brust fühlt, trat der alte Katzensteiner zurück und setzte sich, wie geschlagen von einer unsichtbaren Hand, auf das Bett. Der Kampf in seinem Innern zeigte sich durch das hervorquellende Auge, und die kurzabgestoßenen Athemzüge. —

Fräulein von Lodron? stammelte er. Was wollt Ihr mir gegenüber? — Hohn und Spott? — Verrath und Rache? — Führen diese Furien Euch her, und bezwangt Ihr um diese die Zartheit Eurer Natur? — Ha! Umsonst sei die Freude. Eure Flucht hemmet jener Riegel der Tyrannei. In das Verderben seid Ihr gerannt und dieser undankbare Pfaff mit Euch. Diese meine Arme sollen Euch erdrosseln, der gefesselte Simson soll sterben mit seinen Feinden! — Er versuchte aufzustehen mit hochgeworfenen Armen und geballten Fäusten; aber als sein Blick das fromme Antlitz Ermuda's traf, verließ jede Kraft die gewaltigen Sehnen; seine Arme sanken schlaff, und er konnte sich nicht vom Bett erheben. Mit Muth und Würde

trat das Fräulein ihm einen Schritt näher. Schrecklicher, sinnverworrener Mann, sprach sie, hat auch das Unglück Deine Wildheit nicht gebändigt, und haben diese Schreckensmauern Deinen Uebermuth nicht bezwungen? Ja, die Tochter des Mannes, dessen blutiger Schatten verklagend an Deinem mitternächtigen Lager wandelt. Höre es, ich hasse Dich, wenn auch Liebe mich zu Dir treibt. Wie könnte ich auch dem Räuber meiner Lebensschätze zugethan sein? Aber Du hast einen Sohn, der neben Dir glänzt, wie der Sonnenstern neben dem bleichen Komet; ihn zu beglücken, fragt Labrons Tochter Dich: Wie kannst Du gerettet werden aus dieser Todeshöhle? —

Langsam erhob sich der Landeshauptmann vom Bett, nahm Michaels Brief und starrte lange in die verschlungenen Züge. Zaudert Ihr noch, fragte der Dominikaner, und legte seine Hand sanft auf des Alten Arm. Ist Eure Zunge erlahmt im Erstaunen über die Hochherzigkeit einer Jungfrau, die sich rächt, wie eine Christin sich rächen darf? Ihr habt an der Menschlichkeit gezweifelt; das Mißtrauen ist mit Euch gegangen auf Eurer glorreichen Bahn. Hättet Ihr nicht allein stehen, allein glänzen wollen, Ihr ständet noch, Ihr glänztet noch; denn nur was der Mensch mit Brüdern bauet, stehet Jahrhunderte, indeß des Egoismus kecker Obelisk kein Menschenalter überdauert. —

Wer sagt, daß ich nicht mehr stehe, daß mein Glanz erloschen? fuhr der Gefangene heftig empor aus seinem Sinnen. Des Katzensteiners Licht wird neu aufgehen, wird mit Kometenglut durch den Himmel ziehen, und wehe denen, welche seine Flammenruthe berührt! — Milder wandte er sich alsdann zur Ermuden. — Du bist ein gutes Kind, sagte er, und ich wollte, mein Geschick hätte meinen Feuerpfad nicht durch Dein Haus gezogen. Möge mein Michael Dir ersetzen, was der Gott des Krieges Dir nahm. Kehre zu ihm, sprich: Ich bedürfe seiner nicht, um hinauszukommen aus diesen Mauern; aber erleichtern soll er mir die Pilgerfahrt, die mich aus dem Lande der Undankbaren zu einem Jerusalem führen wird, wo mir ein neues Leben der Herrlichkeit winkt. —

Ihr sprecht uns Räthsel, fiel ihm Bernhardus in das Wort. Wollt Ihr trotzig die Hülfe verschmähen? Wollt Ihr vom Stolze Euch hinführen lassen, wo Blutgericht und Henker warten? —

Nicht doch, antwortete der Kriegsmann bitter; im Gegentheil habe ich einen Gang im Freien mit diesem Könige beschlossen. Hat er mir selbst doch Zeit und Einsamkeit geschenkt, den Entschluß wohl zu erwägen und mir die besten Waffen auszuwählen für dieses glänzende Turnspiel. Zum Freimachen hat ein Katzenstein immer selbst der Stärke genug. Schauet! — er erhob den Teppich seiner Lagerstätte; — unter diesem Bett ist der Boden hohl; Ziegel und Backstein liegen locker, und drunter sind die Dielen zerschnitten bis auf den Mörtel der untern Gallerie. Meine Henker, die so Vieles vergaßen, hatten auch vergessen, daß ihr Gefangener einst der Hauptmann war in dieser Burg, daß sein Schwert, sein Banner zur Vertheidigung dräute von diesen Zinnen, daß ihm hier jeder Winkel bekannt ist, als wäre er in seinem Familienschlosse. Der düstere Gang unter diesem Gemach hat ein unvergittert Fenster gen Osten, drunter läuft der Wall, und die Gegend draußen ist öde und unbewohnt. Der verstellte Kranke bekam bessere Kost und stärkte sich daran zu der Arbeit der Diebsgenossen, die ihm die Langeweile vertrieb; der Kranke bekam bessere Pfühle und mehr Leinwand auf sein Lager, und diese soll trefflich nutzen, das Seil daraus zu schneiden, von dem der Siedler des Thurms sich eine Brücke bauen wird, die ihn zurückträgt in die Welt, von der ihn Tyrannei geschieden. — Er

nahm die Lampe und führt beide zurück in die halbrunde Halle. Sehet das Fenster dort in der Höhe, sprach er weiter. Es hat die Aussicht über die Stadtmauer hin auf das Dorf Simoning. Dort ist ein hochgelegener Wiesenplatz, bekannt jedem Schäferbuben, davon weil dort bei Wiens Belagerung des Sultans Prachtgezeltstand und Verderben dräuete der Kaiserstadt. Nun saget dem Oberst Michael, er solle dort auf der grünen Höhe von morgen an in jeder Nacht zwei tüchtige Rennpferde bereit halten; er solle auf den Wall, von wo man dieses Fenster sieht, in jeder Mitternacht einen treuen Wächter stellen; wenn dicht hinter dem Gitter dieses Lämpchen flimmert, so thut der Katzensteiner den Rettungssprung; unten am Thurme muß der Sohn den Vater erwarten und sorgen, ihn aus den Thoren zu den Pferden der Flucht zu schaffen. Mehr für mich zu thun erlaube ich nicht, denn mißlingt die Flucht, will ich Niemand mit in mein Verderben ziehen. —

Ihr seid ein wagiger Held, versetzte der Mönch mit Ehrfurcht; welch einen Schirmvogt verliert Oesterreichs Krone an Euch durch einen Augenblick. —

Was wollt Ihr sagen? fiel der Katzensteiner mit stechenden Blicken ein. Ferdinandus und seine Schranzen lagen auf weichen Polstern, wie wir draußen naß wurden vom Schlagregen, und keinen Schritt Raumes fanden, die matten Gebeine bequem zu lagern; sie schwelgten sich voll bei der Tafel und aus dem Römer, als wir die Raben und Spatzen beneideten um den Fraß, den ihnen die Natur aufgetischt. Wie können solche Prunkjunker Richter sein über die Thaten des Krieges und die Launen der Schlachtengöttin? — Gehet jetzt und seid meine Boten, und Ihr, Fräulein, grüßet mir den Sohn und reicht mir die zarte Hand, daß ich meinen segnenden Handdruck Euch mitgebe für ihn. — Das Fräulein von Lodron schien zu zaudern; ein Schauder überlief sie, als die magere Manneshand sich gegen sie ausstreckte, die ihr befleckt däuchte vom Blute des Vaters. Da sprach der Dominikaner: Gott ist barmherzig! und sich zusammennehmend legte sie ihre Hand schnell in die des General-Obersten, der mit festem Drucke die zarten Finger umschloß. Hastig fuhr er sich dann über die große Stirn, schritt in seine Zelle zurück und warf sich über sein Bett. Der Dominikaner klopfte derb an der Kerkerthür, bald kam der Schließer; sie verließen eilfertig die dumpfige Halle und gelangten ohne Anfechtung aus der Burg in den Palast, wo mit Michael auch der angekommene Bischof von Laibach sie mit Bangen erwartete. —

Zwei Nächte hatten die Verbündeten schon in Sorge und Zagen hingebracht, aber vergebens sich die Augen müde gesehen nach dem mitternächtigen Lichtzeichen. Oberst Michael erlag fast der Anspannung des Gemüths, da ihm keine Zerstreuung den Tag verkürzte, weil er das Haus der Braut nicht verließ und für die Wiener noch unter den Todten in Slavonien schlummerte. Selbst die Liebkosungen der holden Ermuda, die er seit dem gelungenen Gange wie eine Heilige verehrte, vermochten seine Unruhe und seinen Trübsinn nicht zu bezwingen.

Vergieb mir, Geliebte! sagte er traurig. So lange der Vater noch unter dem Schwerte des Henkers athmet, gibt es kein Leben für mich. Hat er die Mauern der Kaiserstadt im Rücken, dann sollst Du den einsti en Freund wieder erkennen, dann hängt Dein Gatte das Schwert und den Küraß auf im Saale seiner Burg, und lebt fortan nur Dir und den Freuden der Häuslichkeit, welche die einzig reinen bleiben auf diesem schmutzigen Erdballe.

Wenn die Mitternacht kam, ging er dann allein hinaus, ganz verluppt in düsteres Eisenzeug, nahm selbst den Posten auf dem öden Walle ein, und umwanderte den Thurm, wie das Gespenst eines darin Erwürgten. Außer der Stadt harrte indeß der Bischof von Laibach, Michaels Ohm. Er selbst hatte den Platz sich erkoren; ein nahes Kloster verbarg den geehrten Priester am Tage, und seine besten Leibrosse hielt er Nachts bereit für den Bruder auf der bewußten grünen Höhe. Mit dem Einbruche der dritten Nacht erschien Franciscus von Steinbrunn in dem Gemache des Fräuleins von Ladron. Er hatte sich längst bei dem Könige gemeldet, als aus der Türkenhaft entronnen, und hatte seinen Dienst im Regimente wieder angetreten. Ich bringe eine Freudenpost, Herr Bruder! rief er dem trübsinnigen Katzianer zu. Trügt mich meine Ahnung nicht, so geschieht heute Nacht, worauf wir so brünstig hoffen, und kommt es so, dann ist auch der letzte Anstoß weggeräumt, sobald dem alten Herrn in der Burg nur seine kecke Seiltänzerei gelingt. Ich habe heute die Wacht am Kärnthertoor, und das schwarze Reiterregiment gibt das Piket am Schlagbaume. So bedarfs weder der Gewalt noch der Bestechung. —

Wärest Du ein guter Prophet! versetzte Michael schwermüthig. Aber mich drückt ein feindlicher Dämon und flüstert mir zu, all unsere Sorgfalt würde zu keinem guten Ende führen. — Beide tafelten mit dem Fräulein und dem getreuen Mönch; doch nur die Gäste führten das Wort, das Fräulein sprach nur in Seufzern und stillte ihren Hunger durch die Liebesblicke, die sie vom Auge des Geliebten wegsog. Kam doch für sie auch im glücklichsten Falle vielleicht eine lange, gefährliche Trennung von dem eben erst wiedergefundenen Freunde.

Mit einem heißen Kusse schied der Oberst um Mitternacht von ihr und ging mit dem Hauptmann. Beide trennten sich aber bald; dieser zog zum Thore, jener stieg den verfallenen Wall hinauf. Doch welch freudiges Erschrecken befiel ihn, als er schon das Flämmchen dicht hinter dem Gitter leuchten sah. Mit flüchtigen Schritten näherte er sich schnell der Thurmwand und lehnte sich an das alte Gemäuer, äußerlich einem schwarzen Thurmpfeiler ähnlich, innerlich voll hochwallenden Blutes und springenden Herzens. Ein leises Geräusch zog seine Aufmerksamkeit nach oben, sobald vom Stephansthurme Mitternacht ausgeschlagen. Hoch, nahe der Zinne, flammte noch das Lämpchen, aber niedriger aus einer offenen Schießscharte flatterte ein langes Leinenband bis zum Boden; bald rauschte es schwer daran herunter, und wenige Augenblicke hernach lag der Vater in des Sohnes Armen.

So sehen wir uns wieder? Aber willkommen im Leben! sprach der Alte beklommen, als Michael seine Hand ergriff und sich bog, sie an die Lippen zu führen. Du bist mein betrauerter Benjamin, mein Schmerzenskind gewesen, Du sollst von nun an den Namen Erretter tragen, wenn auch vielleicht in einer andern Sprache. Hinweg führe mich von hier, wo die Luft Pest bringt. —

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Handelsflotte.

Bei dem anerkennenswerthen Bestreben der deutschen Nation, mit aller Opferbereitwilligkeit die Sammlungen für die deutsche Flotte wieder aufzunehmen, wird es für Viele Ihrer Leser nicht ohne Interresse sein, zu wissen, daß gegenwärtig die Handelsmarine Norddeutschlands an Zahl und Tragfähigkeit ihrer Seeschiffe die dritte Stelle einnimmt, indem sie unmittelbar hinter der Englands und Nordamerikas rangirt.

Die neueste Statistik gibt uns in dieser Beziehung für die einzelnen Staaten folgende Zahlen: 1) England mit Colonien hat Seeschiffe im Gehalte von 5,609,623 Tonnen Gehalt 2) Nordamerika 5,049,907 Tonnen, 3) Norddeutschland 1,007,676, 4) Frankreich 952000, 5) Schweden und Norwegen 621,721, 7) Niederlande 552,725, 7) Oesterreich 349,491, 8) Dänemark 214,320 9) Rußland 172,605 ꝛc.

Auf die einzelnen Küstenstaaten vertheilt sich wiederum die norddeutsche Marine, wie folgt: 1) Preußen hat 1081 Seeschiffe mit 334,254 Tonen Gehalt, 2) Homburg 483 mit 189,888, 3) Bremen 262 mit 164892, 4) Mecklenbur 381 mit 141.417, 5) Hannover 821 mit 97,111, 6) Oldenburg 632 mit 70,434, 7) Lübeck 67 mit 9,780 Tonnen Gehalt

Hiernach sind die hannoverschen und oldenburg'schen Schiffe die kleinsten, zum Theil nur auf die Küsten bestimmt, die Bremer und Hamburger durchschnittlich die größten, und etwa 30,000 Matrosen auf allen Schiffen zusammen beschäftigt, von denen 10,271 Mann auf Preußen komm n.

Rechnen wir nun die Seemacht Oesterreichs, welche ausgeschieden erscheint, um uns nicht dem Vorwurfe kleindeutscher Ansicht auszusetzen, hinzu, so gibt dieses eine ganz respektable Gesammtmacht, und wir sehen hieraus, daß bei dem Vorhandensein eines solchen tüchtigen Kernes die Schaffung einer kräftigen allgemeinen deutschen Flotte, wenn es anders den deutschen Regierungen Ernst ist, nicht in das Bereich der Utopien gehört.

Das Schicksal einer Cigarre.

Es ist kein Vergnügen mehr zu reisen; im Winter friert man, im Sommer sind die Bahnzüge dicht besetzt, und man geräth schon in den Wartsälen in ein Gedränge, gegen das der Besuch einer ersten Vorstellung im Burgtheater ein Kinderspiel ist. Wenn man nur eine kleine Umhangtasche mit sich führt und an die Stöße und Schläge des Schicksals und zuvorkommender Mitreisender einigermaßen gewöhnt ist, dann mag es noch gehen; wem aber die Vorsehung einen Koffer, eine Frau oder gar noch Kinder bescheert hat, der überlege sich's 14 Jahre ehe er eine vierzehntägige Reise mit Familie und Gepäck antritt.

An einem schönen Juliabend ging ich in Wien zum letzten Male zu Bett; am andern Morgen sollte mich die Westbahn hinaufführen nach Oberösterreich, den schönen Alpenzügen von Salzburg und Bayern entlang, um rasch und ohne Aufenthalt weiter zu gehen an den Rhein. Durch viele schmerzliche Erfahrungen gewitzigt, hatte ich mir nichts gepackt als eine kleine Umhängtasche, in welcher sich die nöthigsten Kleidungsstücke und 25 Cigarren befanden; denn man sage, was man will, man raucht in Oestreich, wenn man einziges Geld ausgibt, die besten Ci-

garren von Welt; die paar Pfennige, welche man draußen weniger zahlt, werden uns reichlich ersetzt durch die Gleichmäßigkeit und Solidität unserer Waare.

Wie behaglich wiegte ich mich in dem Vorgenusse meiner Reise! Ich dachte an ein leeres Coupé zweiter Classe, an einen menschenfreundlichen Conducteur, der dasselbe sofort hinter mir absperren und gegen einen bedeutungsvollen Wink geschwätzige Handlungsreisende so wie gemüthliche Familien mit Kindern von der geheiligten Stätte wegweisen würde. Ich sah mich schon als alleiniger Besitzer eines solchen Wagenbruchtheiles behaglich in die Ecke gelehnt, die Füße auf die gegenüberliegenden Sitze gestreckt, eine feine Cigarre in die Morgenluft dampfend fröhlich und und unbehelligt dahin fahren, der Vorsehung für meine Existenz, dem Himmel für den schönen Sommertag und meinem Chef für den gnädigst bewilligten Urlaub aus voller Seele dankend und theuer erkaufte Rauchwolken brünstig opfernd. Nicht im Entferntesten fiel mir ein, daß der schöne Plan, den ich mir so entwarf, eine Aenderung erleiden konnte; ich war ja schon viel gereist und hatte immer das Glück gehabt, entweder allein oder in lustiger Gesellschaft, welcher eine gute Cigarre kein Greuel ist, dahinzufahren.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Meine Sommerreise des Jahres 1861 wird mir unvergeßlich bleiben; ich habe durch dieselbe erfahren, daß wir Männer nicht mehr die Herren der Schöpfung sind, und daß wie zu Hause das Pantoffelregiment, auf Reisen ein Hutschachtel- und Handgepäcksregiment der Frauen in einer Weise überhand nimmt, die in jedem ehrlichen Männerherzen die unheimlichsten Bedenken für die Zukunft erwecken muß. Sonst war man doch wenigstens frei wenn man auf Reisen ging, jetzt geräth man von dem Augenblicke an, wo man sich überzeugen will, ob die Welt richtig und exact nach der Landkarte gearbeitet ist, in eine Knechtschaft, die furchtbarer drückt, als jede, welche man daheim unter dem sogenannten „süßen Joch" empfindet. Denn wenn doch einmal tyrannisirt sein muß, so gestehe ich, daß die Tyrannei der eigenen Frau mir lieber ist, als die jeder andern, namentlich lieber, als die mancher reisender Damen, denn letztere sind oft fürchterlich.

Doch ich will nicht länger klagen, sondern meine jüngsten Erlebnisse erzählen:

Der Morgenpostzug von Wien nach Salzburg stand bereits fertig im Bahnhofe, als ich mit meiner Fahrkarte in der Halle erschien. Ich dachte es recht klug gemacht zu haben, weil ich nicht den Courierzug gewählt hatte; ich hoffte so mit einer langen Wagenreihe und einer bescheidenen Anzahl bescheidener Passagiere dahinzufahren. Weh mir, ich sah, daß einige hundert Menschen ebenso klug kombinirt hatten, wie ich, denn in einem Nu befand ich mich in einem furchtbaren Gedränge, und durch einige fünfzig Rippenstöße wurde ich an Existenzen erinnert, die bis zu diesem Augenblicke für mich noch nicht das geringste Interesse gehabt hatten. Endlich war ich durch die enge Pforte auf den Perron geschlüpft und eilte auf einen Wagen zu, in welchem ich noch ein ziemlich leeres Coupé bemerkte. Nur ein Herr und eine Dame befand sich in demselben.

Tief gedemüthigt durch Das, was ich bereits gesehen und erlitten, sprang ich hinein, drückte mich in eine Fensterecke, nahm eine Cigarre heraus und war eben im Begriff, mich mit dem unerwartet und schmerzlich Erlebten auszusöhnen, als ich bemerkte, wie die Dame ihren Begleiter anstieß mit einem Blick, in welchem sich der Zorn über eine verlorene weltgeschichtliche Position zu spiegeln schien, und ihm dabei in das Ohr flüsterte — ein Bataillon könnte auf ein Kommando manövriren, welches so geflüstert würde —:

„Sind wir denn in einem Rauchcoupé."

Der Begleiter, eine etwas schüchterne Natur, den die würdige Dame mehr wie ein Stück ihres Handgepäckes, denn als Mann und Herrn zu behandeln schien, fuhr zusammen, als hätte ihn ein Donnerwort an ein unheilvolles schreckliches Schicksal gemahnt, und wandte sich verlegen und artig zu mir, indem er sagte:

„Nein, das ist kein Rauchcoupé.“

Ich hielt meine Regalia sprachlos in der einen Hand, mit der andern wollte ich gerade nach einem Zündhölzchen suchen, sie erstarrte mir in der Tasche. „Ach so,“ sagte ich, und ein wüthender Blick meines Auges traf das süsse Geschöpf, welches mich noch immer fixirte. Aber es gibt Augenblicke, in denen der Stärkste waffenlos wird, und wie es oft auf Armeen mitten im muthigsten Kampfe niederfällt gleich einem lähmenden, ertödtenden Thau, so packte es mich, als ich in das Auge meiner Nachbarin sah. Ich hing meine Tasche, die ich eben erst abgelegt hatte, rasch wieder um, sah noch einmal auf den unglücklichen Begleiter, dessen Blick voll Wehmuth und Jammer mir: „Fliehe, fliehe, es ist an einem Opfer genug!“ zuzurufen schien, und ohne noch ein Wort zu entgegnen, schob ich meine Regalia wieder in die Tasche und eilte hinaus aus dem verhängnißvollen Aufenthalt.

Wieder schien sich ein gütigeres Schicksal meiner erbarmen zu wollen.

„Sie haben noch keinen Platz, mein Herr?“ rief ein freundlicher Kondukteur, „kommen Sie, hier ist noch ein lerres Coupé.“

Mit diesen Worten sperrte mir mein Retter einen Wagen auf, und ich wollte ihm von dem Platze aus, den ich schnell eingenommen hatte, eben mit dem erwähnten bedeutungsvollen Wink eine Regalia präsentiren, als eine mir bekannte Dame mit Gemahl, Kindsfrau, Stubenmädchen und einem kleinen Töchterchen herankam und mit der freundlichsten Miene von der Welt die mir ewig unvergeßlichen Worte ausrief:

„Ah, da ist ja noch ein ganz leeres Coupé! Und sie reisen auch mit? Wie schön ist das!“

Ich schob meine Regalia wieder zurück, sah den Kondukteur an mit einem Blicke, in welchem sich viel Jammer spiegeln mußte, denn derselbe zuckte wehmüthig lächelnd die Achseln und verließ, nachdem er zu spät abgeschlossen hatte, den Wagen.

Die ersten Begrüßungen waren vorüber, und der Zug bereits im Gang, da bemerkte ich, daß das Coupé, in welchem wir uns befanden ein Rauchcoupé war. Die an der Seite angebrachten Aschenbecher ließen keinen Zweifel. Ohne mich lange zu besinnen, zog ich meine Regalia wieder hervor und zündete sie, ohne auch weiter zu fragen, an.

Der Gemahl der Dame verfolgte mein kühnes Vorgehen mit ängstlichem Blick und unruhigen Geberden. Ich war so unvorsichtig, daraufhin die Dame anzusehen, und nun half mir nichts in der Welt mehr, ich mußte die verhängnißvollen Worte sprechen:

„Gnädigste Frau, belästigt Sie das Rauchen?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schuster hatte zwei Lehrjungen, die er täglich früh Morgens wecken mußte. Da sie Beide im Einem Bette schliefen, der eine regelmäßig an der Wand, der andere am Rande der Bettstelle, so ergriff der Meister immer nur den Letzteren bei den Ohren sie gewaltig schüttelnd, bis er durch sein Geschrei den andern aufweckte. Dies gieng so durch ein halbes Jahr. Eines Abends sagte der zum Frühstück stets geschüttelte zu seinem Schlafkameraden: „Schau, ich bin immer der Gepeinigte, leg Du Dich an meine Stelle und ich will mich an den Rand legen, damit ich doch einmal von dem Beuteln verschont bleibe.“ Der andere erfühlt seinen Wunsch. — Früh Morgens mit der Dämmerung kommt der Meister und wie er so zur Bettstelle tritt, denkt er sich: „Immer beutle ich nur den Einen, heute soll er verschont bleiben; ich will mal den an der Wand Liegenden schütteln.“ — Gedacht gethan. — Der Arme schrickt auf, und zur Besinnung kommend, ruft er: „Seinem Schicksal kann Niemand entgehen!“

Voiture, der 1648 starb, hatte einen Hofmann beleidigt. Dieser wollte ihn zwingen, den Degen zu ziehen und sich mit ihm zu schlagen. Voiture antwortete kalt: Sie sind groß ich bin klein; Sie sind beherzt, ich bin verzagt; Sie wollen mich umbringen — nun gut; ich halte mich schon für todt.“ Sein Feind lachte und versöhnte sich mit ihm.

Eine amerikanische Zeitung theilt folgendes Gespräch mit, das ihr Redakteur kürzlich beim Dingen eines Dienstmädchens erlauschte: Eine Dame, welche ein „Mädchen für Alles“ brauchte, ward in das Sprechzimmer um eine Dienstsuchende zu sehen geführt. Biddy (auf dem Sopha sitzend): Ich höre, Sie suchen ein Dienstmädchen. — Dame: Ja. — Biddy: Haben Sie kaltes und warmes Wasser bequem durch das ganze Haus geführt? — Dame: Ja — Biddy: Ist Gas in der Küche? — Dame: Ja. — Biddy: Befinden sich Teppiche im Zimmer des Dienstmädchens? — Dame: Ja. — Biddy: Haben Sie einen Bedienten, der Feuer anmacht und die Schuhe wichst? — Dame Das Dienstmädchen macht ihr Feuer selbst an und wichst die Schuhe. — Biddy: Dies ist recht fatal. Aber Ihr Haus gefällt mir sonst recht gut, die Küche sieht recht bequem aus und ich denke, ich trete ein. Ich erwarte 9 Dollars Monatslohn, da ich nie für weniger arbeite. — Dame: Allein ich muß Ihnen eine Frage vorlegen: Können Sie Piano spielen? — Biddy: O nein, Das weniger Madame. — Dame: Ja dann kann ich Sie nicht brauchen.

Leipzig. Der Stolz des zur Messe in einer Schaubunde auf dem Roßplatze hier befindlichen Athleten Bamba auf seine herkulischen Kräfte ist gestern Abend gebrochen worden. Eine Hauptforce desselben nämlich besteht darin, eine 133 Pfd. schwere eiserne Stange von der Erde mit einer Hand aufzuheben und über dem Kopfe mehrmals zu schwingen. Gestern gegen Abend bot der Athlet demjenigen, der ihm dieses Kunststück nachmachen würde, eine Belohnung von 50 Thalern. Ein Markthelfer aus einer hiesigen Papierhandlung, der sich gerade in der Schaubude befand löste diese Aufgabe zur großen Verwunderung des Publikums sowohl wie des Athleten. Mit der größten Leichtigkeit hob er die Stange in der angegebenen Weise in die Höhe und schwang sie über dem Kopfe, nicht nur einmal, wie der Athlet verlangte hatte, sondern mehrere Minuten lang. Ein allgemeiner Applaus belohnte diese Kraftprobe und als darauf Bamba die Auszahlung der versprochenen 50 Thlr., welche der Markthelfer natürlich beanspruchte, verweigerte, entstand ein förmlicher Tumult, der sicher zu Thätlichkeiten geführt haben würde, hätte der Athlet sich nicht noch herbeigelassen, sein Versprechen einzulösen. Wir hören, daß der arme Riese, nachdem er von dem Leipziger Herkules vergebens die Verzichtleistung auf den ausgesetzten Preis erstrebt hatte, sich mit dem Sieger auf 25 Thaler verglichen. Unter Halloh und Vivatrufen wurde dann der riesige Markthelfer auf seinem Nachhausewege bis in das Gewandgäßchen begleitet.

Charade.

(Viersilbig)

Gefällts euch Eins verkehrt zu lesen:
So ist es kaum ein Augenblick.
Zwei, drei spricht immer nur von Bösen,
Vier ist ein gräulich hart Geschick.
Wenn widerlich die Vier auch sind,
Ist's Ganze doch der Unschuld Kind

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

№ 44. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. November 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Der Oberst vermochte nichts zu antworten; er führte den Befreiten durch einige Gassen zu dem Portale eines Palastes, wo ein Leibdiener wartete, der den Leichtbegleideten mit Panzer, Blechhaube und Mantel versah, und dann eilten Beide dem Kärntherthore zu. Schon von fern kam ihnen Hauptmann Steinbrunn entgegen; wie Bekannte führte er sie im leichten Gespräch den Wachen vorüber, schloß selbst das Gatterthor auf und ließ sie mit dem Wunsche einer guten Reise hinaus. Mit beeiltern Schritten durchwanderten sie die winkeligen Außenwerke und die Brücken, bis sie zum äußersten Zingel kamen, wo zwei schwarze Reiter am Schlagbaum lehnten und vom eben aufgehenden Monde beleuchtet wurden. Oberst Michael schritt fest auf sie zu, der Vater folgte.

Gebet das Wort! rief der eine der gedienten Soldaten, indem er das Schwert schulterte und in die Mitte des Weges trat. — Ich und der Augenblick wieder ihrer Zwei! — (Kaiser Carls Wahlspruch) antwortete Michael nach Steinbrunns Vorschrift mit dumpfer Stimme aus dem Visir hervor. Und Euer Name, Herr Ritter? fragte der Reiter weiter. — Begnüge Dich mit der Parole, Kamerad! entgegnete der Gefragte. Ich reise in geheimen Hofdienst; öffne den Baum, Du hast Deine Pflicht gethan. — Im Dienst wollet Ihr hinaus, seid gewappnet von der Stirn bis zur Sohle, und dennoch ohne Roß; erwiederte der gewandte Reiter. Und außerdem kennt Herr Ritter den Spruch des neuen Befehlbuchs nicht, daß jeder Posten den Namen der Auspassirenden melden soll bei der Ablösung? Nehmt mir's nicht übel, aber Ihr müßt Euch zum Wachthause bemühen, dem Korporal Rede zu stehen. —

Der alte Landeshauptmann hob schon zornig den Arm, aber der Oberst schritt vor bis zu der ihm vorgehaltenen Schwertspitze des Soldaten. Du willst meinen Namen hören, Bastian Raab? fragte er laut, und heftig. So schaue mein Gesicht und nenne Dir ihn selber. — So schlug er den rasselnden Helmschirm in die Höhe und sah, vom Mondlicht beleuchtet, mit starrem

Blicke in des Soldaten Gesicht. Aber nur einen Augenblick gaffte dieser neugierig in den geöffneten Helm hinein. Schon durch die Stimme stutzig geworden, schrie er jetzt mit Entsetzen: Martin, ein Geisterspuk! Ein Gespenst: Unser erschlagener Oberst! Er schilt, er will uns verderben! — Und mit einem: Marie und Joseph schützet uns! bekreuzten sich die Wachen und stürzten fort zu dem Blockhause, wo ihre Kameraden schliefen. Michael schlug sogleich den Baum des Zingels in die Höhe, und sie kamen ohne Widerwärtigkeit zu dem Platze, wo der Bischof von Laibach und die Rosse sich befanden. Der Bruder Franz und Johann herzten sich inniglich, und dann war der General=Oberst der Erste, der sich ohne Beistand kräftig auf den Rappen schwang. Was willst Du mit uns? fragte er aber mit finsterem Gesicht, als Franz seinen Priestermantel einem Leibdiener zuwarf, in ritterlicher Tracht dastand und gleichfalls ein Roß bestieg. Auf dem Wege, den ich zu machen gedenke, bedarf ich guter Soldatenarme, aber keine Monstranz und keinen Chorgesang. —

Der Name Katzianer ist verrufen im Lande, bis wir ihn mit neuer Glorie umgeben oder die alte Glorie durch Deine Rechtfertigung geltend machen, antwortete der Bischof mit Festigkeite Sollen in Wien die Buben auf des Entsprungenen Bruder mit Fingern deuten? Ich verlaß Dich nicht, bis Du ganz in Sicherheit bist; ich sehe mein Bisthum und den Hof nicht wieder bis die Katzensteiner wieder rein dastehen, wie ihre Ahnen. Erlaube mir das Recht der Erstgeburt und füge Dich meinem Entschlusse. Eine innere Stimme sagt mir, Du bedürftest meiner vielleicht von dieser Stunde an mehr, denn je zuvor, und was der Gott in des Menschen Seele spricht, soll der Mensch nicht überhören. Außerdem bin ich ja Dein Säckelmeister, denn aus dem Thurme wirst Du nicht eine Schaumünze mitgebracht haben. — Der Landeshauptmann sah finster nach dem Monde hinauf, murmelte unverständliche Worte, drückte jedoch dem Rappen die Sporen in die Weichen und die drei Katzensteiner, von eben so vielen handfesten Knechten begleitet, flogen auf wohlbekannten Wegen durch die Felder und bald verschwanden hinter ihnen die Thürme Wiens in dem ungewissen Lichte der Nacht.

Ohne Rast ging von da die Reise fort, so wie es die Pferde auszuhalten vermochten immer nach Süden zu. Am Tage lagerten sie oft in abgelegenen Herbergen, und ihre weitesten Märsche vollendeten sie unter dem Mantel des sommerlichen Halbdunkels. So passirten sie Edenburg, setzten über den Leithafluß, ritten Grätz vorüber und kamen bei Pettau über die Drau. Längst war es dem Obersten Michael aufgefallen, daß in den letzten Quartieren der wortkarge Vater bedeutende Summen aus dem Beutel des Bischofs genommen, lange Briefe geschrieben und zwei der Knechte geheimnißvoll damit abgefertigt hatte, welche seitwärts über die Grenzen Slavoniens ihren Botenritt antraten. Der Bischof fragte mehre Male, doch der mürrische Bruder antwortete: Ein Feldherr hält seinen Plan geheim, bis er reif geworden. Bete Du für die Ausführung. — Und im frühen Klosterleben weich und nachgiebig geworden, von jeher Johanns Verstand wie seinen Muth hochhaltend, schwieg der gute Priester. Auch der Oberst hatte bis jetzt aus Respekt nicht gefragt; als aber jenseits des Draustromes der Vater sich links den Marken Croatiens näherte, nahm er sich den Muth. Als sie in einer Gebirgsgegend ruheten und die Pferde gefüttert wurden, trat er zu dem Landeshauptmann, welcher eben beschäftigt war, auch dem letz-

ten der Knechte einen Brief einzuhändigen und ihm die Instruktion dazu dringlich einzu sprechen.

Vater Ihr habt mich oft mündig gesprochen durch Euer Vertrauen in der Schlacht; Ihr habt mir den Ruhm gewährt, Euch geführt zu haben aus den Thoren Wiens: so verzeihet mir, wenn ich mich zu Euch dränge und frage: welchen Plan Eure Klugheit ersonnen hat. Es muß ein klarer, fester Plan sein, da Ihr so bestimmt dafür zu handlen scheint. Ihr bauet auf alte Freunde, auf Kriegskameraden, wie es anläßt. Trauet nicht jedem; nennet mir die Erwählten, denn während ich wie ein Lebendigtodter lebte in dem Hause des Ladrons, hörte ich manches harte Urtheil über Euch erzählen, das Männer gesprochen, die ehemals durch die Bande der Dankbarkeit und Kameradschaft Euch zugehört hatten." Also sprach Michael, und der Alte nahm des Sohnes Hand und ging mit ihm von der Hirtenhütte weg, um ein dichtes Gebüsch hin, bis dasselbe sie den Blicken und Horchohren der Andern entzog.

Du bist meines Vertrauens werth, sagte dann der Alte stillstehend, und faßte scharf den Jüngling in das Auge. Hältst Du den alten Katzensteiner für so unerfahren, daß Du glaubst, er würde sein Geschick noch einmal in die Hand der höfischen Ritter dieses ungetreuen Königs werfen? —

Aber wohin geht denn die Reise? erwiederte Michael bestürzt über des Vaters barschen und höhnischen Ton. Sollten wir nicht lieber rechts uns wenden zum festen Katzenstein? Mondenlang wiedersteht er selbst einem kaiserlichen Heere, und bis dahin muß Eure Rechtfertigung den Weg zum Throne gefunden haben, bis dahin müßt Ihr den Verdacht von Euch auf die Schuldigen geworfen haben, auf die Statthalter des Bischofs von Agram, auf den verrätherischen Gilgenberg, der dem Galgenberge nicht entlaufen wird, bis dahin muß König Ferdinand klar schauen, daß Ihr nicht mit dem Feinde heimlich hantirtet, und muß vergeben und gut machen. —

Was ist zu rechtfertigen, was zu vergeben und gut zu machen? sprach der Alte mit wildlodernder Heftigkeit zurück. Die gekränkte Ehre des Ritter, des Soldaten, wird nur im Blute des Beleidigers rein gewaschen. —

Um Gott, mein Vater! rief der Oberst: Er ist Euer Fürst, Euer König, Eures Kaisers Bruder; die Majestät kann den Unterthan nicht beleidigen, und ein Wort ihrer Huld nimmt jedes Brandmal von der Haut und aus dem Herzen. —

Hast Du auch die Sprache ihrer Höflinge so gelehrig eingenommen? fragte der Landeshauptmann zurück In meinem Kopfe, der unter Schwerterdächern grau wurde, denkt sich das anders; in meinem starren Herzen klingt ein härter Wort. Was wäre dieser König und sein Wien geworden ohne mich? Treubrüchig und undankbar hat er sein Gedächtniß betäubt, und darum will auch ich Alles aus meinem zerhauenen Schädel werfen, was früher mein Wahn heilig hielt und ehrte. Rache ist mein Gedanke, Rache mein Geschäft. Die Hölle jenes Thurms hat ausgebrütet, was früher nur wie ein schwarzer Traum mein Hirn berührt hatte. Der König selbst hat mit der Ampel seines Kerkers in meinen Traum geleuchtet, bis er mir hell wurde wie Mordbrandsflamme. Ich denke einen Blutgang mit ihm zu thun, offen vor der Welt, daß die Fürsten aufwachen und das Verdienst nicht ferner mit Füßen treten; und wenn Du ein Katzensteiner bist, der in mir den Namen seines Stamms beleidigt fühlt, so wirst Du bei mir stehen, wenn ich den Ferdinandus mit Josuasdrommeten vor seiner schwankenden Königsburg begrüße und lade zum Todesgange. —

Michael starrte bestürzt in des Vaters Augen. Ihr sprecht wirre Reden, sagte er bebend. Was könntet Ihr der Majestät thun, Ihr, der Flüchtling, der Verbannte? Und welche Drometen könnt Ihr meinen? — Traulich l gte der Alte seinen Arm auf des Obersten Schulter und stützte sich auf ihn, indem zugleich eine wunderbare Freude sein faltiges Angesicht überstrahlte. Fragst Du, was zwei Männer können, wie wir? versetzte er mit sonderbarer Ruhe Du bist ein selbstständiger, tapferer Soldat. Du bist Oberst in Oesterreichs Heere. Ich der flüchtige Vater, der entsetzte Feldherr, habe Dir nichts zu befehlen, und selbst mußt Du entscheiden, rasch und sogleich, denn Du stehst hier mit mit, wie auf einer Gletscherspitze, die so schmal ist, wie der Rück n Deiner Schwertklinge, und von der wir rechts oder links uns werfen müssen, da sie dem Fuß nicht eine Minute des Weilens und Bedenkens zuläßt. Ich selbst hätte noch in dieser Nacht bei Dir angefragt. — Als ich auf dem Katzenstein weilte und meine Relation an diesen Ferdinand entwarf, trafen zwei vornehme Siebenbürger bei mir ein und hielten Nachtruhe in meinem Schlosse. Sie hatten sich mit schwerem Golde aus der Gefangenschaft gelöset und reiseten in ihr Vaterland. Traulich warnten mich die wackern Männern beim Becher, erzählten mir von der Stimmung des Hofes gegen mich, zürnten ob der Verachtung meiner Verdienste und boten mir Freistatt an, bürgten mir für den glänzendsten Empfang bei dem Johannes Waiwoda, versicherten mich, wie selbst der Türk, der Mahomet-Beg, meinen Namen ehre und mich froh zu den Seinen zählen werde, sollte mein Schicksal eine solche Zuflucht fordern. —

Entsetzlich! rief Michael, und faltete die Hände im Krampf der Seelenangst. Ein deutscher Ritter wollte ein Verräther werden am Kaiserhause, wollte — schrecklicher Gedanke! — zu den Feinden und Verfolgern des Glaubens hinüberschreiten, wollte wohl gar abschwören seinen Erlöser, sein Seelenheil hinwerfen und seinen alten Ruhm mit dem Namen eines Renegaten verfinstern für jede Zeit und Zukunft! Vater! Ihr prüfet mich nur. Nicht wahr, ein Scherzwort war es, den Sohn zu erforschen? Denn anders wollte ich, wir Beide lägen jetzt im Wiener Thurm und erwarten ein gnädiges Urtheil. Der Alte zog ein furchtbares Schlachtgesicht, doch dämpfte er die Glut des Grolls, die schon in ihm aufstieg und erwiederte mit leichtem Spott: Hat der Türk doch auch seinen einen Gott, auch sein Paradies, und verschmäht er den Wein, weiß er an andern Freuden sich schadlos zu halten. Aber nein, Michael! Gar so arg sind die schwarzen Gedanken noch nicht, die dieser Ferdinand meiner reinen Seele aufdrängte. Nur einen Schwertstreich muß ich dem Undankbaren versetzen, der dicht neben seinem Herzen eindringt. Meine Boten sind fort an den Waiwoda; mein Gesandter ritt fort nach dem Schlosse des Niklas Zrini, zu dem Ban von Croatien. Der stolze Tavernicus von Ungarn hat oft gemurrt gegen mich über den Stolz des deutschen Fürstenhauses; das ungarische Blut sprudelt mit Unmuth unter der deutschen Kette, und überdies ward gerade jetzt seinem Sohne ein böhmischer Grafensohn in der Armee vorgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal einer Cigarre.

(Schluß)

„Gott bewahre", war die überaus freundliche Antwort, und eine Zentnerlast machte sich bereit, mir vom Herzen zu fallen, „Gott bewahre; meine kleine Tochter freilich verträgt es nicht, aber man muß sich ja an Alles gewöhnen in der Welt.

Wieder saß ich da, wie vom Donner gerührt, wieder nahm ich meine Regalia, die in der ersten Gluth brannte, wie ein jugendliches Herz, aus dem Munde, legte sie neben mich, bis sie erlosch und schob sie dann zum dritten Male in die Tasche zurück.

So fuhr ich denn traurig und verstimmt dahin nach Salzburg. Unsere Unterhaltung blieb natürlich einsilbig denn ich frage einen der gelebt und gelitten hat, ob es etwas Schmerzlicheres gibt, als nach den ersten Küssen von geliebten Lippen und nach den ersten Zügen von einer feinen Cigarre zu scheiden? Von Morgens bis Abends ohne eine Cigarre! Der schönste Tag, der schönste Urlaub, die schönste Laune, Alles war verdorben, und ich dachte nur an eins: an unsere Ankunft in Salzburg und an die furchtbare Rache welche ich auf der Reise von Salzburg nach München nehmen würde.

Weder die Dankbarkeit der Mutter, noch die kindlich vorlaute Neugierde des Töchterchens konnten mich entschädigen für den verlorenen Genuß. Man bot mir einige Orangen und Backwerk an, ich lehnte Alles ab, ich war — zu meiner Schande muß ich es gestehen — unversöhnlich.

Endlich kamen wir in Salzburg an. Ich schweige von dem rührenden Abschiede, den ich von meinen Reisegefährten nahm und wie er mir zu Herzen ging. Der Courierzug war meine Hoffnung, mit diesem, dachte ich, reisen keine Kinder, denn er fährt des Nachts.

Die Stunde der Abfahrt kam. Drei Wagen standen zur Aufnahme der Passagiere bereit, ich suchte mir das am wenigsten besetzte Coupé und kam abermals zu einem Herrn, der mit einer Dame reiste. Aber aus den ersten Worten, die wir freundlich wechselten, ersah ich, daß es ein Ehepaar aus Bucharest war, also schon aus einer Gegend, in welcher das Rauchen fast wie ein Kultus betrieben wird, daher ich alle meine Besorgnisse schwinden ließ und bei dem matten Schein der Lampe eine Zeit lang mit vieler Neugirde meine neuen interessanten Reisegefährten musterte. Der Kopf der Dame namentlich überraschte mich durch die Energie und Schönheit seiner Formen. Die brennenden Augen, der gelbe zigeunerhafte Teint stimmte vortrefflich zu der Kraft und Größe der Gesichtszüge und dem üppigen schwarzen Haare.

Wenn du hier nicht rauchen darfst, so rauchst du nie mehr, sagte ich zu mir, nahm, sobald der Zug im Fahren war, meine vielgeprüfte Regalia heraus um sie anzuzünden. Meiner Sache vollständig sicher, wandte ich mich an meine Reisegefährten, und frug so artig, wie ich bis jetzt noch nie gethan hatte, er denn das Gefühl der endlichen Erlösung hatte mich auffallend milde gestimmt:

„Ist es erlaubt?"

„Wenn Ihnen viel daran liegt, gewiß", antwortete die interessante Frau in dem reinsten Deutsch mit dem reizendsten Accent, „im andern Falle jedoch —"

„Meine Frau ist etwas brustleidend", ergänzte der Mann sogleich.

Ich war schon wieder sprachlos. Diese Frau mit diesem Körper brustleidend? War das möglich? Doch es mußte wohl sein, denn sie lächelte schmerzlich und sah mich bittend an. Mit einer stummen Verbeugung schob ich meine Regalia zum vierten Male in die Tasche zurück. „Ah, wie sind wir Ihnen dankbar!" sagten meine liebenswürdigen Reisegefährten fast zu gleicher Zeit. „Bitte, Bitte! war meine Entgegnung. Darauf wurden die Polster gerückt, die Nachtsäcke untergeschoben und man schlief ein.

Mich aber ließ der Gedanke nicht schlafen, ernst und grollend saß ich da, der einzige Unselige unter den Seligen.

Da auf einmal fuhr mir ein furchtbarer Gedanke durch den Kopf. Sie schlafen sprach ich zu mir sie schlafen fest, komm' hervor, du gekränktes Blatt aus der Havanah, deine Stunde schlägt.

Leise nahm ich meine Regalia, leise und ohne ein Geräusch zu wagen zündete ich sie an. Es war eine wunderbar helle und milde Sommernacht, die Fenster des Coupé's waren ganz geöffnet und der Dampf zog geräuschlos und ohne die Schlafenden im Geringsten zu belästigen hinaus.

Wie duftete die Köstliche, mit welcher Sehnsucht preßte ich sie an meine Lippen während das lang entbehrten, lang ersehnten Stelldicheins!

Plötzlich — o Schrecken — hör' ich ein Hüsteln und ein leises Grunzen. Aber es war ganz eigenthümlicher Art; so konnte das schöne Weib nicht husten, welches da vor meinen Augen schlief. Auch lag sie ruhig und regte sich nicht. Das Hüsteln und Grunzen aber wurde stärker unter dem schweren Shawl der die Schlafende bedeckte, begann es sich zu regen und zu scharren.

Meine Augen hefteten sich auf die verhängnißvolle Stelle, und siehe da, es währte nicht lange, so arbeitete sich die arroganteste und aufdringlichste Hundsschnauze von der Welt aus der schweren Umhüllung hervor. Sie schnüffelte noch ein paarmal in die Nacht hinein, bekam natürlich die schwarzbehaarte Nase voll meines köstlichen Cigarrendampfes, und nun begann ein Gebell und Geheul, daß meine beiden Reisegefährten auffuhren, und während ich erschreckt meine halbgerauchte Regalia verbarg, sich in den zärtlichsten Ausdrücken und mit der liebevollsten Besorgniß erschöpften, um das theuere Wesen zu beruhigen.

Das gelang denn auch endlich; das süße Geschöpf wurde wieder sorgfältig eingehüllt mich traf ein langer Blick des Vorwurfs, aber meine Regalia war schon erloschen und zum fünften Mal in meine Rocktasche zurückgekehrt. Obgleich ich jetzt wußte, wer in unserm Wagen brustleidend war, so hatte ich doch die Lust verloren, das Schicksal von neuem herauszufordern. Ich fuhr stumm und ohne noch etwas zu hoffen, nach München.

Als ich daselbst ankam, fühlte ich mich krank und verstimmt. Ich hatte kein Bedürfniß zu rauchen, ich nahm ein Coupé erster Klasse, um allein zu sein, und verschlief, ohne an meine Regalia zu denken, den größten Theil des Tages.

Da meine Fahrt zunächst nach Mainz ging, so galt es in Darmstadt die Wagen zu wechseln. Ich fühlte mich wieder gekräftigt und munter, stieg fröhlich in Darmstadt in ein großes, Coupé, in welchem sich eine heitere Gesellschaft befand. Kaum darin sitzend gedachte ich meiner Regalia. Ich zog sie, die ich im tiefen Osten von Deutschland zum ersten Male anzu-

zünden gedachte, jetzt im Westen zum sechsten Male aus meiner Tasche und griff nach einem Zündholze. Da ruft eine kreischende weibliche Stimme: „Ach Gott, eben ist erst ein Herr hinaus, der geraucht hat und nun gehts schon wieder los!"

Soll ich noch etwas hinzufügen? Meine verfolgte Regalia, am schönen Donaustrand gekauft, ruht verstümmelt und unausgeraucht bei Mainz, begraben in den Fluthen des deutschen Rheines. Vielleicht hat eine mitleidige Welle sie zurückgeschwemmt nach der Havannah, dort mag sie von ihrem Verhängniß erzählen, wie ich es hier gethan habe.

Gegen das legitime Königthum hat sich wohl mit Ausnahme van Biron noch nie ein Dichter so kräftig ausgesprochen wie **Platen** in dem poetischen Sendschreiben, das er im Jahr 1831 an den verstorbenen König von Preußen (damals Kronprinz) richtete und das derselbe zur Zeit sehr huldvoll beantwortet hat. Hier wird „dem Mächtigen" folgende Warnung ertheilt:

Er rühme nicht sich und erdichte
Ein göttlich Recht! Es ruft Geschichte
Ihr lautes Nein!
So Manche, deren Gräber sprechen,
Erlangten Kronen durch Verbrechen;
Kann ein Verbrechen göttlich sein?
Manch Reich entstand aus Schwert und Flamme.
Es ist von manchem hohen Stamme
Die Wurzel faul,
Und seit es Kön'ge hat gegeben,
So rief sie nur das Volk ins Leben
Gleich jenem ersten König Saul.

Nur um des Volkes Wunsch zu stillen,
Hat ihn gesalbt mit Widerwillen
Des Herrn Prophet.
O mögen Fürsten stets empfinden,
Daß Erdentage schnell verschwinden
Und nur des Namens Ruhm besteht!

(**Eine Frau als Capitän!**) Ein Blatt aus Memphis meldet, daß eine der Louisiana Compagnien in der Schlacht bei Bull's Run ihren Capitän verlor und daß die Compagnie einstimmig die **Frau** des Gefallenen an seinen Platz erwählte. Die Frau passirte auch wirklich am 11. Sept. in voller Uniform durch Memphis, um den Befehl der Compagnie zu übernehmen.

Deerfoot, der Schnelläufer aus dem Indianerstamm der Saneros, hat in England bis jetzt alle Läufer geschlagen und sich ein für seinen Stand ansehnliches Vermögen erworben. Er trug sein ganzes Geld in Gold bei sich — Noten verabscheut er —, bis sein „Bärenführer", Mr. Martin, ihn mit großer Mühe bewog, es theilweise in der englischen Bank anzulegen. Mr. Martin mußte sich schriftlich verpflichten, ihn zu entschädigen, falls die Bank of England Bankerott machen sollte. Beim schönen Geschlecht soll Deerfoot — oder sein Geld — zahlreiche Eroberungen gemacht haben.

(**Ein trefflicher Schütze.**) Ein junger Mann in Nordamerika, Namens Mike D., machte mit seinem Freunde Georg S. di Wette daß er ihm auf fünfzig Schritt Distanz mit einer Kugel durch die Hosen in der Kniegegend schießen wolle, ohne das Bein zu verletzen. Die verhängnißvolle Wette wurde angenommen und der Schuß gelang vollkommen. Wir möchten unser Bein zu solchen Geschichten nicht herhalten.

Räthsel.

1.

Ich bin's, wo Dir alljährlich tönen
Der Vögel Frühlingsweisen mild
Und bin's auch, wo das Todesstöhnen
Der Brüder Dich mit Angst erfüllt.

2.

Dem Spiel fügt mich der Knabe an,
Dem Werk, reift er heran zum Mann.

3 u. 4.

Und wenn er dann durch Wissen, Können
Und hohes Schaffen uns erfreut,
Mag ich ihm gern den Namen gönnen
Aus unsrer guten alten Zeit.

1, 2, 3, 4.

Ein Titel ist's, ich weiß nicht mehr,
Als, wer ihn führt, sei Militär.

Ein Herr machte einer Dame den Hof, jedoch mit wenig Erfolg. „Ach liebes Fräulein,“ sagte er einst zu ihr, „geben Sie mir einen Kuß, und betrachten Sie dieses als eine Gabe, die Sie einem Armen geben!“ — „Mein Herr,“ entgegnete die Dame, „ich habe schon einen Hausarmen.“

Ein Schusterbube, der einen sehr bösen Meister hatte, fiel die Treppe herunter als er einen Auftrag des Meister schnell ausführen wollte. „Verdammter Junge! rief der Meister, als er das Gepolter hörte, „was machst Du denn für einen Spektakel?“ Der Junge antwortete schluchzend: „Na ich werd' doch noch die Treppe runter fallen dürfen!“

Ein Berliner Schneider zeigte in der Vossischen Zeitung an: „Der vollständige Systemwechsel in unserm Garderobe Geschäft berechtigt alle Herren die bei uns kaufen, zu den schönsten Hoffnungen. Bessere Kleidungsstücke als bei uns gibt es wohl kaum, denn unser neues System besteht darin, daß wir unsere Artikel weit unter den Herstellungskosten verkaufen 2c.“ Gebrüder Kaufmann.

In Wien erhielt ein alter Mann in der Adlergasse die Aufkündigung. Warum kündigen Sie mir, fragte er den Hausherrn; „war mein Zins nicht stets in Ordnung, oder haben Sie sonst gegen mich etwas einzuwenden?“ — — „Alles in Ordnung,“ erwiederte der Hausherr, „bis auf Eines.“ — „Nun?“ — „Sie sind ein alter Herr, können bald sterben, und sehen Sie, ich mag keine Leiche im Haus.“ Und es blieb bei der Kündigung.

Argau. Das „Tagblatt der Stadt Baden“ gibt das Mittel an, um die Winzerinnen bei der Traubenlese vor allzuvielem Traubenessen zu bewahren. Der Herr stimmt ein fröhliches Lied nach dem andern an und die Leserinnen müssen mitsingen bis die Dämmerung eintritt.

In den Gegend von Bucharest gingen zwei Kroaten vorüber, wo ein Bauersmann das Feld besäete. „Säe immer Bauer!“ rief ihm der Eine zu; „wenn es reif ist, dann ist es doch für uns!“ — „Leicht möglich!“ erwiederte der Landmann, „denn ich säe — Hanf.“ —

In Sachsen fängt man an, im Wirthshaus auf Bier zu abonniren. Restaurateur Müller in Chemnitz gibt Biercoupons im ganzen und halbe Dutzend an seine Gäste aus. Es sind dies Anweisungen auf je ein Glas Bayerisches oder Lagerbier, von denen sechs Stück $\frac{1}{2}$ Eimer vorstellen und für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zahlen den Vortheil bieten, daß er jedes Glas Bier 1—2 Pfennige billiger erhält als beim Einzelverkauf.

Die „Hildburghauser Dorfzeitung“ erzählt: Eine im einem Bezirksgerichte erschienene Bauersfrau war in Verlegenheit, wie sie den Beamten, dem sie vorgeführt wurde, zu tituliren habe, hörte aber gleichzeitig, daß derselbe von einigen der anwesenden Herrn mit „Herr College“ angeredet wurde. Als die Reihe an sie kam und der Beamte nach ihrem Begehr fragte, leitete sie ihre Rede ebenfalls zur Ergötzung des ganzen Gerichts mit „Herr College“ ein. (Einem unserer geistlichen Freunde ist es in der heiligen Stadt Köln passirt von einem bettelnden Jungen mit „Herr Confrater“ angeredet zu werden.)

Quetelet hat nach dem ihm zu Gebote stehenden statistischen Material verschiedener Länder die für heirathslustige Damen mißliche Thatsache berechnet, daß durchschnittlich von 1000 heirathsfähigen Männer nur 88 wirklich heirathen.

Auflösung der Charade in Nro. 43.

Untadelhaft.

Räthsel.

Um aus dem Chaos mich zu heben;
Setzt' Er, der alle Wesen schuf,
Ein W. vor mich und in das Leben
Folgt ich des großen Meisters Ruf.

Druck von F. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 45. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. November 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Nikolas lernte den Dienst unter mir bei Wiens Belagerung; wie einen Sohn hielt ich den Jüngling, und er wird mir jetzt vergelten. Croatien, abgerissen von Oesterreich, Ungarn im Aufruhr, mit Solimans Bundesherre vielleicht einen zweiten glücklicheren Marsch gegen die Kaiserstadt! Vielleicht dann eine Herzogskrone auf diesem beschimpften Haupte! — Ferdinandus zittere auf Deinem Faulbette, wenn der Katzensteiner die Roßschweife gegen die Mauern Deiner schwankenden Burg heranführt! —

Der Oberst Michael schüttelte sich wie ein Fieberkranker, wischte mit der Eisenhand über seine Stirn als wollte er sich wecken aus krankem Schlafe. Dann trat er, sich lösend aus des Vaters Armen, von ihm weg, kehrte um, warf sich an des Erstaunten Brust, riß sich wieder los von ihm, und stellte sich wieder fest in männliche Haltung. Vater! sagte er ernst, in den Tod mit Euch, aber nimmer auf diesem Wege. Lebt wohl Vater! Es ist mir, als sähen wir uns nie mehr wieder, aber mein Herz gebietet mir, ich soll scheiden von Euch. Der Christ, der deutsche Rittersmann, des Königs Offizier hat schon zu viel gehört. Ich lasse Euch in der Obhut zweier Engel. Bischof Franz mag Eure kranke Seele heilen und den Christen retten; der mannhafte Graf Zrini wird dankbar für Eure einstige Freundschaft Euch die verblendeten Augen öffnen über das politische Unheil, das aus Eurer kranken Seele wie ein verheerender Waldstrom hervorbraust. Ich gehe zu des Königs Thron, trete frei hin in die Brunst seiner Zornglut und vertheidige die Sache unsers Namens. Vater! bei dem Erlöser am Kreuze besinnet Euch, kehret um von dem Wege des Verderbens, zu dem der böse Feind Euch verlockte. Lebt wohl, Vater! Persönlich seid Ihr sicher; Zrinis Gastlichkeit schirmt Euch. Laßt mich hören von Euch zu Wien. Ich scheide; so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, und verblutete mein Herz an dieser neuen Wunde. —

Mit raschen Schritten ging der Oberst zur Hütte zurück. Der Landeshauptmann ballte

die Faust; er wollte rufen, aber er besann sich. Auch ein Undankbarer! lachte er zu dem Himmel hinauf, und folgte langsam. Schon hatte sich Michael auf das Roß geschwungen. Ohm! Verlasset den Vater nicht! rief er dem Bischof zu, warf noch einen schmerzlichen Blick zurück und sprengte rechts durch die Gebirge in das Krainer Land hinein.

Mit Verwunderung trat der Bischof dem in tiefes Sinnen versunkenen Bruder vor der Hütte entgegen. Auch den Michael schickst Du fort? fragte er mit Bangigkeit und Vorwurf. Das ist zu übermüthig und verwegen von Dir. Er ist das treueste Herz und der beste Degen von ganz Oesterreich, und käme uns jetzt ein feindseliger Verfolger nach, wären wir verlassen und verloren. — Quälet Dich die Furcht, Bischof, so zäume Dein Roß und mach's wie er! antwortete Katzianer düster und eintönig. Ich halte euch nicht, und wenn auch mein Herz spricht: Mit dem Michael schied Dein guter Engel von Dir! so ist mir doch wohler, seit er schied; ich scheine mir fester zu stehen und gehe lebensmuthiger und sorgenloser den Weg, den ich mir auserwählt. —

Er schied ohne Deinen Willen? fragte Franz mit wachsender Unruhe. So standen Deine Plane ihm nicht an? Er wußte freilich, wie Du von jeher Anderer Rath verachtetest, nur dem eigenen Sinne folgtest, und unerschütterlich ausführtest, was Du einmal gebrütet in der finstern Höhle Deines Gemüths. Doch fange auch ich jetzt an, Deine Plane zu fürchten. Nicht allein gefährlich sind sie; wo hätte unsern Michael die Gefahr erschreckt? Unrecht und böslich muß ihm erschienen sein was Du bereitest, und darum rettete er durch schnelle Flucht die reine Seele. —

Die Jugend fühlt, denkt, urtheilt anders als das Alter, entgegnete der Landeshauptmann. Hat doch der Frühling seine eigenen Blumen, der Herbst die eigenen! die Maienglocke und der Steinaster sind nicht Kinder desselben Monats. Gott segne seinen Weg! Möge er ersehen sein, den ritterlichen Stamm der Katzensteiner für Deutschland zu erhalten! Möge ihm zur Krone werden, was mir das Schicksal, was mir Tyrannei entriß! Möge er ernten auf des Vaters erloschenem Fußtritt. —

Gerührt umfaßte der Bischof den Bruder. So weich und mild sprachst Du noch niemals, sagte er. Halte diese Stimmung fest und wirf das Gewaltthätige von Dir. Es ist Dein Fürst, der Dich gekränkt; Du bist sein Vasall, und er kann die Gnade doppeln. —

Damit ist's vorüber, erwiederte Johann. Versöhnung ist nicht möglich zwischen Verdienst und Undank, zwischen Offenheit und Heuchelei; eher könnten die Pole sich finden und die Fixsterne zusammenstoßen. Mein Name sei verloschen; eine andere Zone gebe mir den andern Namen und ein anderes Glück. Wir reiten über Carlstadt in Croation ein. Den Tavernicus, den Zrini habe ich mir bestellt zum Stelldichein an jener Stelle, wo, Du kennst ja den Ort, drei steinere Kreuze stehen, im Angesichte von Castanowitz, als Denkmal eines Brudermordes. — Das ist kein guter Platz, kein gutes Zeichen! fiel der Bischof ein. —

Mein Zeichen ist der silberhelle Mond, der dort im schmalen letzten Viertel sich über den Bergen erhebt, antwortete der Katzianer mit Freudigkeit. Wenn er auftaucht, schläft die Sonne; der Felsenadler flüchtet sich dem Horste zu und birgt die Kralle. Laß uns reiten in die frische Nacht hinein, bald bedürfen wir des schimpflichen Eulenflugs nicht mehr und wir sind am Ziele. —

Thu', was Du mußt! versetzte der Bischof, doch nichts darüber, jenseits liegt meist der

Frevel und die Sünde. Ich halte bei dir aus, wie einst im jugendlichen Fehdespiel. Wir sind alt geworden, und da steht sich's besser zu Zwei. —

Der Landeshauptmann brach rasch das Gespräch ab; Beide stiegen auf und ritten der Straße nach, welche in die Marken des rauhen Croatiens führt.

Der Südwind trieb dicke, schwere Luft von den Landseen und Morästen herüber. Nebel umhüllten der Sonne Licht, als am Morgen die ungleichen Brüder jenseits Carlstadt den bezeichneten Ort, das Ziel ihrer überschnellen Reise, erreichten. Das Schloß Castanowitz bräuete wie ein grauer Riesensitz in seinem gigantischen Mauerwerke von der Höhe herab. Der Knecht war in der Nacht zurückgekehrt und führte die dampfenden Pferde auf einem feuchten Anger umher. Johann Katzianer ging unruhig mit verschränkten Armen am Holze auf und nieder und blickte erwartungsvoll oft nach der Burg hinüber. Der Bischof hatte sich auf eines der schauerlichen Steinkreuze gesetzt, sein Gesicht nach Osten gewendet, und betete andächtig seinen Morgenpsalm.

Der eingeladene Herr der Burg ließ nicht lange auf sich warten. Bald stieg von der Höhe hernieder der Ban von Croatien, Graf Niklas Zrini, eine heroische Gestalt, mit charaktervollem, bärtigem Gesicht, Lebhaftigkeit der Seele im Auge, den parteilosen Ernst auf der Stirn, und in den Zügen alle den Adel und die kriegerischen Tugenden klar zeigend, die ihn zum Abgott seiner Ungarn, zum Schrecken seiner Feinde gemacht. Er war in reicher Landestracht; das goldene Bild des Täufers Johannes prangte an seiner Mütze unter dem reichumfaßten Reiherbusche, doch nur ein Leibdiener geleitete ihn.

Der Katzensteiner ging ihm rasch entgegen, führte ihn nach Handdruck und Kusse abwärts, und mit ängstlicher Spannung sah der Priester ihrem langen Gespräche zu, das die wichtigsten Interessen des Lebens zu verhandeln schien. Der Katzianer redete heftig, aufmerksam hörte ihm der Tavernicus zu. Einige Male blitzten die Augen des Letztern hell auf, fast verzehrend, und seine Linke fiel auf den Goldgriff des breiten Säbels. Der Katzensteiner wurde dann nur heftiger noch in der Rede, denn es deutete Blick und Bewegung auf Theilnahme an seinem erlittenen Unrecht. Mit einem Händedrucke schieden beide, und Graf Niklas kehrte in seine Burg zurück.

Er geht von uns? fragte der Bischof besorgt, als Johann Katzianer dem Knechte befahl, die Rosse heranzuführen. Verweigert er den Schutz? Will er nicht Rath und Hülfe geben dem Waffenmeister und Kampfgenossen?

Er ist der Meinige! antwortete der Landeshauptmann triumphirend. Empört von der Beleidigung, die in mir dem ganzen Soldatenstande Oesterreichs geschehen, theilt er meinen Groll. Er nimmt uns schützend auf in sein Schloß, dort zu besprechen, was geschehen soll. Doch ehrt er mich zu sehr, als daß er litte, den Landeshauptmann von Krain seinen Rittern in dieser armseligen Kleidung vorzuführen. Nach jenem Maierhofe wird er mir Schmuck und Kleidung senden, auch für Dich den Priestermantel seines Capellans, und Mittags sollen wir den Einzug halten. —

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben des Polizeiofficianten Rang in Nürnberg.

Der in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 22. Okt. von dem Abgeordneten Frhrn. v. Redwitz erstattete Vortrag über die Beschwerde des ehemaligen Polizeioffizianten Rang in Nürnberg folgt hier, da sein Inhalt vielfach, auch außerhalb Bayern, von Interesse sein wird, nach stenographischer Aufzeichnung mit einigen Kürzungen. Der Vortrag wurde in der Kammer mit häufigen Bezeigungen theils des Erstaunens und der Indignation, theils der Heiterkeit aufgenommen.. ...Meine Herren! Sie werden sich noch alle erinnern, daß im Anfange des Jahres 1856 die gesammte deutsche Presse durch das höchst mysteriöse Erscheinen des sog. Dresdener schwarzen Buches in die höchste Aufregung versetzt wurde, und daß die öffentliche Meinung in allen ihren Organen nicht Worte genug fand, um in den Ausdrücken der tiefsten sittlichen Entrüstung dieses schändliche Machwerk zu brandmarken. Es war diese Aufregung der Presse und dieses einstimmige Verdammungsurtheil auch im höchsten Grade berechtigt, denn mit der beispiellosesten Oberflächlichkeit, mit der cynischen Frechheit einer gemeinen Denunziantenseele sind in diesem Buche fast alle Namen von Männern als politisch gefährlich oder verdächtig bezeichnet, die irgendwie in oder außer Deutschland seit anno 1848 auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Politik in irgend welcher liberaler Weise thätig waren, sei es auch in der ehrenhaftesten, ungefährlichsten Weise. „In noch nie gebotener Zusammenstellung — sagt die von eckelhafter politischer Kriecherei erfüllte Vorrede — soll durch diesen s. g. Polizeianzeiger, wie dieses Machwerk euphemistisch genannt ist, der Polizeibeamte Deutschlands die Feinde der Ruhe, Sicherheit und Ordnung kennen lernen. Es soll ihm die Kenntniß der Revolution unseres Jahrhunderts in ihren Trägern und Repräsentanten eröffnet, mit dieser Einsicht ihm aber auch an die Hand gegeben werden, seiner Zeit die eifrigste und unerschütterlichste Dienstestreue in Anwendung zu bringen, um würdig zu sein des ehrenvollen Postens, auf den das Vertrauen der Regierung den deutschen Polizeibeamten gestellt hat. Für die Oeffentlichkeit, fährt die Vorrede fort, sind jedoch diese Blätter nicht bestimmt, und sollen hiefür auch nie bestimmt werden. Nur ihm, dem Polizeibeamten, gehören sie, nur diesem mögen sie das bieten, was des Herausgebers Intention bei der Abfassung gewesen ist.“ War nun schon dieses Vorwort Veranlassung genug zu den bittersten Expektorationen der deutschen Presse, mit denen jeder nur einigermaßen ehrliche Mann übereinstimmen mußte, so gab der eigentliche Inhalt dieses berüchtigten „schwarzen Buches“ noch um so umfassenderen Grund zu dessen schimpflichster Verurtheilung. Es umfaßt das Inhaltsverzeichniß dieses Buches mehr als 6000 Personen, welche der politischen Gefährlichkeit in allen erdenkbaren Graden geziehen, den deutschen Polizeibeamten verdächtigt und deren aufmerksamen Augen überliefert werden. Es sind diese also kompromittirten 6000 Personen aus allen Ständen, aus aller Herren Länder in 3 Abtheilungen verzeichnet. Als Anhang zu Abtheilung 3 ist das Verzeichniß von allen den Männern gegeben, welche am 28. Juni das Programm Gotha unterzeichnet haben. Mitten unter deutschen Professoren, Advocaten und Schriftstellern erscheinen französische Minister und der Held von Konstantine und der Bezwinger des Juni-Aufstandes in Paris sammt dem „Hauptbekämpfer der speziellen Demokratie,“ Mr. Thiers; diese alle werden unter die Aufsicht der deutschen Polizei gestellt. Daß viele ehrenwerthe Mitglieder auch aus diesem hohen Hause darunter verzeichnet sind, läßt sich denken, aber auch zwei der angesehensten Mitglieder der Kammer der Reichsräthe,

die noch heute derselben zur Zierde gereichen, können ihre Namen erblicken an diesem berüchtigten „Polizeipranger", wie Biedermann das Buch genannt hat. Die Akten über den eigentlichen Verbreiter dieses schwarzen Buches sind meines Wissens bis auf den heutigen Tag noch nicht geschlossen, und sie werden erst mit der Anzeige über diese Beschwerde geschlossen werden. Wenn ich Ihnen nun sage, daß der Mann, welcher die heutige Beschwerde an die hohe Kammer eingereicht hat, nach seinem eigenen Geständniß der ursprüngliche eigentliche Verfasser dieses Buches ist, daß er deßhalb von der öffentlichen Meinung, man kann wohl sagen, zum moralischen Tode und damit zu totaler Erwerblosigkeit bis auf den heutigen Tag verdammt ist, und daß der bis heute noch unbekannte Verleger und Verbreiter des schwarzen Buches nach aktenmäßigen Aufschlüssen heute entdeckt ist, daß die Tendenz aller Anträge des Beschwerdeführers darin besteht, es möge der Ausspruch der hohen Kammer dieses moralische Todesurtheil sammt seinen verderblichen Folgen von seinem Haupte wieder wegnehmen, m. H., dann werden Sie es ebenso für erlaubt wie für geboten erachten, daß der Ausschuß bei solch eigenthümlicher Wichtigkeit dieser Beschwerde aus der Unmasse von Thatsachen und dem heillosen Wirrwarr von Denunciationen, Verdächtigungen und verwirrten Satzbildungen ein nicht zu lückenhaftes Bild durch seinen Referenten Ihnen vor Augen führen läßt. Friedrich Rang, der Beschwerdeführer, wurde unter dem 2. März 1851 zum Offizianten bei dem Stadtkommissariate in Nürnberg ernannt. Er war laut mehrerer der Beschwerdeschrift beiliegender Aktenstücke wegen seiner Gewandtheit und Energie ein sehr brauchbares und eben deßhalb beliebtes Mitglied der Nürnberger Polizei. Durch ein Schreiben des damaligen Regierungspräsidiums von Mittelfranken wird Offiziant Rang bei wichtigen Nachforschungen dem k. Stadtkommissariate Nürnberg speziell empfohlen als Einer, der ganz besonders gute Dienste leisten könne, und am 21. Juli 1853 bezeugte der k. Stadtkommissär Meyer in Nürnberg nach mehrmaliger Belobung der „guten monarchischen Gesinnung" Rang's, daß dieser durch Ausführung höchst wichtiger Haussuchungen sehr gute Erfolge herbeigeführt und um die k. Staatsregierung Verdienste sich erworben habe.*) Es wird uns ein höchst betrübender Einblick in die damaligen Polizeiwirthschaft Nürnbergs eröffnet. Trotzdem

---

*) Eine dieser „höchst wichtigen Haussuchungen" wurde bei dem verantwortlichen Redakteur Meyer ausgeführt; von „Erfolg" war sie jedoch nicht begleitet, denn sie lieferte nicht die gesuchten Behelfe zur Begründung der gegen ihn beabsichtigten Ausweisung. In der That mußte der Betroffene bekennen, daß der funktionirende Beamte ihm mit weit mehr Rücksichtslosigkeit als Gewandtheit zu Werk zu gehen schien. Denn während er einerseits das Heiligthum der Familienkorrespondenz schonungslos durchstöberte, anderseits sich durch den mißverstandenen Titel konservativer Schriften (z. B. „Deutschlands Aussichten auf eine neue Bewegung") zur Beschlagnahme verlocken ließ, blieb ein reichhaltiges Material polizeiwidriger Druckschriften, wie sie sich wohl in der Bibliothek jedes Redakteurs finden — ein revolutionärer Schatz, durch den sich mit bestem polizeilichen Gewissen ein ganzes Dutzend Ausweisungen hätten motiviren lassen — unbeachtet liegen. Der Betroffene hat damals über diese Haussuchung Beschwerde geführt: natürlich wurde er in allen Instanzen mit Glanz abgewiesen, und die Polizei befindet sich noch heutigen Tages, nach Verlauf von 9 Jahren, im Besitz einiger bei ihm mit Beschlag belegter durchaus unschuldiger Briefschaften. D. Red.

aber der Beschwerdeführer so hoch in polizeilichen Gnaden steht, finden wir, wie es eben oft in der Welt und besonders bei so guten Polizeidiensten geht, nur wenige Wochen nach dem letzten Belobungsschreiben des k. Stadtkommissärs von Rang wieder mittelst allerhöchsten Dekrets vom 9. August 1853 aus dem Staatsdienste entlassen. Nach Angabe des Beschwerdeführers sei er nämlich mehrerer des näheren Erwähnens nicht würdiger Reate, wie parteiischer Untersuchungen gegen liederliche Weibspersonen, Diebstahls und Unterschlagungen bei Haussuchungen beschuldigt worden und erklärt nun unter einer Fluth von schimpflichen Verdächtigungen gegen den vormaligen Bürgermeister Binder in Nürnberg und unter Enthüllung einer höchst eigenthümlichen Maitressenwirthschaft, daß er wegen der ihm zur Last gelegten Reate gar nicht gehört worden sei. Er bestreitet die Gesetzlichkeit seiner Entlassung als Offiziant, und diese Entlassung bildet den ersten Punkt seiner heutigen Beschwerde. Auffallend genug finden wir schon 21 Tage nach seiner Entlassung den Beschwerdeführer als Funktionär bei dem k. Polizeikommissariate Kaisheim angestellt, und zwar in widerruflicher Eigenschaft mit dem Anhange, daß ein seinem neuen Posten nicht entsprechendes Benehmen seine Entlassung ohne weiters zur Folge haben werde. Dieser Passus der Beschwerdeschrift überbietet sich wieder in den schimpflichsten denunziatorischen Ausfällen gegen den nunmehr verstorbenen ausgezeichneten Vorstand dieser Strafanstalt, Regierungsrath von Closmann, und zeichnet sich auch wieder durch Unklarheit und Verworrenheit aller Thatsachen aus. Nur soviel hat sich eruiren lassen, daß Rang als Funktionär in Kaisheim fast gar nicht beschäftigt war und daß demselben bald sogar der Eintritt in die Anstalt vom Ministerium verboten ward! Der Beschwerdeführer, der durch diese Maßregel in seiner Stellung als Funktionär in Kaisheim aller amtlichen Funktion beraubt war, suchte nun stets mit besonderer Rücksicht auf seine an Geisteskrankheit leidende Frau von Kaisheim nach Nürnberg überzusiedeln. Allein diesem Gesuche wurde nicht willfahrt und derselbe bei Vermeidung der Dienstentlassung in Kaisheim internirt, wahrscheinlich, um ihn auf diese Weise unschädlich zu machen. Ich umgehe nun die traurige Geschichte des Beschwerdeführers von dem Tode seiner Frau, die sich in Nürnberg erhängte — ein höchst trauriges, düsteres Bild. Vorderhand hebe ich nur hervor, daß der Beschwerdeführer unterm 16. November wegen Amtsehrenbeleidigung verhaftet und dann auch als Funktionär entlassen wurde. Diese zweite Entlassung bildet den zweiten Punkt der heutigen Beschwerde. Wir kommen nun zum eigentlichen Kern der ganzen Beschwerde, nämlich zum Verhältniß des Verfassers zum schwarzen Buche, zur Persönlichkeit des Verfassers, des Verlegers und zur Verbreitung dieses schmachvollen Manuskripts.

Nach Angabe des Beschwerdeführers, die ich indessen dahin gestellt sein lasse, hat derselbe als Funktionär in Kaisheim von früheren Stadtkommissär in Nürnberg mehrere Listen von politisch Verdächtigen erhalten, mit dem Auftrage, er möge aus diesen Schriftstücken eine Schrift verfertigen, welche der ähnlich sei, die 1853 von den Polizeidirektoren Stieber in Berlin und Wermuth in Hanover verfaßt wurde und betitelt ist: „Die kommunistische Verschwörung des 19. Jahrhunderts“, mit dem weiteren Auftrage, diese Schrift dem damaligen Staatsminister des Innern, Grafen von Reigersberg, vorzulegen. Daß dieser vom Stadtkommissär Meyer ausgegangene Gedanke von den betreffenden Kompetenten (?) beifällig aufgenommen werden würde, Dessen war der Beschwerdeführer nach seiner bisherigen Erfahrung als Polizei-Offiziant gewiß und um überdieß seiner tödtlichen Langeweile in Kaisheim zu entgehen, verfertigte er dieses Manuskript, wozu ihm amtliche Quellen zu Gebot standen; wozu er auch die sämmtlichen Jahrgänge der Allg. Ztg. benützte, und welches er sich nach seinem eigenen Geständniß zu seinem vollsten

Verdienste rechnete.*) Am 17. Juni 1854 legte er sie dem kgl. Staatsminister des Innern, Graf von Reigersberg, mit einem Schreiben vor, worin es heißt: (verliest das betreffende Schreiben.) Hierauf legte er sein Manuskript dem k. sächs. Polizeirath Müller in Dresden vor, und dieser Polizeirath Müller drückt in einem Brief vom 24. Febrauar 1854 seine hohe Freude über dieses Werk aus und sagt, daß man Rang's rastlosen Eifer sowie seine großen Kenntnisse gewiß entsprechender benützen werde als bisher. Weil man über die Aktenmäßigkeit des Manuskripts Zweifel erhob, so theilte Polizeirath Müller in Dresden unterm 20. August 1854 weiter mit, daß er von dieser Vorlage dem geheimen Rath Körner Kenntniß gegeben habe, daß nach dessen Erklärung die k. sächsische Regierung Anstand nahm, das Werk in Verlag zu nehmen, daß sie aber dennoch gesonnen sei, im Falle dasselbe im Druck erscheine, sich mit einer größeren Anzahl von Exemplaren dabei zu betheiligen. Dabei bemerkt Polizeirath Müller, daß der großherzoglich hessische Polizeikommissär Kappe erst vor Kurzem mehreren deutschen Regierungen einen ähnlichen Inder zugesandt habe, und daß die k sächsische Regierung, weil sie die Zweckmäßigkeit eines solchen Anzeigers, die Wichtigkeit und Rentabilität eines solchen nicht verkenne, nicht abgeneigt sei, den Verlag selbst zu übernehmen.**) Aus dem damaligen Schreiben des Polizeirathes Müller entnehmen wir auch, daß er das Vorwort änderte, daß er mehrere Zusätze machte und daß er sich auf 200 Exemplare zu dem Preis von 1 Thlr pr. Stück herbeilasse. Dieß ist die Geschichte der Entstehung, des Verlags, der Verbreitung des nachher so berüchtigt gewordenen schwarzen Buches. Ist es nun wahr und gewiß, daß dieses schmachvolle Machwerk den Beschwerdeführer zum Verfasser hat, so ist es nach den authentischen Briefen des Polizeirath Müller zu diesem Manuskript die Vorrede und den Eingang fertigte und den Druck und Verlag anordnete, und daß ihm Zusätze und die Verbreitnng zur Last fallen. Auf der anderen Seite stand aber dieses schwarze Buch der bayerischen Regierung in jeder Hinsicht fremd. Es deuteten nun die Angriffe und Vermuthungen der deutschen Presse bald auf einen Dresdner Beamten als den Verfasser des schwarzen Buches, bald auf den Stadtkommissär Meyer in Nürnberg. Endlich erschien unterm 19. März 1856 in der Allgemeinen Zeitung ein Artikel von Nürnberg. Dieser bezeichnet als den wahren Verfasser ein Individuum, welches wegen schlechter Streiche von seiner untergeordneten Stelle in der Polizei entfernt worden sei. In diesem Artikel ist der Verfasser auch als früherer Autor einer Schrift „über die Nothwendigkeit der Prügelstrafe" angeführt, und dadurch war der Beschwerdeführer leicht zu kennen.

(Schluß folgt.)

---

*) Am 29. d. hat uns Hr. Rang eine „Berichtigung nach Art. 47 des Preßgesetzes" zugeschickt, worin er die Tags vorher von uns der Südd. Ztg. entnommene Angabe, daß er sich in seiner Beschwerdeschrift zur Autorschaft des „schwarzen Buchs" bekannt habe, für „unwahr" erklärt. (S. Nr. 556.) Aus obigen Mittheilungen erhellt, daß die Angabe der Südd. Ztg. vollkommen wahr, dagegen die „Berichtigung nach Art. 47 des Preßgesetzes" eine Unwahrheit, und zwar eine wissentliche Unwahrheit war. D. Red.

**) Dieß wiederspricht der vorhergehenden Angabe.

(Neuestes europäisches Theater-Repertoir.) In neuester Zeit kommen zur Aufführung: In Frankreich: „Er mengt sich in Alles“, „Das Testament des Onkels“, „Versöhnung“, „Der Mann von Wort“, „Das war ich“. — In Oesterreich: „Irrthum an allen Ecken“, „Der Wirrwarr“, „Die freie Wahl“, „Die Quälgeister“, „Wer ist Schuld daran“, „Das letzte Mittel“. — In Italien: „Die Gunst des Augenblicks“, „Die Räuber in den Abruzzen“, „Johann ohne Land“, „Die Verschwörer“, „Der Hauptmann der Banditen“. — In Polen: „Der Teufel ist los“, „Das Blatt hat sich gewendet“, „Es ist noch nicht aller Tage Abend“, „Die Katze läßt das Mausen nicht“. — In der Türkei: „Neue Besen kehren gut“, „Man kann sich irren“, „Ich bin mein Bruder“. — In Preußen: „Der Wahlkampf“, „Viel Lärm um Nichts“. — In Kurhessen: Das Gegenstück zu „Endlich hat er's doch gut gemacht“. — In Frankfurt: „Ferienscherze“, „Ein Stillleben“, „Lebt denn der alte Hauschild noch?“ — In England: „Der Wollmarkt“, „Bange machen gilt nicht“, „Der versiegelte Bürgermeister“. — In Dänemark: „Die alte Wirthschaft“, „Gewalt vor Recht“, „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“.

(Eine Frau als Capitain.) Ein Blatt aus Memphis meldet, daß eine der Louisiana Compagnien in der Schlacht bei Bull's Run ihren Capitain verlor, und daß die Compagnie einstimmig die Frau des Gefallenen an seinen Platz erwählte. Die Frau passirte auch wirklich am 11. Sept. in voller Uniform durch Memphis, um den Befehl der Compagnie zu übernehmen.

In einem Gewölbe zu Wien kaufte kürzlich eine Frau einen Männerhut und ließ gegen einen kleinen Nachlaß am Preise einen alten Filz zurück, den sie wegen der Bemessung der Kopfweite mitgebracht hatte. Als der Hutmacher nach der Entfernung der Frau den zurückgelassenen Hut genauer untersuchte, war er nicht wenig erstaunt darüber, in dem Futter zwischen Filz und Schweißleder drei neue Zehnguldenbanknoten zu finden. Es wurden nun allerlei Vermuthungen gemacht, wie das Geld in den Hut gekommen sein konnte; aber erst am späten Abende löste sich das Räthsel. Ein Herr stürzte in höchster Aufregung in das Gemach und verlangte den alten Hut, wobei sich herausstellte, daß der letztere die geheime Kasse jenes Herrn war, in der er kleine Baarschaften zu Nebenausgaben vor den Argusaugen seiner ihn scharf kontrolirenden Ehehälfte zu verbergen suchte.

Aus dem „Haslauer Wochenblatt.“ „Ich wohne seit Michaeli nicht mehr im schwarzen Roß, sondern auf der Breitenstraße im sogenannten grünen Esel. Ich habe mich da zwar sprichwörtlich von dem Pferd auf den Esel gesetzt, werde aber trotzdem meine geehrten Kunden mit der zeitherigen Reellität und Billigkeit bedienen.“

In Linz hat sich am 14. Oktober ein Kommis mittelst eines Pistolenschußes entleibt. Am 12. Oktober erhielt die Redaction des „Abendboten“ durch die Behörde ein vom 19. September datirtes Schreiben des Selbstmörders zugestellt; dasselbe lautete wörtlich: „Ew. Wohlgeboren! Ersuche ich hiemit, beifolgende Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte als Inserat einzuschalten, zu welchem Zwecke ich 2 fl. Oe.-W. beilege, und empfehle mich Ihnen hochachtungsvoll. A. Schneider.“ Das Inserat lautet: „Ich erlaube mir hiemit, allen meinen Freunden und Bekannten anzuzeigen, daß ich mich nach reiflicher, jahrelanger Ueberlegung durch einen Schuß entleibt habe, und bitte, mich nicht gar zu strenge zu beurtheilen und manchmal an mich zu denken. Linz, 20. Sept. 1861.
A. Schneider.“

„Höre, Kleiner, komme ich durch dieses Pförtchen nach dem Fluße,“ fragte eine Dame in Crinoline einen Straßenjungen. — Der Junge musterte die Fragerin aufmerksam und sagte: „Hm, ich denke ja; 's ist erst heute Morgen ein Heuwagen auch hindurch gekommen.“

Auflösungen der Räthsel in Nro. 44.

Seite 351: Feldzeugmeister.
Seite 352: Erde, Werde.

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 46. **VII. Jahrg.**

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Nieder[illegible])

Sonntag den 17. November 1861.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde.

(Schluß.)

Und wie der ungarische Graf versprochen, so geschah es. Der schönste Federhut, gesticktes Wamms und Seidenmantel, Geldwaffen und Steinketten schmückten den General-Obersten, als er auf seinem Rappen über die Zugbrücke von Castanowitz trabte. Ehrenvoll war sein Empfang: eine stattliche Wache von Husaren salutirte dem ehemaligen Feldherrn, und im Prunksaal empfing ihn der Ban in einer Gesellschaft von Rittern und Junkern der edelsten Geschlechter. Die Tafel war fürstlich; eine Menge Pagen kredenzten die Becher, und in den Schüsseln von edlem Metalle wurden die leckersten Gerichte aufgesetzt. Johann von Katzenstein hatte im fröhlichen Wechselgespräch alle Schwermuth von sich geworfen, und durch die heißen Weine des südlichen Croatiens erhitzt, träumte er die hehrsten Triumphe gelöschter Rachgier. Bischof Franz hingegen wurde stiller und befangener bei dem oftmaligen Umgange des großen Familienpokals; denn sein nüchterner Sinn bemerkte, wie immer glühender und feindseliger des Grafen Zrini lebhafte Augen auf dem Bruder hafteten, wenn dieser mit einem Nachbar in einem ernsten Zwiesprach verflochten war, er beobachtete, wie die vom feurigen Tokayer halbtrunkenen Ungarn gar oft die rothen Gesichter mit den glattgestrichenen Haarflechten zu einander neigten, heimliche Worte flüsterten und wilde Seitenblicke auf die Gäste schossen. Doch konnte er vor dem Geschmetter der Trompeten und dem Gerassel der Kesselpauken, das jeden der zahllosen Trinksprüche begleitete, nichts erlauschen, was seine Besorgniß hätte zerstören oder zur Gewißheit erheben mögen.

Plötzlich erhob sich der herrische Graf Niklas Zrini und ergriff das vor ihm stehende grüne Paßglas. Freunde und Herren! sprach er mit lallender Stimme, indem sich zugleich sein Angesicht verdüsterte, wie die Sonne, wenn schweres Hagelgewölk vor ihr hinrauscht. Ihr kennt den tapfern Gast, der unsere Schwelle überschritt und unser Mahl geehrt, ihr kennt durch mich seit heute früh sein herbes Schicksal, des Königs Urtheil und seine Flucht zu uns. Die Blüthen der Ritterschaft von Ungarn und Croatien sind hier versammelt; unter sie ist er getreten und

fordert sie und unsere tapfern Geschwader auf, mit ihm seine Rache auszufechten gegen das stolze Kaiserhaus, dem wir geschworen Unterthaneneid und Soldateneid. Er will uns vereinigen mit dem Feinde der Christenheit, mit dem bl tgierigen Soleiman, mit ihm will er uns führen als Feinde gegen die Mauern Wiens. Was denkt die Blume der Ritterschaft von Ungarn und Croatien davon? Dieser Becher sei die Losung für und wider! Und ich, der Ban Croatiens, der Travernicus von Ungarn, rufe: Vivat Ferdinandus! Treue dem Könige und Verderben dem Verräther! —

Der alte Katzensteiner hatte sich vom Sessel erhoben bei dem Beginn der Rede; immer freundlicher wurde seine Miene; bei dem unerwarteten Schlusse derselben, und als der Donnerhall von dreißig rauhen Kehlen das Urtheil Zrini's nachbrüllte, stutzte er, ward bleich wie der Tod, warf mit dem Fuß den Sessel zurück und sah sich nach dem abgelegten Schwerte um. Doch ehe seiner starren Lippe noch ein Wort der Gegenrede gelungen, hatte ein junger Ungar den Degen entblößt und ra nte seinen scharfen Stahl dem Unglücklichen hinterrücks durch den Leib, daß er lautlos zur Seite in die Arme des Bischofs fiel, und in einem breiten Strome dunkeln Blutes sein Leben ausgoß. So mögen alle Feinde Oesterreichs stürzen in ihr Blut! rief Graf Zrini, doch sein Wort erstarb auf der bärtigen Lippe, als er den grausen, starren Blick auffing, mit dem der Sterbende ihn ins Auge faßte, als er die geballte, zuckende Faust sah, mit der er zu ihm aufdräuete, ehe er leblos zusammensank. —

Furchtbarer Frevel! rief der Bischof da mit der Kraft und Würde seines Standes, mit dem wieder gewonnenen M. the, der durch den Anblick des brüderlichen Blutes in ihm erweckt wurde. Freundes Mord! Kains That! Bruch der Gastfreundschaft! Unauslöschliche Schande für alle edeln Geschlechter im Ungarnlande! Wer hat euch eingesetzt zu Blutrichtern vor dem Urtheile? Wer zeugte von solch teuflischem Gedankenspiele im Hirn des Katzensteiners? —

Sein eigenes Wort, seine eigene Hand, sein Schriftzug, sein Insiegel! sprach ernst der Zrini, und zog einen Brief aus dem Busen. Er war ein Hochverräther an dem Reiche; noch mehr, Du frommer Bischof, zu dem Feinde des Erlösers wollte er ziehen, sich abschwören von der heiligen Kirche, wenn das Gelüst der wilden Rachlust nicht ohne dieses Opfer zu befriedigen gewesen wäre. Unterthanenpflicht, Soldatenschwur gilt vor allen andern Gelübden, und Ferdinandus richte, ob ich Unrecht gethan. Jammernd neigte sich der Bischof auf den zuckenden Leichnam des Geliebten. —

Du armer Verirrter! Du geisteskranker Sohn der Kirche! schluchzte er; warum blieb mir Dein Herz ein verschlossener Schrein? Ohne Sakrament und Absolution bist Du fortgerissen durch die Grausamen mitten in den Sünden Deiner Gedanken. Mein Leben soll e i n Tag der Kasteiung werden, Deine Seele zu erlösen. Aber auch ihr, erhob er sich zürnend und in einer Hoheit, die selbst die stolzesten Ritterhäupter beugte; auch ihr werdet nicht ohne Buße den Bruch des Heiligsten, der Freundschaft und der Gastlichkeit, gewagt haben im thörichten Wahne einer Edelthat. Nicht Segen gibt der Gott der Barmherzigkeit für solch thierische Rohheit. Der Fuchs lud den Kranich zu Gaste, ihn zu erwürgen; das sei das Denkbild auf dem Grabe dieses schmachvoll Ermordeten; aber ich sehe den Wolf kommen, den Fuchs zerreißen und der Schmach preisgeben eure Leiber; ich sehe eure Häupter im Sonnenbrande dörren; ich sehe Deinen Enkel, übermüthiger Zrini, verbluten unter eines Henkers Beile, wie Du unberufen des Henkers Amt an diesem nicht verschmähtest zu üben; denn wer den giftigen Schierling pflanzt, der trinket ihn aus dem unfreiwilligen Becher. —

Halb ohnmächtig sank der Priester auf den Todten; die Ungarn alle aber standen wie Statuen im Saale umher, und ihre weinglühenden Wangen wurden bleich wie die Wände, an denen sie lehnten.

Es war einige Zeit später, als im kaiserlichen Gemach der Hofburg zu Wien König Ferdinand gedankenvoll und ernst einen großen Brief durchlas und wieder durchlas. Forschend hing seines Stallmeisters, des Niklas von Thurn, Auge auf des hohen Herrn Gesichte; er beobachtete den tiefen Eindruck, den des Schreibens Inhalt auf den gefühlvollen Herrscher machte, und neben einem Tische, worauf ein Korb stand, den ein schwarzes Tuch bedeckte, lehnten auf den Säbeln zwei ungarische Herren, kalt und finster durch das Zimmer blickend und die Kaiserbilder musternd, welche die Pfeiler zierten.

Mein Banus von Croatien hat es gut gemeint, ist er uns auch in das Amt gefallen, hat er auch so rasch gerichtet, daß die Gnade, das schönste Recht der Krone, Uns genommen ward! sagte der König, indem er sich an die Fremden wandte. Es wäre Uns lieber gewesen, den schwer Verklagten als Gefangenen vor uns zu sehen. Meldet ihm das, Graf Radasti und Ihr, Ritter Pethai; versichert ihn zugleich Unserer königlichen Huld, und wenn auch die Güter des Erschlagenen, welche er für sich fordert, als Lohn der Treue, nicht so erblos sind, als er meinet, und es uns darum nicht frei steht, sie zu verschenken an belobte Freunde und Diener, so kann er doch des Gedächtnisses seiner Thaten gewärtig sein. —

Hier ist der neueste Zeuge seiner Treue! Das Haupt des Verführers, das der Tavernicus an Eure Majestät sendet durch uns! antwortete Radasti mit einer Baßstimme, und zog zugleich das schwarze Tuch fort, welches den blutigen Kopf des alten Katzensteiners verbarg. Mit unverhehltem Abscheue wendete der König sich weg von dem grausen Anblicke. — Wir sind kein Bassa, kein Türkenkaiser, sprach er heftig, daß Unser Auge an solchem Schauspiele sich ergötzen könnte. Traget hinaus, ihr Herren aus Ungarn, was Unser Herz empört; liefert es dem Kastellan, daß er für ein ehrliches Begräbniß dieses Hauptes sorge, welches oftmals unsern Heeren siegreich vorgeleuchtet. Hinweg, ich höre Unsere Königin kommen, und ihrer Gesellschaft möchte dieser Anblick noch schreckvoller sein als Uns. —

O Thurn! fuhr er zu dem Obersten fort, als die Fremden mit ihrem traurigen Schatze sich entfernt hatten, wie brav und rauh zugleich zugleich ist dieses Volk! Brausend und zernichtend sind sie, wie die Ströme ihrer Gebirge; feuersprühend, wie die Weine ihrer Berge; tapfere Soldaten darum; aber als Richter kennen sie nur das scharfe Schwert und nicht das Gesetzbuch der Barmherzigkeit. Waren es nicht die Husaren, die bei Gorián zuerst die Flucht ergriffen, und diesen Katzianer zum verderblichen Verrathe hinrissen? Und dieselben krummen Säbel richteten später seine Uebelthat. Seltsam waltet das unerbittliche Schicksal. —

Die Königin! rief Oberst Thurn, und öffnete die Flügelthüren. Und ein trat die würdevolle Königin Anna, an ihren Händen führend das Fräulein Ermuda von Labron und den Obersten Michael von Katzenstein. Tief Athem schöpfend ging der König ihnen entgegen.

Ihr seid mir erhalten? Seid glücklich gekehrt aus böser Haft, mein Oberst? Gedankt sei Gott dafür! redete Ferdinand den jungen Helden an, der mit gesenktem Blick und trüben Mienen vor ihm stand. Ihr wißt es schon? Euer Vater ist gefallen. —

Und ich stand ihm nicht zur Seite! War nicht dabei, ihn zu schirmen mit meinem Leibe,

zu verspritzen mein Blut für ihn, zu fordern als Rächer das Blut seiner verrätherischen Freunde! stieß Michael mit Ingrimm und Schmerz hervor. Das wird der Scorpion bleiben in meiner Brust, bis der Tod mich einigt mit dem Vollendeten. —

Schluchzend warf sich Ermunda an das Herz des Tiefgebeugten; Ferdinand aber faßte kräftig seine Hände.

Nicht also, Du Geprüfter und Wohlbestandener! sprach er feierlich. Wir danken dem Herrn der Schicksale, daß er Dich erhalten zur Stütze Unseres Reichs, daß wir die Vorzüge zweier Helden unserer Monarchie, die uns entrissen worden, in Dir vereinigt und verschmolzen sehen: die Tapferkeit Johanns, die weise Vorsicht Ladrons. Komm an Unser königliches Herz, Du unser General, Du Michael, Graf von Katzenstein; was Du verlorest, sollst Du in Unsern Armen wiederfinden. —

Mein gnädigster Fürst! rief Michael überrascht und bog seine Knie vor dem gütigen Herrscher; die Königin Anna umfing das Fräulein, und sprach mit Innigkeit: Das Beste auf Erden habt ihr verloren als Opfer im Dienste eurer Fürsten; doch gute Könige vergessen nie und wissen zu vergelten.

Aus dem Leben des Polizeiofficianten Rang in Nürnberg.

(Schluß.)

Rang hatte beabsichtigt, gegen diesen Artikel eine berichtigende Erklärung in die Allg. Zeitung zu setzen und besonders die Insinuation, er sei wegen schlechter Streiche aus seiner früheren Stellung entlassen worden, von sich abzuweisen und durch die Thatsache seiner baldigen Wiederanstellung zu entkräften. Diesen Aufsatz sandte er am 20. Dezember 1856 zur Einsicht an den Staatsminister Grafen v. Reigersberg, und dieser ließ Tags darauf durch den geh. Sekretär Fuchs antworten, daß Rang auf keinen Fall eine öffentliche Erklärung abgeben dürfe und daß, wenn er diesem Befehle entgegenhandle, er augenblicklich die Entziehung des ihm bewilligten Bezuges zu gewärtigen habe. Einige Tage darauf legte Rang dem Grafen Reigersberg die weitere Frage vor, ob er nicht wegen des genannten mysteriösen Artikels gegen die Allgemeine Zeitung Klage stellen dürfe. Darauf erließ der Minister durch den geh. Sekretär Fuchs die Antwort, daß es bei dem ersten Befehle sein Verbleiben habe. Dieses zweimalige Verbot gibt Rang die Veranlassung, sich wegen zweifacher Verletzung der Verfassung zu beschweren. (Werden die 4 Beschwerdepunkte verlesen.) Der Beschwerdeführer zeichnet in den glühendsten Farben die verzweifelte Lage, in der bei den allererdenklichsten Anstrengungen es ihm unmöglich sei, auch nur die nothdürftigste Nahrungsquelle sich zu erwerben, so daß er jetzt rein auf das Almosen der Stadt Nürnberg angewiesen sei, von dem Fluche des schwarzen Buches beladen*), verfolgt mit

*) Hrn. Rang's Antheil am „schwarzen Buche“ was bisher gewiß den Allerwenigsten in Nürnberg bekannt.

der allgemeinen Verachtung der Stadt Nürnberg als angeblicher Verräther seiner Mitbürger. Alle Bemühungen, seine reichen Sprachkenntnisse im Sprachunterricht zu verwerthen, scheiterten an seinem Namen, vor dem öfters Schüler zurückwichen, als sie ihn erfuhren. Er gibt sogar an, daß er in seiner Verzweiflung sich einem wandernden Bänkelsänger anbot. Dieser erklärte, er fürchte mit faulen Aepfeln geworfen zu werden, wenn er es wage, mit Rang zu gehen. Und doch sucht er ausführlich zu beweisen, abgesehen von der Unschuld an Druck und Verbreitung des schwarzen Buchs, sei nicht er der Verräther seiner Mitbürger, sondern neben dem Redakteur des Beobachters, Hammerbacher, sei es vor Allem der jetzige Redakteur des Nürnberger Anzeigers, Gottfried Meyer, der ihm in seiner frühern Stellung bei der Polizei als Denunziant der Nürnberger Bürger gedient habe. Dieser verdiene statt seiner Fluch und Schmach, die er schuldlos trage. Rang legt zur Begründung dieser Behauptung 16. Briefe des Redakteurs Gottfried Meyer vor, welche, wenn sie anders echt sind, allerdings in den ersten 15 Nummern zur Annahme berechtigten, daß der Redakteur Meyer in denunziatorischen Diensten der Polizei gegen die demokratischen Bestrebungen Nürnbergs gestanden hat. In diesen Briefen an Rang finden wir in einem von 2. Juni 1851 folgenden Eingang: (verliest denselben) und nun folgten in fortlaufender Reihe von 14 weiteren Schreiben an Rang neben einer Menge nicht gerade sehr schmeichelhafter Charakteristiken und Aufschlüsse von Personen und ihren Verhältnissen zur demokratischen Partei in und außerhalb Nürnberg ein eingehender Bericht über die Stellung und Absicht der freien Gemeinden Nürnbergs &c. Meyer verbreitet sich ausführlich über die Haltung des Fränkischen Kuriers, den damaligen Verleger und Redakteur desselben und sucht mehrmals in diesem Briefe zu beweisen, wie sehr er bemüht sei, durch Streichung einzelner Leitartikel und Notizen auf die demokratischen Tendenz dieses Blattes (an dem er arbeitete) allmählich einen reaktionären Einfluß auszuüben, wobei er bemerkt, daß dieser Einfluß immer mehr zunehmen und daß er weder die Regierung, noch eine sonstige Behörde angreifen lassen werde. Hieraus geht hervor, daß Meyer in stetem schriftlichen und mündlichen denunziatorischen Verkehr stand, sodann, daß eine geheime Korrespondenz mit dem Stadtkommissär Meyer bestand, um sich über Polizeisachen aussprechen zu können und bei Kundgebung seiner Ansicht über den gymnastischen Verein Material zu sammeln. Meyer bemerkt, daß, um Gelegenheit zu Erfahrungen zu bekommen, man Geld brauche, er stellt an Rang die Frage, was später aus ihm werden solle, wenn er, der jetzt wöchentlich mit drei Kindern auf zwölf Gulden angewiesen sei, jetzt sein Vermögen zusetze, er spricht den Wunsch aus, Rang solle sorgen, daß der Regierungspräsident ihn kennen lerne, und später erbittet er sich von Rang eine Erklärung darüber, ob es wohl möglich sei, daß er in diesem Winter (wahrscheinlich 1851 — 52) eine Anstellung erhalte. Dabei spricht er mehrfach die Besorgniße aus, es möge ihr Geheimniß verrathen werden, insbesondere bei der Gelegenheit, als er den Verfasser mehrerer Briefe eines bekannten früheren Redakteurs eines demokratischen Blattes angeben wollte, und er machte dem Rang den Vorschlag, daß er, da man diesen Leuten nicht nachforschen dürfe, weil man verrathen würde, die Abschikkung dieser Briefe unter der Adresse des Verfassers nach München beantragen und dem Rang die Minute der Absendung mittheilen wolle; dann könne die Münchener Post durch die Polizei die nöthige Vorsorge treffen, so daß kein Mensch es bemerke, wie es kund geworden u. s. w. Besonders wird der Redakteur des Fränkischen Kuriers in diesen Briefen mehrfach charakterisirt, er habe sehr gute Augen und habe dieß schon bewiesen. Dieß ist der Inhalt der 15 ersten Briefe, welche wahrscheinlich nicht über das Jahr 1851 hinausreichen. Nun folgt 7 Jahre

später, am 22. Januar 1858, der 16. Brief, worin Meyer alle Mittheilungen in früheren Briefen dahin auslegt, daß Rang nur von ihm benützt worden sei. Es wüßten dieß auch seine Freunde, unter deren Rath und Beihilfe Rang dupirt worden sei, um seine Absichten zu erkennen zu geben; die Verbindung sei sogleich den vertrautesten Freunden mitgetheilt und darüber Berathung gepflogen worden, wie dieselbe zu benützen sei. Ob dieser letzte Brief geeigenschaftet ist, den Eindruck der Wahrhaftigkeit der 15 ersten Briefen zu paralysiren oder nicht, mit andern Worten, ob Redakteur Meyer Spion der Polizei im Lager der Demokraten, oder Spion der Demokratien im Lager der Polizei gewesen ist, Das zu entscheiden ist nicht Sache des IV. Ausschusses. Seine Pflicht war es nur, Ihnen diese Daten, auf welche der Beschwerdeführer ein so außerordentliches Gewicht legt und einen Antrag gründet, in rein objektiver Haltung vorzulegen, um auch bezüglich dieses Antrags seinen verneinenden Beschluß motivirt zu sehen.

Der IV. Ausschuß hat auf Antrag seines Referenten einstimmig beschlossen, die formelle Zuläßigkeit der Beschwerde deßhalb zu verneinen, weil der hiefür unbedingt gebotene Instanzenzug nicht befolgt, wenigstens nicht nachgewiesen ist. Noch klarer zu Tage liegt, daß die Beschwerde in allen Punkten materiell ungegründet ist. Die erste Entlassung Rang's als Offiziant wird im allerh. Dekrete vom 9. August 1853 durch ausdrückliche Hinweisung auf §. 2 der IX. Verf.-Beil. gerechtfertigt, nach welchem pragmatische Rechte den noch in provisorio befindlichen Staatsdienern nicht eingeräumt sind. Rang, am 2. März 1851 ernannt, befand sich noch in diesem Provisorium bei seiner Entlassung, und es steht dem Ausschusse kein Recht zu, diese Befugniß der Regierung, einen Beamten aus administrativen Gründen zu entlassen, zu kritisiren und von dem Ergebniß dieser Kritik die Frage der Verfassungsverletzung abhängig zu machen. In noch strikterem Grade ist Rang's zweite Entlassung als Funktionär in Kaisheim ein unbestreitbares Recht der Regierung gewesen. Rang war bloß auf Ruf und Widerruf als Funktionär verwendet, mit dem Anhange, daß ein seinem Dienste nicht entsprechendes Benehmen seine Entlassung zur Folge haben werde. Dieß beweist eben direkt das Recht der Regierung, ihn aus administrativen Gründen zu entlassen. Wir kommen nun zu dem letzten Beschwerdepunkt. (Der Referent schließt einen ausdrücklichen Nachweis, daß das Verbot einer Rechtfertigung in der Allgemeinen Zeitung und einer Klagestellung gegen dieselbe keine Verfassungsverletzung involvire, mit den Worten): Der Hr. Minister Graf v. Reigersberg, welcher von vornherein der Fertigung des schwarzen Buches feindlich entgegentrat, wollte Rang verhindern, daß die unselige Geschichte nicht weiter verbreitet werde, und darum war sein Verbot ebenso disciplinär klug, wie geboten. Wie aus einer spätern Eingabe Rang's hervorgeht, war es auch Rang nicht so sehr um Begründung seiner Beschwerde zu thun, es war ihm vielmehr nur darum zu thun, durch die Verhandlung seiner Beschwerde vor der Kammer seine so sehr gebrandmarkte Ehre wieder soweit hergestellt zu sehen, daß es ihm doch einigermaßen möglich werde, aus diesem Zustande der Verachtung heraus in die Möglichkeit versetzt zu werden, sich irgend eine Erwerbsquelle zu verschaffen. Er bezweckt Dieß namentlich durch die Veröffentlichung der Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte des schwarzen Buches, der polizeilichen Zustände und ganz besonders durch die politische Entlarvung des Redakteurs Meyer, und daraus entsprang sein weiterer Antrag auf Ausbezahlung von 1000 fl., um die Kosten der Veröffentlichung bestreiten zu können, und darum war der Ausschuß gezwungen, diese Beschwerde so in extenso zu behandeln. Die wahrhaft verzweifelte Stellung des Beschwerdeführers ist aktenmäßig erwiesen. Durch gerichtsärzt-

liche Zeugnisse ist des Beschwerdeführers Gebrechlichkeit und Unfähigkeit zu jeder körperlichen Arbeit dargethan. Jedes Mittel, sich zu ernähren ausser, durch Armengelder, ist ihm unmöglich gemacht, und eine Menge von Zeugnissen bestätigen Dieß. Rang sucht nun ausführlich zu beweisen, daß ihm nichts mehr übrig bleibt als der Selbstmord, und läßt nicht undeutlich durchblicken, daß die Kammer der Abgeordneten mehr oder weniger den Vorwurf der intellektuellen Urheberschaft sich zuziehen würde, wenn sie nicht Abhilfe gewähre.

Ist sich nun der IV. Ausschuß bewußt, bei jeder unbegründeten Beschwerde, die dennoch aus inneren Gründen der Berücksichtigung und Abhilfe würdig ist, die Möglichkeit der empfehlenden Hinübergabe an das betreffende Ministerium um so lieber und so freudiger geübt zu haben, so hat er doch geglaubt, daß er sowohl dem politischen Bewußtsein der hohen Kammer als dem jetzigen Staatsministerium des Innern gegenüber verletzend handeln würde, wenn er den Beschluß gefaßt hätte, an das Ministerium diese Beschwerde hinüberzugeben oder auch nur die Auszahlung der beantragten 1000 fl. an den Beschwerdeführer zum Versuch der Wiederherstellung seiner Ehre zu empfehlen, eben so wenig, als der Ausschuß leugnen will, daß vom Standpunkte der Menschlichkeit aus der Beschwerdeführer in seiner verzweifelnden Lage des Mitleids und einer finanziellen Unterstützung bedürftig ist, abgesehen von jeder moralischen Würdigung seiner Antecedentien, deren Schuld auch Jene mittragen dürften, die den Beschwerdeführer dereinst groß gezogen haben in einer unseligen Polizeiwirthschaft, die Gottlob vorüber ist und hoffentlich nie mehr in Bayern wiederkehren wird.

Varnhagen von Ense erzählt in seinen Tagebüchern: Der vorletzte Großherzog von Mecklenburg, Friedrich Franz, hat während seines Lebens, berechnet man, an der Spielbank zu Dobberan wohl sechs Millionen Thaler verloren. Einst hatte er Alles verloren, und ein Töpfermeister, der zugleich spielte, ebenfalls, da sagte der Herzog — er war noch nicht Großherzog — zum Töpfer: „Ja, lieber Meister, was fangen wir nun an?“ „O das ist ganz einfach,“ versetzte dieser, „Ew. Durchlaucht schreiben eine Contribution aus, und ich drehe wieder Töpfe.“

Die „Weser-Ztg,“ erzählt folgende Anecdote: „Bei einem der vielen Hoffeste redete ein Prinz einen Kammerherrn an, indem er auf die Menge der Orden deutete, welche dieser auf einer Brust trug: „Nicht wahr, lauter Erinnerungen an glücklich überstandene Diners und Soupers.“ — „Allerdings, königliche Hoheit!“ entgegnete der piquirte Kammerherr, „man muß aber auch am Hofe einen guten Magen haben.“

Zweisylbige Charade.

Wirst Du mein erstes Zeichen doppelt lesen,
So nennt der Sylben Erste Dir ein Wesen,
Das durch der Wolken Höhen schwebt,
Und auf der Berge Gipfel lebt.
Die Zweite ist ein Talisman,
Der zaubrisch unter wilden Schlachtgetümmel
Der unter fürchterlichem Mordgewimmel.
Dich führt auf schöner Heldenbahn.
Das Ganze suchest Du vergebens
In Hoheit, Reichthum, Pracht und Glanz,
Es ist ein herbes Loos des Lebens,
Und führet Dich zum reichen Blüthenkranz.

Des deutschen Volkes Wappen.

Was ist des Volkes sinnig=ernstes Wappen?
Des deutschen Volkes anerkannte Zier?
Ist es ein Löwe? ist's ein edler Rappen?
Ein Einhorn? oder sonst ein edles Thier?

Ich sehe Eure Blicke staunend fragen
Auf Eurer Stirne steht die Antwort klar:
„Wir sahen nie vom Volk ein Wappen tragen,
Weil es nicht adlig in der Wiege war."

Und doch besitzt das Volk ein heilig Zeichen,
Ein Wappen, sichtbar — fühlbar — ... bekannt —
So alter Herkunft, daß selbst Sagen schweigen,
Empfangen einst aus Gottes eigner Hand!

Es blickt Euch zu auf allen Euren Wegen,
In Busch und Wald, in Feldern auf der Au,
In Städt' und Dörfern tritt es Euch entgegen,
Vom hellen Morgen bis zum Abendgrau.

Es ist der Fleiß! — Das ist des Volkes Zierde!
Das ist sein Wappen, welches Wunder schafft,
Das es thatkräftig immer mit sich führte,
Und das so Mancher staunend schon begafft.

Geht hin und seht, wo schöne Gärten blühen,
Und goldne Früchte prangen an dem Baum;
Geht hin zur Werkstätt, wo die Feuer glühen
Und Funken zischen durch den dunklen Raum;

Geht hin zum Wald und seht die Bäume fallen,
Seht, wo der Pflug die frischen Furchen gräbt;
Geht nach den Straßen, wo die Peitschen knallen,
Geht nach der Stadt, wo sich der Markt belebt.

Seht auf den Bergen dort die Heerden weiden,
Wo lustig, froh das Lamm zur Mutter springt;
Laßt Euch hinab in dunkle Schachte gleiten,
Seht, wie der Bergmann seinen Fuchtel schwingt!

Seht, wie die Schiffe ihre Anker lichten,
Und wie so thätig ist des Seemanns Hand,
Sieht er den Kiel zum fernen Ziel sich richten
Beim Scheidegruß vom lieben Vaterland.

Allüberall seht ihr des Wappens Bilder
In bunten Farben, ewig frisch und neu,
Und jedes einzelne der vielen Schilder
Hat eine Deutung, ernst und groß und treu.

Doch wollt Ihr auch das heil'ge Siegel fühlen,
Das diesem Wappen zugesellt als Pfand?
Wohlan, so drückt recht brüderlich die Schwielen
In eines fleiß'gen deutschen Mannes Hand!

O, deutsches Volk, hin durch die weite Erde
Trägst Du Dein Wappen, das Dein Eigenthum.
Du pflanzst es auf selbst an dem kleinsten Heerde!
Dein bleibt der Segen — Dein der hohe Ruhm;

D'rum perle, Wein, und schäume in dem Glase,
Wir trinken dich auf dieses Wappens Preis!
Stimmt, Brüder, ein! Es ist nicht leere Phrase:
Das Wappen leb', es leb' der deutsche Fleiß!

Ein Kritiker erbat sich einst von der Tänzerin Elsler einen Schuh; die Tänzerin gewährte seine Bitte und füllte den Schuh noch dazu mit Dukaten. Bei dem Anblick dieser Großmuth brach der Ueberraschte in die naiven Worte aus: „Ach, göttliche Fanny, warum haben Sie doch einen gar so kleinen Fuß?"

In dem Reisepasse eines jungen Kaufmannes, welcher durch Unglück die Nase eingebüßt hatte, befand sich in dem Signalement das Kennzeichen:
„Nase — vorausgereist."

Charade.

(Dreisylbig.

Die erste Sylbe ist ein Ganzes,
Das man verschieden wieder theilt,
Und doch von meinem Zweit' und Dritten
Sowie von meinem Ganzen, nur
Ein Hunderttheilchen ist.
Mein Ganzes ist, von einem größern Ganzen,
Das unermeßlich und unendlich ist,
Doch nur ein kleiner Theil, ein Bruch,
Wovon die Erstere der Nenner,
Die Zweit' und Dritt' der Zähler ist.

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro. 47. VII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern

Sonntag den 24. November 1861.

Der Goldschmied von Paris.

Es war am dritten März 1672, als der Polizeikommissär, zwei Münzmeister und der Vorsteher des Goldschmiedegewerks, begleitet von vielen Bewaffneten, sich mit einer gewißen Feierlichkeit nach dem schönsten Goldschmiedladen der Hauptstadt begaben. Dieser richterliche Aufzug hatte die ganze Nachbarschaft in Bewegung gesetzt. Jedermann stand vor seiner Thür und die Bemerkungen, Muthmaßungen und Meinungen flogen von Haus zu Haus, von Schwelle zu Schwelle.

Der Besitzer dieses Ladens, der reiche Goldschmied Chauquet, welcher von seinem ersten Gesellen, Philippe Asselin, sofort benachrichtigt, daß die Polizei die Gerichtsleute und die Gewerksmeister in seinen Laden eingedrungen, war aus seiner prachtvollen Wohnung herbeigeeilt, um den unerwarteten Besuch zu empfangen. Der Goldschmied, welcher von seinem häufigen Verkehr mit dem Hofe die Moden und die Trachten der feinen Welt angenommen hatte, erschien eingehüllt in einen schönen Schlafrock von rothem Seidenzeug mit silbernen Blumen und begrüßte seine Gäste, die Herren vom Gericht, mit einer trockenen Verbeugung, dagegen die Meister seines Gewerks mit einem wohlwollenden und freundschaftlichem Lächeln.

„Nun, meine Herren,“ sagte er laut, „was geht denn vor und was verschafft mir schon so früh die Ehre Ihres Besuches? Bin ich, ohne es zu wissen, ein großer Verbrecher geworden? Soll ich heute etwa, nachdem mich gestern der König und die Marquise von Montespan mit Ehren überhäuft, Ihnen etwa in die Bastille, oder auf eine andere Festung folgen? So reden Sie doch, antworten Sie und machen Sie meinem Zweifel ein Ende.“

Diese Rede, von einem gewissen Stolz und von hochmüthigen Blicken begleitet, machte indeß wenig, oder gar keinen Eindruck auf die Richter, denen derartige Scenen in damaliger Zeit nichts Neues waren.

„Mein Herr,“ antwortete der Polizeikommissarius „wir kommen im Auftrage und Namen

des Münzdirektors und des Staatsanwalts. Dieser Befehl ordnet die strengste Durchsuchung Ihres Hauses und Ihrer Werkstätte an."

„Und wessen Vergehens bin ich angeklagt? unterbrach ihn heftig der Goldschmied.

„Sie sollen falsche Stempel gebraucht und eine große Menge Silberarbeiten in Umlauf gesetzt haben, die keine Steuer und Abgaben an den Staat entrichtet haben; kurz, Sie sollen..."

„Genug, genug, mein Herr," unterbrach ihn noch einmal der Goldschmied, indem er eine würdevolle und ernste Haltung annahm, „ich will Nichts im Voraus wissen. Thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren, was mich betrifft, so fürchte ich Nichts, da ich stets die meinige gethan."

Mit einer leichten Handbewegung lud er darauf den Kommissarius, die Polizeibeamten, die Gerichtsleute und die Abgeordneten der Münze ein, ihre Nachforschungen zu beginnen. Diese Bewegung war so feierlich und ergreifend, daß die vierzig Arbeiter in der Werkstätte, welche beim Anblick der Untersuchungskommission, ihre Arbeit eingestellt hatten, in ein Murmeln voll Verwunderung ausbrachen, in die sie die stumme und doch so majestätische Sprache ihres Meisters versetzte.

„Verehrter Bruder," sagte hierauf der Vorsteher des Goldschmiedgewerkes, indem er sich Chauquet näherte, „die Ehre unserer Körperschaft besteht in der Ehre sämmtlicher Mitglieder. Erstaunen Sie daher nicht über unsere Gegenwart; durch einen offiziellen Brief des Staatsanwalts von dem Vergehen benachrichtigt, daß man Ihnen zur Last legt, beschlossen wir, uns bei diesem Besuche zu betheiligen, weniger, wie Sie sich denken können, aus Neugierde, als um ein Zeugniß für Ihren Ruf abzulegen, der bis zu diesem Tage rein und ehrenvoll geblieben ist. Wir wollen die Ersten sein, um Ihre Rechtschaffenheit zu verkündigen, so wie wir die Ersten waren, welche dieses verläumderische Gerücht von Amtswegen erfahren haben, denn wir zweifeln keinen Augenblick, daß Alles nur eine boshafte Erfindung niederträchtiger Feinde ist. Sie sollen in kurzer Frist Schöffe der Stadt werden und da finden wir es ganz natürlich, daß die Aussicht auf diese hohe Würde den Neid und die Mißgunst Ihrer Mitbewerber erweckt hat, die nun kein Mittel verschmähen, das Ihnen schaden kann. Dazu kommt noch, daß der Magistrat im Voraus von Ihrer Unschuld überzeugt, unserer Gewerkschaft anzeigen ließ, daß die Ceremonie nicht aufgehoben werden dürfte, sondern heute Abend auf dem Stadthause Statt finden solle, die Ceremonie, wie sie wissen, die den Zweck hat, die neuen Schöffen zu erwählen und Treue dem Könige und den Gesetzen des Landes zu geloben."

„Mein lieber Kollege," erwiederte hierauf der Goldschmied, „ich bin Ihnen äußerst für diesen Schritt verbunden und ich konnte auch nicht weniger von ihrem Eifer für die Interessen und die Ehre unserer Körperschaft, so wie von Ihrer brüderlichen Sympathie für mich erwarten. Seit fünfzehn Jahren, wo ich unserer ehrenwerthen Gewerkschaft angehöre, werden Sie mir das Zeugniß geben dürfen, daß ich auch nicht einen Tag aufgehört habe, die allgemeine Achtung zu verdienen. Ich habe die verschiedensten Aemter unserer Korporation bekleidet und ich hatte das Glück, alle rechtschaffenen und vernünftigen Männer zu befriedigen. Heute ernte ich nun die Früchte meines Benehmens und meiner Anstrengungen für die dauernde Eintracht und für die stete Verherrlichung der sechs Körperschaften von Paris. Ich danke Ihnen daher von ganzem Herzen, daß Sie sich diesem gerichtlichen Besuche angeschlossen haben, der nun zur Beschämung meiner Feinde und Ankläger dienen muß."

Der reiche Goldschmied hatte in der That viele Feinde. Das schnelle Glück, das er gemacht, die fortwährenden Verbindungen mit dem Hofe und den vornehmen Herren, der Luxus,

der in seinem Hause, in seiner Kleidung und selbst in seiner Bedienung herrschte, hatten ihm viele Neider und Gegner erweckt. Er besaß eine einzige Tochter, eben so gesucht wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer reichen Mitgift. Die Marquise von Montespan hatte ihre Hand zu einer Verlobung der reichen Erbin mit einem ihrer Stallmeister, dem Marquis von Allainval geboten. Dieser junge Kavalier war zwar arm, aber gewandt und konnte, Dank der Protektion der allmächtigen Favoritin, zu Allem gelangen.

Alles war bereits durchsucht, und schon schickte sich der Kommissär und die übrigen Beamten an, sich zurückzuziehen, nachdem sie noch einige schmeichelhafte und entschuldigende Worte an Meister Chauquet gerichtet hatten, als ein Polizeiagent, ein alter geriebener Kunde, der noch im untern Stockwerke herumstöberte, ein Triumphgeschrei ausstieß und mit gewaltiger Stimme dem Kommissär und seinen Genossen zurief:

„Ich habe Etwas gefunden."

In einer Art von Buffet oder Speiseschrank, der in der Nähe eines Fensters stand, das nach dem Flusse hinausgieng, hatte der Beamte sechs falsche Stempel gefunden, außerdem fünfzig Barren von Silber, das einen geringeren Gehalt zeigte, ungefähr dreißig bis 40 Pfund schwer und ein nachgeahmtes Siegel der Münze nebst noch andern Instrumenten, welche zur Fälschung der edlen Metalle dienen konnten.

Bei diesem Anblick verlor Meister Chauquet seine bisherige Festigkeit, eine bleiche Farbe bedeckte seine Wangen. Das junge Mädchen aber wurde ohnmächtig und fiel, wie vom Blitz getroffen, in die Arme ihres Vaters.

„Nehmt ein Protokoll auf," schrie der Goldschmied, indem er sich zu Fanchette niederbeugte, „ruinirt mich, entehrt mich, ganz wie es Euch beliebt, aber laßt mich nun für mein Kind sorgen. Vor allen Dingen bin ich jetzt Vater und nicht Kaufmann."

„Sie werden nicht ruinirt sein, mein Meister," schrie plötzlich eine Stimme, „Sie sollen nicht entehrt werden, denn der wahre Schuldige wird sich der Gerechtigkeit nicht entziehen."

Und ein junger Mann stürzte aus der Gruppe der Arbeiter hervor und stellte sich kühn neben den Kommissär und die Abgeordneten des Münzamts und der Justiz.

Das war Philippe Asselin.

„Ich," schrie er, „ich bin, meine Herren, der Verbrecher. Ich gebe mich selbst an und überliefere mich Ihnen. Mein Meister ist unschuldig.

Das Erstaunen malte sich auf allen Angesichtern.

Der Goldschmied hatte seine ganze Festigkeit zurückerlangt, sein Haupt, für einen Augenblick gebeugt, erhob sich stolzer, als je. Was Fanchette betrifft, so war jedes Wort Philippes ein Balsam, der sie wieder ins Leben rief. Die Augen des jungen Mädchens, aus denen abwechselnd Dankbarkeit, Bewunderung und Liebe strahlten, waren auf Philippe gerichtet, dessen edle Figur an die leuchtenden Gestalten der Märtyrer des neuen Bundes mahnte.

„Mein Freund!" sagte der Kommissarius, dessen alte Erfahrung ihn gleich schwergläubig in Bezug auf Tugend, wie auf Laster machte, „mein Freund, rede ohne Rücksicht, ohne Umstände. Welche Gründe bestimmten Dich, gegen die Gesetze der Tugend und Rechtschaffenheit in dieser Art zu sündigen?"

„Ich wollte mich selber als Meister niederlassen," entgegnete Philippe mit fester und sicherer Stimme, „da ich aber kein Geld und nur meine Geschicklichkeit besaß, so hatte ich keine Aussicht, mein Ziel zu erlangen.

„War dieser Arbeiter," fragte ein Abgeordneter des Münzamtes, indem er sich an den Goldschmied wendete, „ein guter Mensch? Waren Sie, mein Herr, mit seiner Arbeit, seinem Betragen und seiner Sittlichkeit zufrieden? Mit einem Worte: konnte er auf Achtung Anspruch machen?"

„Ich kann ihm bis zu diesem Augenblick nur das beste Lob ertheilen," entgegnete der Goldschmied; „er ist mein bester Arbeiter, er hat sein Handwerk in meiner Werkstätte gelernt und machte seinem Meister durch Talent und Fleiß die größte Ehre. Ich bin noch mehr, als Jedermann hier, erstaunt, daß er einem solchen Versuch unterlegen. Ich kann den Grund noch immer nicht begreifen, nur Ehrgeiz vermochte ihn zu verwirren.. Wie es auch immer sein mag, ich bitte, mit Schonung gegen den jungen Mann zu verfahren, den ich liebe und der auch einer anständigen Familie angehört. Sein Vater war Offizier und er starb, indem er seinem damals zehnjährigen Sohne sagte: Mein Kind, ich hinterlasse zwar kein Vermögen, aber ich lasse dir meinen ehrlichen Namen zurück. Werde Handwerker, oder Soldat, beides sind heut zu Tage ehrenwerthe Stände. Lege wenig Werth auf Geld, aber desto mehr auf Tugend und Rechtschaffenheit.

„Und so," sagte der Kommissar, indem er seine Augen vorwurfsvoll auf den Gesellen richtete, „bist Du dem Rathe Deines Vaters auf dem Sterbebett gefolgt.

„Herr Kommissär," entgegnete Philippe, dessen Augen bei der Erinnerung an den Tod seines alten Vaters sich mit Thränen füllten, „überlassen Sie es meinem Gewissen, wenn ich schuldig bin und ich bin es leider," setzte er mit schwankender Stimme hinzu, „mir die nöthigen Vorwürfe zu machen. Es wird mir dieselben nicht ersparen. Was Sie aber, meine Herren, betrifft, so begnügen Sie sich damit, den Befehl, der Ihnen zu Theil geworden, auszuführen, und den Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern. Ich stehe gern bereit."

„Viel Verhärtung oder viel Heldenmuth," flüsterte der Abgeordnete des Münzamts leise dem Kommissar in's Ohr. „Indessen nehmen Sie das Protokoll auf und kümmern wir uns nicht weiter darum. Wir alle haben Beweise unseres Eifers abgelegt. Der Schuldige hat sich selber unseren Händen übergeben, unsere Sendung ist beendet. Schreiben wir daher, fragen wir, legen wir Beschlag auf die aufgefundenen Gegenstände und entfernen wir uns dann mit unserem Gefangenen."

Man machte sich sogleich ans Werk. Nach einem kurzen Verhör, das mit Philippe Asselin angestellt wurde, faßten die Gerichtsbeamten ihr Protokoll ab, um dasselbe dem Staatsanwalt zur weiteren Verfolgung zu übergeben. Nachdem dasselbe dem Angeklagten vorgelesen, und dieser keinen Einwand dagegen erhoben hatte, schickte sich die Kommission an, fortzugehen, und ließ den Gefangenen von Wachen umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

San Servolo.

Von Gustav Rasch.

Auf dem adriatischen Meere tobte der Sturm. In kurzen Stößen fuhr der Südwind über die Lagune, riß lange schäumende Furchen in die sonst so ruhige, blaue Fläche, und trug das Gebrüll der am Lido braudenden Meereswogen auf seinen heißen Schwingen in den Wasserkorso des Kanale grande, daß es an den stillen Marmorwänden der alten Dogenpaläste wiederhallte. Die schwarzen Gondeln tanzten auf den Schaumspitzen des weißen Wellenberges, um gleich darauf in den tiefen, blauen Furchen zwischen ihnen zu verschwinden, auf den großen Schiffen im Hafen wurden alle Segel gerefft, und die bunten Barken am Molo fest an die Marmorpfähle gebunden. Aber nur auf dem Wasser tobte der Sturm. Der Himmel war vor reiner, azurner Bläue und von keinem Wolkenstreifen getrübt, die Sonne glich einer strahlenden goldenen Scheibe, und durchleuchtete mit ihren goldenen Reflexen den schimmernden Horizont an dem sich die blauen Höhenzüge der Tiroler Alpen mit ihren Schneediademen und Eiskronen in klaren Contouren abzeichneten, oder funkelte in blitzenden Lichtern auf den Metallkuppel von San Marco, und spiegelte sich in langen, glänzenden Streifen in den weißen Wasserfurchen, welche die Gondeln hinter sich herzogen. Auf dem Markusplatz unter den Arkaden vor den prächtigen Kaffeehäusern war es heute sehr lebendig. Der Sirokko, welcher wie ein drückender Alp auf der Lagunenstadt lag, hatte alle Fremden, welche nicht das Glück hatten, einen jener kühlen, stillen Marmorpaläste am Kanale grande zu bewohnen, aus den engen und heißen Hotels unter die kühlen Marmorbogen der Prokuratieen getrieben, und die Potegas bei Florian, bei Suttil und im Kafe Quadri konnten nicht eilig genug alle die Sorbettos und Vanille, Orangen und Citronen herbeischaffen, welche an den kleinen Tischen fortwährend bestellt wurden. Russische Fürstinnen, venetianische Nobili, lange, steife Engländer mit großen Florentiner Hüten und von Kopf bis zu Fuß in gelben Nankin gekleidet, deutsche Herren im schwarzen Frack und mit langen, blonden Schnurrbärten, Französinnen, welche ihre neuesten Modekleider so eben aus den glänzenden Läden der Rue Richelieu und dem Boulevard des Italiens mit nach Venedig gebracht hatten, und sie heute zum ersten Male auf dem Markusplatze spazieren führten, saßen durcheinander und schwatzten in allen Sprachen der Welt, aßen Eis, wehten sich mit den Fächern von Pfauenfedern Kühlung zu, und erwarteten den Beginn des Nachmittagskonzertes zu dem die Musikbande des österreichischen Jägerregiments, welches in Venedig im Quartier lag, gerade die Vorbereitungen traf Dazwischen gingen die Blumenverkäuferinnen und die Quarthändler umher, steckten dem Vorübergehenden eine Rose in das Knopfloch des Frackes, oder boten ihm Schildkröten, Confituren und Statuetten an, oder hielten ihm Taschentücher vor's Gesicht, auf den Pläne von Venedig in allen beliebigen Größen gezeichnet waren. Die Rufe „La pianta di Venezia, Signor!“ die Parole des Platzes von San Marco, tönten jede Minute mehrmals durch all' dieß Geschwirr und Geräusch, dann erklangen die Saiten einer Violine, und eine abgesungene Frauenstimme trug mit dramatischem Ausdruck eine Arie aus dem Trovatore vor, während ein Knabe an den kleinen Tischen umherging und auf einem messingenem Teller die kupfernen Centimesstücke einsammelte. Der Markusplatz machte seine Abendtoilette: der eigentliche Empfang in diesem prächtigsten Salon der Erde beginnt erst, wenn es dunkel ist, wenn

der Mondkronleuchter am Himmel leuchtet, und die glänzenden Läden und Café's im Glanze vieler hundert Gasflammen strahlen.

Ich wollte einen Besuch in San Servolo machen. San Servolo ist eine von den kleinen Inseln, welche sich rings um die schwimmende Meerstadt aus der blauen Lagune erheben, eine traurige Insel ohne Bäume und grünen Rasen, ganz mit dunkeln, grauen Gebäuden besetzt, deren Fenster Eisengitter haben. Drinnen in den großen Häusern ist's aber noch trauriger. Sie sind — das Irrenhaus von Venedig, eine Wohnung für arme Blödsinnige, für mittellose Kranke welche hier aus Barmherzigkeit gepflegt werden, für Tobsüchtige und Wahnsinnige aller Art. Wie kann man, fragt der geistreiche Franzose Lekomte in seinem vortrefflichen Buch über Venedig, nach einer Fahrt durch die große Vergangenheit des Kanale grande oder nach einem Abend voll Poesie, Musik und Mondschein auf dem Markusplatz, San Servolo besuchen? Und warum nicht? Nach einem Besuche von San Servolo glänzt der Himmel und die Lagne noch einmal so blau, und die Musik auf dem Markusplatz tönt noch einmal so süß und so fröhlich. Bin ich doch in Paris auch aus dem schwarzen Leichenzimmer der Morgue zum Tanz nach der Chaumiere gefahren, oder in London nach einem Besuche unter dem Adelphibogen zu einem Souper bei einem Peer von England nach Kensington! In den Contrasten liegt der höchste Reiz und die höchste Posie: Und warum sollte ich nicht San Servolo besuchen? Waltet doch in diesen Sälen voll Schmerz und Jammer die himmlische Barmherzigkeit der Christusreligion und stehen doch über dem Marmorbogen des hohen Eingangsthores die Worte: „Fate bene fratelli!“

„San Servolo“ rief ich am Molo dem Gondolier zu, und setzte mich bequem auf die weichen Kissen seiner schwarzen Gondel. Verwundert blickte er mich mit seinen schwarzen Augen an — ich sah es ihm an, er fuhr nicht oft nach Servolo — band das leichte Fahrzeug von seinem Eisenring los, und nach wenigen Minuten war ich aus dem Gewirr von Barken und Gondeln heraus, und befand mich mitten auf der Lagune. Ich war dort ganz allein; nach dem Lido fuhr heute bei dem stürmischen Wetter niemand. Die Gondel schwankte hin und her, wie auf dem Meere, mühsam durchschnitt der eiserne Schnabel die schäumenden Wellen. Von drüben blinkten die vergoldeten Kuppeln und Kreuze von San Giorgio herüber, goldene Sonnenfunken blitzten auf den metallenen Rändern und Spitzen, auf der rothen Marmorwand des Dogenpalastes erschienen blutige Flecken und Streifen, dann sah ich in die Tiefe jenes schmalen Kanals, welcher den furchtbaren Pallast von den Gefängnissen trennt. Kein Windstoß drang dort hinein, das Wasser sah heute aus, wie damals, als die geheimnißvolle Gondel mit der rothen Flagge die unglücklichen Opfer des Rathes der Drei zu einem finstern Tode zum Kanal Orfano trug, wie ein Meer von schwarzer Tinte, und darüber wölbte sich in der Höhe jenes poetisch-düstere Geheimniß Venedigs, il ponte del Sospiro,“ die poetischste Brücke von Europa. Nun erschien die lebendige, fröhliche Riva bei Schiavoni mit ihren glänzenden Cafées und Restaurants, dann die grünen Gebüsche und die wehenden Bäume des Volksgartens, die Lagune dehnte sich immer weiter aus, immer heftiger schäumten die Wellen, und am Horizont erschien der grüne Streifen des Lido, an dem das adriatische Meer brandet. Links heben sich drei Inseln aus den blauen Fluthen, die erste ohne einen lichten Rasenstreifen, ohne ein grünes Blatt, ein graues Stück Erde mit grauen Gebäuden, die zweite grün und roth zwischem dem Wasser und dem blauen Himmel, grüne Reben, an weißen Mauern in die Höhe gezogen, ein sehr eleganter Glockenthurm, dessen eherne Stimme zum Gebete rief, in der Mitte

einiger großen, fremartig aussehenden Häuser. Die zweite Insel war Saint Lazare mit dem armenischen Kloster, die erste San Servolo, der Gegenstand mein es heutigen Besuches. Die Gondel legte vor den Marmorstufen eines hohen, im byzantinischen Styl gebauten Thores an. Ueber dem obern Bogen des Thores las ich mit goldenen Buchstaben die Worte: „Fate bene fratelli!“

Ein junger Mann im Ordenskleide der barmherzigen Brüder erschien auf der obersten Treppenstufe und fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, daß ich den Pater Arzt zu sprechen wünsche, und überreichte ihm einen Brief eines deutschen Arztes in Venedig, der namentlich bei den sich zur Kur in Venedig aufhaltendeu Fremden eines großen Rufes genießt. Mit großer Zuvorkommenheit führte er mich nun, mir den Arm beim Aussteigen bietend, in in ein links von dem Eingangsthore liegendes, einfach, aber wohnlich eingerichtetes Gemach, das Wartezimmer für Fremde, welche San Servolo besuchen, und ging, um den Pater Arzt zu benachrichtigen. Nach einigen Minuten öffnete sich wieder die Thüre, und der barmherzige Bruder, der in San Servolo die Stelle des Pater Arztes versieht, trat ein. Es war ein Mann von mittlerer Größe, mit schwarzem, ein wenig gelockten Haar, intelligentem Gesicht und großen, dunkeln Augen; er mochte kaum die Mitte der Vierzig überschritten haben. Auch er trug über seinen sonst weltlichen Anzug das lange schwarze Ordenskleid der barmherzigen Brüder. In ziemlich geläufigem Französisch unterhielt er sich eine Zeit lang mit mir über allgemeine Dinge, fragte nach dem Befinden meines Freundes, der mir den Empfehlungsbrief mitgegeben hatte, und sagte mir, daß er zuweilen Monate lang San Servolo nicht verlassen könne, weil er der einzige Arzt in der Anstalt sei. Dann forderte er mich auf, mit ihm nun die Besichtigung der Kranken und der Irren zu beginnen. Sein Benehmen und seine ganze Tournure waren ganz die eines Weltmannes, gewandt, zuvorkommend und artig, ohne jeden mönchischen oder klösterlichen Anstrich. Als wir den langen Gang entlang gingen, der das große Gebäude in seiner Länge durchschneidet und vorn zu dem Eingangsthor führte, an dessen Stufen ich gelandet war, erzählte er mir von der Einrichtung der Apotheke in San Servolo, und sagte mir, daß er die theuerste Arznei ohne Rücksicht auf die Dosis verschreibe, wenn die Arznei ihm für den Kranken nothwendig erschiene; ich war nicht wenig darüber erstaunt, dieß in einem italienischen Krankenhause zu hören, da man bekanntlich in vielen deutschen Krankenhäusern eine derartige Liberalität nicht kennt, und der Arzt nur in den äußersten Fällen dergleichen Remedia ohne Rücksicht auf die Dosis verschreiben darf.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Würzburger Stechäpfel“ bringen nachstehenden vorläufigen Todtenzettel. Am 31. Dezember d. J. wird gestorben werden an einem, der Sterbenden schon vor längeren Jahren verordneten Todesurtheil: Frau Lotto, geb. Schwindelina. Sie ward erzogen in Italien und siedelte in einer üblen Stunde nach Bayern über, wo sie vom Schweiße der Leichtgläubigen sich und andere nährte. Sie hat in ihrem Leben so Viele gestimmt und verstimmt, daß die öffentliche Stimmung endlich über sie abstimmte. Obgleich einstimmig ihr Fortleben gewünscht wurde, vermochte diese Einstimmigkeit gegen alle andern Stimmen nicht durchzudringen. Es weinen ihr viele Schwestern nach, die ihr Theuerstes in ihr verloren und klagend sich zuflüstern: „Lott' is todt!“ Ihr Verlust ist so unberechenbar wie ihr Gewinn, und ihr Auszug aus dem irdischen Leben war der einzige bestimmte Auszug, bei dem das ganze Land gewonnen hat. Ruhe ihren Zetteln!

Ob nicht vielleicht die Eskimo. . .

Jetzt ist Franz der Zweite froh
Und Meriko kann lachen,
Zum Könige von Meriko
Willst du ihn, Louis, machen!

O wie du sinnst doch und entdeckst,
Was Jedem wohlgefalle!
Denn, wär' er, wo der Pfeffer wächst!
Das wünschen wir ja Alle.

Jetzt blicke hin auch anders wo
Mit deinen klugen Augen,
Ob nicht vielleicht die Eskimo
Auch einen Kurfürst brauchen.

Räthsel.

Zum Anfang gleich muß ich die Zahl der Zeichen
Aus denen ich bestehe, dir verschweigen;
Dieß scheint dir ein regelloser Spaß.
Wirst du von meinen Brüdern mich nicht trennen,
So mußt du mich, wie sie, mit „Der“ benennen;
Allein ich bin ein Ding, und heiße „Das.“

Der Umstand muß Verwunderung erregen,
Er strebt ja der Vernunft durchaus entgegen;
Doch Manches ist, was diesem widerstrebt.
Du siehst mich in Visiten, anfangs täglich,
Und nie in froher Laune und behäglich,
Und doch hab ich von je den Ton belebt.

Wie doch die Dinge seltsam oft geschehen!
Mich hat noch nie ein Mensch bei sich gesehen,
Und doch frägt keiner ohne mich: wie geht's?
Du siehst mich nie in meinem eignen Hause,
Und nie beim vollen Becher oder Schmause,
Doch findest du mich beim Schmarozen stets.

Ich dien' im Militär von allen Landen,
Doch hab' ich niemals im Gewehr gestanden,
Erschein' auch nur am Ende von der Schlacht.
In Kutschen siehst du mich. Es findet immer
Durch mich das Ende der Soldat, doch nimmer
Hab' ich gekämpfet oder umgebracht.

Ich werde mich, das kann ich sicher schwören,
Noch oft verändert, dieses zu erklären,
So fang ich täglich an, und ende nicht.
Du siehst mich in Pasteten und in Braten,
Und ohne mich kann kein Ragout gerathen,
Und ohne mich kein Trank und kein Gericht.

In Ruhe bin ich nie, doch sollst du wissen,
Man wird beim Essen immer mich vermissen,
Bei Tisch bin ich der Erste jederzeit.
Ich ende den Tumult, den ich beginne,
Damit sein Ende jeden Streit gewinne;
Und dennoch leb' ich in Verträglichkeit.

Kein Wort, mein Lieber, kann ich weiter sagen,
Ich müßte sonst mich zu verrathen wagen,
Und das Gesetz des Räthsels frech entweih'n.
Noch Eins: Im Sternenheer muß ich stehen,
Drum bin ich nur in finsterer Nacht zu sehen,
Und nie im Vollmond oder Sonnenschein.

Auflösungen der Charaden in Nro. 46.

Seite 367: Armuth.
Seite 368: Jahrhundert.

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

Nro 48. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Dezember 1861.

Der Goldschmied von Paris.

(Fortsetzung.)

Die Ladenthür wurde mit Gewalt aufgethan und die Beamten bewegten sich wie ein Zug schwarzer Raben. Philippe Asselin schritt, umgeben von vier Polizeisoldaten mit ihren schwarzen Stöcken von Ebenholz und den Kugeln von Elfenbein daran, mit fester Haltung. Indem er die letzte Stufe des Ladens überschritt, kehrte er sich noch einmal nach der Werkstätte um, wo er so lange Zeit in Freiheit und Zufriedenheit gearbeitet hatte, um ein ewiges Lebewohl seinem Meister und vielleicht auch Fräulein Fanchette zuzurufen.

Die Augen des jungen Mädchens begegneten denen des Arbeiters, und plötzlich, von einem unwiderstehlichen Gefühl ergriffen, legte sie die Hand auf ihr Herz, fiel auf ihre Kniee und schrie: mein Vater! mein Vater! mein Vater!

Meister Chauquet beeilte sich, seine Tochter aufzuheben, indem er dieselbe an sein Herz drückte.

„Ich begreife,“ sagte er, „mein Kind, den ganzen Schmerz, den Du empfinden mußt. Philippe war Dein Gespiele, der Freund Deiner Kindheit und nun ist er ein Gefangener. Der Ehrgeiz ist nicht immer ein Verbrechen. Das Gericht wird Rücksicht auf seine lobenswerthe Vergangenheit und auf seine Reue nehmen. Was mich betrifft, so werde ich Alles anwenden, um die Strenge der Gesetze zu entwaffnen. Man kann die Strafe, welche ihn trifft, mildern. Heute Abend noch will ich zur Frau von Montespan gehen, um ihre Unterstützung zu erflehen.“

Dann zog er eine volle Börse aus der Tasche. „Trage das zu dem Gefängnißwärter,“ sagte er einem Bedienten, „der arme Philippe soll an Nichts Mangel leiden.“

II.

Der Prozeß, der gegen Philippe angestellt wurde, verlief äußerst schnell, und schon nach vierzehn Tagen nahmen die Verhandlungen ihren Anfang. Diese waren sehr feierlich, denn der Polizeiminister wohnte denselben in eigener Person bei und von der andern Seite hielt die Gewerkschaft der Goldschmiede, die reichste und angesehenste Zunft, sich mittelbar für betheiligt und

machte es zu einem Ehrenpunkt, regelmäßig den Gerichtssitzungen beizuwohnen. Die Tugend, Festigkeit, die edle und reine Erscheinung Philippe Asselins hatten ihm die Theilnahme seiner Meister und des Publikums verschafft, und diese Sympathie, verbunden mit einigen dunkeln Punkten in dem Prozesse selbst, welche auch nicht aufgeklärt wurden, trugen dazu bei, die allgemeine Neugierde zu erregen. Einer der berühmtesten Advokaten in Paris übernahm die Vertheidigung des Angeklagten, aber sowohl seine geistreiche Vertheidigung, als auch der gute Willen der Richter und die Verwendungen von hohem Ort mußten an der Hartnäckigkeit scheitern, mit welcher Philippe bei dem Geständniß seiner Schuld verharrte, die er bis ins Einzelnste gestand.

Einer solchen Offenherzigkeit gegenüber vermochte weder die Nachsicht der Richter, noch das Talent des Anwalts Etwas auszurichten. Nach dem Gesetze der damaligen Zeit wurde Philippe zu fünf Jahre Galeeren und zu einer Geldbuße von achtzehntausend Thalern verurtheilt. Obgleich die Richter das mildeste Strafmaaß angenommen hatten, denn sie konnten ihn zu zehn Jahren verurtheilen, so war doch selbst diese Strafe von Infamie begleitet. Die Galeeren waren mit dem Verluste aller bürgerlichen Ehren verbunden und galten für das Nonplusultra aller Schande.

Der Anwalt legte eine Appellation bei dem Ober-Tribunale gegen den Willen des Gefangenen ein, und dieses bestätigte einfach das Urtheil des ersten Richters. Der Gefangene wurde daher in ein anderes Gefängniß gebracht, welches ausschließlich für die zur Galeere Verurtheilten bestimmt war.

Philippe wollte in seiner ersten Haft keinen Menschen sehen. Vergebens hatte ihn sein Pathe Gaillard, der öffentliche Schreiber, in vielen Briefen ersucht, ihn besuchen zu dürfen. Philippe blieb unbeugsam und begnügte sich damit, ihm zu antworten, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, ihm ein ewiges Lebewohl zu sagen. Erst nachdem sein Urtheil gesprochen war, zeigte sich Philippe willfähriger für die Wünsche des Schreibers und er ließ ihm sagen, daß er bereit sei, ihn zu sehen.

Auf diese Nachricht verließ Gaillard sogleich sein Geschäft und begab sich nach dem Gefängnisse mit einem Erlaubnißschein vom General-Prokurator selber ausgestellt. Man führte den Schreiber in eine stinkende, düstere Zelle, welche fast unter der Erde lag und die man nur aus besonderer Begünstigung Philippe eingeräumt hatte, der daselbst auf halb verfaultem Stroh an Händen und Füßen gefesselt lag.

„Unglückliches Kind," schrie ihm der öffentliche Schreiber entgegen, „was hast Du angerichtet! Was würde Dein Vater sagen, wenn er Dich in diesem elenden Zustande erblicken könnte? Was soll ich sagen, ich, der ich Dein zweiter Vater war?"

Aber die Augen des Schreibers richteten sich auf das traurige Lager des Gefangenen, auf den schlüpfrigen und schmutzigen Fußboden, über den so viele Verbrechen, so viele Gewissensbisse dahin gegangen waren, auf diese schwarzen und unreinen Mauern, welche der Geifer und der Schleim der Sünde mit höllischen Gemälden befleckt hatte, und der gute Mann vermochte nicht weiter zu sprechen.

Der Unwillen machte dem Mitleid Platz, der Zorn dem Erbarmen und der arme Schreiber dem das Herz bei diesem zerreißenden Schauspiele brach, konnte nicht seine Strafpredigt vollenden. Weinend warf er sich in die Arme desjenigen, den er unter der Last seiner Vorwürfe beugen wollte.

„Armes Kind, armes Kind," murmelte er, indem er den jungen Mann umarmte, „ich

sehe ihn wieder, ich spreche mit ihm, aber diese Ketten, o, diese Fesseln, wie schwer sie sind. Und nun sagt man, daß er sie verdient habe. Aber nein, nein, Philippe, ich weiß, Du hast sie nicht verdient. Nicht wahr? So sprich doch, sage mir, daß Du unschuldig bist und dann geht mich die ganze Gerechtigkeit der Menschen nichts mehr an. Gestehe mir, Philippe, daß Du das Verbrechen nicht begangen hast, dessentwillen man Dich bestraft hat."

„Mein lieber Pathe," sagte Philippe, der tief ergriffen von dem rührenden Schmerze des Schreibers mit Mühe die verschiedenen Gefühle bemeisterte, welche seine Brust bestürmten, „mein lieber Pathe, Gott allein weiß, ob ich unschuldig bin."

„Du bist es, Philippe, Du bist es sicher. Ich habe nicht sechszig Jahre in der Welt gelebt, um nicht das Wahre von dem Falschen unterscheiden zu können. Ja, Du bist unschuldig, die Weise, mit welcher Du Dich der Justiz überliefert hast, die Zweideutigkeit Deiner Aussagen, die Schwierigkeiten, welche Du selber Deinem Vertheidiger in den Weg gelegt hast, ich brauche Dir doch nicht erst zu sagen, daß ich Deinen Prozeß von Anfang bis zum Ende mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt habe, — Dein Bestreben, die Nachsicht Deiner Richter in jeder Hinsicht zu vereiteln, obgleich dieselben Dir hinlängliche Gelegenheit geboten haben, Dich zu rechtfertigen, Alles dieß beweißt mir, daß Du die Absicht hattest, Dich verurtheilen zu lassen. Aber der Grund dieser unerhörten Aufopferung, welchen hast Du dafür? Ich fordere ihn als Dein Vater, als Dein Freund."

„Du glaubst also, mein lieber Pathe, daß ich mich aus Ergebenheit zum Verbrecher gemacht habe?" fragte der junge Mann mit sanfter und ruhiger Stimme.

„Ich bin davon fest überzeugt."

„Du kannst Dich täuschen, mein Vater."

„Ich glaub' es nicht."

„Verzeihe mir. Doch fünf Jahre sind bald in meinem Alter vorüber und bei meiner Rückkehr will ich Dir das Geheimniß sagen, wenn es überhaupt ein solches gibt."

„Also," entgegnete der Schreiber, „versagst Du Deinem Pathen, Deinem alten Freunde, dem Manne, der Deine Jugend mit der Sorgfalt eines Vaters bewacht hat, die Freude, Dich unschuldig an einem Verbrechen zu wissen, das Du fünf lange Jahre in Gesellschaft von Verbrechern und Räubern büßen sollst."

Ein leises Zittern flog über die Züge des jungen Mannes. Er erhob seine Ketten und antwortete:

„Mein Körper kann mit Widerstreben die lastenden Fesseln tragen, aber meine Seele ist frei und rein unter der Wucht des Kerkers und wird rein und frei bleiben mitten unter Spitzbuben und Räubern."

„Gut, Du Steinherz," entgegnete der Schreiber, „weder meine Zärtlichkeit, noch meine Freundschaft können Deinen traurigen Muth erschüttern. Ich habe Alles geahnt, Alles durchschaut. Du lehrst mich nichts Neues. Philippe, Du bist schuldlos, Du trägst die Ketten, welche für einen Andern bestimmt waren. O, daß doch diese Ergebenheit ohne Grenzen von Dem erschaut werden möge, der Alles sieht, daß auch die Menschen sie erkennen möchten, so wie ich. Du ladest Schmach auf Dich, aus Erkenntlichkeit oder aus Uebermaß an Liebe. Preis sei Dir! In diesem Jahrhundert, so reich an undankbaren Herzen, so arm an wahrer Liebe, ist es erhaben, noch ein Kind zu sehen, daß sein Kreuz zur Ehre der Menschheit auf sich nimmt."

„Mein theurer Pathe!"

„Schweig, Philippe, schweig, mein Kind," unterbrach ihn der Schreiber, „ich werde nicht mehr in das Heiligthum Deines Gewissens einzudringen suchen, ich habe den Schlüssel dafür in meinem eigenen Herzen. Reden wir nicht mehr von der Vergangenheit.

„Ich bin ein christlicher Philosoph und selbst einigermaßen Stoiker. Ich besitze daher meinen eigenen Gesichtspunkt, um die Menschen und ihre Handlungen zu beurtheilen. Ohne Vorurtheile für mich selbst, habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, die der andern Menschen zu achten. Von diesem Grundsatze ausgehend, bin ich Willens mit Dir auszuwandern, wenn Du deine Schuld der Gesellschaft abgezahlt haben wirst. Einiges Vermögen, das ich mir in dreißig Jahren erspart habe, wird uns in den Stand setzen, uns nach den spanischen Kolonieen einzuschiffen.

„Dein Talent als Goldschmied wird in jenen Ländern hinlängliche Beschäftigung finden, denn die Frauen dort sind schön und putzsüchtig. Deine Kunst lebt nur, wie Du weißt, von der Religion und von den Weibern. Gott und die Liebe sind die Herren der Welt, oder nur vielmehr ein Herr, da Gott die Liebe ist. Wir wollen nach Neu-Spanien gehen und dort wirst Du die fünf scheußlichen Seiten Deines Lebensbuches zerreißen und glücklich und zufrieden im Schooße der Kunst und des Reichthums leben."

„Mein guter Pathe," sagte der junge Mann, indem er seine Hände dem Schreiber entgegenstreckte.

„Doch, wie man bei Geschäften Alles voraussehen muß, so habe ich auch den Fall vorausgesehen, wenn Du nach meinem Tode frei werden solltest. Deshalb habe ich in den letzten Tagen ein Haus in Paris gekauft. Es kostet mich baare fünfzehnhundert Thaler. Das ist mein ganzes Vermögen seit dreißig Jahren. Diese Summe hatte ich für Deine Niederlassung in Paris bestimmt. Der Himmel hat es Anders gewollt. Das Geld soll Dir zur Auswanderung dienen. Doch was thut's. Wenn ich meine Seele in die Hände Gottes übergeben, sollst Du nach Paris zurückkehren und Dich Herrn Chabot, meinem Notar, vorstellen. Er ist ein würdiger Mann, mein Schulfreund, er ist der Bewahrer meines letzten Willens und wird das Haus wieder unter seinem Namen verkaufen und Dir die Summe einhändigen.

„Mein theurer Pathe, ich werde Dich noch am Leben und bei guter Gesundheit wiedersehen," rief Philippe gerührt von der väterlichen Sorgfalt des Schreibers aus.

„Ich hoffe es wohl, mein Kind,„ entgegnete Guillard, „aber bei Geschäften soll man Nichts dem Zufall überlassen, was sich sicher abmachen läßt. So wie ein Anderer mache ich auch Romane und webe sie aus goldenen Fäden und Spinneweben, aber wenn es sich in der Wirklichkeit darum handelt, eine Zukunft zu begründen, dann gebrauche ich Ankertaue und Ketten, um die Gegenwart an diese Zukunft festzubinden, welche Allen und Keinem angehört."

(Fortsetzung folgt.)

San Servolo.

Von Gustav Rasch.

(Fortsetzung)

In der Mitte des Ganges öffnete sich eine hohe Thür zu den untern Krankensälen. Sie waren hoch, luftig, groß, die Fußböden waren von Marmor, mit geflochtenen Strohdecken und Teppichen belegt, die Betten standen neben einander an den Wänden, in der Mitte einen weiten Raum zum Durchgang lassend. Alles war außerordentlich sauber und reinlich, die Betten waren weiß überzogen, Kissen und Bettlacken von untadelhafter Reinheit. Reinlichere und gesundere Krankensäle hatte ich nie in einem deutschen, englischen oder französischen Krankenhause gesehen. Hie und da standen zwischen den Betten spanische Wände, um den Zug zu hindern und doch die frische Luft durch den Saal ziehen zu lassen. In den Sälen standen über hundert Betten, deren Unterhaltung theils die venezianische Commune, theils durch reiche und wohlthätige Signori, theils aus den Mitteln des Ordens beschafft wurde. Jeder Kranke, weß Glaubens, welcher Nation oder weß Standes er auch sein mochte, fand hier unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung, wenn er arm und mittelos war.

Den breiten, mittleren Gang in dem größten Saale, der nicht mit Strohdecken belegt war, reinigten zwei, in Anzüge von grauem Leinen gekleidete Männer mit Staubbesen. Der Blödsinn stand ihnen auf der Stirn geschrieben. Als wir an ihnen vorüber kamen, traten sie heran und faßten die Hände des Arztes. Er streichelte ihnen das Gesicht und den Kopf, und sprach zu ihnen in sanften, liebevollen Worten; er blickte sie mit seinen großen schwarzen Augen an, in denen ein himmlischer Strahl von Wehmuth und Mitleid leuchtete, da schien auch auf ihrem Gesichte ein Strahl geistigen Verständnisses aufzudämmern; sie lächelten, die Armen, und küßten seine Hände. „Es sind arme Blödsinnige, unheilbar; ich habe sie schon mehrere Jahre hier; da sie ganz unschädlicher Natur sind, verwende ich sie zu den leichtern Diensten im Hause," sagte der barmherzige Bruder zu mir, als wir weiter durch den Saal gingen. Dann traten wir durch eine weitgeöffnete Flügelthür auf einen großen, mit Marmorfliesen gepflasterten und mit Bänken von rothem Marmor versehenen Platz. Es war der Platz für die in den untern Sälen befindlichen Kranken, wo sie sich ergehen und die Luft des Meeres einathmen konnten. Weit streifte der Blick hier über die Lagune, und senkte sich in den Spiegel des adriatischen Meeres, welches, wie ein hellerer Lichtstreifen am Horizont hinter dem schmalen grünen Strich des Lido, in den Strahlen der untergehenden Sonne, purpurn und golden leuchtete; große Schiffe mit rothen, weißen und grauen Segeln fuhren vorüber, die weichen Töne einer Baccarole schwebten am Bord einer großen bunten Barke über den Wassern, auf den weißen Pfählen, welche die Fahrstraße in den Lagunen bezeichnen, funkelten rothe Sonnenlichter, und links in der Ferne stiegen die weißen Marmorpaläste mit ihre gothischen und arabischen Fensterbogen auf aus den blauen, von Schaumstreifen durchzogenen Wellen. Es war ein echt venezianisches Wasserbild, voll Leben und Bewegung. „Nicht wahr, es ist schön hier, Signor Dottore," sagte der Arzt mit seiner weichen klingenden Stimme zu mir, als ich lange über die Wasserfläche hinausgeblickt hatte; man athmet hier die frische, reine Luft des Meeres, und die Schiffe und die Barken, vorüber kommen, geben dem Bilde den Charakter der Freiheit und Bewegung. Ich führe deßhalb auch die armen Geisteskranken, deren Wahnsinn ruhiger und ungefährlicher

Natur ist, aus den oberen Räumen des Hauses hierher. Der Drang nach Freiheit ist ein Hauptgrundzug im Wesen aller Wahnsinnigen; die Idee, von hier fortzukommen, dieß Haus zu verlassen, haben sie instinktmäßig alle, ohne Ausnahme; sie streitet gegen alle Verirrungen ihrer Denkkraft. Hier findet wenigstens das Auge seine Befriedigung.

„Wie viel Brüder ihres Ordens haben Sie denn zur Unterstützung in ihren ärztlichen Funktionen? fragte ich den Pater Arzt aus dem Orden der barmherzigen Brüder, der sich auf eine der Marmorbänke niedergelassen hatte, und auf das Meer blickte.

— „Ich bin allein," sagte er.

„Sie sind ganz allein, ohne weitern ärztlichen Beistand?" rief ich ganz erstaunt. „Sie versehen diese hundert armen Kranken allein?"

— „Es sind nicht nur diese hundert Kranken welche Sie gesehen haben; die Räume für die Blödsinnigen und Wahnsinnigen sind oben. Es werden jetzt auch fast hundert sein, dreißig Wahnsinnige und siebenzig Idioten."

Mein Erstaunen wuchs. Es kam mir unglaublich vor, daß die Anstrengungen um die Zeit eines einzelnen Menschen eine solche Aufgabe zu lösen im Stande seien. Ich sah meinen Begleiter verwundert an.

Der Arzt merkte mein Erstaunen. „Ich habe drei Brüder unsers Ordens zur Hilfe," sagte er; „sie sind aber nicht Aerzte; ich habe sie nur an die gewöhnlichen ärztlichen Handreichungen gewöhnt" und diese leisten sie mir. Für die Blödsinnigen und Wahnsinnigen habe ich natürlich Wärter; aber die ärztliche Behandlung aller Kranken muß ich ganz allein versehen."

„Dann haben Sie wohl wenig Zeit, die Insel zu verlassen. Ich sah sie auch niemals Abends auf dem Markusplatze."

Der Pater Arzt lächelte. „Ich komme oft mehrere Monate lang gar nicht aus diesem Hause. Auf dem Markusplatz war ich seit einem halben Jahre nicht. Wenn ich San Servolo verlasse, sind ja alle Kranken ohne Hilfe. Für mehrere Stunden verlasse ich das Haus nie, Meine einzige Erholung ist, daß ich hier auf dieser Bank sitze, studire und auf die Lagune blicke."

„Wie lange sind sie denn schon hier, Signor Dottore?" fragte ich.

— „Fünf Jahre; vielleicht werde ich mein ganzes Leben hier bleiben."

Mein Erstaunen verwandelte sich in Hochachtung und Ehrerbietung. Der Arzt war, wie ich in Venedig gehört hatte, ein Mann von ausgezeichneten medizinischen Kenntnissen, von hoher, geistiger Bildung, von feiner gesellschaftlicher Tournure. Und dieser Mann verbrachte hier sein Leben mitten zwischen armen Blödsinnigen und Kranken, in schwerer körperlicher und geistiger Anstrengung, ohne Freude, ohne Erholung, fast ohne jede Unterhaltung.

Einige tausende Ruderschläge von jener traurigen, armen Insel steigt eine der ersten und prächtigsten Städte der Welt aus dem Meere auf, in deren Palästen in den Wintermonaten alles was in Italien, in England, in Frankreich, Rußland und Deutschland reich, vornehm und vergnügungssüchtig ist, zusammenkommt, tanzt, Champagner trinkt und in allen Genüssen des Lebens schwelgt; allabendlich erleuchten dort Hunderte von strahlenden Gasflammen einen

Platz, dessen Pracht und Schönheit nur durch den bekannten Ausspruch Napoleons: „La place de Saint Marc est un salon, auquel le ciel seul est digne de servir de voûte!“ würdig charakterisirt wird; in den Arkaden dieses Platzes pulsirt das Leben eines ganzen Welttheils; von dem Thurme des Klosters kann man den glänzenden Lichtschein der über diesem Platze liegt, sehen; man kann an einem stillen Abend die fröhliche Tanzmusik, die Verdi'schen Opernarien hören, welche dort erklingen und an den Marmorwänden wiederhallen — und hier sitzt er ganz allein, einsam, der Mönch nur mit seinem Barmherzigkeits- und Liebeswerke beschäftigt, ohne Sehnsucht nach all den Freuden, welche sich dort, so nahe bei ihm, im buntesten Schimmer entfalten — oder diese Sehnsucht bekämpfend, seine Befriedigung und seine Stärkung nur in seinem Gott und im Gefühle seiner Pflicht suchend. Und dabei so bescheiden, so anspruchslos, so ohne Prunk in seinem ganzen Wesen, sich nicht einmal in der Erfüllung seiner Pflicht brüstend. Ich dachte an jenen Pfarrer in Tyrol, den ich vor einem Jahre in seiner Welt des Erstarrtseins besucht hatte, ich dachte an den lebensfrohen Geistlichen in Kärnthen, den ich inmitten seiner fröhlichen Gemeinde fand, welche mit Musik und Gesang, Raketen und Feuerrädern seinen Geburtstag feierte; - aber dieser Mann, der hier vor mir saß, dem die goldne Abendsonne purpurn in sein schönes, kluges Gesicht leuchtete, das war ein anderer Geistlicher, wie jene beiden, in seiner Begeisterung und in seinen Thaten ein wahrer Apostel des Christenthums, ein Ebenbild jener begeisterten Menschen, welche ein ganzes langes Leben den Pflichten ihrer religiösen Ueberzeugung opferten.

„Können Sie sich denn ihr Amt nicht leichter machen, „Signor?“ fragte ich den Arzt.

— „Das ist nicht möglich,“ erwiederte er mir. „San Servolo ist arm, unser Orden ist auch arm. Einen zweiten Arzt kann unser Orden nicht hieher senden, und die theuern Arzneien, von denen ich Ihnen schon sagte, daß wir sie in jeder Dosis verschreiben, kosten sehr viel Geld.“

Aber diese fortwährende und angestrengte Thätigkeit muß doch sehr aufreibend für Sie sein.“

„Mich stärkt das Bewußtsein meiner Pflicht. Sie kennen den Wahlspruch unsers Ordens. Durch seine Erfüllung gehorche ich einer der höchsten und ersten Lehren des Christenthums. Ich bin ja auch nicht hieher gesandt worden. Ich habe mir den Platz freiwillig gewählt.“

Hier also hatte ich einen Geistlichen gefunden, der sich den schweren Pflichten seines Amtes aus religiösen Ueberzeugungen unterzog. Der Pfarrer in Fend in Tyrol, den ich besuchte, wartete mit Sehnsucht das Ende seiner Prüfungszeit ab, wie er es nannte; auch der Pfarrer von Heiligenblut wünschte bald eine weniger von der Welt entlegene Pfarre zu bekommen; dieser Mann, ihnen an Talent und Kenntnissen weit überlegen, im Stande, sich eine glückliche und angenehme Stellung in der Welt zu verschaffen, hatte den Aufenthalt unter armen Blödsinnigen und Wahnsinnigen einer solchen Stellung vorgezogen, nicht, weil der General seines Ordens ihm diesen Aufenthalt angewiesen hatte, sondern weil er eine der Grundlehren des Christenthums, das Gebot der Liebe und Barmherzigkeit, dadurch zu erfüllen trachtete.

(Schluß folgt.)

Die größte Firma.

Die größte Firma hier auf dieser Welt,
Die sich schon volle sechs Jahrtausend hält,
Die Firma, die so lang die Erde steht
Floirt und blüht, bis sie zu Ende geht,
Hut ab, ich nenne sie!
Der Taxis, Hoppe und der Arensteiner,
Der Rothschild und der Medizi,
Den fürstlichen Credit erreichet Keiner
Als den der Firma Lump und Compagnie.
Ob vor Archangel, ob vor Hawai,
Ob schwarz, grau, gelb die Flaggen an den Masten
Des Schiffes Waaren, der Kameele Lasten,
Sind für die Firma Lump und Compagnie.
Das ist ein Haus, in Nord, Süd, Ost und West,
Hat's keine Kandidaten, jedes Nest
Ist von dem Einen bis zum andern Thor
Der Firma Menschen wimmelndes Comptoir.
En gros & en detail treibt sie Verkehr,
Nichts ist zu leicht der Firma, nichts zu schwer,
Mit Ländern, Kronen und mit Poesie,
Mit Rezensionen, Quark und Federvieh,
Mit Lumpen, Büchern, vaterländischen Weinen,
Kurzum, mit Allen Dingen handelt sie.
Und der Artikel, mißest du nur Einen,
Das Ehrgefühl, bei Lump und Compagnie.
So wuchert sie denn fort, bis an das Weltgericht,
Dann naht die Stund, wo die Firma bricht,
Dann reißet die Geduld dem alten Gott,
Und seine Donnerstimme ruft bankerott.
Packt ihr Gendarmensatans Jud und Christen,
In Eure Flammenfrohnvest schleppet sie.
Ich hab' sie satt, und aus den Börsenlisten
Streicht er die Firma Lump und Compagnie.

Auf einen Balle, der zum Besten der deutschen Flotte abgehalten wurde, sagte ein Herr von gutem Gedächtniß zu seiner Tänzerin: „Ach was, mir ist eine flotte Deutsche weit lieber, als eine deutsche Flotte." „Gute Geister begegnen sich," erwiderte die Tänzerin, mir ist ein deutscher Freier auch lieber, als ein freier Deutscher!"

Die „Wes. Z." erzählt folgende Anekdote: Bei einem der vielen Hoffeste redete ein Prinz einen Kammerherrn an, indem er auf die Menge der Orden deutete, welche dieser auf seiner Brust trug. „Nicht wahr," fragte der Prinz, „lauter Erinnerungen an glücklich überstandene Diners und Soupers" — „Allerdings, königliche Hoheit!" entgegnete der piquirte Kammerherr, man muß aber auch am Hofe einen guten Magen haben!"

Ein Student erhielt von seinem Vater folgenden Brief zugeschickt: „Mein lieber Sohn! Ich schreibe Dir, um Dir einige neue Socken zu senden, welche Deine Mutter gestrickt hat, indem sie sie von meinen Strümpfen abtrennte. Deine Mutter schickt Dir zwanzig Thaler ohne mein Vorwissen, und weil ich fürchte, Du würdest keinen gescheidten Gebrauch davon machen, habe ich die Hälfte davon zurückbehalten und schicke Dir nur zehn Thaler. Deine Mutter und ich sind ganz wohl, ausgenommen, daß Deine Schwester die Rötheln hat. Hoffentlich wirst Du meiner Erziehung und meiner Lehre Ehre machen, und wenn Du dies nicht thust, so bist Du ein Esel, und ich und Deine Mutter bleiben

Deine zärtlichen Eltern."

Logogryph.

Wie heißt das Wort, das mit demselben Zeichen
Bald anfängt und bald schließt;
Und doch in jeder Form, — ein Name sonder Gleichen —
Dasselbe ist?

Auflösung des Räthsels in Nro. 47.

Der Buchstabe T.

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

N. 49. VII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Dezember 1861.

Der Goldschmied von Paris.

(Fortsetzung.)

„Gut, mein trefflicher Pathe, das versteht sich von selbst, und ist abgemacht. In fünf Jahren komme ich nach Paris, um Dich abzuholen, wir bringen unsere Geschäfte in Ordnung und dann schiffen wir uns nach Amerika ein. Wie süß, mein theurer Pathe, wird es mir dann sein, Dir mein ganzes Dasein zu widmen und Dir zu beweisen, daß mein Herz den Gefühlen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit, die ich Dir schuldig bin, treu geblieben ist. Ach! mein Pathe, in dieser Hinsicht kannst Du mir glauben, werde ich nicht als Schuldner sterben."

Der alte Schreiber antwortete nicht, sondern nahm nur die Hände seines Kindes und drückte sie.

„Mein theurer Pathe," fuhr Philippe fort, „wir alle sind nur Sterbliche und aus diesem Grunde . . . ."

„Das brauchst Du mir nicht erst zu beweisen," sagte der Schreiber.

„Ich kann dort eben so gut sterben," entgegnete Philippe, „wie Du in Paris."

„Das ist gewiß."

„In diesem Falle, wo es mir nicht vergönnt sein sollte, mein theures Vaterland und Dich wiederzusehen," fuhr der junge Mann fort, indem er ihm ein sorgfältig zusammengelegtes und wohl versiegeltes Papier einhändigte, „bitte ich Dich, dieses Schreiben aufzubewahren und erst zu eröffnen, wenn Du sichere Nachricht von meinem Tode erhalten hast. Ich vertraue es Deiner Ehre und Deiner Verschwiegenheit.

„Seit einem halben Jahrhunderte bin ich mit dem Vertrauen so vieler Menschen beehrt worden und mein Gedächtniß ward stets das Grab aller Geheimnisse."

„Ich weiß es, mein Pathe. Dieses Paket enthält außer meinem letzten Willen einen Brief, an eine Person gerichtet, deren Namen Du lesen wirst. Du wirst ihn ihren eigenen Händen dann auch übergeben."

„Alles, was Du wünschest, wird pünktlich vollzogen werden, wenn der Fall eintreten

sollte. „Aber, mein Kind, ich wiederhole, was Du mir so eben gesagt hast, wir werden uns wieder sehen. Mein Herz sagt es mir. Es giebt einen Gott für die guten Menschen, und dieser Gott wird Dich beschützen."

Nach einer kurzen Pause fragte Philippe nach Neuigkeiten aus dem Hause seines Meisters Gaillard täuschte sich nicht über das Gewicht dieser Frage und er antwortete, indem er mit seinen Luchsaugen den jungen Mann beobachtete:

„O, im Hause Deines Meisters sind seit drei Wochen viele Veränderungen vorgegangen. Chaupont hat sein Geschäft gleich den andern Tag, nachdem er zum Schöffen ernannt wurde, verkauft und hat einen prachtvollen Pallast bezogen, den er schon lange bauen ließ. Wenige Tage darauf, da er den Schwur der Treue in die Hände des Königs leistete und den Adel empfing, hat er zehntausend Thaler an die Armen von Paris vertheilen lassen."

„Das ist schön," entgegnete Philippe.

„Wie man's nimmt," bemerkte der Schreiber mit eigenthümlichem Lächeln.

„Und Fräulein Fanchette?" fragte der junge Arbeiter nach einigem Zögern, das seinem Pathen nicht entging.

„Sie hat sich mit dem Marquis von Allainval verheirathet und durch einen sonderbaren Zufall sprach sie ihr Ja in der Kapelle der Frau von Montespan in denselben Augenblicke aus, wo das Gericht Dich zu fünf Jahren Galeerenstrafe verurtheilte."

Eine entsetzliche Blässe überzog das Gesicht des jungen Arbeiters, seine Augen schlossen sich wider Willen, die Adern seiner Schläfe pochten mit Heftigkeit und er sank auf das Stroh, welches ihm zum Lager diente.

Der Schreiber hatte über das Ziel hinausgeschossen, oder mindestens dasselbe allzustark berührt.

„Ungeheuer, das ich bin," schrie er laut, „mußte ich einen Dolchstoß nach dem Herzen dieses armen Kindes führen, um zur vollständigen Sicherheit zu gelangen. Hatte ich es nöthig, ihn auf die Folter zu spannen, um mir Gewißheit zu verschaffen? Nun hab' ich Gewißheit, nun kenne ich die Wahrheit. Fort mit diesen grausamen Nachforschungen, mit diesen unnützen Predigten, mit Vorwürfen, welche nur die Seele des Unglücklichen betrüben, die bald keine andere Stütze als den eigenen Muth haben wird."

Indem Gaillard so sprach, beugte er sich über den ohnmächtigen Philippe, besprengte ihn mit frischem Wasser aus dem irdenen Krug, rieb ihm die Hände, und hauchte seine Augen und Ohren an. Der junge Mann kam darauf allmälig zu sich selbst zurück.

„Was hast Du denn?" fragte der Schreiber.

„Nichts, mein lieber Pathe, so gut wie Nichts, eine Ohnmacht, welche die stinkende und ungesunde Luft meines Gefängnisses verursacht hat, aber sei nur ruhig, ich werde nicht krank werden und die Reise, welche mir bevorsteht, wird Alles wieder in Ordnung bringen. Welch eine Reise, welch ein Ziel!

„Wann geht der Zug der Galeerensclaven ab?" fragte Gaillard mit ängstlicher Neugierde.

„Morgen, früh um fünf Uhr," erwiederte Philippe mit Erröthen, als wenn er bereits die verhaßte Jacke und die schmachbedeckte Mütze der Galeerensklaven angezogen hätte.

„Morgen?" schrie Gaillard, „Morgen und ich habe Dir noch kein Geld gebracht."

„Hat man dasselbe dort nöthig, wohin ich gehe?" fragte Philippe, indem er einen Seufzer unterdrückte.

„Man braucht es überall," entgegnete der Schreiber. „Geld ist ein Freund unter allen Umständen und in jeder Lage. Es erfreut den stolzen Hofmann und Verschwender, den Geizhalz ohne Herz, den sparsamen Bürger, den Armen und Bedürftigen. Glaube mir, mein Kind, das Geld ist gut und schön, se bst dort, wohin Du gehst."

„Mein Pathe, hebe mir das Geld bis zu meiner Rückkehr auf, es wird mir dann angenehm sein."

„Die Zukunft wird nicht durch die Vergangenheit beeinträchtigt werden, das verspreche ich Dir. Kind, ich verlasse Dich jetzt, aber morgen mit Anbruch des Tages werde ich der Erste an der Pforte dieses verwünschten Kerkers sein, ich will Dich begleiten, so weit als ich es nur im Stande bin."

Mein Pathe, ich beschwöre Dich, erspare mir dieses schreckliche Schauspiel, laß mich nicht schwach und feig vor Dir erscheinen."

„Philippe, ich werde Dir als ein Beispiel von Muth und Ergebenheit dienen. Du wirst mich mit trock'nen Augen und muthigem Gesichte sehen, aber ich muß Dich noch einmal an mein Herz drücken und Dir ein Lebewohl sagen. Kannst Du mir dieses Zeichen meiner Liebe rauben wollen?"

„Nein, nein, mein theurer, mein guter Pathe, wenn Du mir versprechen willst, so standhaft als ich selbst zu sein."

Der Schreiber nahm von dem Gefangenen Abschied, aber am andern Morgen stand Gaillard mit dem ersten Hahnenschrei Wache an der Pforte des Gefängnisses.

„Werden die Galeerensklaven bald abgehen," wagte er einen Gensdarm zu Pferde zu fragen, welcher sein dampfendes Roß auf dem Pflaster hin und her traben ließ, und der mit Ungeduld die Oeffnung des Thores zu erwarten schien, aus welchem die Wagen mit Gefangenen beladen herauskommen sollten.

„Welche? Es gibt zwei Züge, der nach Toulon und der nach Brest."

„Der nach Toulon," sagte der Schreiber auf's Gradewohl.

„Der nach Toulon geht um halb vier Uhr, der nach Brest um fünf Uhr ab," entgegnete der Reiter kurz angebunden. „Der erste wird nicht lange mehr zögern, denn man schmiedet die Sträflinge, eben an, hören Sie nicht?"

Der Schreiber horchte und vernahm in der That wiederholte Hammerschläge auf das Eisen fallen. Dann erhob sich ein rauhes, durchdringendes Geschrei, wie das Heulen eines Tigers oder das Brüllen eines Stiers und durchdrang die Luft, so daß er unwillkürlich schaudern mußte.

Das war ein Freudenschrei, den diese Horde von Räubern ausstieß, welche ihre Abreise nach Toulon wie eine Befreiung begrüßte. Wenigstens erhielten dadurch diese erniedrigten Wesen Luft, Licht, Sonne und Raum, alle Reichthümer der Natur und Gottes und am Horizont den Schimmer der Freiheit, welche so schön, so gut, so süß und reizend ist, selbst wenn sie unter dem Nebelschleier eines Phantoms, oder unter den geheimnißvollen Wölbungen der Hoffnung sichtbar wird.

„Die Vögel sind angebunden," rief der bewaffnete Reiter im plumpen Tone aus, nun können sie ihre Reise antreten."

In der That nahmen drei Karren, jeder mit zwölf Gefangenen beladen und von Marinesoldaten und Gensdarmen begleitet, ihren Weg durch die eisernen Pforten, welche sich in ih-

ren verrosteten Angeln kreischend ächzten, wie eine alte Frau, der ihr junger Mann zu entlaufen sucht.

Auf dem ersten Karren erkannte der Schreiber seinen armen Philippe, der ruhig, kalt und gefaßt dasaß. Sie wechselten einen Blick voll Liebe, von einer Thräne getrübt, welche sie sich beiderseitig zu verbergen suchten. Dann beeilte sich Gaillard, so wie noch manche andere Personen, bei denen das Vorurtheil das Gefühl der Menschheit nicht ertödten konnte, den Karren zu folgen, welche von einer ansehnlichen bewaffneten Macht umgeben waren.

Zu jener Zeit war es den Gefangenen, besonders den Galeerensklaven erlaubt, auf ihrem Wege milde Beiträge zu sammeln. Zu diesem Zwecke knieten zwei von den Verurtheilten, welche am wenigsten strafbar waren, oder sich durch Figur und Erziehung sonst auszeichneten, neben den Wagen nieder und hielten ihre entsetzliche rothe Mütze den Zuschauern entgegen, um die stets reichlichen Almosen der öffentlichen Wohlthätigkeit zu empfangen. Philippe und sein Gefährte, der an dieselbe Kette geschmiedet war, hatten den Auftrag erhalten, dieses Amt zu übernehmen.

Der traurige Zug bewegte sich über den Markt. Hier flossen die Almosen am reichlichsten, denn die Händlerinnen von Paris, deren Sprache ebenso wenig damals, wie jetzt ein Muster von Wohlanständigkeit war, zeigten sich wie in unseren Tagen, äußerst mildthätig. Dann zog man durch die Straße des heiligen Viktor, wo nach Gewohnheit zwei Geistliche dieses reichen und gelehrten Stiftes, welches so großmüthig gegen Arme war, jedem Gefangenen ein Brod, eine Maß Wein und einen blanken Thaler schenkten. Eine schöne und einfache Ermahnung, genau berechnet auf die Gemüther dieser Zuhörer, wurde ihnen mit lauter Stimme vor allem Volk gegeben, und schloß mit den Worten: Der Friede des Herrn sei mit Euch. Edle und rührende Worte, welche die unter demselben Joch gebeugten Menschen einluden, in Frieden zu leben christlich den Zorn der Gesellschaft zu tragen, die ihr Vergehen bestraft, und um das Mitleid Gottes zu flehen, der den Sündern verzeiht.

Endlich erreichte die Karavane ein Dorf hinter Paris. Weiter als bis zu diesem Dorfe durften die Verwandten und Freunde der Gefangenen nicht ihre Begleitung fortsetzen. Der Schreiber nahm einen langen Abschied, ein Lebewohl voll Seufzer und Thränen von seinem Kinde. Gaillard war eben im Begriff, von dem Karren niederzusteigen, an dem er sich mit großer Mühe festhielt, als eine junge Frau sich aus einer eleganten Karosse stürzte, welche einige Schritte entfernt in der Nähe der Gefangenen hielt. Die Dame warf mit zitternden Händen eine Börse voll mit Gold in die rothe Mütze des Galeerensklaven.

„Die Marquise von Allainval!“ schrie der Schreiber. „Fanchette!“ murmelte leise Philippe Asselin.

(Fortsetzung folgt.)

San Servolo.

Von Gustav Rasch.

(Schluß.)

„Ich reichte dem Arzt die Hand" ich sagte ihm, daß ich nicht eines Glaubens, sondern wahrscheinlich in seinen Augen ein Ketzer sei, daß mich aber Bewunderung und Hochachtung für ihn erfülle. „Unser Orden," erwiederte er mir, „kennt keine Ketzer, er kennt nur das Gebot der Brüderlichkeit und der Barmherzigkeit."

Dann stiegen wir in die oberen Räume des Hauses hinauf, wo die Idioten und die Wahnsinnigen wohnten. In den Stuben der letzteren waren die Fenster mit Eisenstäben vergittert, sonst hatten die Räume nichts Gefängnißartiges an sich. Alles war außerordentlich reinlich und sauber, überall herrschte die größte Ordnung, die Stuben waren groß, hell und luftig. In einem größern Saale trafen wir ein Dutzend Wahnsinnige zusammen. Sie konnten aus dem Saale über einen Gang in ihr Zimmer gehen, alle Thüren waren offen, nur die Thüre, welche zu der Treppe und zu dem unteren Stocke führte, war verschlossen. Die Wärter waren mit ihnen eingeschlossen. Es waren große und kräftige Männer, welche, außer ihrem Unterhalt, täglich vier Zwanziger erhielten. Wie wir in den Saal traten, waren wir von sämmtlichen Wahnsinnigen umringt. Zweien von ihnen, welche an einer gefährlichen Tobsucht litten, waren die Hände vermittelst eines weichen Lederfutterals vorn übereinander gebunden welches an einen ihren Leib umgebenden Eisenring befestigt war, sonst war keiner von ihnen gefesselt. „Sämmtliche Zwangsmaßregeln, welche man noch in deutschen Irrenhäusern finden soll," sagte mir der Pater Arzt, „Zwangsjacken, Zwangsstühle, körperliche Züchtigung, Fesseln, alles das habe ich abgeschafft; für die Heilung der Kranken sind diese Mittel nicht zu gebrauchen. Um sie zu bändigen, wenn keine gütliche Zurede hilft, lasse ich sie, sobald sie Anfälle der Tobsucht bekommen, in ein an den Wänden und auf dem Fußboden ganz gepolstertes Gemach bringen. Dort toben sie sich aus, bis sie körperlich erschöpft sind. Ich wende nur das Lederfutteral, das sie dort an jenen Unglücklichen sehen, für Hände und Arme an, damit sie sich nicht mit den Händen das Gesicht zerkratzen. Warum soll ich die Kranken mit Härte behandeln, wenn diese Härte nicht zu ihrer Heilung beiträgt? Schläge lasse ich nie anwenden. Die Liebe ist das erste Gebot Christi."

Ich war erstaunt, in einem italienischen Krankenhause bei der Behandlung von Irren dergleichen Grundsätze zu finden. Zu einer solchen Humanität ist man bekanntlich in vielen andern Irrenanstalten noch nicht gekommen.

„Nur einen Wahnsinnigen habe ich," fuhr der Arzt fort, der in einer eigenen Zelle eingesperrt und gefesselt ist. Er ist ein Mörder. Im Laufe der Untersuchung stellte sich aber seine Unzurechnungsfähigkeit heraus; er ist seitdem tobsüchtig geworden und nach meiner Meinung unheilbar. Er hat täglich Anfälle, und ohne daß er gefesselt ist, würde es lebensgefährlich sein, seine Zelle zu betreten. Kommen Sie, Sie sollen ihn sehen."

Während der Arzt dieß sprach, hatten sich alle Wahnsinnigen mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit um uns gedrängt, und schwatzten wildes Zeug durcheinander. Die Gefesselten zeigten mir lächelnd ihr Lederfutteral, als wenn Kinder ein Spielzeug bewundern lassen, ein alter Mann erzählte mir, daß er gestern von einem der Wärter mit Arsenik und heute mit Blau-

säure vergiftet worden sei, und daß er ihn erdrosseln würde, sobald er ihn nur sähe. Dabei stand der Wärter neben ihm. Zwei noch junge Leute richteten die flehentlichsten Bitten an den Arzt, sie aus dem Hause zu lassen, da sie gar nichts verbrochen hätten und ja nicht wahnsinnig wären; aber in diesem Hause, in der Gesellschaft der andern Wahnsinnigen müßten sie unbedingt den Verstand verlieren; dann sprachen sie plötzlich das unsinnigste Zeug durcheinander. Ein anderer, sehr hübscher junger Mann, mit schönem schwarzen Bart und einem echt venezianischen Kopfe, bildete sich ein, er fahre in der Gondel unter dem Fenster der Geliebten, und sang mit einer sehr wohlklingenden Stimme einer jener alten, weichen Barcarolen, welche jetzt unter den Gondoliers so selten werden. Er intonirte ganz richtig, er sang mit vielem Ausdruck und deklamatorischem Vortrag. Ich habe im Canale grande nie so singen hören, wie hier in San Servolo von einem Narren. Als die Wahnsinnigen nun sahen, das wir im Begriff waren, fortzugehen, brachen sie alle plötzlich in ein tumultuarisches Toben aus, und stürzten mit drohenden Mienen und mit wildem Geschrei auf uns los. Sie drängten uns nach bis auf den Gang, wo die Wärter zusprangen, sich ihnen in den Weg stellten, und sie mit Gewalt zurückdrängten. Plötzlich erhob sich ein thierisches Gebrüll in einer auf den Gang führenden Zelle. Heftige Schläge erfolgten von innen an die starke, mit Eisenstäben beschlagene Thüre, dann erschien hinter dem oben vergitterten Theile derselben der bärtige Kopf eines Mannes, das Haar wild zerzaust, mit rollenden Augen, und eine Reihe der entsetzlichsten Verwünschungen welche ich jemals gehört habe, flogen über den Gang. „Das ist er, von dem ich Ihnen sprach," sagte der Arzt; „hineingehen ist in diesem Augenblick unmöglich." Nun ging er zu der Thüre, hinter deren Gitter der wilde Kopf noch immer sichtbar war, und sprach zu dem drinnen tobenden Menschen in liebreicher und ruhiger Weise. Zuerst schienen die Worte des Arztes gar keine Wirkung hervorzubringen: dann hörte allmählig das Toben und das Geschrei auf, dann verschwand der Kopf hinter der Thüre, und nun hörten wir auf einmal ein heftiges Weinen, von vielen Schluchzen und Stöhnen unterbrochen. „Der Unglückliche!" sagte der Arzt; „er tödtete seine Geliebte aus Eifersucht mit einem Messerstiche. Dann überzeugte er sich, daß er sich geirrt habe, und wurde wahnsinnig. Ich habe ihn erst ein Jahr hier. Er ist schon weit ruhiger geworden, und ich hoffe ihn zu heilen."

Nun stiegen wir die Treppen hinab, um den an der anderen Seite nach dem armenischen Kloster zu liegenden Garten des Irrenhauses zu besuchen, da alle Idioten sich da während des Nachmittags aufhielten. Der Garten war groß und geräumig, von Pinien und Maulbeerbäumen durchzogen, wohlgehaltene Kiesgänge zwischen den Rasenbeeten. Wie viel Elend habe ich dort gesehen! Die Idioten gingen hin und her, oder saßen träumerisch auf dem Rasen, vor sich hinstarrend, oder lehnten sich an die Mauer, welche sie von der Lagune trennte; die ganze Mauer war mit Bildwerken und Klecksereien in Farben und in schwarzer Kreide von ihnen bemalt. Wir gingen zwischen ihnen umher, und der Arzt stellte mir verschiedene von ihnen vor, welche auf der mannigfachsten Stufe geistiger, oder ich will lieber sagen, thierischer Entwicklung standen. Ich sah sie, die Füße nach auswärts gerichtet, mit schlotternden Knieen, der Gang schleppend, die Haltung gebückt, nur unartikulirte Töne nach Befriedigung thierischen Genusses ausstoßend; dann, wie sie reinlich und mäßig geworden waren, wie sie gelernt hatten Ohr und Auge, Hände und Füße zu gebrauchen; wiederum auf einer höheren Stufe der Entwickelung, wo sie auf ihre Namen hörten, wo sie thaten, was ihnen befohlen wurde, wo sie Gegenstände holten und trugen, und Personen erkannten; wo sie wußten, was sie thun durften und was ihnen nützlich und schäd

lich war. „Ich habe während der letzten drei Jahre über zweihundert von diesen Unglücklichen hier gehabt, welche meiner Behandlung anvertraut waren", sagte der Arzt zu mir; „auf der niedrigsten Stufe des Menschseins, wie Sie sie dort in der Ecke gesehen haben, sind von diesen zweihundert Unglücklichen nur zwanzig geblieben."

Als ich mein Erstaunen gegen meinen Begleiter äußerte, wie es möglich sei, auch diesen Zweig der Anstalt zu verwalten, erwiederte er mir, daß er zwei dienende Brüder des Ordens für den Unterricht verwende und also nur dahin zu sehen habe, daß der Unterricht und die Behandlung der Idioten in der richtigen Art und Weise b gleitet werde. „Sie sehen," sagte der Arzt lächelnd, „für den Markusplatz habe ich fast gar keine Zeit." Und als er mir nun noch sein Arbeitszimmer gezeigt hatte, wo ich in den vom Boden bis zur Decke reichenden Repositoien die Status, die Krankheitsgeschichten und die Heilmethoden aller Kranken verzeichnet fand, und er mich bis zu dem Thore des Hauses, wo meine Gondel lag, begleitete, da schied ich von ihm mit einem Gefühl der Hochachtung, wie ich es nie vor einem Menschen empfunden habe. Lächelnd deutete der Mönch, als ich nicht umhin konnte, meinen Gefühlen Worte zu geben, auf die goldene Inschrift über dem Marmorthor des Hauses, und sprach, als er mir die Hand zum Abschied in die Gondel reichte, mit dem zum Herzen dringenden Tone seiner Stimme: „**Fate bene fratelli!**

Im Protokoll der 43. Wiener Gemeinderathssitzung kam dieser Tage folgender Passus vor: „In Zwischenbrücken befinden sich unter 800 Seelen sehr viele Einspänner!"

Papier aus Heu. Bei der letzten Gewerbeausstellung in Metz hat ein Herr Meyer aus Cusset Papiersorten ausgestellt, die ohne Beihilfe irgend eines andern Materials als Heu erzeugt sind. Der Erfinder verkauft zu 75 Fr. 100 Kilo r Papier, das zu 50 Proc. aus Heu und zu 50 Proc. aus Hadern angefertigt ist; zu 98 und 108 Fr. solches, dessen Stoff blos 25 Proc. Heu beigemischt sind.

In Sachsen fängt man an, im Wirthshaus auf Bier zu abonniren. Restaurateur Müller in Chemnitz gibt Biercoupons in ganzen und halben Dutzenden an seine Gäste aus. Es sind dies Anweisungen auf je ein Glas Bayerisches oder Lagerbier, von denen sechs Stück $^1/_{24}$ Eimer vo stellen und für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zahlen den Vortheil bieten, daß er jedes Glas Bier 1—2 Pfenninge billiger erhält, als beim Einzelverkaufe.

Eine köstliche Anekdote erzählt Varnhagen in seinen veröffentlichten Tagebüchern. Eine Sängerin war aus Hannover contractbrüchig davongegangen, und hatte ein Entschuldigungsschreiben hinterlassen, daß sie es an einem so langweiligen Orte nicht aushalten könnte. Darauf bemerkte der König: „Denkt denn das Luder, daß ich mich hier amüsire?"

Dieser Tage hatte, so meldet eine Berliner Zeitung, ein schlechtgesinnter Mensch an dem Portal des Herrenhauses in Berlin einen großen Zettel angeklebt, auf dem mit großen Buchstaben stand: „Schusterherberge." Von Bessergesinnten wurde diese Beleidigung gegen das ehrsame Gewerk bald beseitigt.

Der Unterzeichnete beabsichtigt in der Nähe der Schießstätte ein Haus mit Einzelwohnungen zu erbauen um jenen Einwohnern, die die Helle des Gaslichtes nicht ertragen können, einen lichtlosen Aufenthalt zu bereiten.

Pimpelhuber,
Einwohner in Kagers.

Ein Berliner Urwähler.

Wie sich bei dem Naturell der Berliner leicht voraussehen ließ, schrieb ein Berliner Blatt, förderten die diesmaligen Urwählerversammlungen manche originelle, beziehungsweise komische Erscheinung zu Tage. Denn so viel auch jetzt in Politik „gemacht“ wird, ist der politische Horizont so manches unserer Staatsbürger doch noch immer ein ziemlich umwölkter. Einen drastischen Beweis nach dieser Seite hin lieferte in einer Wahlversammlung ein kleiner Gewerbtreibender. Auf die Frage des Wahlkommissarius nach dem Namen des Wahlmannes, welchem er seine Stimme zu geben gedenke, erwiederte er kurz und kräftig: „Ick wähle Wilhelmen!“ Da dem Kommissarius diese Auskunft zu relativ erschien, wurde unser Urwähler zu einer genauern Bezeichnung des von ihm gemeinten Wahlmanns-Kandidaten aufgefordert, worauf Jener seine Angabe dahin ergänzte: „Nu, ick meene Wilhelm I., unsern König!“ Der Wahlkommissarius bemühte sich, dem patriotischen Urwähler plausibel zu machen, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen sein Wahlmanns-Kandidat zunächst dem betreffenden Wahlbezirke angehören müsse, was bei der Person des Königs nicht der Fall sei; nichtsdestoweniger verharrte der Urwähler bei seinem hohen Kandidaten und verließ den Wahlsaal mit der kategorischen Schlußerklärung: „Wenn ick nich Wilhelmen wählen kann, denn is der Krempel hier schon janz faul, denn wähle ick jar nich. Un damit Basta!“

Ein aufrichtiger Dieb.

Mdm. X. reiste vor einiger Zeit in die Normandie; sie hatte eine Reisetasche bei sich, die außer Juwelen und einer gewissen Summe Geldes 40,000 fl. in industriellen Papieren enthielt. Als sie aus dem Eisenbahnwagen steigen wollte, bemerkte sie zu ihrem größten Schrecken, daß die Reisetasche verschwunden; sie machte davon die Anzeige und es wurden auch sogleich Nachforschungen angestellt, die jedoch erfolglos blieben. Zwei Tage später erhielt Mdm. X. einen sehr voluminösen Brief, und war nicht wenig überrascht, ihre industriellen Papiere unversehrt wieder zu finden. Der galante Dieb hatte ein Briefchen beigefügt, in welchem er sein Bedauern aussprach, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, die 40,000 fl. zu verwerthen, da die Aktien auf den Namen der Eigenthümerin ausgestellt seien; doch ersucht er sie um die Erlaubniß, das Geld und die Juwelen behalten zu dürfen, da er hierfür leicht Verwendung finden werde.

Unter den Kuriositäten, die der Londoner Ausstellungs-Kommission angeboten werden sind, verdient ein von Oesterreich stammender Vorschlag Erwähnung. Der Oesterreicher, der ungenannt bleiben mag, will ein Riesen-Album einschicken, in das jeder Besucher seinen Namen einschreiben soll. Seiner Berechnung nach würde es 5 Fuß breit, 3¾ Fuß dick und 5000 Pfund schwer sein und ihm auf 700 L. zu stehen kommen. Da die Kommission die Ersprießlichkeit dieses Albums nicht einsehen konnte und sich weigerte, es, wie der Einsender forderte, aufzustellen, so hat dieser Herr sich erboten, den Kommissaren das Recht seiner Idee um 500 L. abzulassen. Er meint, so viel werde doch ein Album mit all den vielen interessanten Autographen noch immer werth sein. Ob die Kommission darauf eingeht, möchten wir bezweifeln, denken dabei vielmehr an das schöne Wort eines österreichischen Poeten im Album einer autographensüchtigen Dame: „Dieses Album bringt ein Kalb um!“ Schlimmer noch, weit gefährlicher, ist der Antrag eines französischen Ausstellers, einen Orgelkasten aufzustellen, der irgend ein Volkslied vom 1. Mai bis Ende September spielen soll, ohne daß das Instrument aufgezogen zu werden brauche. Der Gedanke schon verdient den Tod.

Unter den chinesischen Delicatessen, welche in Schanghai den Offizieren der Novara-Expedition bei einem ächt nationalen Diner vorgesetzt wurden, befanden sich auch gebratene Seidenwürmer, Haifisch-Flossen, Reh- und Buffalo-Sehnen, Bambuswurzeln, Seegras und halbausgebrütete Küchlein.

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

N. 50. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Dezember 1861.

Der Goldschmied von Paris.

(Fortsetzung.)

III.

Die Einwohner von Messina in Sizilien, welche sich 1675 gegen die Spanier erhoben, flehten die Hilfe Frankreichs an. Louis XIV. schickte ihnen den Sieger Ruyter's, den Vice-Admiral Abraham Duquesen und den Herzog von Vivenne, Befehlshaber der Galeeren und Bruder der Marquise von Montespan. An der Spitze einer furchtbaren Flotte thaten die beiden Generäle Alles, was man von ihrer Erfahrenheit und von ihrem Muthe erwarten konnte. Am 27. April schlug und zerstörte Duquesen die spanische Flotte, und am andern Morgen zeigte sich Vivenne vor dem Hafen von Messina an der Spitze seiner Galeeren und fünf Schiffen der siegreichen Flotte.

Aber die Spanier besaßen noch zwei Forts, welche den Eingang des Hafens und einen Theil der Rhede beherrschten. Von diesen beiden Punkten, wunderbar durch Kunst und Natur befestigt und deren Feuer sich kreuzte, ließ der Feind auf die französischen Schiffe eine Fluth von Kugeln niederregnen. Granaten, Bomben und Kartätschen pfiffen und platzten zu allen Seiten auf die tapferen Fahrzeuge, welche inmitten dieses ewigen Donners manövrirten. Ihre Segel waren zerrissen, ihre Seiten durchbohrt und die Schiffsbrücke mit Todten und Verwundeten bedeckt, dennoch wankten sie nicht.

Der ungestüme Vivenne, den der regelmäßige Kampf seiner Schiffe ungeduldig machte, entschloß sich, den Eingang in den Hafen mit Gewalt durch seine Galeeren zu erzwingen. Er begab sich auf die Hauptgaleere und während die Kriegsschiffe durch furchtbare Kanonenladungen dem mörderischen Feuer der Spanier antworteten, segelte er mit vollen Segeln auf seinen leichten Fahrzeugen, in zwei Linien auf den Eingang des Hafens los.

Die Spanier hatten die kühne Bewegung des französischen Admirals bemerkt. All' ihre Anstrengungen gingen nun dahin, die schwachen Boote zu versenken, welche sechshundert Galeeren-

sklaven in rothen Jacken mit mächtigen Ruderstreichen über die blaue Fläche des mittelländischen Meeres gleiten ließen.

Das Feuer der Spanier beschränkte sich auf den Raum, den die Galeeren einnahmen und bald wurde das einförmige Geräusch der Ruder durch das Geschrei der Sterbenden und die Klagen der Verwundeten übertäubt.

„Kinder," schrie der Admiral, „habt keine Furcht, ich bin dicker als ihr (Vivonne besaß einen furchtbaren Leibesumfang) und die Kugeln haben mich nicht getroffen. Muth! Muth! Wir müssen für unsern König und für das Vaterland siegen oder sterben."

Ein unermeßlicher Schrei, ein drei Mal wiederholtes Lebehoch auf den König, welches die Soldaten und Galeerensklaven vereint ausbrachten, bewies, daß in Gegenwart eines ruhmvollen Schlachtentodes die hohe und heilige Erinnerung an das Vaterland jeden Muth auf's Neue belebte und alle Seelen reinigte, selbst die derjenigen Menschen, welche die Gesellschaft bestraft und erniedrigt hat. Auf diesen eilenden Schiffen, welche jeden Augenblick den Schrecken der Zerstörung trotzten, gab es weder große Herren, noch Soldaten, noch Sträflinge, es gab nur noch Helden, welche von heiliger Liebe zu ihrem Vaterlande entbrannten und die miteinander wetteiferten, die Fahne ihrer Nation zu erheben.

Die Hauptgaleere, auf welcher Vivonne selbst sich befand, setzte sich zuerst und am kühnsten dem Feuer des Feindes aus, dessen Zielscheibe sie geworden war. Man erkannte sie von fern, die Königin der Galeeren an den prachtvollen Holzschnitzereien, welche den Schnabel schmückten, an den Tritonen und Delphinen, die sich in Form von Kariatiden seltsam gestaltet um den Kiel schlangen, doch besonders an der Größe und Form ihrer Flagge, welche die Farben von Frankreich und Navarra trug und stolz vom Vordertheil des Schiffes wehte.

Beim Anblicke dieses Siegeszeichens verdoppelten die Spanier ihre Anstrengungen, übertrafen sich ihre Kanoniere selber. Dreimal stürzte die Flagge der Generalgaleere in das Meer, zerschmettert von einer Kanonenkugel, drei Mal wurde sie von den Matrosen und Soldaten wieder aufgerichtet, welche sich aufopferten, indem sie das herrlichste Leichentuch in den Falten der theuren Fahne fanden.

Ein vierter Kanonenschlag riß zum vierten Mal die Flagge fort und häufte Todte und Splitter an dem Vordertheile der Galeere, welche ungestört ihren Lauf fortsetzte. Ein Schwanken, mehr durch Erstaunen, als durch Furcht hervorgebracht, gab sich auf dem Verdeck kund und schien den Muth und den Enthusiasmus der Kühnsten zu lähmen. Der Herzog von Vivonne bemerkte das.

„Marquis von Allainval," sagte er zu einem jungen Offizier der Marine, welcher in seiner Nähe stand, „jetzt können Sie in diesem Augenblicke die Epaulette bezahlen, die Ihnen der König auf Kredit gegeben hat. Schnell, pflanzen Sie unsere Flagge wieder auf. Das ist ein ehrenvoller Auftrag und ich begünstige Sie sehr, indem ich Ihnen denselben überlasse. Möglich, daß Sie bei dieser Gelegenheit den Tod finden, aber sicher die Ehre. Also vorwärts!"

Der junge Marquis von Allainval blieb auf seinem Platz wie angenagelt stehen, ohne ein Wort zu erwiedern. Vivonne schaute ihn nur an und er sah ihn erbleichen und auf seinen Füßen zittern.

„Sie sind ein Feiger, Marquis," sagte ihm Vivonne leise in's Ohr, „wenn man für sein Leben so sehr besorgt ist, dann darf man keine Laufbahn wählen, wo die Verachtung des Lebens eine Pflicht und Tugend ist."

Dann stieg er von seiner Bank hernieder und ging mit muthigen Schritten vor ihm auf und ab.

„Meine Kinder," schrie Vivenne, dessen Stimme das Geräusch der Waffen und den Donner des Geschützes übertönte, „wir werden an das Ufer kommen, aber man soll nicht sagen, daß wir ohne Flagge gelandet sind. Wohlan! ein Freiwilliger trete vor."

Ein junger Galeerensclave hörte jetzt auf zu rudern und sprang plötzlich von seinem Sitze auf, trotz des Stockes, der über seinem Haupte schwebte.

„Ich bin bereit, gnädiger Herr, wenn sie mir die Erlaubniß geben," sagte er.

„Du hast also Muth?" fragte Vivenne, als der junge Sträfling, von seiner Kette befreit das Verdeck betrat und sich ehrerbietig dem General näherte.

„Ich bin früher Franzose gewesen, ehe ich Galeerensclave wurde," entgegnete der junge Mann mit Entschlossenheit, „und unter meiner Jacke lebt so viel Muth, als unter manchem goldenen Kleide."

Indem der Galeerensclave dies sagte, richtete er einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf den Marquis von Allainval, denn er hatte Alles mitangesehn und beobachtet.

„Dein Name?" sagte Vivenne.

„Philippe Asselin."

„Gut. Du weißt, was Du zu thun hast."

„Ja, gnädiger Herr!"

„Also vorwärts!"

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, als sich Philippe, belastet mit einer neuen Flagge schnell wie ein Adler und kühn wie ein Löwe nach dem Vordertheil der Galeere stürzte. Aber nicht wie seine Vorgänger begnügte er sich, die Fahne in den Ring von Erz zu befestigen, der sie festhielt, sondern er stellte sich selbst auf den engen Vorsprung, indem er, ein belebter Pfeiler die glorreiche Flagge schwang, trotzend den spanischen Kugeln und der Wuth des Sturms.

Ein Schrei der Bewunderung ertönte von der Generalgaleere und von allen übrigen Schiffen. Vivenne selbst, der sich auf Muth und Unerschrockenheit verstand, wurde von dieser heldenmüthigen Kühnheit betroffen.

„Befestige die Fahne und steige nieder, ich befehle es Dir."

„Gnädiger Herr," entgegnete Philippe mit ruhiger Stimme, „wir sind nur noch drei Taulängen vom Ufer entfernt. Erlauben Sie mir, daß ich ungehorsam bin."

„Du wirst ohne Nutzen Dich aufopfern," entgegnete der Admiral.

„Aber nicht ohne Ruhm, gnädiger Herr, und das ist Alles, wonach ich strebe."

In der That, je näher man dem Ufer kam, desto lebhafter wurde das Feuer der Spanier. Die Flinten der Infanterie, welche am Ufer stand, vereinten sich mit den Kugeln der Artillerie, welche in großer Anzahl über die Köpfe der Landenden flogen. Aber alle Schüsse richteten sich auf die Flagge der Generalgaleere. Von Zeit zu Zeit sah man daher das Weiße der Fahne mit breiten Blutstreifen sich färben. Es war das Blut Philippe Asselins, der stets unerschüttert und fest auf seinem Posten weder Unentschlossenheit noch Ermüdung blicken ließ.

Vivenne war von Bewunderung zum Enthusiasmus für den jungen Sträfling hingerissen. „Beschleunigt den Angriff," schrie er durch das Sprachrohr den Befehlshabern der Galeeren zu, „und setzt schleunigst die Infanterie an's Ufer.

Er wollte Philippe's Leben um jeden Preis retten.

Der Befehl Vivennes wurde mit der größten Genauigkeit ausgeführt, sämmtliche Galeeren, befanden sich durch eine schiefe Wendung der Schiffe höchstens sechs Arme lang vom Ufer in einer Reihe aufgepflanzt. In dieser Stellung begann die Infanterie ein wohlunterhaltenes Feuer, während ein'ge hundert Freiwillige schwimmend das Ufer erreichten und sich auf die spanischen Bataillone warfen, welche von solcher Kühnheit überrascht die Flucht ergriffen und dem Admiral mit seinen Truppen das Schlachtfeld überließen.

Der Sieg war ein vollständiger, der Hafen von Messina wurde genommen und man hörte aus der Ferne die Glocken der Stadt, welche die Niederlage der Tyrannen und den Sieg der Franzosen feierten.

Philippe Asselin stieg hierauf ganz mit Blut bedeckt von seinem glorreichen Piedestal hernieder und wandte sich nach der schmachbedeckten Bank der Sträflinge, die er verlassen, um wieder sein Ruder zu ergreifen.

„Wohin gehst Du?“ fragte der Admiral.

„Meine Ketten und mein Ruder wieder aufzunehmen,“ entgegnete der Galeerensklave.

„Der Mann, der mit seinem Blute dem Feinde gegenüber die Fahne Frankreichs gefärbt hat, kann kein Gefangener mehr sein. Die Feuertaufe hat selbst die letzte Spur Deines Verbrechens abgewaschen. Wenn Du ein Verbrecher warst,“ rief Vivenne, „so bist Du jetzt frei und im Namen des Königs‘“ fügte der Admiral hinzu und zog seinen Hut ab, „zerbreche ich Deine Fesseln und gebe Dir hundert Louisd'or. Ein Held kann stets ein ehrlicher Mann noch werden.“

„O, gnädiger Herr,“ stammelte Philipp, „o gnädiger Herr.“

Der junge Sträfling vermochte kein Wort weiter hervorzubringen. Das Uebermaß der Freude ließ ihn noch mehr als der Blutverlust in Ohnmacht sinken. Er fiel ohne Bewegung zu den Füßen des Admirals nieder.

„Ich befehle, daß man die größte Sorgfalt für diesen jungen Mann nimmt,“ sagt Vivenne zu den Offizieren, welche ihn umgaben, „und daß man ihn nicht eher nach Frankreich zurückschickt, bevor ich ihn wieder gesehen habe.

Nachdem der Admiral so gesprochen, stieg er an's Land und stellte sich an die Spitze seiner Truppen, um in Messina einzuziehen, dessen Thore sich den Franzosen unter lautem Jubel und zur Freude der Bevölkerung öffneten.

IV.

Der Admiral wurde in der Stadt wie ein lebhaft erwarteter Befreier empfangen.

Vivenne und seine ersten Offiziere wurden in dem herrlichen Palaste der alten Vicekönige von Neapel, Denkmäler von Marmor und Gold, von Porphyr und Bronce bewirthet.

Trotzdem vergaß der Admiral, berauscht von Liebe, Huldigung, Musik und Poesie nicht den Mann, dem er einmal seine Aufmerksamkeit und Sorge geschenkt hatte. Er beschloß an demselben Tage, die Tapferkeit zu belohnen und die Feigheit zu bestrafen. Deßwegen ließ er Philippe zu gleicher Zeit mit dem Marquis von Allainval rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenbahnalp.*)

Phantasiestück von F. Lubin.

Es war in dem Jahr und Tag, als der Brand des Capitols zu Washington stattfand und mit der Nachricht von dieser Feuersbrunst zugleich eine Depesche von dorther bei dem Redactionsbureau der . . . . . . Zeitung zu . . . . . . einlief: der dortige (Washingtoner) Correspondent für die Zeitung sei plötzlich lebensgefährlich erkrankt.

Wie Lauffeuer liefen die beiden Nachrichten durch das Zeitungsgeschäftslocal, beide gleich wichtig, die erste wegen ihres allgemeinen, die letzte ihres besonderen Interesses halber für die Zeitung, wofür die Washingtoner regelmäßige Correspondenz eine Lebensfrage war.

Ich war ruhig mit Redaction eines Artikels beschäftigt, als mir urplötzlich der Befehle ward, sofort mit einer Extra-Locomotive nach Washington abzugehen, um während der Dauer der Krankheit des dortigen Zeitungscorrespondenten dessen Stelle einzunehmen. Sofort wurden die erforderlichen Bestellungen und Vorbereitungen gemacht und nach einer halben Stunde betrat ich den Perron des Eisenbahnhofes.

„Ist eine Extra-Locomotive bereit?"

„Sogleich, der Locomotivführer wird augenblicklich hier sein. Welche Geschwindigkeit verlangen Sie?"

„Die größte."

„Ganz wohl. Die Bahn ist völlig frei und ein einziger Waggon ist keine Last."

„Ich werde selbst den Waggon nicht bewohnen und will auf der Locomotive die Fahrt mitmachen."

„Sie werden kaum die Augen im Kopf behalten. Nehmen Sie lieber einen Waggon."

„Seien Sie ohne Sorge, ich habe keine Furcht."

„Nun, wie Sie wollen. Sie haben den Zug bestellt und können also nach Belieben fahren."

„Auf der Locomotive also und machen Sie schnell; denn jede Minute, die ich hier zu bringe, ist kostbar."

Es war ein schöner Abend; die Strahlen der Sonne beim Untergang beleuchteten die Dächer der Bahnhofgebäude und das Schienennetz, das sich nach allen Richtungen hin ausstreckte. Zur Linken des Gleises stand bereits meine Extra-Locomotive, die mit heiserem Pfeifen wirbelnde Dampfsäulen aus der Messingröhre hervorschoß.

Der Heizer, ein Kerl mit rußigem Gesicht und von der Flamme gerötheten Augen, kletterte in seinem schmierigen Anzuge auf der Locomotive behend wie eine Katze herum, deren funkelnde Metallwände mit einer Handvoll Lappen putzend. Einige Packer und Zeitungsträger standen in der Nähe, der Abfahrt des Dampfwagens harrend.

Schon begann der Bahnhof sich nach und nach in die düstren Schatten des Abends zu hüllen. Der Ingenieur war noch nicht da. Ich ward unruhig und begann die Geduld bei dieser Geduldprobe zu verlieren.

„Wo bleibt Westhorpe?" rief endlich der Inspector. „Wenn er seiner Pflicht nicht besser nachkommt, so ist er am längsten hier im Dienst gewesen."

*) Auswahl aus englisch- und deutsch-amerikanischen Volksbibliotheken und Zeitschriften.

„Schon zweimal schickte ich nach ihm", versetzte der Bahnwärter, „heute Morgen hat er sich wieder dienstfähig gemeldet."

„War er krank?" fragte der Eisenbahn-Inspector:

„Er ist ein ganz Anderer geworden, seit Mary Slane so plötzlich gestorben", gab Jener zur Antwort.

„Wir können keine verliebten Ingenieure auf unser r Bahn gebrauchen", herrschte der Inspector.

„Aber weßhalb erhalte ich keinen Andern, wenn dieser zum Dienste nichts taugt?" fragte ich. „Sie haben doch Leute genug. Es ist sieben Uhr vorbei. Lassen Sie mich nicht in fünf Minuten expediren, so bestelle ich die Locomotive ab und belange die Gesellschaft gerichtlich auf Schadenersatz!"

Noch ehe die fünf Minuten abgelaufen, hatte sich der Ingenieur eingefunden. Er stak in einem dicken Flausrock, den untern Theil des Gesichts in einen Shwal gesteckt, den Mützenschirm tief über die Stirn gezogen.

Dennoch konnte ich den stieren Blick seiner Augen und die Leichenfarbe seiner Wangen sehen. Seine Rechte zitterte, als er in Zerstreuung den Rock auf- und zuknöpfte.

„Höre, Westhorpe", fuhr ihn der Inspector an, „treibst Du's so, wird man Dir bald den Laufpaß geben."

Der Ingenieur murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin und bestieg mechanisch die Locomotive.

„Du kommst an dem Passagierzuge vorbei und an dem Güterzuge, hörst Du? Nimm Dich in Acht, schone die Pfeife nicht und fahre hübsch langsam durch die Stationen!" warnte der Inspector.

„Dafür werde ich selbst schon sorgen. Ich bin ein alter Eisenbahnvogel. Gute Nacht! Das Gras soll nicht unter unseren Rädern wachsen", so rief ich, auf die Locomotive springend. — „Nun sputen Sie sich, Herr Westhorpe, und zeigen Sie was der Tartarus zu leisten vermag."

Der Ingenieur legte die Hand an die Mütze, zog einen Hebel nieder, stieß einen andern zurück; das Triebrad bewegte sich, drehte sich ein Dutzendmal um, ohne vorzurücken, und darauf glitten wir langsam an dem Perron entlang, während der Inspector uns folgte und den Führer nochmals ermahnte.

Das laut keuchende Tschi! Tschi! Tschi! der Maschine ward immer hastiger; wir rollten aus dem Bahnhof hervor, indem wir eine Menge Schmelzöfen und zischender, dampfender Locomotiven hinter uns ließen, die sich, wie immer, rastlos hin und her bewegten. Dann kam der starke, krachende Ruck, mit dem wir unter den Brücken durchflogen, das gellende Pfeifen und sausende Geheul, der erstickende Kohlenqualm und der schaurige Luftzug, als wir durch einen kurzen Tunnel dahinbrausten und bald hatten wir das offene Feld erreicht.

Hinter uns funkelten die Lichter und thürmten sich die hohen Schornsteine der Stadt, vor uns dehnten sich die Wiesen an beiden Seiten der Schienenlinie aus; die Abenddämmerung trat eben ein.

„Rasch voran, Herr Westhorpe!" sagte ich, ihn anspornend, „ein gutes Abendbrod wird uns erwarten und eine noch bessere Flasche Sect."

„Danke schön", erwiederte Jener, ohne mich anzusehen, sich vielmehr von mir abwendend und mit niedergeschlagenem Blick leise vor sich hinmurmelnd.

In dem Benehmen des Mannes lag etwas Seltsam-Unheimliches, und ich bemerkte, daß der Heizer ihn mit sichtlicher Angst betrachtete und gar kein Wort mit ihm wechselte.

Unterdessen sputete sich die Locomotive immer mehr. Das Klappen der Ventile ward von Augenblick zu Augenblick heftiger, bis es dem Wirbel einer Trommel ähnelte. Die Hecken längs der Schienenlinie flogen stets rascher vorüber, das Schwanken der Maschine verwandelte sich bald in rasches stoßendes Geschaukel; die weißen Pfähle, woran die Drähte des electrischen Telegraphen befestigt, defilirten wie im Sturmmarsch an uns vorbei.

Ein Meilenzeiger schwand nach dem andern; der Dampfriese schien mit Leben begabt, er bäumte sich wie ein Wahnsinniger auf den Schienen, die Ketten des Tenders knurrten und ächzten, die Brandröthe des Ofens und der hellere Glanz unserer großen Laterne schimmerten wie Nordlichter über die grünen Flächen; die Funken sprühten hoch in die Luft empor aus dem Schornstein, und obwohl kein Lüftchen sich rührte, schien es, als umrausche uns ein Orkan, dessen kalter durchdringender Hauch uns erstarren machte.

Soweit ging es nach meinem Wunsche, mit außerordentlicher, aber nicht beispielloser Geschwindigkeit; ich war mit Eisenbahnreisen vertraut, um nicht ängstlich zu werden, die Bahn war frei und die Nacht hell genug, um ein Signal auf eine halbe Meile weit zu erkennen.

Unterdessen arbeitete Westhorpe noch immer an der Maschine herum, die Hebel hin- und herziehend, als ob er ihre Schnelligkeit vermehren wollte.

Keinen Augenblick stand er still, sondern trampelte und scharrte fortwährend mit beiden Füßen.

Der Heizer lehnte sich an das Geländer, welches er, wie mir schien, mit Unruhe und banger Miene festhielt.

Es ging weiter und weiter.

Meile um Meile, Station um Station — durch finstere Wälder, an leuchtenden Ortschaften, an einsamen Farmen vorbei, längs üppigen Aeckern und öden Haiden. Wir mochten schon 25 bis 30 Meilen zurückgelegt haben.

„Tartarus macht sich brav!" sagte ich, meine Stimme anstrengend und dem Ingenieur die Worte ins Ohr rufend.

Der Heizer näherte sich und lauschte auf seine Antwort.

Westhorpe's Blicke schweiften von Einem zum Anderen, sein Auge blickte wie das eines Raubthieres. Rasch wandte er sich plötzlich zu seinem Gefährten mit dem Ruf:

„Wohlan, Jeffries, Wohlan! Mehr Dampf, mehr Dampf! Der Herr will mehr Dampf haben; was kümmert uns das Leben? Mehr Dampf?

Ich war betreten über den Ausdruck, ebenso der Heizer. Dieser zögerte.

„Wohlan! Wohlan!" schrie Westhorpe aufs Neue. „Thue Deine Pflicht oder ich werfe Dich kopfüber auf die Schienen!"

Und er stieß mit dem Fuße gegen die Thüre des Dampfkessels, welche aufflog.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die „Schlesische Zeitung“ entnimmt Folgendes einem Privatbriefe aus Biarritz, wo die kaiserliche Familie von Frankreich bekanntlich im September dieses Jahres wieder das Seebad gebraucht hat: „Es ist 5 Uhr Nachmittags, die größte Hitze ist vorüber. Setzen wir uns auf diese Bank, denn noch brennt der Sand an den Füßen. Dort kommt schon die Militärmusik. Sie versammelt um sich Alles, was es an Aristokratie, Kindern und Bonnen in Biarritz gibt. Ich habe Ihnen eine Ueberraschung bereitet, dort naht sie; d. h. es naht „der Mann dieses Jahrhunderts“, Napoleon III. Bleiben Sie nur ruhig sitzen; er kommt schon hier vorbei und wir können ihn dann mit Muße betrachten, denn sein Gesicht ist nicht schön, um es mit Einem Blick zu sehen und zu genießen: es ist tief, es will studirt sein. Da naht er, und wie ich werden Sie ausrufen: Wie ganz anders als ich dachte! Ein blauer Ueberrock, graue Pantalons, hoher schwarzer Hut und gelbe Handschuhe. Das sind die Aeußerlichkeiten. Er kann nicht gut marschiren und reicht seinem einzigen Begleiter den Arm. Er ist fast klein, aber der Kopf war für einen großen Körper bestimmt. In der Kleinheit wenigstens gleicht er seinem großen Onkel. Anstatt des dunkeln Mannes finde ich ihn fast blond, die Augen kleiner, aber durchdringender als ich dachte. Grüßen wir, er nimmt dankend mit aufmerksamen Blick den Hut ab. Weiter geht er, kein Ruf, kein Vivat ertönt. Die Bevölkerung soll ihn lieben, aber sie ist nicht enthusiastisch. Er tritt durch die enge Gitterthür wieder in seinen Garten; wir können ihn immer noch beobachten, denn nichts als ein leichtes Gitter trennt die kaiserlichen Besitzungen von uns. Vor dem Schloß angelangt, trifft er mit der eben herabsteigenden Kaiserin zusammen; er reicht ihr den Arm und steigt noch einmal herab. Jetzt läuft Alles und bald ist eine enge Gasse gebildet, wo das Kaiserpaar gehen wird. Alle Hüte werden schweigend gezogen. Sie ist wirklich schön. Sie würden sie nicht erkannt haben? Das glaube ich wohl; denn ein lila- und weißwollener Rock, der nur bis zum Stiefelrande reicht, darüber eine einfache, graue Robe mit loser Jacke geschürzt, einen Amazonenhut mit schwarzer Feder, einen Sonnenschirm in der einen, den Spazierstock in der andern Hand: so schreitet die Beherrscherin der Moden einher. Die Dame in tiefer Trauer ist ihre Mutter, die Gräfin Montijo. Beide trauern noch um die Herzogin von Alba, in wenigen Tagen aber ist das Trauerjahr um. Die Kaiserin ist meiner Ansicht nach etwas leidend, wenigstens sehr blaß; ihr blondes Haar ist lose in ein feines Netz gesteckt, ihr Auge groß und blau; sie lächelt — und nun ist sie wirklich reizend. Ihre Figur ist prachtvoll; sie ist fast ebenso groß als der Kaiser. Und nun treten Sie noch mit mir an jenen dichtgedrängten Kreis. Da ist der kaiserliche Prinz; er hat gebeten, tanzen oder spielen zu dürfen. Die Musik muß Tänze spielen. Schnell werden alle umstehenden ordentlichen Kinder herbeigeholt und die Kleinen spielen, daß es eine Lust ist. Man muß dem kleinen Prinzen gut sein; er ist für sein Alter ziemlich groß, zierlich und schlank gebaut, hat ein rundes frisches Gesicht mit den großen blauen Augen und blonden Haaren seiner Mutter; er springt umher, der wildesten einer, aber ohne alle Vorrechte. Er ist einfach gekleidet; ein schottischer Rock und eine feine weiße Chemisette mit loser schwarzer Kravatte, ein Matrosenhut mit blauem Bande auf die blonden Locken gedrückt; so habe ich ihn bis jetzt noch alle Tage gesehen; die schottischen Strümpfe sind statt mit Strumpfbändern mit einem langen Elastique an den Gürtel gebunden; es sieht drollig aus; aber nichts soll die Symmetrie der kleinen Formen stören. So ist das Kind von Frankreich. Wird Ihnen nicht auch das Herz weich, wenn Sie ihn so fröhlich spielen sehen? Wo, was wird sein Ende sein?...“

(**Eine treuherzige Bettlerin.**) Vor einigen Tagen erschien in der Landstraße bei einer Frau, welcher eben ein Silberlöffel abhanden gekommen war, eine Bettlerin, welche um ein Almosen anhielt. Die sonst mildthätige Frau wies jedoch die Bettlerin mit dem Bedeuten ab, daß ihr der Löffel wahrscheinlich von einem Bettler gestohlen worden sein müsse. Die Bettlerin replicirte nun dagegen: **Bei dieser Zeit müsse man auch zuweilen stehlen.**

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

N. 51. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Dezember 1861.

Der Goldschmied von Paris.

(Fortsetzung.)

III.

Beide erschienen vor dem Herzog, Allainval in glänzender Stickerei stolz und eitel, wie alle Emporkömmlinge und Schranzen, Philipp, wie immer ein Mann voll Muth, selbstbewußt aber voll Bescheidenheit, mit jenem Lächeln, das der muthigen Jugend und einem ruhigen und reinen Gewissen so gut ansteht.

„Herr Marquis," sagte der Admiral, indem er sich an Allainval wendete, „die Freude und die Früchte des Sieges dürfen nicht von Allen gleich getheilt werden. Das wäre ungerecht. Sie haben mich verstanden? Sie sind bereits drei Tage in Messina und ergötzen sich vielleicht mehr als meine tapfersten Soldaten. Drei Tage sind genug, sogar schon zu viel. Ich befehle Ihnen daher, an den Bord der Fregatte Phönix zu gehen, deren Kommando ich Ihnen anvertraue, unter der Leitung, wohl verstanden," und der Herzog betonte diese Worte, „des ersten Offiziers dieses Schiffes, der mein volles Vertrauen besitzt. Ich höre, daß die Seeräuber von Algier, auf Anstiften der Spanier, einige kleine Inseln des mittelländischen Meeres in Schrecken setzen. Sie werden Jagd auf dieselben machen, Sie werden sie überall hin verfolgen, wo Sie dieselben erreichen können, Sie werden sie auf eine exemplarische Weise züchtigen. Hier nehmen Sie meine schriftlichen Instruktionen," fuhr Vivenne fort, indem er dem Marquis ein versiegeltes Schreiben überreichte, „Sie werden sie erst auf dem Meere öffnen, mindestens dreißig Meilen vom Ufer entfernt. Sie haben mich begriffen, nun vorwärts!" —

„Gnädiger Herr!" rief der Marquis bestürzt.

„Keine Bemerkungen, Herr Marquis", unterbrach ihn der Admiral, „in Ermangelung anderer Eigenschaften eines Soldaten müssen Sie wenigstens Gehorsam und Subordination besitzen. Gehen Sie, sage ich Ihnen, und daß die Kanonen der Festung mir binnen einer Stunde Ihre Abreise aus dem Hafen verkündigen."

Der Admiral begleitete diese Worte mit einer strengen und befehlenden Miene.

Der Marquis wagte keine Einwendung mehr zu machen, er zog sich mit gebeugtem Haupte, Schamröthe im Gesicht und Wuth im Herzen zurück.

Ueber diese Schmach, welche dem Marquis in seiner Gegenwart widerfuhr, empfand Philippe ein tiefes Mitleid.

Viveune hieß hierauf den Sträfling näher treten.

Die Züge des Admirals, bisher von einer erschreckenden Strenge, erheiterten sich plötzlich, und nahmen ihren gewohnten gütigen Ausdruck an.

„Mein Freund, sagte er mit einer Stimme voll Freundlichkeit und Güte, „ich will Dich heute nach Frankreich zurückschicken, bist Du es zufrieden? Versprichst Du mir in Zukunft Deine verderblichen Leidenschaften zu bekämpfen, welche Dich zum Verbrechen trieben? gelobst Du mir, um mich kurz zu fassen, ferner als ehrlicher Mann und guter Bürger zu leben?"

„Gnädiger Herr, ich werde stets derjenige sein, der ich gewesen bin," entgegnete der junge Mensch.

Das Erstaunen malte sich in dem Gesichte des Admirals. Philippe, der es bemerkte, fügte sogleich hinzu:

„Ja, gnädiger Herr, ich werde nach meiner Befreiung ein ehrlicher Mann sein, wie ich es vor meiner Verurtheilung stets gewesen bin. Sie wundern Sich über diese Worte und sind der Meinung, daß ich wie meine früheren Gefährten, diese unglücklichen Galeerensclaven, welche die Schärfe des Gesetzes getroffen hat, meine Verurtheilung auf einen Irrthum der Justiz schieben will. Gnädiger Herr, ich werde mich bestreben, Sie zu enttäuschen und um Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß ich diese schmachvolle Strafe, welche ich seit drei Jahren erduldet, nicht verdient habe, will ich mit Ihrer Erlaubniß ein Geständniß ablegen, welches mit mir begraben werden sollte. Sie werden sehen, daß die Gnade des Königs und die Ihrige an keinen Unwürdigen verschwendet wurde.

„Rede, Philippe, rede," sagte der Admiral, dessen ritterlicher Geist jede Art von Abenteuer liebte, und der keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit seines neuen Schützlings zweifelte.

„Ich bin der Sohn des Wilhelm Asselin, eines Edelmanns aus der Provinz," erzählte der junge Mann. „Mein Vater besaß weder Länder, Schlösser, noch andere Einkünfte. Mit dreizehn Jahren wurde er Soldat und mit vierzig brachte er es, trotz der Tapferkeit, welche er stets unter den Waffen bewiesen hatte, nicht weiter, als bis zu einer untergeordneten Offizierstelle."

„Dein Vater war jener muthige Wilhelm, den ich als Jüngling kennen lernte, als ich das erste Mal im Felde war?" rief der Admiral.

„Er war es. Frühzeitig verlor ich meine Mutter, wenige Jahre später meinen Vater, der gebrochen durch die Anstrengung des Kriegs und durch häuslichen Kummer zeitig starb, und mich als eine Waise ohne Vermögen zurückließ; denn Sie werden es wissen, daß die beschwerliche Stellung eines einfachen Offiziers mehr Ruhm und Ehre als Gewinn abwirft."

„Ich weiß es," entgegnete der Herzog, „aber was wurde damals aus Dir, mein armes Kind?"

„Mein Vater vertraute mich auf seinem Sterbebette, oder übergab mich vielmehr einem seiner alten Freunde," fuhr Philippe fort. „Dieser erwarb seinen Lebensunterhalt mühselig als öffentlicher Schreiber, indem er Klagen und Beantwortungen derselben für die Parteien anfertigte. Der gute Gaillard, denn das ist sein Name, empfing das Vermächtniß meines Vaters und nahm mich an Sohnes Statt an.

„Mein Pflegvater schickte mich in die Schule, um daselbst meine Bildung zu vollenden. Ich machte bedeutende Fortschritte, aber in dem Maße, als ich an Alter und Einsicht zunahm, dachte ich an die großen Opfer, welche ich meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater kostete. Ich erröthete bei dem Gedanken an das Brod und den Unterricht, den ich durch ihn empfing, weil dieses Brod und der Unterricht der Preis der Nachtwachen dieses edlen Mannes waren, der Vaterstelle an mir versah.

„Ich vermochte nicht, den Gedanken zu ertragen, von der Beraubung des Herrn Gaillard und von den Entbehrungen zu leben, die er sich freiwillig auferlegte, und ich entschloß mich, ihn von dieser drückenden Last zu befreien; dennoch besaß ich eine lebhafte und mächtige Neigung für die Wissenschaft. Ich war bereits nahe an die Zwanzig; aber die Wissenschaft auf Kosten meines Ehrgefühls zu erlangen, schien mir fast ein Verbrechen zu sein.

„Schön, mein Kind, sehr schön," unterbrach ihn der Admiral tief gerührt.

Ich mußte meinem Wohlthäter gegenüber die größte Vorsicht gebrauchen, denn hätte ich ihn vor der Zeit mit meinen Bedenklichkeiten bekannt gemacht, so hätte er selbst zwanzig Mittel gebraucht, um mich auf der Universität festzuhalten, denn der Mann ist ein Fels aus der guten, alten Zeit, ein ebenso fester Charakter als sein Herz gut und ergeben ist. Ich entschloß mich, zur List meine Zuflucht zu nehmen und so viel als möglich die Gründe meiner Handlungsweise zu verheimlichen.

„Ich sagte meinem Pathen, daß ich keinen Beruf für die Wissenschaften in mir fühle, er schalt mich meiner Faulheit und Nachlässigkeit wegen, aber ich gab nicht nach und kam immer auf denselben Punkt zurück, so daß er mir am Ende sagte: mein lieber Sohn, der Widerwille gegen die Wissenschaft ist in dir zur fixen Idee geworden. Ich will deinen Neigungen nicht länger widerstreben, und in der That ist es besser, ein guter Handwerker, als ein schlechter Gelehrter zu werden. Ich willige daher mit einigem Rückhalt in deine Wünsche ein. Wähle den Stand, der dir zusagt. Meine Wahl war nicht lang. Ich sagte meinem Pathen, daß ich Goldschmied werden wollte. Meinetwegen, entgegnete Herr Gaillard, nur strebe darnach, ei tüchtiger Künstler zu werden.

„Die Goldschmiedearbeit gränzt in der That an die höchste Kunst. Bei den Griechen, den Römern und selbst bei den orientalischen Völkern verband sie sich mit der Bildhauerei, mit der Malerei und Poesie. Man muß bei der Bearbeitung der edlen Metalle eine sichere Hand, eine scharfe Auffassungsgabe besitzen, die sich nicht erwerben läßt und die mehr in der geistigen Begabung, als in der täglichen, handwerksmäßigen Uebung liegt. Die Goldschmiedkunst ist bei gebildeten Völkern so hoch gestellt als die Skulptur und die Architektur. Sie überliefert, wie diese, die denkwürdigen Thaten einer Nation, und die großen Weltereignisse der entfernten Nachwelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenbahnalp.

Phantasiestück von F. Lubin.

(Schluß.)

Das Rauschen der wilden Flamme übertönte den heulenden Orkan, der, wie es schien, an uns vorübersauste.

Ich suchte einzulenken.

„Mich dünkt,“ begann ich, „wir gehen ganz ordentlich vorwärts!“

Jeffries, der Heizer, machte eine kopfnickende Bewegung.

„Sie wollen nicht schneller fahren?“ fragte Westhorpe mit schneidender Stimme.

Ich schüttelte den Kopf

„Aber ich will es!“ brüllte er wüthend. „Wohlan, Jeffries, wohlan!“

Mit geballter Faust versetzte er dem Heizer einen Schlag.

Ich stand einen Augenblick betäubt und würde Alles in der Welt hergegeben haben, um mit heiler Haut an dem ödesten Fleck der öden Haide abgesetzt zu werden, durch welche wir stürmten.

Ohne ein Wort zu entgegnen, griff der Heizer nach seiner Schaufel und warf die schwarzen Kohlenmassen in's Feuer, welches von Neuem zu knistern und zu lodern begann. Beim lichten Scheine des Feuers sah ich, daß das Gesicht des Heizers unter der Rußmaske Todtenblässe zeigte.

Weiter ging es und weiter. Die Locomotive schien Flügel zu haben. Die Viertelmeilenzeiger schossen eben so rasch an uns vorbei, als noch kurz zuvor die Telegraphenpfähle; die Schwankung war furchtbar.

„Musik! schrie Westhorpe, „Musik! Wir wollen Musik. Hier ist meine siedende Wasserorgel.“

Mit diesen Worten ließ er die Dampfpfeife erschallen; ihr gellender Laut ging mir durch Mark und Bein.

Ich wechselte Blicke mit dem Heizer; der Ausdruck seines Gesichts war Schrecken und Bestürzung.

Plötzlich verstummte das entsetzliche, schrille Pfeifen.

„Es könnte zur Warnung dienen,“ murmelte Westhorpe, „und warum auch so viel Dampf verloren gehen lassen?“

Ich schauderte. — Urplötzlich wandte sich der Ingenieur von der Maschine ab, sich dem Tender nähernd, indem er unruhig zurückblickte. Der Heizer benutzte den Augenblick und ergriff meinen Arm.

„Still!“ flüsterte er athemlos.

„Was fehlt dem Menschen?“ fragte ich.

„Still!“ lautete die Antwort, „er ist wahnsinnig; ich ahnte es bereits seit einigen Tagen.“

„Wahnsinnig?“ — Ich fühlte den Angstschweiß aus allen Poren herausströmen. Eine Meile die Minute mit einem wahnsinnigen Führer! . . Mein Blut gerann; es war, als drohe mir eine Ohnmacht.

„Wir müssen uns seiner bemeistern!“ keuchte der Heizer.

„Es ist das einzige Rettungsmittel! erwiederte ich. „Auf ihn zu!"

Kaum hatte ich die Worte gesprochen, als Westhorpe herbei stürzte.

„Ha! Ha! schrie er, „Verrath! Zwei gegen Einen! Aber kommt nur!" — —

Es trat augenblicklich eine Ruhe ein: Keiner von uns Dreien bewegte sich.

Dann gewahrte ich Jeffrie's Hand sich nach einem schweren Hammer ausstrecken, der nahe bei ihm lag.

Des Wahnsinnigen Blicke schweiften wieder von einem zum anderen.

Eben wollte der Heizer den Hammer fassen, als Westhorpe sich mit wüthendem Geschrei auf ihn stürzte — er hatte sein Vorhaben durchschaut.

„Das wolltest Du also?" knirschte der Rasende. „Versuch' es nur!"

Und er schlang seinen Arm um den Unglücklichen, der sich krampfhaft aber fruchtlos gegen ihn sträubte.

„Hülfe! Hülfe!" rief er, „Hülfe um Gott des Allmächtigen willen!"

Aber ich konnte nicht helfen; ich war starr vor Entsetzen.

Mit übermenschlicher Kraft riß Westhorpe den Armen empor und schwang ihn mit tollem Gelächter wie ein Kind in seinen Armen.

„Hülfe! „Hulfe!" flehte der Heizer. „O meine Frau und Kinder!"

Es waren seine letzten Worte.

„Gehe heim zu ihnen!" brüllte Westhorpe mit einem teuflischen Gelächter, indem er sein zuckendes Opfer hoch in die Luft schleuderte.

Noch einen Augenblick — und ich hörte den dumpfen, krachenden Ton, wie der Körper auf dem steinigen Boden in Stücke zerschellte.

Nachdem der Ingenieur den Heizer ermordet hatte, wandte er sich gegen mich.

„Toll!" schrie er mit gewaltiger Stimme, „nun gut, ich bin es. Toll! toll!" — —

Jetzt faßte er mich am Kragen. Hülflos wie ein Säugling krümmte ich mich unter seiner ehernen Faust.

„Toll!" wiederholte er, „ja ich suchte lange, es niederzuhalten. O, ich sträubte mich, ich kämpfte dagegen und ich sprach zu mir selbst: ich bin es nicht, obwohl ich es recht gut wußte. Aber jetzt, jetzt fühle ich, welche Lust der Wahnsinn ist. Ha, ha, ha! Wer möchte bei Vernunft sein, wenn er die Freuden des Wahnsinns kennt?"

Als er diese Worte gesprochen, stieß er mich von sich, daß ich in einen Winkel vor dem Dampfkessel schwankte.

Indeß schien der Paroxismus auf einen Augenblick nachzulassen; er murmelte nur noch Etwas vor sich hin, griff dann plötzlich zur Schaufel und begann das Feuer zu schüren. Ein neuer Schauer des Entsetzens durchbebte mich; denn wir fuhren jetzt mit einer Schnelligkeit, wogegen alles Frühere Kinderspiel war. Ruhig suchte ich meinem Schicksal entgegen zu sehen und mich zu fassen.

Augenscheinlich mußten wir bald unser Ziel erreichen, wenn die Locomotive nicht aus den Schienen ging; allein der Stoß gegen das Ziel würde uns mit einem Schlage zerschmettern und in Staub verwandeln.

Der Laternenschimmer flatterte auf dem gewölbten Dach, als wir den finstern Gang durchschossen, und zeigte mir Westhorpe, der sich mit zuckenden Gliedern und krampfhaft verzerrtem Gesicht an die Maschine klammerte.

Noch eine Secunde — und wir befanden uns wieder unter freiem Himmel.

Der entscheidende Augenblick war da. — Nie oder jetzt mußte ich ihn benutzen.

Vor uns glimmerten die Lichter von Washington, noch meilenweit von uns entfernt; aber bei der gegenwärtigen Schnelle genügten einige Minuten, um uns an den Mauern der Station zu zerschmettern.

In anscheinender Bewußtlosigkeit kauerte Westhorpe am Boden.

Ich war hinlänglich mit dem Mechanismus der Locomotive bekannt, um erforderlichen Falls Dampf ablassen zu können; es gelang mir, indem ich einen Hebel zurückzog, das rasende Element zu beschwichtigen.

Noch hatten die Räder nicht ein einziges Mal sich umgeschwungen, als Westhorpe instinktmäßig sich erhob, und, ein wüthendes Gebrüll ausstoßend, mich von der Maschinerie fortschleppte.

Mit einer Hand faßte er mich an der Gurgel; ich krümmte mich unter dem Druck seiner Muskeln, während er mit der anderen Hand den Hebel ergriff und den Dampf wiederum einließ.

Ein schwaches Gestöhn entfuhr mir; er ließ meine Gurgel los und zog mich an der Schulter zu sich. Ihm Widerstand zu leisten, strengte ich meine letzte Kraft an.

Indem ich meine Schenkel um die seinigen schlang, gelang es mir, ihn rückwärts niederzuwerfen; er stürzte nieder.

Jedoch war dieser Vortheil nur einen Augenblick auf meiner Seite! mit riesengleicher Stärke richtete er sich unter mir auf — mit einem Sprunge war er auf den Beinen und hielt mich, mein ohnmächtiges Streben verlachend, in seinen Armen fest.

„So folge nun dem Andern!“ donnerte er.

Unwillkürlich zogen sich meine Muskeln zusammen. Mir war, als ob ich zu einem Ball zusammenschrumpfte, während er sich anschickte, mich von dem hohen Damm herabzuwerfen, den wir so eben entlang schossen.

Mit einem Male kreischte er auf; „Ha! da sind die Stationslichter! Das grüne Signal zum Anhalten! Halten! Ha! Ha! Zur Hölle mit der Station! Querdurch wollen wir gehen! Durch! Durch Mauern, Häuser, Straßen! Alles soll vor mir nieder! Hah, ha, ha!!“

Der Athem verging mir. Noch immer umstrickten mich seine Arme mit ihrer Riesenschlangenkraft. Es schwindelte mir vor den Augen. Blaue und gelbe Funken schienen mein Gehirn zu entzünden. Die Viertelmeilensteine schienen einer auf den andern zu fallen; immer stärker wurde das Schwanken der Maschine, sie schaukelte, krachte und stürzte den Abhang hinüber, der nach der Station führte.

Jetzt faßte mich der Wahnsinnige aufs Neue, zog mich an sich und sah mir starr ins Auge.

Der unheimliche Glanz in seinen funkelnden, blutdurchtrieften Augen und die Todtenblässe seiner gräßlich verzerrten Züge erfüllten mich mit Grauen.

Endlich sprach er langsam, fast gleichgültig:

„So rasch wie wir ist nie ein Sterblicher gefahren, seit die Welt auf ihren Angeln ruht!“

Er hielt inne; das unerträgliche Geschaukel der Maschine nebst dem blitzschnellen Spiel des rasselnden Triebwerks gab seinen Worten Bestätigung.

„Auf wie hoch schätzen Sie jetzt unsere Geschwindigkeit?“ fragte er mich, wie es schien mit vollkommener Ruhe.

„Auf nicht viel weniger als hundert Meilen die Stunde“, keuchte ich.

„Volle hundert Meilen“, versetzte er. „Glauben Sie wohl, das Geister so schnell fliegen?“

Es klang wie Grabeston, mit welchem er diese Frage that. Dann heftete er einen langen Blick auf das sprühende Feuer, sprang wüthend auf, schlug seine Stirn mit geballter Faust und zog ein kleines Krystallfläschchen aus der Tasche und reichte es mir mit abgewendetem Gesichte zu.

„Lesen Sie die Etikette auf dem Fläschchen!“ sagte er mit erstickender Stimme.

Ich las. Blausäure-Gift!! war die Aufschrift.

Plötzlich fuhr er zusammen, als hätte er einen Dolchstoß erhalten.

„Ich habe es ihr nicht gegeben!“ schrie er. „Sie hat es freiwillig genommen. Aber vor Gott bin ich ihr Mörder, obwohl ich ihr das Gift nicht reichte. Ich habe das einzige Weib, welches ich je lieben konnte, gemordet. O Mary, Mary! — Aber Du bist gerächt — Du hast mich seitdem nie verlassen. Du schwebtest bei Nacht über meinem Lager — Du wandertest am Tage an meiner Seite — Du faßtest mit Deiner Geisterhand die meinige, als ich den nagenden Wurm im Busen durch Wein zu betäuben suchte — selbst auf dem Dampfwagen fuhrst Du neben mir. Ueberall und immer sah ich Dich. Ha! ha! ich sehe Dich jetzt — Du folgst mir — folgst mir durch die Nacht — aber Du sollst uns nicht erreichen! Nein! Nein!“ —

Und der Wahnsinnige sprang auf und warf sich mit fürchterlichem Geheul auf das Triebwerk, dessen Räder er hin und herriß, als ob er die Sturmeshast ihrer Bewegungen rasch vermehren wollte.

Ich drückte mich in eine Ecke. In diesem Augenblicke flogen wir in einen Tunnel.

Ich sah das Glimmern der Lichter in den Bahnhofgebäuden; hörte das kreischende Jauchzen des Wahnsinnigen, vermischt mit dem Schreien Pfeifen und Glockengeläute. Ich sah die dunkle Reihe der Waggons, den Schimmer der hellerleuchteten Station, die wogenden Gruppen auf dem Perron, Pfeiler, Lampen, Maschinen — Alles in einer verwirrten, formlosen Masse.

Und immer lauter schallte das Gelächter des Wahnsinnigen. Mit einem Angstruf, der die ganze Natur in ein wildes grausiges Todtengeheul zu verwandeln schien, flogen wir weiter — weiter. . . .

„Meine Herren, Ihre Billets, wenn's gefällig“, sprach eine Stimme.

Mit einem Stoßseufzer fuhr ich in die Höhe.

„Heda! was fehlt Dir? Du hast schon seit einer halben Stunde im Schlafe gestöhnt und gewimmert“, sagte ein neben mir im Waggon sitzender Freund.

„Westhorpe! Westhorpe!“ lallte ich.

„Er schläft noch immer“, fuhr mein Freund fort, „was Teufel willst Du denn mit Deinem Westhorpe? Wach' auf, Freund! Wir wollen ein Glas Porter mit einem Butterbrod nehmen!

Ich sank auf meinen Sitz zurück.

„Es war also ein Traum?“ flüsterte ich.

„Ja wohl! es war der Eisenbahnalp. — Aber wovon träumte Dir denn? Gewiß von Deiner Courierreise — nicht wahr?“

„Ganz recht“, entgegnete ich. „Gott sei Dank, daß es nur ein Traum — ein böser Traum war; aber nie werde ich den Eisenbahnalp und sein Drücken vergessen!

Charade.

(Viersilbig.)

1. und 2.

Man sagt mir nach, daß ich verderbe,
Und bau doch Werke wie von Stein;
Man sagt, an meinem Hauche sterbe
Der junge Keim im ersten Sein,
Und bring' doch Blumen frisch und lustig,
Manch zart Gebild schafft meine Hand,
Und wie die Braut so schmücket duftig
Der Unschuld Farbe mein Gewand.

3. und 4.

Ich künde, was kein Aug' gesehen
Und schildere, was nie geschehen,
Ich bin kein Mann und bin kein Weib
Und plaudere doch zum Zeitvertreib.
Ich zeuge Zwerge, tödte Riesen,
Kann Schätze heben, Blut vergießen,
Verwandle Mensch und Thier im Nu —
Du glaubst mir nichts und hörst doch zu.

1. 2. 3. 4.

Der „Schwan vom Avon" hat gesungen
Mich einst; da ist der Böhmen Land
Mit seinen Gränzen hingedrungen
Bis an des Meeres fernen Strand.
Ihr Czechen, was nicht ist, kann werden,
Was unwahrscheinlich, möglich sein!
Palazky, Rieger! setzt auf Erden
Dem „Schwan vom Avon" einen Stein.

Geldstolz.

Kein Stolz ist kränkender und unverzeihlicher als der Geldstolz! Geldstolz hat weder eine vernünftige noch moralische Stütze, indem das Geld niemand eine moralische Eigenschaft beilegen kann. „Reichthum ist keine Tugend", sagt Metastasio mit vollem Rechte.

Die Industrie muß sich heben. In Olims Zeiten hat in der Regel wenigstens der Schuhmacher sein Fabrikat fix und fertig an seine Kunden absetzen können, jetzt aber geht es nicht mehr so leicht, er braucht noch gar manchen andern Gewerbsmann zur Vollendung seines Fabrikates und wer soll da dem Meister Cordonnier helfen? eine Näherin? nein! ein Kürschner? nein! ein Tapezierer? nein! — der Maler und Buchbinder. Hört nur! Vor Kurzem kam eine Bauern-Dulcinea zu einem Schuhmacher in St . . . . und bestellte sich ein Paar schöne, galante Atlasstiefel. Der Meister verschwendete da buchstäblich seine Kunst an dieser Arbeit, nach wenigen Tagen kam die Landschöne, um die Stiefel in Empfang zu nehmen, aber siehe: so elegant der Jünger des Hans Sachs seine Arbeit machte, die Landjungfer war noch nicht genug bedient; sie hatte über das Machwerk des Meisters gar nichts auszusetzen, aber es fehlte noch etwas — und was denn? Auf die Fußsohlen sollen Rosen gemalt und in beide Absätze nach Außen der Name der schönen Spröden mit goldenen Lettern gedruckt werden. Mit sonorer Stimme und im schönsten Bauerndialekt sprach sie: „Auf die Fuaßsohln müssen zwo Rousen gmaln und mei Nam auf die Stöckl mit goldene Buchstäm kemma, nacha bin i zfrieden." Der fleißige Meister zuckte bei solchen Anforderungen die Achsel und machte Anfangs eine ziemlich bedenkliche Miene, allein sein Genie verließ ihn nicht, eiligst schickte er die Atlasstiefel der Landjungfer zum Maler und dann in die Buchbinderei. In zwei Tagen schickte er die gefertigten Stiefel nebst Conto an die Dulcinea, der also lautete:

Rechnung für N. N., Bauerstochter in N.

Ein Paar Atlasstiefel gemacht . . .	8 fl. 12 kr.
Dem Maler für zwei Rosen . . .	1 fl. 48 kr.
Dem Buchbinder für 18 Buchstaben mit goldenen Lettern	1 fl. 54 kr.
Summa .	11 fl. 54 kr.

Möchte es doch bald so weit kommen, daß die erfinderische Landmademoiselle sich auch auf die Stirne ihren Namen mit goldenen Lettern drucken ließe, um erkannt zu werden, daß sie der Industrie einen neuen Aufschwung gegeben hat.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

N. 52. VII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

Sonntag den 29. Dezember 1861.

Der Goldschmied von Paris.

(Schluß.)

„Sie bildet ebenfalls für die künftigen Geschlechter die Figuren der Helden, Philosophen und Dichter ab, mit einem Worte: diese Kunst nimmt einen wichtigen Platz in den Palästen der Könige, wie im Tempel der Götter ein, welche sie mit ihren Wundern schmückt und mit ihren Kunstwerken durchstrahlt. Der Becher der Kleopatra, der Säbel Mahomeds und das Reliquienkästchen des heiligen Peters sind Denkmäler ihrer Arbeit aus drei verschiedenen Epochen. Die Werke Benvenuto Cellini's aus dem sechzehnten Jahrhundert, werden als sprechende Beweise der Verbindung gelten, welche zwischen den andern Künsten und der Goldschmiedekunst besteht, so wie ihr Urheber zugleich Bildhauer, Dichter und Zeichner gewesen ist.

„Und außerdem ein braver Soldat," unterbrach Vivenne diese Erörterungen, denn er vertheidigte die Engelsburg unter Clemens dem Siebenten mit eben soviel Tapferkeit als Klugheit.

„Meine Einbildungskraft," fuhr Philipp fort, „stellte mir immerwährend diese glänzenden Beispiele vor Augen, und in meiner Uebertreibung, ich gestehe es gern ein, nährte ich die Hoffnung, die Goldschmiedekunst in meinem Vaterlande wieder herzustellen und sein Benvenuto Cellini zu werden.

„Du sollst es werden," rief der Admiral mit künstlerischem Enthusiasmus.

„Mein Pathe gab mich in die Lehre zu Johann Baptiste Chauquet, einem der reichsten und am meisten beschäftigten Goldschmiede von Paris. Das war ein guter Anfang, denn mein Meister war ein geschickter und in seiner Kunst sehr erfahrener Mann. Ich widmete mich mit Eifer meinem neuen Handwerk und machte reißende Fortschritte. Dieser Fleiß interessirte und verwunderte meinen Lehrherrn dermaßen, daß er meine Lehrzeit abkürzte und mich zum Gehilfen machte; aber das genügte meinem Ehrgeize noch nicht. Ich verdoppelte meine Anstrengungen und nach Verlauf von zwei Jahren wurde ich erster Aufseher und hatte den Befehl über all die Uebrigen. Ich war der Stellvertreter meines Meisters, dessen zahlreiche Kundschaft und kaufmännische Verbindungen ihn verhinderten, den reinen handwerksmäßigen Theil seines reichen und glänzenden Geschäftes zu überwachen.

„Alle meine Wünsche waren in Erfüllung gegangen."

Philippe erröthete und stockte in seiner Erzählung, als der Admiral ihm lächelnd sagte: „Wir kennen das, ich gehöre einer Familie an, die der Liebe nicht fremd geblieben ist, und die ebenso sehr für schöne Augen, als für Ruhm und Ehre flammt. Fahre nur fort, immer fort.

Philippe sprach weiter:

„Fräulein Fanchette, so heißt nämlich die Tochter meines Meisters, war ein vollendetes

Wesen. Ihre Gestalt war reizend, aber ihr Geist war noch schöner als ihr Gesicht und aus all' ihren Mienen sprach so viel Güte, Reinheit und Wohlwollen, welche noch die Anmuth eines schönen Gesichtes erhöhen, und den Glanz steigern, der stets eine reiche Erbin zu umgeben pflegt. Drei Jahre jünger als ich selbst hatte ich ihre Spiele getheilt, da ich als Lehrling in das Haus ihres Vaters kam. Als ich Mann und Gehilfe geworden war hörten zwar die Spiele auf, aber sie hatten jenes Gefühl zurückgelassen, welches der Knabe Freundschaft, der Mann Liebe nennt. Ich war von dem Abstande unserer Vermögensverhältnisse zu sehr durchdrungen, um meine Augen bis zu der Tochter meines Meisters zu erheben, zu besorgt für ihre eigene Ruhe, um sie mit meinen Qualen und Leidenschaften bekannt zu machen, die sie vielleicht, ohne es zu wissen, theilte. Ich wagte nie vor ihren Ohren von einer Liebe zu sprechen, welche mich beinahe tödtete. Ich verschloß sorgfältig meine tiefe Neigung in dem Schrein meines Herzens und wenn der Ton ihrer süßen Stimme, wenn ein Lächeln ihrer rothen Lippen mich während der Arbeit in meiner Ruhe störte und mich erbeben ließ, verwundete ich mich leicht mit meinem Handwerkszeug, um so ihrer bezaubernden Nähe zu entfliehen. Ach! wie oft entrissen ihr diese unbedeutenden Verletzungen einen Schrei des Schreckens und der Besorgniß! Wie oft wollte sie das Blut stillen, das nur ihretwillen floß. Wie hart stieß ich sie zurück und welche Anstrengungen kostete es meinem Herzen, ihre Bemühungen abzuweisen, dieses geschwisterliche Mitleid welches mir so unaussprechliche Empfindungen erregte. Aber ich sah das ganze Gewicht meiner Stellung ein, um keinen Preis der Welt wollte ich das Vertrauen meines Meisters und meine eigene Achtung verlieren. Die Kluft, welche uns trennte, war unübersteiglich. Fräulein Fanchette war ein herrliches Wesen, das ich zwar bewundern, aber nicht lieben durfte. Mein Verstand war die Schildwacht meines Herzens und ließ die Liebe nicht passiren.

„Unterdeß strebte mein Meister, nachdem er mehre Aemter bereits verwaltet hatte, nach den höchsten bürgerlichen Ehren. Er wollte einer der vier Schöffen werden, welche die Stadt Paris verwalten. Sein Ehrgeiz begnügte sich nicht mehr damit. In den Adelstand durch diese Wahl von selbst erhoben, wollte er seine Tochter mit einem Marquis verheirathen, der seine Reichthümer durch den Glanz eines alten Stammbaumes noch erhöhen konnte. Der vorzüglichste Wunsch Chauquets ging in Erfüllung, er wurde auf die Liste der Schöffen gesetzt, vom König seine Wahl gebilligt. Sein zweiter Wunsch ließ ebenfalls nicht lange auf Erfüllung warten, die Marquise von Montespan, welche gegen meinen Meister freundlich gesinnt war, wählte einen Gatten für seine Tochter.

„Was, meine Schwester vermittelt Ehen!" unterbrach der Admiral lachend den Erzähler, „ich hätte eher das Gegentheil geglaubt. Das geschieht gewiß nur aus Widerspruchsgeist oder aus Reue."

„Dieser Gatte", fuhr Philippe fort, „war einer von den vier Ehrenstallmeistern der Marquise von Montespan, der junge Marquis von Aulainval.

„Was!" schrie Vivenne, „der Marquis von Aulainval, dieser Feigling, dieser Unwürdige, der mir beim Angriff auf Messina so schlecht gehorchte und den ich eben verabschiedete?"

„Derselbe, gnädiger Herr."

„Sind Sie auch ganz gewiß Ihrer Sache?"

„Ach, gnädiger Herr, das Gesicht eines Nebenbuhlers vergißt man nicht so leicht, und ich habe ihn nur zu oft in dem Hause meines ehemaligen Meisters gesehen, wo er hinkam und sich um Fräulein Fanchette zu bewerben."

„Nun erstaune ich nicht mehr," sagte der Herzog mit leiser Stimme, indem er mit sich selber sprach, über das schnelle Avancement des jungen Mannes, und über die Empfehlung der Marquise. „Ich werde meiner Schwester ein Kompliment wegen ihres Schützlings machen Sie gebraucht ihren Einfluß auf den Geist des Königs nicht übel. Dreißig solcher Menschen auf einer Flotte und Alles muß zu Grunde gehen. Doch fahre nur fort, mein lieber Philippe.

„So weit waren die Angelegenheiten gediehen, sagte der junge Mann, als Herr Chauquet auf eine Anzeige bei dem Staatsanwalt den Besuch der Justiz in einem ganzen traurigen Aufzuge erhielt. Die Nachforschungen, welche Anfangs fruchtlos blieben, lieferten zuletzt einige

Barren von Gold und Silber zum geringeren Werthe und mehre falsche Stempel, welche die rechten des Münzamtes nachahmten. Diese Endeckung zerstörte nicht allein die Hoffnung meines Meisters, sondern entlehrte und ruinirte ihn. Ein Gedanken kam mir plötzlich in den Sinn ein Gedanken schnell und leuchtend wie der Blitz; ich opferte mich aus Erkenntlichkeit für meinen Meister und noch mehr aus Liebe für seine Tochter auf. Ich gab mich selbst für den wahren Schuldigen aus und nahm auf mein Haupt die Verantwortung dieses Verbrechens, welches die Gesetze so grausam bestrafen. So kam es, daß ich für meine Geliebte mehr als mein Leben, meine Ehre selbst hingab. Ich wurde angeklagt und verurtheilt, ohne einen Versuch zu machen, mich zu vertheidigen. Sie wissen das Uebrige, gnädiger Herr.

„Du bist ein Held in der Liebe, wie im Kriege," rief der Admiral, nachdem Philippe seine Erzählung beendet hatte, „aber sage mir hast Du keine Maßre eln getroffen, um später Deinen Ruf wiederherzustellen und Deine Unschuld zu beweisen."

„Keine, gnädiger Herr. Nur vor meiner Abreise nach Toulon, übergab ich meinem alten Pathen ein Schreiben, das er nur dann öffnen sollte, wenn er Nachricht von meinem gewissen Tode erhalten. In diesem Schreiben entdeckte ich ihm das Geheimniß meiner Handlungsweise, ein Geheimniß, das er trotz meines Leugnens durchschaute, und ich gestand darin meine Unschuld. Außerdem fügte ich noch einen Brief an die Marquise von Allainval hinzu, in welchem ich ihr zum ersten Mal in meinem Leben meine Liebe entdeckte. O, gnädiger Herr, dieses Schreiben wird nie gelesen werden, denn meine erste Sorge, nachdem ich meinen alten Pathen umarmt habe, wird die sein, dasselbe zu vernichten. Ich wünsche selbst, die letzte Spur meines Lebens das ich für gut und nothwendig hielt, zu verwischen. Was geht mich das Urtheil der Welt an! Habe ich nicht auf meiner Seite Gott, mein Gewissen und Sie, gnädiger Herr!"

„Braver junger Mann, sagte Vivonne indem er aufstand und Philippe umarmte, „Deine Seele ist so edel wie Dein Muth, und die Liebe und Aufopferungsfähigkeit, so wie Deine Tapferkeit überschreiten alle Grenzen der Einbildung, sie sind bewunderungswürdig. Was willst Du nach Deiner Rückkehr nach Frankreich beginnen.

„Meine Absicht und die meines Pathen geht dahin, uns nach den spanischen Kolonieen einzuschiffen, wo ich mich in irgend einer größeren Stadt als Goldschmied niederlassen will."

„Du sollst nicht nach Meriko gehen, sondern in Deinem Vaterlande und in Paris bleiben. Philippe, ich will es und befehle es Dir," entgegnete der Herzog, „ich habe Dir gesagt, daß Du der Benvenuto Cellino Frankreichs werden kannst, und ich halte etwas auf die Erfüllung meiner Prophezeihungen. Hast Du verstanden."

„Der Aufenthalt in Paris wäre für mich eine Art von Hölle. Sie kennen vielleicht nicht die Vorurtheile, von welchen ein Mann unter meinen Verhältnissen zu leiden hat.

„Laß das meine Sorge sein. Ohne Dein Geheimniß zu entdecken, das wegen der Ehre zweier Familien noch verborgen bleiben soll, werde ich an den Hof, an meine Schwester die Marquise von Montespan, an den Seeminister und an den Staatsanwalt schreiben. Ich verspreche Dir in Paris Sicherheit, Ehre und Geld."

„In diesem Falle, gnädiger Herr, will ich Ihnen gehorchen."

„Hier!" sagte der Admiral, indem er von seinem Bureau ein Kästchen von Ebenholz nahm „hier sind die hundert Louisdore welche ich Dir im Namen des Königs versprochen und zuerkannt habe Mit dieser Summe kannst Du ein ansehnliches Etablissement begründen, außerdem will ich bei meiner Rückkehr nach Frankreich selbst den ersten Grundstein zu Deinem Glücke legen.

Philippe verneigte sich.

„Das ist noch nicht Alles, fuhr der Herzog fort, „ich füge für meine eigene Rechnung dem Geschenke des Königs noch hundert Goldstücke hinzu, welche Du unmittelbar zu einer Reise nach Sicilien verwenden sollst, nach diesem edlen Lande, welches noch jetzt die Spuren der römischen Herrschaft und Tyrannei an sich trägt. Sizilien ist reich an herrlichen Gegenden, stolzen Trümmern und ehrbaren Monumenten. Du bist Künstler, Du wirst vielleicht ein großer Künstler werden, Du mußt Dich darin durch die Herrlichkeit der Natur und Kunst begeistern lassen. Wohlan, begib Dich, mein Freund, auf diese ruhmwürdige Wanderung, in einem Monate wirst

Du nach Messina zurückkommen und ein Schiff meiner Flotte soll Dich nach Frankreich übersetzen. Adieu, mein Freund, wir werden uns wiedersehen."

Philippe, durchdrungen von Dankbarkeit, wollte sich zu den Füßen des großmüthigen Admirals werfen, doch Vivenne verhinderte ihn daran, schloß ihn mehrmals in seine Arme und verabschiedete sich von ihm indem er folgende Worte voll Geist und Güte an ihn richtete:

„Ich habe Dich aufgefordert, ein ehrlicher Mann zu werden, diese Mahnung war überflüssig. Heute fordere ich von Dir, daß Du ein großer Künstler wirst. Die Eroberungen Frankreichs geschehen nicht bloß mit dem Degen und der Kanone, sondern auch durch Geist und Wissen. Jedenfalls sind die Letzteren dauerhafter und reiner. Ich habe Messina neu gewonnen, erobere Du ganz Sizilien, und übertreffe durch Deine Werke alle Wunder und jede Schöpfung dieses köstlichen Landes."

Im Zeitraume eines Monates kam Philipp nach Messina und schiffte sich unmittelbar auf dem Schiffe ein, welches ihn nach dem geheiligten Boden des Vaterlandes wiederbringen sollte, des Vaterlandes, das er als gemeiner Galeerensklave verlassen und das er als ruhmgekrönter Soldat, verwundet vom feindlichen Feuer wiedersehen, wo er als geachteter und wohlhabender Bürger von nun an leben sollte.

Glücklicher Wechsel des Geschicks.

In demselben Augenblicke, wo Philippe den Hafen von Messina verließ, langte ein französisches Kriegsschiff traurig an, die Masten gesenkt und die Flagge verhüllt. Dieses Fahrzeug war die Fregatte der Phönix, sie brachte einen Korsaren, den sie in der Meerenge von Sizilien gefangen genommen hatte und den Leichnam ihres Kommandanten, des Marquis von Allainval, der bei dieser Gelegenheit getödtet wurde.

Der junge Edelmann, von seiner Schmach erdrückt, wollte die Achtung seines Admirals und die Ehre seines Namens wieder erkämpfen. Bei einem furchtbaren Zusammentreffen, welches er mit den Piraten bestand, zu deren Verfolgung er abgesendet worden war, stürzte er sich einer der Ersten auf den Bord des feindlichen Schiffes und bezahlte mit seinem Leben die Siegespalme."

„Unglücklicher junger Mann!" rief Philippe aus, indem er fromm vor dem Todten sein Haupt entblößte. Die Kanonen des Forts schickten sich eben an, mit ihrem Donner feierlich die sterblichen Ueberreste des jungen Kriegers zu begrüßen, als Philippe Asselin auf seinem Schiffe fröhlich nach den schönen Ufern der Provenze flog.

V.

Die mächtige Empfehlung des Herzogs von Vivenne hatte Wunder bewirkt. Bei seiner Rückkehr wurde Philippe sehr schmeichelhaft von der Goldschmiedszunft empfangen, von welcher er ohne vorhergegangene Prüfung, bloß auf Befehl des Königs zum Meister gemacht und auf diese Weise aller Privilegien und Freiheiten theilhaftig wurde. Obgleich die drei Jahre, welche seit seiner Verurtheilung vergangen waren, nicht hinreichten, um in den Gemüthern seiner jetzigen Kollegen jede Spur jenes Ereignisses zu vernichten, so erhob sich dennoch auch nicht eine Stimme gegen seine vom Könige befohlene Aufnahme.

Philippe hatte sich in einer der schönsten Straßen von Paris niedergelassen. In wenigen Monaten erhielt sein Magazin, welches stets mit den geschmackvollsten und modernsten Gegenständen im Ueberfluß versehen war, einen ungewöhnlichen Ruf. Der Hof und die Stadt, das heißt die Hofleute Ludwig des Vierzehnten, die reichen Banquiers und Generalpächter wurden seine Kunden. Ein Silberstück, sei es, welches es immer wollte, eine Vase, Terrine, eine Kaffeeservice wurden nicht angesehen, wenn es nicht aus der Werkstätte Philippes kam.

Der öffentliche Schreiber Gaillard hatte sein Büreau verlassen und lebte bei seinem theuren Sohne als oberster Hausverwalter.

Zuweilen machte wohl der alte Gaillard einen Versuch, in das mysteriöse Arbeitszimmer seines Pflegesohnes zu dringen, mitunter haschte er nach allerlei Vorwänden, um seine Neugierde zu befriedigen und ließ es nicht an Ausreden fehlen, aber stets empfing ihn Philipp auf der Schwelle dieses verzauberten Heiligthums, das er wie eine Drache vor jedem Unberufenen be-

hütete. Diese außerordentliche Vorsicht, diese Dunkelheit in dem Leben eines Mannes, das sonst so rein und klar dalag, brachten Gaillard zur Verzweiflung, da er noch immer Philippe mit der Seele, mit dem Herzen eines Vaters liebte.

„Er traut mir nicht," rief der Greis zuweilen mit Bitterkeit aus. „Er verbirgt sich vor mir! Er untersagt mir den Eintritt in die Werkstätte, die er sein Heiligthum nennt. Was thut er denn allein, immer allein in diesem Winkel. Versucht er irgend eine teuflische Erfindung? Denkt er über eine sträfliche Verschmelzung der Metalle nach? Ach, nein, nein," fügte der Schreiber stets hinzu, „fort mit diesen bösen Gedanken, mit diesen schlechten Voraussetzungen. Philippe ist ein ehrlicher Mann, ein solider Kaufmann, ein Künstler voll Menschenfreundlichkeit. Die Berührung mit dem Laster hat in seiner innern Seele keine Spur zurückgelassen.

Nachdem der öffentliche Schreiber zu diesem Entschlusse gekommen war, suchte er nicht mehr das Geheimniß, welches in Philipps Werkstätte verbanden war, zu entdecken. Dieser bemerkte die Veränderung und sagte deßhalb eines Tages:

„Mein lieber Pathe, Du scheinst von Deinem Versuche, meinen Schlupfwinkel zu durchstöbern, abgekommen zu sein."

„Ich bin nicht mehr neugierig."

„Wie, gar nicht mehr?"

„Mein Freund, erinnerst Du Dich noch aus Deiner Kinderzeit an das Mährchen vom Blaubart, welches ich Dir so oft erzählen mußte, während Du Dich auf meinem Knie schaukeltest?"

„Ich erinnere mich noch ganz gut an das schöne Mährchen."

„Gut, dann wirst Du auch nicht das schreckliche Kabinet vergessen haben, welches Blaubart seiner Frau bei Todesstrafe zu betreten verboten hat."

„Gewiß nicht."

„Die Frau betrat es nichtsdestoweniger, und ihre Neugierde wurde hart bestraft, denn sie fand nur Leichname da."

„Lieber Pathe, was hat das Kabinet des Blaubarts mit meiner Werkstätte zu thun?"

„Nichts, das weiß ich wohl. Aber ich benutze nur die Moral des Mährchens für mich. Die Neugierde bestraft sich immer selbst und ich mag nicht bestraft werden. Da hast Du den Schlüssel zu meinem Betragen."

Philippe verstand den indirekten Vorwurf der Lehre, welchen diese Fabel enthielt und ergriff deßhalb die Hände des Alten, die er mit Rührung drückte.

Zwei Jahre waren seitdem vergangen, daß Philippe sein Magazin eröffnet hatte, als eines Tages Gaillard, den die Geschäfte des Hauses nach Versailles geführt hatten, ganz außer Athem zu seinem Pflegsohne wiederkehrte und ihm schon von Weitem entgegenschrie:

„Der Herzog von Vivenne ist zurückgekehrt und hat heute eine Audienz beim Könige gehabt."

„Der Herzog in Versailles?" schrie Philippe, der seine Bewegung nicht beherrschen konnte, „o, mein theurer Pathe, Du konntest mir keine glücklichere Neuigkeit mittheilen. Gott sei gedankt," fuhr der Goldschmied fort, „mein Werk ist vollendet und der Tribut der Dankbarkeit für meinen Wohlthäter wird so lange leben als sein Ruhm."

Philipp schrieb augenblicklich folgenden Brief an den Admiral, der unterdeß Marschall geworden war.

„Gnädiger Herr!" Sie haben mich zum Soldaten, so wie zum Goldschmied gemacht; und in beiden, gleich edlen Beschäftigungen habe ich mich bestrebt, Ihre Achtung und Zufriedenheit zu verdienen. Krönen Sie Ihre Wohlthaten und meine Hoffnungen, indem Sie die Werkstätte eines Mannes mit Ihrem Besuche beehren, der Ihnen Alles zu verdanken hat und Alles nur auf Sie zurückbezieht. Sie haben mir als Muster Benvenuto Cellini aufgestellt, dieser große Künstler wurde oft bei der Arbeit von seinem Fürsten überrascht. Ich bin kein Benvenuto Cellini, Sie aber, gnädiger Herr, weichen keinem Fürsten der Erde an Geburt und Edelmuth. Ich hoffe, daß Sie keine Ihrer Versprechungen vergessen und daß Sie die heißen Wünsche Ihres unterthänigen und ewig dankbaren Dieners erhören werden. Philippe Asselin."

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. In den ersten Tagen der nächsten Woche, nachdem der Brief abgeschickt worden war, hielt eine glänzende Equipage mit vier Pferden bespannt vor dem Laden des Goldschmieds, in derselben saßen der Marschall von Vivenne und zwei Damen, welche, wie gewöhnlich die vornehmen Damen jener Zeit Larven vor ihren Gesichtern trugen.

Philippe erkannte sogleich seinen berühmten Beschützer.

Mein gnädiger Herr, der Herzog von Vivenne!" rief er, indem er ihm entgegeneilte.

„Ich selber, mein lieber Philippe," entgegnete der Herzog, und mit mir kommen noch zwei Damen, welche die Meisterwerke betrachten wollen, mit denen Du die französische Goldschmiedkunst bereichert hast."

Philippe verneigte sich drei Mal vor den maskirten Damen.

„Italien, vor Allen das lachende Sizilien wird Dich ohne Zweifel begeistert haben?" fuhr der Herzog fort, indem er sich mit der einen Hand auf seinen Stock mit dem goldenen Knopf stützte, die andere auf die Schulter Philippes legte. „Du wirst uns Deine Syrakusischen Henkelgefäße, Deine Korinthischen Vasen und Deine Florentiner Becher zeigen. Aber gestehe mir ein, lieber Philippe, daß ich Dich sehr lieben muß, weil ich in diesem Zustande von Versailles herüber gekommen bin. Findest Du mich nicht seit unserer Trennung noch dicker geworden und sehe ich nicht wie ein Nilpferd aus."

Vivenne war allerdings trotz seiner Jugend von einem entsetzlichen Leibesumfange. Die Mühen des Krieges und die nächtlichen Vergnügungen am Hofe vermochten nichts gegen diesen Luxus der Gesundheit, welche auf seinen Wangen blühte, auf seiner Stirn glänzte, aber seinen Körper mit Fett dermaßen belastete, daß er sich kaum noch im Felde wie am Hofe bewegen konnte.

„Der König, lieber Philippe, hat mir, wie Du weißt, den Marschallstab verliehen, aber mehr, um mich darauf zu stützen, als um sein Heer und seine Flotte zu kommandiren. Ist es denn möglich, mein Freund, daß eine so herumwandelnde Festung je ein Pferd in Zukunft besteigen kann? Kaum vermag ich noch auf meinen Schiffen das Gleichgewicht zu behaupten."

„Gnädigster Herr," entgegnete der Goldschmied, „das Talent eines Generals steckt in seinem Kopfe und nicht in seinen Gliedern. Das haben Sie längst bewiesen."

„Schmeichler!" lächelte der Herzog mit jener Anmuth, wegen der er berühmt war, „willst Du am Ende bei Hofe noch durch andere Eigenschaften, als durch Deine Meisterwerke glänzen. Spare Dein Lob und zeige uns Dein Magazin.

Philippe führte den Herzog von Vivenne und die beiden Damen in seine Werkstätte, erklärte ihnen die Vorgänge der Fabrikation, ließ vor ihren Augen Gold- und Silberwaaren schmieden und überraschte sie durch drei niedliche Schalen, welche die Wappen des Admirals trugen und die er diesem und den Damen anbot.

Hierauf führte er sie in sein eigenes, besonderes Atelier, das seit zwei Jahren, außer ihm selber kein Mensch betreten hatte Kaum aber, daß der Herzog die Schwelle des Kabinets überschritten und seine Augen auf ein großes Werk der Goldschmiedekunst geworfen, so rief er freudig aus: „das ist ja meine Generalgaleere."

„Allerdings, gnädiger Herr," entgegnete Philippe, das ist Ihre Generalgaleere. Ich widme Ihnen dieses Werk, und beschwöre Sie, dasselbe als ein ewiges Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. Seit zwei Jahren opfere ich viele Stunden des Tages und meine Nächte dieser Arbeit, welche Ihrer und Frankreichs würdig werden sollte. Ich sage Frankreichs, denn von dieser Galeere aus wurde der Hafen von Messina erkämpft und um dieses Umstandes willen soll das Fahrzeug, an dessen Bord Sie Sich befunden haben, der Segnungen und Huldigungen der Nation theilhaftig werden."

„Na, da haben wir ja das große Geheimniß entdeckt," rief Gaillard laut. „Ach, gnädiger Herr," fügte er hinzu, indem er sich an Vivenne wendete, „wenn sie wüßten, welche Unruhe und schlaflose Nächte mir die lange Zurückgezogenheit meines Sohnes in diesem Kabinet verursacht hat."

„Das ist ein bewunderungswürdiges Werk," sagten staunend die maskirten Damen.

„Das ist ein Meisterwerk," sprach Vivenne, indem er mit entzücktem Auge die einzelnen Theile der Arbeit prüfte.

Es war in der That ein Meisterwerk; nie hatten Gold und Silber unter der Hand eines Künstlers sich williger gefügt, nie reizender die Erinnerungen und den Zauber der Einbildungskraft wiedergegeben. Die Generalgaleere stand hier mit ihren Segeln, ihren Masten und ihren Ruderkästen. Ihre Equipage erschien bereit zum Kampf, der Pavillon war gehißt zur Schlacht, das Verdeck, der Kiel und die Bordseite glänzten von Hacken, Flinten und Musketen. Nichts war unberücksichtigt geblieben, nichts vergessen in diesem Miniaturbild von Gold, in diesem Abriß eines Schiffes, auf dieser Seite von Metall, welches ein großes Ereigniß der vaterländischen Geschichte darstellte. Man wußte nicht, indem man diese Arbeit betrachtete, was man mehr bewundern sollte, die Geduld des Handwerkers, oder die Schöpferkraft des Künstlers.

Je länger Vivenne das Werk ansah, desto größer war sein Entzücken.

„Philippe," sagte er zu dem Goldschmied, „Deine Arbeit ist bewunderungswerth, dennoch fehlt noch Etwas daran."

„Es mangelt was, gnädiger Herr?"

„Ja Philippe, auf diesem Platz", dabei deutete der Marschall auf das Vordertheil der Galeere, „müßte ein Soldat stehen, ein Held, der den Kugeln der Feinde trotzt, um die Flagge Frankreichs zu erheben. Ich sehe die Fahne, aber nirgends ihren unerschrocknen Vertheidiger. Er muß da sein, hörst Du, er darf mir nicht fehlen."

„Gnädiger Herr, ich werde gehorchen," sagte der Goldschmied, indem er sich verbeugte und erröthete.

Die Bewunderung der beiden Damen blieb nicht hinter dem Enthusiasmus des Admirals zurück, und äußerte sich bei jeder Entdeckung einer neuen, bisher verborgenen Schönheit durch laute Ausrufungen des Erstaunens und Entzückens.

Seit langer Zeit war im siebenzehnten Jahrhundert kein ähnliches Meisterwerk geschaffen worden. Es war in jeder Beziehung vollkommen und athmete, trotzdem es älteren Mustern nachgebildet war, doch eben so viel Originalität als ernstes Studium.

Nachdem er alle Arten von Lob und Aufmunterung erschöpft und Philippe für die Widmung seines Werkes herzlich und wiederholt gedankt hatte, ergriff der Marschall mit edler Vertraulichkeit die Hand des Goldschmieds und sagte:

„Mein lieber Philippe, Du hast bereits als Soldat Proben Deiner Tapferkeit abgelegt, nun bewährst Du Dich eben so als Künstler. Aber das ist nicht hinreichend: Der König, unterrichtet von Deiner erhabenen Hingebung, durch dieselbe Prson, welche der Gegenstand derselben war, hat Kraft seiner Machtvollkommenheit verordnet, daß das Urtheil, welches Dich betroffen, für Null und nichtig erklärt und somit selbst die letzten Spuren Deiner unverdienten Strafe weggetilgt werden sollen. Aus demselben Grunde ernennt Dich endlich Seine Majestät zum Aufseher über ihr sämmtliches Silbergeschirr und befiehlt mir, Dein Patent Dir zu überweisen.

„Königlicher Aufseher! O, gnädiger Herr", schrie Philippe, „ich sterbe noch vor Glück und Freude."

„Laß es lieber bleiben! unterbrach ihn lächelnd der Admiral. Dir steht noch ein anderes Glück bevor. Mein lieber Philippe, Du hast mir eine so schöne und angenehme Ueberraschung bereitet, die ich Dir durch eine noch schönere und angenehmer vergelten will."

„Meine Damen, fügte der Herzog hinzu, indem er sich an die beiden Frauen wandte, welche ihn begleiteten, haben Sie doch die Gnade und nehmen Sie Ihre Masken ab."

Die Damen folgten sogleich und Philippe erkannte die Marquise von Montespan und Frau von Allainval, die Tochter des Goldschmieds Chauquet.

Philippe stürzte sich zu Füßen der jungen Wittwe, indem er rief: Fanchette, Fanchette!

Dann, indem er sich an die Rücksicht erinnerte, welche er dem Herzog, der Marquise von Montespan und der Frau von Allainvail selber schuldig war, erhob er sich beschämt, doch die Thränen, welche unaufhaltsam seinen Augen entströmten, bewiesen mehr als alle möglichen Reden, die Heftigkeit seiner Liebe.

„Verzeihen Sie, meine Damen," sagte er verwirrt, „ich bin in meinem Leben um sechs Jahre zurückgegangen, ohne zu denken, wo und vor wem ich mich jetzt befinde."

„Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen," sagte die junge Wittwe, indem sie ihre Hand dem Goldschmied hinreichte, der sie mit seinen Thränen und Küssen bedeckte, „ich weiß Alles, was Sie für meine Familie und für mich geopfert haben und dieses Schreiben von Ihrer Hand hat mich schon lange von Ihrer Liebe und Ihrer edlen Hingebung unterrichtet."

Die Marquise zeigte dem jungen Goldschmied ein Papier, das sie in ihren Händen hielt. Er erkannte den Brief, welchen er Gaillard im Gefängniß übergeben hatte.

„Sie besitzen diesen Brief?" rief Philipp, aber er sollte Ihnen nur für den Fall meines Todes übergeben werden."

„Mein lieber Sohn," sagte Gaillard, „ich mußte den Anordnungen des Staatsanwalts gehorchen, der um die Existenz dieser Beweismittel wußte und mir befahl, dieselben abzuliefern. Seit vierzig Jahren bin ich gewohnt, den Befehlen der Justiz zu folgen. Das ist meine Rechtfertigung."

„Und der Staatsanwalt," fügte der Herzog hinzu, gehorchte nur dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Ich allein bin in dieser Angelegenheit der schuldige Theil und ein wenig meine Schwester hier, die eifersüchtig auf mich, mit mir wetteiferte, Dein Glück in der Liebe, wie im Geschäft zu begründen, denn, mein lieber Philippe, die junge und schöne Marquise von Allainval wird für Dich wieder die Tochter des Goldschmieds Chauquet. Sie entsagt den eitlen Privilegien eines neugebackenen Adels, um sich mit dem Manne zu verbinden, der ihr mehr als sein Leben opferte."

„Ist es möglich!" schrie Philippe außer sich, „wie, Fanchette, wie, Madame, Sie wollen zu mir herniedersteigen, die vornehme Wittwe des Marquis von Allainval will die Gattin eines niederen Handwerkers werden."

„Ich bin fern zu glauben, daß ich mich herablasse, erwiederte die junge Wittwe, „im Gegentheil, ich meinte, mich nur zu erheben. Die natürliche Eitelkeit hat mich zur Marquise gemacht, die Liebe gibt mich mir selber wieder. Der Adel ist überall in jeder edlen Handlung, im Talent, in einer großmüthigen und aufopfernden Liebe. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdienen sie ein Fürst zu sein und haben längst Ihre Adelsprobe abgelegt."

„Sie haben Recht Madame, und sprechen wie ein Engel," sagte der Marschall, werden Sie wieder eine Bürgerliche, oder vielmehr, da Philippe zu jener Klasse von Menschen gehört, die den Adel im eigenen Herzen tragen und die man nur selten noch bei Hofe findet, begnügen Sie Sich mit minder glänzendem, aber werthvollerem Stand und Namen. Erhalten Sie Sich jene Anmuth und Liebenswürdigkeit und Freiheit, welche Ihnen bei Hofe so viele Sympathien erworben haben, so daß die Bürger von Paris Sie einst unter ihre Heiligen versetzen, nachdem Sie bis jetzt wie eine Gottheit am Hofe angebetet wurden.

Die Hochzeit Philippe Affelins, Aufsehers über das Silbergeschirr des Königs mit Fanchette Chouquet, verwittwete Marquise von Allainval kam unter dem Schutz des Herzogs von Vivenne und der Marquise von Montespan zu Stande.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.



